ANNEXA

# Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

J. Kuranda.

7. Jahrgang.

I. Semester. II. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1848.

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Jahrg 7, pt. 2
1844

Digitized by Google

# Inhalt.

**Nr. 14.** Die Oesterreicher in Italien. S. 1. — Berlins neue Physiognomie. II. S. 7. — Aus München. S. 23. — Aus Wien. 1, 2, 3. S. 25. — Aus Paris. S. 30. — Das neue Wahlgesetz in Preußen. S. 34. — Die Revolution und der Bundestag. S. 37. — Nachschrift. S. 40.

**Nr. 15.** Die Militärhospitäler nach der Leipziger Schlacht. S. 41. — Die Polnische Frage. S. 47. — Aus Stuttgart. S. 52. — Aus Graz. S. 55. — Aus Paris. S. 59. — Preußen und die Revolution. S. 63. — Politische Skizzen. S. 69. — Aus Wien. S. 75. — Der zweite vereinigte Landtag in Preußen. S. 77.

**Nr. 16.** Slavische Stimmen aus Oestreich. 1, 2. S. 81. — Der politische Fortschritt in Oestreich. S. 89. — Aus London. S. 100. — Aus Stuttgart. S. 104. — Aus München. S. 107. — Aus Wien. 1, 2, 3. S. 108. — Notizen. S. 114.

**Nr. 17.** Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit v. Ad. Schmidt. S. 117. — Die deutschen Republikaner. S. 124. — Die Aufgabe der deutschen Constituante. S. 128. — Ein böhmisches Kaiserreich. S. 135. — Aus Paris. S. 140. — Republikanische Stimme über Hecker. S. 143. — Das allgemeine deutsche Bürgerrecht. S. 144. — Aus Prag. S. 146. — Die polnische Frage. S. 148. — Aus Wien. 1, 2. S. 153.

**Nr. 18.** Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit v. A. Schmidt. II. S. 157. — Aus Paris. S. 164. — Aus London. S. 166. — Zur Charakteristik des französischen Unterrichtswesens. S. 169. — Die östreichische Constitution. S. 174. — Die Lage von Böhmen. S. 179. — Aus Stuttgart. S. 182. — Aus Brüssel. S. 184. — Eine Fahrt nach Frankfurt. S. 188. — Aus Prag. S. 199. — Judenverfolgungen. S. 200.

**Nr. 19.** Deutschlands Pflicht gegen Italien und gegen sich selbst. S. 201. — Eine deutsche Kriegsflotte. S. 211. — Die Wiederauferstehung des heiligen römischen Reichs. S. 218. — Aus Preßburg. S. 223. — Aus Wien. S. 225. — Die Deutschen in Böhmen. S. 227. — Die badischen Freischaarenzüge. S. 232. — Zur deutschen Verfassungsfrage. S. 235. — Aus Paris. S. 238.

**Nr. 20.** Eine Fahrt nach Frankfurt. II. S. 241. — Die Aula und die Wiener Studenten. S. 256. — Aus Wien. 1, 2. S. 260. — Aus Preßburg. S. 263. — Debrezin. S. 264. — Das k. k. slavische Bewußtsein in Oestreich. S. 267. — Aus Berlin. S. 273. — Aus Breslau. S. 275. — Aus Prag. S. 277. — Aus Paris. S. 278. — Ein Kuriosum. S. 280.

**Nr. 21.** Deutsche Bewaffnung zur See. S. 281. — Hamburgische Zustände. S. 284. — Tirol und die österreichische Gesammtmonarchie. S. 294. — Conservative und Radi-

65869

Digitized by Google

cale. S. 301. — Aus Wien. 1, 2. S. 304. — Aus Prag. S. 308. — Die neuen Tiroler. S. 310. — Michel Chevalier und der Saint-Simonismus. S. 312. — Böhmische Vorrede zum Slavencongreß in Prag. S. 317. — Wochenbericht aus Wien. S. 321. — Aus Berlin. S. 325. — Die politischen Parteien in Halle. S. 326.

**Nr. 22.** Die Pariser Mai-Emeute. S. 329. — Gutsbesitzer und Bauern in der Steiermark. S. 334. — Deutschland und Frankreich. S. 338. — Liebesbriefe eines Fähnrichs. S. 345. — **Tagebuch**: Ragged School und Asyle. S. 351. — Aus London. S. 353. — Wochenbericht aus Wien. S. 355. — Aus Prag. S. 359. — Aus Berlin. S. 361. — Aus Leipzig. S. 362. — Notizen. S. 364.

**Nr. 23.** Der preußische Verfassungsentwurf und die Radikalen. S. 369. — Die neuen deutschen Regierungen und die Revolution. S. 373. — Eingaben an den Panslavenreichstag zu Prag. S. 379. — Prag und der neue Panslavismus. S. 383. — Föderalismus und Centralisation. S. 389. — Eine deutsche Versammlung in London. 396. — **Tagebuch**: Aus Paris. 1, 2. S. 401. — Aus Stuttgart. S. 407. — Aus Halle. S. 408. — Aus Würtemberg. S. 409. — Notizen. S. 410.

**Nr. 24.** Die äußerste Linke in Frankfurt. S. 413. — Die Todtenfeier im Friedrichshain zu Berlin. S. 419. — Die Nationalitäten in Ungarn. I. S. 423. — Aus dem Freischaarenleben in Schleswig-Holstein. S. 430. — Prag und der neue Panslavismus. II. S. 436. — **Tagebuch**: Aus London. S. 443. — Wochenbericht aus Wien. S. 445. — Aus Berlin. S. 449. — Aus Paris. S. 451.

**Nr. 25.** Die Nationalitäten in Ungarn. II. S. 453. — Die deutsche Demokratie. S. 460. — Die politische Poesie des modernen Hussitismus. S. 466. — Des Kaisers Neffe. S. 469. — Das neue Wartburgfest. S. 473. — **Tagebuch**: Hamlet in Leipzig. S. 478. — Aus Stuttgart. S. 480. — Wochenbericht aus Wien. S. 481. — Budnik, Municipal, Constable. S. 485. — Die Prager Pfingsten. S. 488.

**Nr. 26.** Zwei französische Gesetze. S. 493. — Zur dänischen Frage. S. 496. — Gedanken über das Volk. S. 500. — Rundschau im Norden Deutschlands. S. 506. — Eine Friedenspredigt. S. 514. — **Tagebuch**: Aus dem Versailles in der Mark! S. 518. — Zwei Prinzen und zwei Dynastien. S. 520. — Wochenbericht aus Wien. S. 522. — Die böhmische Verschwörung. S. 524. — Das Ministerium Camphausen und die Nationalversammlung. S. 527. — Aus Leipzig. S. 531. —

Digitized by Google

# Die Oesterreicher in Italien.

Bei diesem unheimlich frühen Sommerwetter im Natur- und Völkerleben fühlt man sich gestimmt, die unwahrscheinlichsten Botschaften für die glaubwürdigsten zu halten, aber die Berichte aus Mailand und Venedig klingen zu märchenhaft und widersprechend, um nicht ein banges Mißtrauen einzuflößen. Der Löwe von San Marco ist erwacht, Triest und Dalmatien denken nur auf ihre Vertheidigung. Ist es möglich?! Gleichzeitig aber hören wir, die Lagunenstadt habe ihre von den Todten herauf beschworene Republik wieder unter den väterlichen „Schutz" Oesterreichs gestellt!! — Und die Mailänder, vor Kurzem noch als feige Banditen verschwärzt, haben sich mit einem Heldenmuth erhoben, der den Palermos und Berlins um das Zehnfache überragt. Männer, Weiber und Kinder fechten wie antike Heroen und stürmen die stadtbeherrschende Citadelle, die aus dreißig Feuerschlünden Tod speit. Tyroler Scharfschützen nisten wie Raubvögel auf den hundert Thürmchen und Giebeln des Mailänder Doms und decimiren das halb wehrlose Volk mit ihren gefeiten Kugeln, — aber die Kinder der Freiheit erobern ihren schönen, so blutig entweihten Tempel und die Gemsenjäger wünschen sich in ihre heimischen Berge zurück. Nach fünftägigem Kampfe wirft das Volk den Landsknechten seine zerbrochenen Waffen in's Gesicht und jagt sie, wie die Furien den Missethäter jagen, bis unter die Mauern von Verona ... doch halt, eine neue Post sagt, Radetzky sei, gräßlich triumphirend, in Mailand wieder eingezogen, habe zwei Straßen dem Erdboden gleich gemacht, die gnadeflehende Bevölkerung den plündernden Croaten preisgegeben und um 12 Millionen gebrandschatzt, kurz, Radetzky hat ein hohenstaufensches Strafgericht gehalten. Pfui der Schande! In Wien jubiliren und illuminiren sie über den Sturz Metternich's und in Mailand lassen sie metternichisch wirthschaften. Pfui über euch in Wien, die ihr dazu schweiget und, gestern kaum der Sklaverei entgangen, heute schon eure frühern Leidensgefährten in die Sklaverei niedertreten wollt. Ob ihr nun siegt oder erliegt, ihr habt keinen Gewinn davon, denn Italien wird dennoch frei und ihr habt nur neue Schmach auf den deutschen Namen gewälzt. Wir konnten dort als Freunde scheiden, und wir scheiden als Besiegte. Die letzte Erinnerung, welche die deutsche Herrschaft in Mailand zurückläßt, ist ein Blutbad....



Digitized by Google

So klagt und knirscht man in der ersten schmerzlichen Aufregung. Aber wenn wir auch hoffen, daß die Gräuelthaten, die man den Croaten zuschreibt, eben so wie die Heldenthaten, die man den Mailändern nachrühmt, eine Uebertreibung der südländischen Phantasie sein mögen: es ist gewiß, daß unnützes Blutvergießen in Italien stattfand. Ehe dieses Heft geschlossen wird, erhalten wir wohl einen beruhigenden Aufschluß über jenes Gewirr phantastischer Gerüchte und vielleicht stellt sich heraus, daß die mörderische Schlacht in Mailand durch ein „beklagenswerthes Mißverständniß" herbeigeführt worden, aber leider steht Eines fest: Oesterreich täuscht sich auf die gefährlichste Weise über seine Stellung zu Deutschland wie zu Italien.

Aus der Wiener Zeitung ersehen wir, daß Oesterreich seine deutschen Provinzen von Truppen entblößt und täglich frische Streitmassen gegen Süden wirft. Es ist also entschlossen, Italien mit Gewalt zu behaupten; mit allen Kriegsdonnern, die ihm zu Gebote stehen, will es den italienischen Schrei nach Freiheit und nationaler Auferstehung übertönen. Es scheut selbst die wahrscheinliche Intervention Frankreichs und Sardiniens nicht, wer weiß? Vielleicht fordert es sie heraus, vielleicht sucht es und wünscht es einen Krieg um auswärtige Herrschaft, noch ehe im Innern zum Wiederaufbau Deutschlands ein fester Grundstein gelegt ist. In einem solchen Kriege kann das „constitutionelle Kaiserthum" vollständigen Schiffbruch leiden, aber auch Deutschland kann in den Krieg verwickelt, die volksthümliche Bewegung kann unterbrochen oder in eine andere Richtung gedrängt und einer gelinden Reaction Luft gemacht werden. So flüstert ein verzeihliches Mißtrauen. Hört es nur, ihr Herren in Wien, die Völker fangen an mißtrauisch zu werden und man fragt sich, nicht mit Unrecht: Träumen wir oder ist der dreizehnte März eine Fabel? Haben sich die edlen Jünglinge auf dem Hof und der Freiung nur deßhalb todtschießen lassen, damit Metternich's Schüler auf Metternich's Posten avanciren? Wahrlich, dann thätet ihr besser, den alten Meister mit der ehernen Stirn zurückzurufen und ihm demüthiglich Abbitte zu thun, denn er versteht sein System wenigstens. Wenn gegen Mailand jene Weisheit fortherrschen soll, nach welcher Italien ein „geographischer Begriff" ist, so müssen auch die Völker in Oesterreich ein „zoologischer Begriff" bleiben, denn bei der künstlichen Zusammensetzung der Monarchie hängt die äußere Politik nur zu genau mit der innern zusammen....

Und dieselbe Wiener Zeitung, welche die Rüstungen gegen Mailand so kaltblütig mittheilt, fand unlängst ein allgemein beklatschtes treffendes Wort für den herrschsüchtigen Dünkel der weiland preußischen Großmacht. Dieser Dünkel äußerte sich im Grunde nur durch eine Phrase Friedrich Wilhelm's IV. Die weiland österreichische Großmacht zeigt ihre Verblendung durch Thaten. Preußen war, trotz der 18. Märznacht, von jeher deutsch, durch und durch deutsch, während Oesterreich bis vor drei Wochen noch einen erbitterten, obwohl vergeblichen Gue-

Digitized by Google

rillaskrieg gegen jeden Strahl deutſchen Geiſtes führte, der durch ein Luftlöchelchen der altöſterreichiſchen Grenzmauer eindrang. Nun iſt die Mauer gefallen, aber die einſtrömenden Lichtmaſſen blenden euch. Metternich habt ihr vertrieben, aber die metternichſchen Ideen wollt ihr euch nicht austreiben laſſen. Dies iſt der Fluch der Zwingherrſchaft, daß ſie die Keime der Engbrüſtigkeit und Kurzſichtigkeit auf ganze Generationen vererbt, wenn ſie ſelbſt nicht mehr iſt. Den Baum der Tyrannei fällt man mit einem Schlage, ſeine Wurzel aber rodet man nur langſam und mühſelig aus. Preußen wird ohne großen Kampf „in Deutſchland aufgehen," nachdem ſein höfiſches Junker- und Soldatenthum in einer Sturmnacht gebrochen ward. Oeſterreich wird dieſer Prozeß größere Opfer koſten, aber es muß ſie bringen, wenn ein altes Unrecht geſühnt werden ſoll. Die Wiener haben ja ſelbſt mit Wärme den „Anſchluß an Deutſchland" verlangt. Wäre es möglich, daß ſie die volle Bedeutung des großen Wortes, das ihnen ſo ſehr von Herzen kam, nicht ermeſſen hätten?... Anſchluß an Deutſchland heißt ein gründliches Brechen mit der politiſchen Vergangenheit, heißt nicht blos einige Ausbeſſerungen an Rad und Achſe des kaiſerlichen Staatswagens vornehmen, ſondern kurzweg die Deichſel umkehren und herzhaft in ein entgegengeſetztes Geleiſe einbiegen. Welcher Deutſche in Oeſterreich den Anſchluß an Deutſchland ehrlich will, muß alſo aufhören, mit dem conſtitutionellen Kaiſerthum als europäiſcher Großmacht zu liebäugeln. Er muß z. B. darauf rechnen, daß er künftig nicht als kaiſerlich öſterreichiſcher, ſondern als deutſcher Bürger vor dem Auslande im Oſten und Weſten vertreten werde und daß ſeine heimiſche Regierung ſo gut wie die preußiſche, bairiſche oder heſſiſche dem künftigen Bundesparlament in Frankfurt ſich unterordne.

Es begreift ſich, daß die Idee einer ſelbſtſtändigen öſterreichiſchen Großmacht noch für viele Gemüther einen unwiderſtehlichen Reiz hat und ich weiß wohl, wie viel Schönes und Wohlklingendes über die Segnungen des bunten Länderbündels im Centrum Europa's ſich ſagen ließe. Ich brauchte nur gewiſſe Lobredner des alten Syſtems abzuſchreiben. Zu jenen Segnungen gehört nicht blos der Beſitz der Ueberlandroute nach Italien *), ſondern auch die Beherrſchung der Straßen in's Herz Italiens und Ruſſiſch-Polens. Lauter ſchätzenswerthe geographiſche, militäriſche und commerzielle Vortheile. Um welchen Preis aber wurden ſie erkauft, wem frommten ſie, und auf welcher Vorausſetzung beruhte das künſtliche Staatsgebäude, welches um jener Segnungen willen ſo geprieſen ward? — Wagt es einmal, dem alten Syſtem grad' in's Geſicht zu ſehen, dann werdet ihr auch den Entſchluß faſſen können, entſchieden euch von ihm abzuwenden.

---

*) Wie das Morning Chronicle bemerkt, welches ebenfalls für ein „aufgeklärtes" Kaiſerthum als ſelbſtſtändige Großmacht ſchwärmt, aber Mailand und Venedig merkwürdiger Weiſe aus dem Spiele läßt. Anmerk. d. Verf.



Digitized by Google

Ein Ländercomplex bildet noch keinen lebendigen Staat und eine Gruppe zusammengebundener Völkerschaften keinen Völkerbund. Unter der Voraussetzung, daß Deutschland als nationale Macht verkümmerte, daß Polen begraben und Italien ein geographischer Begriff blieb, hatte es einen Sinn — einen traurigen jedenfalls — daß noch ein paar Trümmer gescheiterter Nationalitäten an das österreichische Länderbündel angeschwemmt wurden. Das Kaiserthum war dann eine wohlthätige Anstalt für bankrotte Volksstämme der verschiedensten Art, die sich gezwungen sahen, unter die väterliche Obhut einer altehrwürdigen Herrscherfamilie zu flüchten. Es war ein großes Kloster für unglückliche Völkerreste, die nach bittern Enttäuschungen in der Weltgeschichte die Kutte nehmen und das Gelübde politischer Entsagung und geistiger Armuth ablegen mußten. In anderer Beziehung war die Disciplin so milde als möglich. Jedem blieb seine angeborne Mundart, nur sollte sie nicht zur schöpferischen Sprache werden, jedem blieben seine geschichtlichen Erinnerungen, nur sollten sie kein prophetischer Spiegel einer schönern Zukunft sein. Diese hohle Voraussetzung war der Felsen, auf den Fürst Metternich baute .... —

Die Völker in Oesterreich galten ihm nur als Product ihres Grund und Bodens, nur als die nothwendigen Werkzeuge zur Ausbeutung der geographischen, militärischen und commerziellen Vortheile, welche die Lage der Monarchie gewährt. Er scheute das Germanisiren, nicht aus Gerechtigkeit gegen Polen oder Italiener, sondern weil zu den Hebeln der Germanisation die geistige Bewegung gehörte. Wie die Soldateska, so benutzte er die Stamm- und Sprachverschiedenheiten. Der Böhme sollte den Ungar, der Ungar den Lombarden, der Lombarde den Deutschen bewachen; eine Nationalität sollte auf dieselbe Weise die andere abtödten, denn statt des freien geistigen Wetteifers begünstigte er nur kleinliche Eifersüchteleien zwischen ihnen und durch den Mund seiner Panegyriker verkündigte er dann dem Westen, wie das Kaiserthum eben so gut eine slavische und italienische als deutsche Großmacht sei. Die Großmächtigkeit beruhte aber nur auf der Geringschätzung aller Nationalitäten und auf der chimärischen Hoffnung, daß im Lauf der Zeit diese bunten Völkerschaften in eine große Unterthanenmasse zusammenfaulen würden, welcher das Cabinet sein beliebiges Gepräge geben konnte. Ein k. k. österreichisches Bewußtsein sollte das Nationalgefühl dieser ganz neuen unnatürlichen Composition werden!

Das korinthische Erz wollte aber nicht in Fluß kommen. Umgekehrt, seit Jahrzehenden regte sich ein neuer Lebenstrieb unter den eingelullten Völkern und als der große Menschenzähmer sein Werk bedroht sah, neigte er sich immer mehr nach Osten. Unter den heterogenen Elementen Oesterreichs zog er jedes dem germanischen vor. Slaven und Magyaren wurde freiere Rede und Schrift gegönnt als den Deutschen, denn das Siegel auf dem Munde Deutschösterreichs, meinte er, verzögerte und hemmte den Zufluß moderner Ideen, für welche die östlichen

Digitized by Google

Völker ſo empfänglich waren. Die Begünſtigung der nichtdeutſchen Elemente endlich verſprach ihm den Beiſtand größerer Maſſen, abgeſehen davon, daß ſie den alten Zwieſpalt der Stämme unterhielt und die Herrſchaft erleichterte.

Allein auch darin verrechnete ſich der große Volksbändiger. Die Fluth der Zeitideen ließ ſich nicht zurückdämmen, ſondern ſtürzte immer raſcher und raſcher über die kaiſerlichen Grenzen und das gemeinſame Streben nach geiſtiger Verjüngung beſiegte den kleinen Zwieſpalt der Stämme, ohne ihre Individualität zu verwiſchen. Sie lernten einander achten und lieben. Der Ungar ſpornte den Böhmen, der Böhme den Wiener und als das Wiener Volk endlich am 13. März mit ſo edlem Muth das Siegel von ſeinen Lippen riß, verwandelte ſich die ſtolze Mißſtimmung des Magyaren und Czechen gegen „die artigen Mutterſöhnchen der Monarchie“ in brüderliche Zuſtimmung und freudige Anerkennung eines lange verkannten Volkes.

Vernichtet, ihr Wiener, jetzt nicht euer eigenes Werk. Aus einer Gruppe zuſammengebundener Völker ſoll ein Völkerbund werden, der durch den Anſchluß an den großen deutſchen Bund neue Kraft und junges Leben gewinnt, aber mit Feuer und Schwert gezwungene Mitglieder ſtärken keine Brüderſchaft und der Anſchluß an Deutſchland, wenn er mehr als ein Wort ſein ſoll, ſchließt die Idee einer kaiſerlichen Großmacht außerhalb Deutſchlands vollſtändig aus. Ein Kaiſerthum, das zu ſeinem Beſtande die italieniſche und polniſche Zwingherrſchaft braucht, — eine Waffe, die euer Maulkorb werden wird, wie ſie es oft geweſen iſt, — wäre die alte metternichiſche Unnatur. Das Beiwort „conſtitutionell“ würde ſie nur ſchlecht übertünchen.

Oder meint ihr, die Eroberungen des Kaiſerthums dem auferſtehenden Deutſchland als Morgengabe darzubringen? So fragt doch erſt, ob die deutſche Nation euch dafür danken wird. Ihr ſeid fortan ſolidariſch mit Schwaben und Franken, mit Baiern und Heſſen u. ſ. w. verbunden. Fragt am Neckar und am Rheine, an der Oder und an der Donauquelle, wie die Völker ſprechen — und ihr werdet ſchamroth werden. Mit Zorn und Schmerz, um den gelindeſten Ausdruck zu gebrauchen, lieſt man in der Wiener Zeitung einen Aufruf zur patriotiſchen Bekämpfung Italiens! Hat euch der Vorſatz, conſtitutionell zu ſein, plötzlich ein Zwangsrecht gegen Mailand gegeben? Das deutſche Volk iſt klug und gerecht. Es wird euch von ſich ſtoßen, wenn ihr, mit einer drohenden ausländiſchen Hausmacht gewaffnet, in ſeinen Kreis treten wollt. Ein gutes Gewiſſen thut zur Wiedergeburt Deutſchlands vor Allem Noth! rief unlängſt tauſendſtimmig eine große Volksverſammlung. Gerechtigkeit will Deutſchland nach allen Seiten. Das Jahr 1848 hat nicht blos für uns, es hat auch ein wenig für Italien und Polen geſchlagen.

Preußen iſt bereit, das halbgermaniſirte Poſen oder doch den größten Theil davon zu opfern, und Oeſterreich beſinnt ſich, Italien und Galizien frei zu geben?

Nicht daß Deutschland unbedingt gegen den Anschluß Mailands und Venedigs wäre. Behaltet es, wenn ihr im Stande seid, es durch italienische Truppen zu behaupten, aber wir wollen keinen deutschen Soldaten mehr zum Landsknecht entwürdigen lassen, um dafür italienische Bayonette gegen deutsche Bürger in Wien oder Prag zücken zu sehen. Kann Oesterreich Mailand durch italienische Truppen behaupten? Vielleicht könnte es, wenn es vor Jahren dazu die Einleitung begonnen hätte. Aber in einem Lande, das bis vor drei Wochen mit Standrecht und Spionage gesegnet war und dessen edelste Jugend eine Zeit lang den Spielberg bevölkerte, hatte das Volk ein Recht: Es ist zu spät! zu sagen, wenn man mit den Worten: Constitution und Preßfreiheit, es plötzlich in blinde Schwärmer für das österreichische Kaiserthum zu verwandeln wähnte.

Das Wiener Cabinet hat vermuthlich, als es die telegraphische Depesche: Constitution und Preßfreiheit, nach Mailand sandte, dem greisen Radetzky seine alten Metternichschen Instructionen gelassen! Diese unbegreifliche Politik kann für Oesterreich verhängnißvoll werden. Wenn es Illyrien und Dalmatien behalten, wenn es das Band der Vasallentreue, welches Ungarn an das Kaiserhaus knüpft, nicht zerreißen will, so möge es bald mit den Mailändern Frieden schließen. Es dürfte sonst zu spät kommen.

Beharrt aber das Cabinet auf der Unterjochungspolitik in Italien, so handelt es sich nicht mehr um Oesterreichs Führerschaft im deutschen Bunde, sondern um seine Aufnahme in denselben.... War der Anschluß an Deutschland nicht buchstäblich gemeint und denkt das Kaiserthum etwa, das Szepter seiner europäischen Großmächtigkeit zu behalten, dann Gnade Gott den deutschen Völkern der Monarchie, Gnade Gott dem Fortschritt und der Freiheit!... Dieses Horoskop muß man Oesterreich stellen, wenn es aus Mailand sich einen Wald voll Lorbern holt... Zieht dagegen der Krieg sich in die Länge, so kann man nur eine Reihe von Umwälzungen ahnen, deren letztes Wort wir jetzt nicht aussprechen mögen.

J. A——nn.

# Berlins neue Physiognomie.

## II.

(24. bis 30. März.)

Sollte es auch noch einmal dahin kommen, daß die schlanken Taillen der Gardelieutenants mit dem Gefolge von dressirten Bauersöhnen Berlin den alten aristokratischen Anstrich zurückgeben, so wird doch das eigenthümliche Gesicht, das Berlin diese Wochen über annahm, zum Behuf der historischen Reminiscenz immer eines Daguerreotyps werth sein. Denn eine wunderbarere Verwandlung läßt sich nicht wohl denken, als sich in den etwas blasirten, aristokratisch fatiguirten Zügen unserer für ihre Größe noch immer jungen Residenz geltend gemacht hat.

Schon einige Stationen vor der Stadt merkt man, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sein muß. Herren von der königl. preuß. Regierung sprechen von der Revolution als einer glorioſen That, und die burschenschaftliche Cocarde ist nicht nur auf ihrem Hut, sondern auch in ihren Zungen. Süße Reminiscenz verschrobener Jugendtage! Ich werde dich nicht mehr aufstecken, seitdem du officiell geworden bist. Ein Haufen Soldaten schloß sich unterwegs unserm Zuge an, ein Student mit der deutschen Tricolore voran, die Soldaten Arm in Arm mit Civilisten. Alles in einer Art Rausch, der über der Sympolik der neu errungenen Freiheit den Ernst der Realität vergessen zu haben schien. Einige Berliner, die von einem kurzen Ausflug zurückkehrten, theilten uns einzelne Züge von der glorreichen Revolution des 18. März mit. Man hat gegen Strauß und seine Anhänger heftig polemisirt, daß er eine ausführlich aufgeschriebene Geschichte zu einem Mythus habe herabsetzen wollen. Bei Emeuten kehrt sich auch in unserer prosaischen Zeit, die ihre Register für jedes Evenement in Bereitschaft hat, die augenblicklich Stenographen zusammentrommelt, wenn ein Seifensieder oder der Mitarbeiter irgend eines Volksblattes sich über den Nutzen der Freiheit, der Tugend, der guten Gesinnung vernehmen läßt — selbst in unserem gewissenhaften Säculum kehrt sich in Augenblicken, wo die ursprüngliche Poesie der That plötzlich aus dem organischen Naturwuchs der alten, faulen Solidität emporschnellt, eben so die ursprüngliche Poesie der „mythenbildenden Substanz" heraus, und es wird einem künftigen Ranke schwer werden, auf officiellen Urkunden eine diplomatisch

geſicherte Geſchichte der erſten preußiſchen Revolution zu ſchreiben, wenn auch künftig ein liberaler Papſt die römiſchen Archive mit all' den Berichten, welche die Beſten der Diplomaten, die Jeſuiten, ihm davon als Augenzeugen haben zukommen laſſen, dem gelehrten Hiſtoriker öffnen ſollte.

Um nur gleich das Poſitivſte anzuführen, die Zahlen: Aerzte, die in allen Lazarethen geweſen ſein wollten, gaben mit großer Beſtimmtheit die Zahl der gebliebenen Soldaten auf 17 an; ein Herr dagegen, der mitten im Feuer geweſen, der 17 Barrikaden commandirt hatte, nannte mit eben ſo großer Gewißheit 987. So werden denn auch die einzelnen Begebenheiten je nach der poetiſchen Richtung und dem Geſchmack des Referenten, wie's kommt, in's Tragiſche oder Humoriſtiſche hinübergezogen.

Folgende Umſtände aber ſcheinen feſtzuſtehen.

Die anſäſſigen Bürger haben nur in geringer Zahl am Kampfe Theil genommen; ſie haben das Volk nur indirect, durch Oeffnung der Häuſer u. dergl. begünſtigt. Es ſcheint aber, das gegen das Ende des Kampfes die ganze Stadt eine ſolche Erbitterung ergriffen habe, daß wenn der König nicht Friede geſchloſſen, die ganze Bevölkerung aufgeſtanden wäre. Man muß hier den Ausdruck Bourgeoiſie nicht zu weit nehmen: junge Leute haben ſich in ſehr großer Zahl in's Handgemenge eingelaſſen; zum wahren Weſen der Bourgeoiſie gehört ein dicker Bauch und ein mächtig anwachſendes Kinn.

Was man von den Heldenthaten Einzelner erzählt, iſt Mythus. Mythus iſt z. B. die in Leipzig verbreitete Darſtellung, nach welchem der Thierarzt Urban der Hauptheld und Anführer des ganzen Barrikadenkampfes geweſen ſei.

Das Militär hat ſich, namentlich bei dem Transport der Gefangenen nach Spandau, mit empörender Brutalität benommen, einer Brutalität, die um ſo abſcheulicher war, da ſie zum großen Theil wirklich Unſchuldige traf.

Das Militär iſt wirklich geſchlagen worden; es hat zwar die meiſten Barrikaden forcirt, aber es hat die Stadt nicht unterwerfen können, und iſt ſo vollkommen ermüdet geweſen, daß jede Verlängerung des Kampfes ſein Untergang hätte ſein müſſen.

Der eigentliche Kampf iſt nur aus Erbitterung gegen das Militär hervorgegangen und hat nur den Zweck gehabt, das Militär zu vertreiben. Nachdem dieſer Zweck erreicht ward und man damit abſolute Freiheit erlangt hatte zu thun, was man wollte, hat man für den erſten Augenblick nicht gewußt, was man eigentlich zu erlangen, was man zu erreichen habe. Daher die Verwirrung der nächſten Tage.

Aber ein edler Inſtinkt hat das Berliner Volk geleitet. In dieſem Volk — ich meine gerade die ſogenannten niedern Stände — ſchlummert eine Kraft und eine Poeſie, die mitunter ſelbſt in der Frivolität etwas Grandioſes hat. Die Theepoeten unſerer Tage mit ihrer verwaſchenen Sprache ſollten ſich einmal hier unter

das Volk miſchen und von ihm lernen, was eine naturwüchſig originelle Ausdrucksweiſe iſt.

Der Augenblick, in dem das Volk ſouverän war, iſt der Mittag am 19. geweſen: der Zug der Leichen vor das Schloß. Damals war ſelbſt das Königthum in ſeinen Händen. Das Volk hat ſeine Macht mit einer Größe und zugleich einem Maaß — einem Maaß des Inſtinkts, nicht der Berechnung, ausgeübt, von der die Geſchichte wenig Beiſpiele bieten wird. —

Das Erſte, was uns beim Eintritt in die Stadt begegnet, ſind die Bürgerwachen am Thor. Es ſieht drollig genug aus, dieſe durchaus nicht courfähigen Figuren mit Flinten, Säbeln und allem möglichen bewaffnet, was ihnen gerade unter die Hände gefallen iſt, wie ſie unverdroſſen auf- und abſchreiten, zum Theil die Pfeife im Munde. Nur wo eine Studentenverbindung — jetzt immer in ſchwarz-roth-goldnen Mützen — ſich in einer Wache angeſiedelt hat, wird man noch etwas an die alte Uniform erinnert: es iſt wenigſtens esprit de corps darin.

Von Militär zeigte ſich damals keine Spur; wenn ein Soldat ſich auf die Straße verirrte, ſo war es Arm in Arm mit einem Civiliſten. Die Gensdarmen hatten ihre Uniform abgeworfen, zum Theil die Scheermeſſer an ihre Bärte gelegt. Aber allmälig tauchte einer nach dem andern wieder auf.

Es war eine Seltenheit, wenn man einen Menſchen ohne Cocarde begegnete. Faſt aus jedem Hauſe flatterte eine große roth-ſchwarz-gelbe Fahne, was der Stadt einen buntſcheckigen, aber nicht unangenehmen Anſtrich gab. In manchem Hauſe zählte ich ſechs Fahnen, die zum Theil an den Fenſtern, zum Theil auf den Giebeln befeſtigt waren. Selbſt dem alten Blücher, dem alten Scharnhorſt und all' den übrigen gegoſſenen Helden vor der Hauptwache und auf dem Wilhelmsplatze waren die Embleme der deutſchen Einheit in die Arme gedrückt. Die Anſchlagszettel an den Mauern waren roth-ſchwarz-gelb geordnet. Die Damen trugen roth-ſchwarz-gelbe Halstücher oder entſprechende Bänder auf den Hüten. An allen Straßenecken war Hochverrath angeſchlagen; alle drei Schritte rief ein Colporteur: „der Prinz von Preußen und die Berliner Revolution für 2 Sgr."

Die Straßen waren voll wie ſonſt, doch kamen mir die Spaziergänger weniger elegant vor als früher; man merkte ſelbſt an den Mienen der Leute, daß man in einem proviſoriſchen Zuſtand lebe. Auch die plebejiſche Droſchke dominirte weit über die zierliche Equipage mit ariſtokratiſchen Wappen. Die Rauchfreiheit wurde mit Maß betrieben: das Rauchen auf den Straßen ſcheint noch nicht zum guten Ton zu gehören.

Die Spuren der Barrikaden waren zum großen Theile verwiſcht, nur die Uebergänge über die Goſſen waren noch in einiger Unordnung, und das Pflaſter war noch in vielen Straßen von den heruntergeworfenen Ziegeln roth gefärbt. Die Conditorei von d'Heureuſe und einige andere Häuſer zeigten noch immer die Spuren ihres heldenmüthigen Widerſtandes. Die berühmte Inſchrift um die in

der Königsstraße eingedrungene Kugel „An meine lieben Berliner" hatte einer friedlichern weichen müssen. Dagegen ist die große Tafel, die das Palais des Prinzen von Preußen für Nationaleigenthum erklärt, und es unter den Schutz des Publikums stellt, mit allen Randglossen und Neben-Inschriften noch immer erhalten, als das beste Zeichen, daß von einer Contrerevolution noch nicht die Rede sein kann, und unter dem Fenster desselben verkauft man die tollsten Blasphemien gegen den ehemaligen Inhaber.

Die Stadt hat mittlerweile manche Verschönerung erhalten. Auf dem alten Exercirplatze vor Kroll's Local hat schon vor längerer Zeit das System des märkischen Kasernengeistes — der Flugsand — einer bürgerlichen, schönen Gartenanlage weichen müssen. Dieser Platz wird vielleicht einmal einer der schönsten der Welt werden. Der Wilhelmsplatz war ihm in dieser Reaction gegen das Militärwesen vorangegangen. Doch empört sich der märkische Sand noch immer gegen die wohlgemeinten Tendenzen der neuen Zeit.

Die Fresken auf dem neuen Museum sind vollendet. Aber die neue Seite entspricht an Werth der alten keineswegs. Die schöne Gruppe der Sternbilder, die um den alten Uranus kreisen, hat ein sentimental abgeschwächtes Gegenbild: die Trauer am Tumulus. Die Carricatur, die ein witziges Flugblatt auf die moderne süßliche Manier brachte: die trauernden Mehlsäcke, paßt auf diese neumodische Elegie vortrefflich. Von dem faden allegorischen Wesen, welches sich in diesen Fresken breit macht, kann man sich einen Begriff machen aus der offiziellen Erklärung, die dem Publikum an der Treppe verkauft wird:

a) **Morgen und Frühling des Lebens.** Hirtenvölker im ruhigen Naturgenuß. Die Sibylla des Morgens vor ihrer Höhle am Gestade des Meeres in des Orients Fülle der Natur fesselt das jugendliche Geschlecht durch die Deutung der Zukunft, welche sie auf Blätter zeichnet. Wildes Jägervolk steigt aus den Bergwäldern herab, angezogen von den höheren Reizen sibyllischer und dichterischer Begeisterung. Das Volk nimmt Theil am Wettstreit der Kraft und Gewandheit. Die Muse und Psyche spannen in der Hütte des Dichters die Saiten auf seine Lyra. Der jugendliche Genius des Dichters läßt Begeisterung von seinen Lippen tönen, Jünglinge sind liebend um ihn beschäftigt, fächelnd und mit Quellen spielend. Erster Versuch, das Schöne in der Natur festzuhalten durch die Kunst.

b) **Sommer und Mittag.** Die Erndte und ihre Freuden. Ein junger Held wird aus dem Quell der Begeisterung zu schöner und kühner That erfrischt. Musik-Genuß. Unschuldiger Muthwille mit dem Elemente der Phantasie.

c) **Auf den Wolkenhöhen des Helikon der Erde** entspringt unter dem Hufschlag des erhabenen Rosses, welches einst die Ueberwinder der Ungeheuer Perseus und Bellerophon trug, der Quell der Phantasie. Unter dem Liebkosen unschuldiger Nymphen rieselt er hinab in den Brunnen, aus welchem der beglückte Mensch den Trank der Begeisterung schöpft und von wohlthätigen Wesen empfängt, damit sich sein irdisches Leben und ihn Ahnungen und Vorgenüsse des Himmels begleiten in seiner Entwickelung unter Gesetzen des zeitlichen Fortschreitens. Hinter dem Schleier der stürzenden Quellen der Dichtung schimmern im tiefen Schooße der Erde die strengen Gewalten, welche die Gesetze des irdischen Lebens unerbittlich halten. Die dichterische Hülle leihet auch ihnen eine milde Form, menschenfreundliche Genien umspielen sie, an dem Schicksal des Menschenlebens Antheil nehmend. Selige Geschöpfe im Elemente des Schönen schwimmend und dasselbe Anderen spendend.

d) **Musik des Waldes in der Ferne.** Begeisterte, die sich am geflügelten Rosse erfreuen. Wohlthätige Nymphen gießen die schönste Fluth in den Brunnen hinab. Werkleute staunen beim Anblick des wohlthätigen Elements. Ein junger Dichter schöpft aus dem Brunnen. Ein Gesetzgeber naht sich überrascht den schönen Quellen, die auch ihn erfrischen sollen.

e) **Abend und Herbst.** Weinlese. Die Werkstadt des Künstlers schließt sich allen Denkmalen an. Unter den Einflüssen des Genius entsteht unter des Künstlers Händen das Werk. Die Natur selbst führt gefällig auf Verzierungen hin. Der Acanthus schlingt sich um die Form des Korynthischen Kapitäls. Die Helfenden in der Werkstatt und die Schüler. Helden kommen siegreich zurück. Psyche blickt sorgend aus der Wohnung des Weisen nach ihrem Lieblinge. Das Fest der Kelter im Anfange des Winters erfordert schon die heimathliche Flamme des Heerdes. Die Mutter wärmt das am Glanz sich freuende Kind. Das Alter erfreut sich an dem schönen Tanz der Musen, die im Abendscheine und Mondesglanze das Alter besuchen. Der Weise auf hohem Felsensitze schaut in den Nachthimmel und ergründet den Lauf der Gestirne. Ein Greis ist in Betrachtung des Elements versunken, das ihm zauberisch entgegenkommt. Der kühne Schiffer nimmt den Gruß der Musen mit sich und treibt in's weite mondbeglänzte Meer hinaus in der Nacht und im Winter. Luna steigt zum Meere hinab.

Man kann von diesen Fresken nur sagen, daß viel plastische Kunst an unplastische Gegenstände verschwendet ist. Von Weitem verzieren sie allerdings den Hintergrund der prachtvollen jonischen Säulen, aber leider werden sie auch ein langdauerndes Denkmal sein, wie weit die moderne Kunst hinter dem Geist der Zeit zurückgeblieben ist. Der Gedanke, die Poesie vertieft sich mit unendlicher Anstrengung ins Objective und Realistische, die Plastik verflüchtigt sich in die Ideen einer bodenlosen Allegorie.

Wenn das Museum der Zeit dienen muß, so geschieht es nur äußerlich. Die Kunstausstellung, die jetzt darin gezeigt wird, dient zum Besten der Familien der gefallenen Märzhelden.

Das neue Museum, das für die Gypsabgüsse, die Raritäten aus dem Schlosse und die ägyptischen Alterthümer aus dem Palais Monbijon bestimmt ist, wird in großartigem Styl aufgebaut. Schon sind die unterirdischen Grotten der ägyptischen Tempel, größtentheils Originale, vom Professor Lepsius mitgebracht, aufgerichtet, schon sind die widersinnigen Hieroglyphen an den Wänden in ihrer ganzen Abgeschmacktheit meisterlich nachgebildet, die alten Götzen vom Nil sitzen eben so stupid und colossal, wie sie in der lybischen Sandwüste mit stumpfem Auge der wiederkehrenden Zeit entgegensahen, innerhalb der märkischen Sandwüsten, und der blasirte Romantiker wird sich nun an diesen canonischen Hundsköpfen erbauen können, wenn ihm die eigenen Götzen nicht mehr bunt genug vorkommen; er wird sich von ägyptischer Erbweisheit durchschauern lassen, wenn ihm die märkisch-christliche zu trivial wird. Es ist eine wunderbare Composition, dieses Pantheon in der Umgebung des Schlosses: eine christliche Moschee, eine antike Rotunde zum katholischen Gottesdienst, mittelalterliche Domtendenzen auf Quadersteinen, die man in die Spree gesenkt hat, die aber wohl unter der jetzigen Zeit ebenso ein Symbol des neuerstandenen Christenthums bleiben werden, wie der

Kölner Dom ein Symbol von der Einheit des deutschen Reichs — und in der Nähe das einige solide Palais, das Zeughaus im besten Styl des vorigen Jahrhunderts, nicht übertrieben geschmackvoll, aber massiv und tüchtig. Die schönen Tage dieses Platzes sind wohl leider dahin! Die wallenden Helmbüsche, die Waffenröcke, die in der Sonne funkelnden Cüraſſe! das Paradespiel, der Stolz des Hofes, hat ein Ende! Halbverdrossen schleppt der Bürger die Muskete und den Säbel nach, und der Student wird das friedfertige Spiel des Kriegs nur so lange mit Eifer treiben, als es den Reiz der Neuheit hat. Das Bewußtsein der Sicherheit wird wiederkehren, auch ohne Soldaten und ohne die commentmäßig impertinenten Gesichter der Gensdarmen. Die Adler werden einen andern Flug nehmen müssen! nach Dänemark hin, wo ein feindseliges Volk unsre Brüder überfällt; nach Rußland, wo der stolze Autokrator — jetzt der einzige Malcontente unter den herrschenden Mächten, so eben dem freigewordenen Europa mit der alten legitimen Knute droht.

Das Heer wird bleiben, aber nicht mehr als ein Paradespielzeug, sondern als die Schule des Volks. Wir wollen nicht den Adel abschaffen, sondern das ganze Volk adeln, indem wir ihm die Waffen in die Hand geben, und ihm damit das stolze Selbstgefühl eines freien Mannes einflößen. Die Wehrhaftigkeit wird nicht mehr ein Symbol des Dienstes, sondern der Freiheit sein.

**Suoni la tromba, e intrepido**
**Jo pugnerò da forte**
**Bello è affrontar la morte**
**Gradendo fedeltà!**
**Amor di patria impavido**
**Mieta i sanguigni allori,**
**Poi terga i bei sudori,**
**E i pianti la libertá!**

So sang in Verein der Jakobiner und der Moderado im zweiten Act der Puritaner im königsstädter Theater, indem der erste eine schwarz-roth-goldne, der zweite eine italienische — grün-weiß-rothe Fahne schwang. Und libertá und patria! brüllten sie wetteifernd und schwangen die beiden Fahnen in einander, und das Publikum schrie mit und dreimal mußten die halb ausgeschrienen Kehlen das neue Lied der Freiheit wiederholen. Es heißt auf deutsch: über die Verfassungsform wollen wir streiten, aber gegen die Russen, gegen die Dänen gehen wir Hand in Hand! Und wenn wir mit den Hohenzollern rechten über unsre Freiheit, so wollen wir ihren Adler doch vorantragen, wenn es die Ehre unsrer Nation gilt, und wir wollen es unserm König nicht nachrechnen, daß wir ihn erobert haben. Preußen soll in Deutschland aufgehen, nicht untergehen.

Es ist einigermaßen frivol, daß ich das heitere Spiel der Oper in die sehr ernsthaften Wirren des Tages hineinziehe. Aber ich habe mich in der That dieser Frivolität schuldig gemacht, und wenn jene schwarz-roth-goldnen Puritaner mich ge-

waltſam wieder in den Sturm des Augenblicks hineinführten, ſo muß ich geſtehen, daß in dem „Barbier“ mich der reizende Geſang der Signora Fodor für den Moment den politiſchen Clubb, die polniſche Frage und die Arbeiteraufſtände vergeſſen ließ. Das Berliner Publikum war darin beſſer geſinnt als ich, und hatte ſich nur in der möglichſt geringen Zahl eingefunden.

Im Königſtädter Theater iſt das Enſemble demokratiſch genug, um mit dem Augenblick in Einklang zu ſtehen. Dagegen weckt das ariſtokratiſche Ausſehen des Opernhauſes unwillkürlich die Erinnerung an das, was draußen vorgeht. Der Hauch der Freiheit hat in dieſen Petrefacten kein anderes Leben eingeführt, als daß er ihre Zopfbänder ſchwarz-roth-golden gefärbt hat. Dieſe Farben drängen ſich von allen Seiten ſo herauf, daß man ſich mitunter wundert, wenn ein frühes Veilchen die Kühnheit hat, in andern Farben als der deutſchen Tricolore aufzublühen. Ich ſah im Opernhaus Figaro's Hochzeit. Es iſt merkwürdig, dieſe Nymphen, Götter, Delphine, Muſen, dieſe Bilder und Statuen ſahen noch ebenſo aus, als wenn keine Revolution in Berlin geweſen wäre. Das diplomatiſche Corps — freilich mehr in ſeinen männlichen Mitgliedern, amuſirt ſich noch eben ſo an der lieblichen Muſik, als wenn wir nicht am Vorabend eines blutigen Kriegs ſtänden! Roth und gold iſt genug in dem prächtigen Hauſe verſchwendet, aber die weißen Stuckwände ſind noch nicht ſchwarz geworden. Graf Almaviva erſcheint noch immer in der Tracht eines Ritters in einem arkadiſchen Schäferromane, Suſanna iſt noch immer die Salondame, die ſich in eine Kammerjungfer verkleidet hat, die Ironie gegen das Syſtem des vorigen Jahrhunderts, die erkauften Richterſtellen und das droit de seigneuriage übt noch immer ſeine unſchuldigen Scherze aus, Baſil hat ſein „Vivat“ noch ebenſowenig vergeſſen, als den Witz beim Ausfall der großen Arie im 4. Act, aber ſeine Naſe iſt länger geworden; ich habe es genau beobachtet; ſie reicht jetzt über das Kinn hinaus, in der Revolution iſt ſie gewachſen. Noch ein Fortſchritt: Das Duett zwiſchen dem Grafen und Suſanna wird nicht Dacapo gerufen! Der neue Geiſt duldet keine Widerholung!

Die Kunſt wird ſich zuſammennehmen müſſen, wenn ſie ſich in der neuen Bewegung erhalten will, es ſteht ihr eine Revolution bevor, wie dem Leben. In ihr, wie in der Politik fragt es ſich jetzt ſehr ernſtlich, ob die Kräfte ſich finden werden, die der Höhe der Zeit gewachſen ſind. Schiller's Ausſpruch: „Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt!“ wird für den Augenblick zurücktreten müſſen. —

Auch wir wenden uns von dem heitern Gebiet der freien Kunſt wieder in den Ernſt des bedingten Lebens zurück.

Als der erſte Rauſch der Revolution vorüber war, als der geſammte Staat in dem darauf einbrechenden Interregnum wie eine tabula rasa erſchien, die ſich bequem einem jeden philoſophiſch-politiſchen Syſtem fügen könne, fing man an ſich zu beſinnen, was nun eigentlich Neues aufzuführen ſei. Die alte Oppoſition ge-

gen den bisherigen Druck mußte nun ſchweigen, wenigſtens für den Augenblick, denn ein Jeder ſagte, öffentlich oder privatim, was er Luſt hatte, und wenn er Muße hatte, es zu Papier zu bringen, ſo war ein Cenſor ebenſowenig hinderlich, als ſich eine baldige Repreſſivmaßregel erwarten ließ. Freilich hatte die Maſſe von der Preßfreiheit ziemlich ſonderbare Vorſtellungen; der Berliner Philiſter meinte, er könne nun ſeinen Annoncen in der Voſſiſchen freie Aufnahme verſchaffen.

Es bildete ſich ſehr bald wieder eine revolutionäre und eine conſervative Partei, die ſich principiell darin unterſchied, daß die eine mit der Revolution vom 18. März den alten Staat für abgebrochen hält, und ihn wie auf einem neuen Fundament — der Souveränität des Volks, das an den Barrikaden die alte Militärherrſchaft gebrochen — ganz von Friſchem wieder aufrichten will, während die andere die Umgeſtaltung, deren Nothwendigkeit ſie eben ſo wohl einſieht, auf dem Rechtsboden vorzunehmen gedenkt, d. h. innerhalb der geſetzlichen Formen des alten Staates. Es iſt bekannt, daß die römiſchen Juriſten nicht ſelten dadurch die alten Formen feſthielten, daß ſie durch eine Fiction einen andern Sinn hineinlegten. Die alten Formen ſollen allerdings aufgehoben werden, aber durch ihre eigene Dialektik.

Das Practiſche dieſer Fragen knüpft ſich lediglich an die National-Repräſentation; in den Forderungen der Preßfreiheit, Geſchwornen und dergleichen ſind alle einig. Die revolutionäre Partei will, daß die neue, conſtituirende Verſammlung aus den Urwahlen hervorgehe, daß alle Staatsbürger ohne Unterſchied, ſobald ſie mündig ſind, und durch kein richterliches Erkenntniß ihrer Ehrenrechte beraubt, Wähler und wählbar ſein ſollen. Die Conſervativen wollen gewiſſe Claſſen ausſchließen, entweder durch einen kleinen Cenſus, oder durch Entfernung beſtimmter Kategorien, des Geſindes, der Bettler u. dgl., oder durch indirecte Wahlen.

Die einen wollen alſo die Betheiligung derjenigen Volksklaſſe, die der moderne Franzoſe Peuple nennt, der Beſitzloſen; denn ſie, denen man vorzugsweiſe die Revolution verdankt, ſollen auch an den Früchten derſelben Theil nehmen. Eben darum ſind ſie auch darauf angewieſen, ſich auf das „Volk" zu ſtützen, und ihre geſchickteſten Redner verſtehen es ſehr wohl, dem Arbeiter, dem vielleicht an den theoretiſchen Rechten ſeiner Souveränität nicht viel gelegen ſein würde, durch Einmiſchung materieller Ausſichten die Sache des Radicalismus in ein beſſeres Licht zu ſtellen. Die conſervative Partei ſieht in dem allgemeinen Stimmrecht, dem eine allgemeine Volksbewaffnung auf dem Fuße folgen müßte, die pronuncirte Anarchie, ſie glaubt zwar nicht, daß aus den Urwahlen Männer aus der niedern Volksklaſſe als Deputirte hervorgehen würden, denn es iſt eine alte Erfahrung, daß dieſe immer mehr einem beſſer Gekleideten ihr Vertrauen ſchenken, als einem ihres Gleichen, ſie fürchtet vielmehr, daß ſie ſich von der Leidenſchaftlichkeit der entſchiedenen Radicalen fortreißen laſſen, und eine Reihe von Jacobinern in den Nationalconvent ſchicken werden, die ſelbſt die Ideen des Communis-

mus nur zu politiſchen Zwecken ausbeuten dürften — zunächſt zur Proclamation der Republik. Unter Republik aber verſteht unſere Bourgeoiſie Staatsbanquerout und Terrorismus.

Es klingt ſeltſam, liegt aber in der Natur der Sache, daß die Progreſſiſten, die früher den vereinigten Landtag als das Organ ihrer Anſichten zu einer höhern, rechtlichen Geltung zu erheben ſuchten, jetzt gegen die Einberufung deſſelben Proteſt einlegen, während die conſervative Partei ſich mit aller Gewalt an dieſe letzte Planke aus dem Wrack des alten Staatsgebäudes anklammert. Der Landtag, ſagen die Einen, iſt hervorgegangen aus den feudalen Doctrinen der alten romantiſchen Rechtslehrer; er iſt legaliſirt durch die Willkür des abſoluten Königthums, er gehört als integrirender Theil in den alten preußiſchen Abſolutismus. Da dieſer durch die Revolution gebrochen iſt, ſo müſſen nothwendiger Weiſe mit ihm auch ſeine Inſtitutionen fallen; der Landtag iſt rechtlich unmöglich, denn die Gewalt, die ihn hervorrief und die allein ihn trug, exiſtirt nicht mehr; er iſt rechtlich unmöglich, denn ſeine Exiſtenz iſt eine Uſurpation privilegirter Claſſen gegen die alleinige Souveränität des Volks; er iſt unmöglich, denn er hat nur die Alternative, entweder gegen den neuen Geiſt zu reagiren, wo dann wieder ſich neue Barrikaden gegen ihn richten müſſen, oder gegen ſein eigenes Weſen, ſeine eigene Exiſtenz zu proteſtiren, ſeine eigene Vergangenheit zu leugnen, einen Selbſtmord an ſich zu begehen — nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus Furcht vor dem Volk — und dann wäre er ehrlos, und könnte noch weniger das Vertrauen des Volks vertreten. Er könne keine Geſetze geben, denn die Macht, die ihn bevollmächtigt, ſei gebrochen, er könne aber auch der Krone keinen Rath ertheilen, denn er ſei in ſich ſelbſt ein innerer Widerſpruch, und darum rathlos.

Wie denkt nun die radicale Partei dieſen einzigen Weg, geſetzlich den geſetzlichen Zuſtand der Staatsverfaſſung abzuändern, zu erſetzen?

Die Conſequenten unter ihnen erklärten, der geſetzliche Weg ſei überhaupt nicht mehr möglich, denn alle geſetzlichen Autoritäten ſeien abgeſchafft. Das Volk müſſe die Polikik in ſeine Hände nehmen. Der König ſei nicht mehr abſolut, er habe ſelbſt ſeiner unumſchränkten Macht entſagt; er ſei aber auch nicht conſtitutionell, denn es gebe noch keine Conſtitution. Von ihm, der noch vor einem Jahre erklärt, er wolle es nimmer dulden, daß ein geſchriebenes Blatt die Stelle der Vorſehung vertrete, und ſich zwiſchen ſein Volk und ſeinen Herrgott aufſtelle, ſei eine Reorganiſation des Staatsweſens, ſei auch nur die formelle Initiative der neuen Geſetzgebung weder zu erwarten noch anzunehmen. Es hatte ſich auch ſchon ein proviſoriſches Comité gebildet, — auf den Antrag des Herrn Jordan, der eben aus Paris zurückkehrte, — die Gleichgeſinnten aus allen Provinzen nach Berlin zu berufen, um die neue Verfaſſung zu berathen und zu decretiren — eine Idee, die genau dieſelbe iſt, welche auch das ſogenannte deutſche Parlament in Frankfurt zuſammenwehte — allein man beſann ſich doch eines andern, vor-

züglich auf den Nachweis des Herrn Oppenheim, daß jener Aufruf unklar sei, und daß in der Politik nichts so sehr zu fürchten sei, als Unklarheit. Unklar ist aber die Stellung einer Versammlung, die nichts vertritt als sich selbst, die nicht eine rechtliche, sondern nur eine moralische Autorität, und allenfalls die Autorität der Fäuste an sich trägt.

Wenn diejenigen Männer, die den Frankfurter Redeübungsverein zusammenberiefen, dies beherzigt hätten, so wäre Deutschland viel Verwirrung erspart worden.

Mit jenem Antrag war es also nichts; auch unter den Radicalen siegte die gemäßigte Ansicht, die freilich wieder ein wunderliches Ansehn gewann: mit Ordnung könne die neue Verfassung nur durch ein bestehendes gesetzliches Organ hergestellt werden, dieses Organ sei aber der König, der durch eine offene Erklärung die Souveränität des Volks anerkannt habe; ihm gebühre also die Initiative, vorausgesetzt freilich, daß er nichts anders decretire, als was das Volk wolle, d. h., das allgemeine Wahlrecht. „Wir wollen dir die Initiative lassen, wenn du willst, was wir wollen; wo nicht, nicht." Aehnlich schwuren die Aragonesischen Stände ihrem König Treue. Selbst der Antrag, den König durch einen moralischen Zwang, durch eine numerisch imponirende Deputation zu dem Schritt zu nöthigen, den man wünschte, fand keinen Beifall, denn wie Herr v. Brandt, einer der bedeutendsten Redner der radicalen Partei, ganz richtig bemerkte, das Berliner Volk ist nicht das Preußische Volk, und man müsse dem König die Freiheit lassen, nach seiner Ueberzeugung zu handeln, man müsse diese Ueberzeugung nur durch Gründe zu modificiren suchen, dann aber freilich auch sich die Freiheit vorbehalten, die Fahne der Volkssouveränität zum zweitenmal aufzupflanzen.

Man hatte demnach — wie es auch von andern Städten des preußischen Staats geschehen war, eine Petition an den König gerichtet, den Landtag nicht einzuberufen, sondern aus eigener Macht Urwahlen auszuschreiben. Seitdem hat sich die Sachlage dadurch geändert, daß der König seine volle Verantwortlichkeit einem neuen, populären Ministerium übertragen hat. Ich reiste den folgenden Tag ab, darauf ist der Landtag factisch zusammengetreten, und wie nun die Stimmung der radicalen Partei sich weiter entwickelt hat, kann man aus den Zeitungen nicht klar erkennen.

Die conservative Partei hat ihren eigentlichen Träger in der Bourgeoisie, die durch die Idee, mit der Polizei höre auch die Sicherheit des Eigenthums auf, und man wollte das Volk zum Communismus und zur Anarchie aufreizen, in eine unglaubliche Aufregung versetzt ist. Sie schreibt alle Schuld den Literaten zu, von denen sie meint, sie schrieben nur des Geldes, allenfalls persönlichen Ehrgeizes wegen. Sie ist nicht abgeneigt, gegen diese denselben Terrorismus zu wenden, den sie von Seiten der Massen befürchtet. Da in ihren Händen ausschließlich die Bürgerbewaffnung war, hat sie zuweilen zur Abwehr der Volks-

aufreizung Maßregeln getroffen, die das Uebel nur vermehren konnten. Als Herr Julius, Redacteur der „Zeitungshalle," in einem leitenden Artikel den Staat aufforderte, nicht bei der Emancipation der Bourgeoisie, wie es in der französischen Julirevolution geschehen, stehen zu bleiben, sondern seine vorzügliche Aufmerksamkeit auf Hebung der niedern Volksklassen zu richten, da jetzt schon ein entschiedener Bruch zwischen den Besitzenden und Besitzlosen vorhanden sei, rückten ihm die Bürger mit Säbeln auf den Leib, und drohten ihm seine Druckerei zu demoliren. Als ein durchreisender Schriftsteller, Herr Boas, den alten Landtag ein infames Institut nannte — Ausdrücke, an die man in den Clubs so gewöhnt wird, daß sie gar nicht mehr auffallen — verhaftete ihn die Bürgerwache ohne Weiteres. Aehnliche Scenen sind noch mehrere vorgegangen, und dienen natürlich nur dazu, die Aufregung zu steigern, und zugleich die Ohnmacht der Reaction zu beweisen, denn man muß die Verhafteten doch gleich wieder freilassen. Die Bürgerschaft bleibt zu sehr in ihrer negativen, ablehnenden Stellung; sie denkt zu wenig daran, die Arbeiter hierseits aufzuklären, zu wenig daran, für ihre Hebung wirklich energische Maßregeln anzubahnen.

Natürlich kennt man auf der andern Seite auch kein Maß; alle Augenblicke hört man in den Clubs von der „feigen Bourgeoisie, die sich in den glorreichen Tagen der Revolution versteckt habe, und die sie nun zu Gunsten der Hofjuweliere, Hofschuster und Hofschneider ausbeuten wolle." Man droht hin und wieder ernstlich, sich an die Spitze der Arbeiter zu stellen. Von beiden Seiten also eine maßlose Leidenschaft, die alle möglichen Gefahren droht; nur darf man nicht vergessen, daß jene Sprache in aufgeregten Augenblicken, in abendlichen Versammlungen geführt wird, daß ein Redner den andern steigert, und daß bei Tage die Sache wohl nicht so gefährlich aussieht. Die niedern Volksklassen beobachten übrigens eine musterhafte Haltung, ich habe in ihren Versammlungen Ehrfurcht vor den Berliner Arbeitern bekommen.

Es handelt sich in den politischen Tendenzen der beiden Parteien, wie man sieht, nur um einen quantitativen Unterschied. Die radicale Partei hat den Vortheil, daß sie einig ist in ihren Forderungen, denn sie hat ein sehr allgemeines Schema: gleiche Berechtigung Aller. Die Conservativen dagegen müssen die Beschränkung dieses Rechts mehr oder minder nach Willkür festsetzen, und durchkreuzen sich daher mehrfach in ihren Anforderungen. Ein ziemlich complicirtes System ward von Herrn Professor Kries aus Breslau, der sich dort wegen seiner conservativen Gesinnung viele Feinde zugezogen hat, in der Vossischen Zeitung veröffentlicht; es sollten zwei Kammern gebildet werden, von denen die erste, demokratische, aus den Urwahlen, die zweite, conservative, aus den Provinzialständen gebildet würde. Wie wir jetzt lesen, hat die Regierung die Idee der zweiten Kammer, wenigstens für die constituirende Versammlung fallen lassen; dagegen hat sie Beschränkung der Urwahlen und indirecte Wahlen vorgeschlagen, eine Maßregel, die, was sich

auch im Einzelnen dafür sagen ließe, auf die gegenwärtige Stimmung zu wenig berechnet sein dürfte.

Den Hauptsitz hat die radicale Partei in dem „politischen Club," der sich zuerst im Hotel de Russie, jetzt in dem schönen Mielentzschen Saal versammelt. Diese schönen Räume hätten es sich vor kurzer Zeit auch wohl nicht träumen lassen, daß sie von einigen Tausenden aufgeregter Politiker, die ebenso aufgeregt rauchen als sprechen, verfinstert werden würden. Der Club ging ursprünglich von den Liberalen aus, die schon früher in der Presse für die Sache der neuen Entwickelung gekämpft hatten, es haben sich seitdem auch viele andere angeschlossen, doch betrug die Zahl, so lang ich da war, immer nur einige Hundert. Dagegen stellte sich jedesmal eine ungeheure Menge Zuhörer ein, die wenigstens durch Acclamationen an der Versammlung Theil nahmen. Der Club hat sich jetzt vollständig organisirt, er hält alle Tage Sitzung; sucht Filialclubs in den Provinzen zu errichten und gibt ein kleines Flugblatt heraus — ich habe nur das erste Blatt gelesen, das sehr gut geschrieben war, wenn ich nicht irre, von H. Assessor Jung. Nur die Mitglieder dürfen mitsprechen; doch geht zuweilen der Club in die größere Volksversammlung auf, die in demselben Local gehalten wird. Vorsitzender ist H. Eichler, ein Literat, der sich an den Barricaden ausgezeichnet hat, sein Stellvertreter, Dr. Ruthenberg, ehemals Redacteur der Rheinischen Zeitung, jetzt Redacteur der neuen Berliner Nationalzeitung, von der ich seltsamer Weise in Leipzig noch kein Exemplar gesehen habe. Das bedeutendste Rednertalent — wenn ich aus den wenigen Versammlungen, denen ich beizuwohnen Gelegenheit hatte, schließen darf, ist H. v. Brandt, ein junger Mann mit hellblondem Haar und etwas aristokratischem Anstrich, der mit entschiedener dialektischer Schärfe ein nicht gemeines Feuer vereinigt. Von der Aufregung, die in diesen Sitzungen herrscht, kann man sich aus den magern Berichten der Zeitungen keinen Begriff machen; namentlich wenn man aus Leipzig kommt, wo auch die radicalste Ansicht durch den Vortrag einen salbungsvollen Anstrich annimmt, wird man von der Energie und Leidenschaftlichkeit dieser Debatten ebenso überrascht wie fortgerissen. Mitunter gewinnt die Versammlung freilich etwas den Anschein eines Polnischen Reichstags — doch gilt dies mehr von der größern Versammlung, wenn ein Mann präsidirt, der durch seine Persönlichkeit weniger geeignet ist, die feurigen Köpfe zu dominiren. So war es in der Versammlung, in welcher der phantastische Vorschlag der unmittelbaren Einberufung eines Nationalconvents zuerst angenommen wurde — ob von der Majorität oder Minorität kann ich nicht sagen. Herr v. Holzendorf, bekannt durch die von ihm veranlaßte Bauernadresse, präsidirte in demselben. Hier war es auch, wo ein Pole auftrat, die Berliner ernstlich wegen ihres Säumens zu Rede stellte, und geradezu drohte, wenn nicht bald für Polen etwas geschähe, so würde sich die polnische Bevölkerung Posens auf die Deutschen stürzen. Statt der derben Abfertigung, die eine solche Sprache verdiente, fand ein sentimentaler Act der Fraterniſi-

rung zwiſchen der deutſchen und polniſchen Nationalität ſtatt — ein baiser l'amourette, das für die Verbrüderung der Provinz von keinem bedeutenden Erfolg ſein wird. Die Art, wie man hier mit dem Königthum umſpringt, iſt fabelhaft, wenn man ſich an frühere Zeiten erinnert; ich ſagte ſchon einmal, daß die Berliner alle Hochverrathsgedanken, die ſie ſeit 33 Jahren hatten unterdrücken müſſen, jetzt bei der allgemeinen Exploſion an die Luft bringen. Einen Fehler haben die meiſten Reden dieſes Clubs: ſie pochen zu ſehr auf die Ereigniſſe vom 19. März, ſie erzählen zu viel von ihrer Revolution, ſie drohen zu viel mit einer neuen. Die Revolution iſt nicht ein permanenter Zuſtand, der Umſturz der Staatsverfaſſung bringt keine tabula rasa hervor, ſondern eine Maſſe von Bauſteinen und Localitäten, die nun benutzt werden müſſen zum Aufbau der neuen. Mögen die Berliner ſich hüten, daß man ihnen nicht vorwirft, was Lord Cheſterfield von den Franzoſen behauptete: ſie verſtehen wohl Barrikaden aufzubauen, aber nicht Barrieren, d. h., ſie verſtehen die Regierung zu ſtürzen, aber nicht ſie zu beſchränken.

Gewiſſermaßen im Gegenſatz gegen dieſen Club hat ſich ein „conſtitutioneller" gebildet unter dem Vorſitz des Juſtizcommiſſarius Crelinger, der früher aus Königsberg wegen ſeiner liberalen Geſinnung entfernt wurde und ſich ſpäter im Polenproceß auszeichnete. Er iſt viel zahlreicher als der andere, und alle Moderirten ſcheinen ſich ihm anſchließen zu wollen. Doch iſt er entſchieden liberal, und will der Reaction ebenſo Widerſtand leiſten, als der Anarchie. Dieſer Club, der ſeine feſte Organiſation, ſelbſt ſeine Stenographen hat, ſcheint ruhiger und gründlicher verfahren zu wollen, als der „politiſche," doch ſagt man ihm nach, daß er auch langweiliger ſei. Als Augenzeuge kann ich davon nicht ſprechen, da bei der erſten, bei meiner Anweſenheit abgehaltenen Verſammlung wegen Mangel an Raum an eine eigentliche Debatte nicht gedacht werden konnte.

Eine ſehr bedeutende Stütze hat die Bourgeoiſie an dem Polizeipräſidenten v. Minutoli, gegenwärtig dem populärſten Mann von Berlin, der auch durch allgemeine Acclamation an die Spitze der Bürgerbewaffnung geſtellt wurde. Wenn er über die Straße geht, wird er allgemein gegrüßt — eine Ehre, mit welcher der Berliner in der letzten Zeit auch gegen die Prinzen ſehr ſparſam war. Er hat ſich während der Blutnacht vom 18. März ſehr liberal gezeigt. Indeſſen hat es immer einen eigenen Anſtrich gehabt, das Commando der Nationalgarde dem Polizeipräſidenten anzuvertrauen, und ſpricht mehr für den friedlich geſetzlichen Sinn der Berliner Bürger, als für ihren Freiheitstrieb. Herr v. Minutoli hat das ſelbſt gefühlt, und nur nach langem Sträuben ſeine neue Stellung angenommen. — (Anm.) So eben hat er ſie niedergelegt.

Von den Literaten hat ſich namentlich Einer als Friedensſtifter und Verbündeter der geſetzlich geſtimmten Bourgeoiſie ausgezeichnet, Herr Dr. Wöniger, der ſchon früher durch ſeine Referate in der Voſſiſchen, namentlich über die Lei-

ſtungen des Königſtädter Theaters, die Herzen des Spandauer Viertels und der angrenzenden Stadttheile gewonnen hatte. Auch bei Gelegenheit der Central- und Localvereine iſt er für die Armuth wahrer Vertreter des geſetzlichen Fortſchritts geweſen. Herr Stieber, berühmt durch den Conflict ſeiner polizeilichen und juriſtiſchen Functionen, wie ſpäter durch ſeine glänzenden Vertheidigungen, über die er ſelber in der Voſſiſchen referirte, ſtand ihm darin zur Seite. Von Wöniger war auch theilweiſe die Adreſſe ausgegangen, welche der Thierarzt Urban, ein ziemlich populärer Mann mit ſtark phantaſtiſchem Anſtrich, der dem Volk durch einen ſehr langen Bart und eine Toga, wie die polniſchen Juden ſie tragen, imponirt, und der Schneider Eckardt an den König richteten, er möge das Militär wieder in die Stadt kommen laſſen. Die Bürgergarde, durch Herrn v. Minutoli befragt, ſtimmte zum größern Theil damit überein; der Dienſt ermüdete ſie natürlich, da man ſie viel unnöthige Wachen beziehen ließ, und da man ſich doch nicht getraute, das niedere Volk zu bewaffnen. Bei der großen Gährung, die im Volk herrſcht, hatte Herr Urban am vorigen Sonntag eine allgemeine Arbeiterverſammlung auf dem Platz vor dem Schönhauſer Thor berufen. Es hatten ſich wohl über 1000 Menſchen verſammelt, Urban hielt eine Friedenspredigt und ſtellte die drei Berliner Landtagsdeputirten dem Publikum vor, indem er verſicherte, daß ſie das Vertrauen des Volkes hätten. Die Arbeiter ſollten, jeder von ſeinem Gewerk, ausſprechen, was ihnen am Herzen läge. Einer nach dem andern ſtieg auf die Tribune, und erklärte, wie viel er zulage, und wie viel Stunden weniger Arbeit er wünſche. Mehr Lohn, weniger Arbeit, das iſt das Natürlichſte, worauf man unter dieſen Umſtänden kommt. Es war ermüdend genug, dieſe wechſelnden Einfälle anzuhören, die doch zu keinem Reſultat führen konnten, als plötzlich ein Schriftſetzer aus Breslau, Herr Brill, auf die Tribune ſtieg, und erklärte, er wolle hier nicht über ſein ſpecielles Metier ſprechen, denn das könne doch das einzelne Gewerk am beſten abmachen. Umſonſt ſuchte Urban ihn am Weiterſprechen zu hindern. Brill erzwang ſich das Wort, und ſetzte auseinander, wie Erhöhung des Lohnes mit Verminderung der Arbeit eine Unmöglichkeit ſei, weil dadurch die Meiſter mit ſammt den Geſellen ruinirt würden. Die Wurzel des Uebels liege tiefer, in den Grundlagen des Staats. Was dem Arbeiter allein aufhelfen könne, ſeien folgende Punkte:

1) Organiſation der Arbeit. Es ſolle ein Arbeiterminiſterium gebildet werden, aus Arbeitern ſelbſt gewählt, welches ſeine unteren Behörden nach allen Städten hin verzweige. Hier ſolle jeder Arbeiter Nachweis und Förderung finden, und eine Provinz ſolle die andere ergänzen.

2) Der Arbeiter ſei nicht im Stande, ſich ſelber zu helfen, weil er nicht gebildet genug ſei. Der Arme könne an dem Unterricht nicht Theil nehmen. Der Staat ſei alſo verpflichtet, eine Volkserziehung auf ſeine Koſten zu organiſiren. Die vorige Regierung habe das Volk dadurch geblendet und in Unthätigkeit ge-

halten, daß ſie daſſelbe durch die Ausſicht auf ein unbekanntes Jenſeits das Elend des hieſigen Lebens habe vergeſſen laſſen; das Miniſterium Eichhorn habe dieſes Weſen ſo auf die Spitze getrieben, daß es habe brechen müſſen, und man ſei ihm darum Dank ſchuldig. Nur die Aufklärung könne den Arbeiter glücklich und zu einem nützlichen Gliede des Staats machen.

3) Die Koſten dieſes Unternehmens ſeien dadurch herzuſtellen, daß man das Militär abſchaffe, und eine allgemeine Volksbewaffnung einführe; auch das Waffenhandwerk ſolle eine Schule des Volks ſein; ſie ſeien ferner dadurch herzuſtellen,

4) daß man die Regierung wohlfeiler mache, daß man den unnützen Hofhalt abſtelle, und die Regierung nur als Beamte des Volkes betrachte.

5) Endlich müßte die Regierung controlirt werden, aber nicht durch die privilegirten Stände, ſondern durch echte Volksvertreter. Dieſe könnten nur aus Urwahlen hervorgehen. Einberufungen der Urverſammlungen ſei alſo das erſte Recht des Volkes.

Ich muß geſtehen, daß ich ſelten einen Vortrag gehört habe, der klarer und mehr auf ſein Publikum berechnet geweſen wäre. Durchaus populär, durchaus im Ton eines Handwerkers, und doch von einer logiſchen Schärfe, die jedem Philoſophen Ehre gemacht haben würde. Nur ein paar Mal verplauderte er ſich, und ließ geradezu Feuerbach'ſche Theorien hören. Den folgenden Tag ſah ich ihn im Frack und in Glacéhandſchuhen im politiſchen Club.

Ein Arzt, Dr. Ries, hob dieſelben Punkte mit gleicher Beredſamkeit hervor. Sie wurden auf den Antrag des Juſtiz-Commiſſarius Reinhard, trotz des Widerſtandes, den Urban und das übrige Comité leiſteten, zum Beſchluß der Verſammlung erhoben und dem König vorgelegt. Der König verwies die Abgeordneten an die betreffenden Behörden.

Es iſt ſeit dem, wie ich leſe, Sonntags wieder eine Arbeiterverſammlung gehalten, in der man gegen die projectirten Wahlbeſchränkungen proteſtirt hat. Auch in den Zelten finden noch immer größere Verſammlungen ſtatt, meiſtens von der radicalen Partei. Die bewaffnete Bürgerſchaft ſoll wieder einige Attentate auf die Aſſociationsfreiheit gemacht haben.

Die Zeitungen erſcheinen jetzt in einem wahrhaft Schrecken erregenden Umfang; den größten Raum füllen die Annoncen aus, denn Jeder will jetzt etwas von ſich hören laſſen. Zum großen Theil ſind es lyriſch-dithyrambiſche Ausbrüche der freigelaſſenen Freiheitsbegeiſterung; auch Artikel verſöhnlichen Inhalts; mehrere Leutnants haben ihre Sympathien mit dem Volk poetiſch an den Tag gelegt, freilich kommen auch dazwiſchen manche ziemlich freche Herausforderungen vor. Gebeſſert haben ſich aber die Zeitungen nicht, mit Ausnahme der Zeitungshalle, deren Redacteur jetzt ſeinen ſophiſtiſch-antiliberalen Standpunkt aufgegeben und ſich mit Entſchiedenheit dem Ultra-Radicalismus angeſchloſſen hat. Das Motto ſeiner Zeitung iſt jetzt: Alles für das Volk, und alles durch das Volk. Er trägt

ſtets eine Muskete auf dem Rücken, um ſich gegen etwaige Angriffe der Bourgeoiſie zu ſichern.

Die Leſezimmer in den Conditoreien haben ſich ſehr ſtark vermehrt, und man fängt in einigen an, zu rauchen. Doch iſt die Zeitungshalle noch immer der Centralpunkt der neuigkeitsbedürftigen Berliner.

Ueber die Stellung der neuen Regierung — die ſonderbarer Weiſe in der Provinz, der Camphauſen und Hanſemann angehören, wenig Sympathien zu haben ſcheint, behalte ich mir vor, im nächſten Artikel einiges zu ſagen.

Der Totaleindruck, den Berlin im gegenwärtigen Augenblicke macht, iſt dieſer: ſehr viel Kraft, ſehr viel Talent, ſehr viel Fonds, aber auch ſehr wenig Haltung. Es iſt noch immer ein frivoler Anſtrich, auch in den ernſteſten Parteikämpfen, die an das alte Berlin erinnern.

Und einen Mangel noch: Berlin ſieht immer nur auf ſich und den preußiſchen Staat; von Deutſchland iſt wenig die Rede. Die Angriffe der ſüddeutſchen Blätter in der letzten Zeit hat man mit verächtlichem Achſelzucken aufgenommen, und mit Recht. Möge man ſich aber dabei nicht beruhigen; möge man zu der Einſicht kommen, daß Preußen nur in Deutſchland groß ſein kann, daß das Aufgehn Preußens in Deutſchland mit einer bloßen Phraſe nicht abgemacht iſt, und daß Preußen derjenige Staat iſt, der in der Reorganiſation des deutſchen Vaterlands — *zunächſt bei ſich ſelbſt* — die Initiative ergreifen muß. Die ſogenannte Hegemonie iſt dann eine müßige Frage.

**Julian Schmidt.**

# Aus München.

Den 7. April.

Jubiliren und Proteſtiren. — Kriegsluſt und Kriegsrüſtungen. — Reactionäre Gelüſte der Polizei. — Schwarz-roth-goldene Spielereien. — Wie man das Proletariat erzieht. — Mangel an Politikern.

Faſt iſt es dem Schriftſteller nicht mehr möglich, mit den Ereigniſſen der neuen Zeit gleichen Schritt zu halten. Kaum hatten wir uns von unſerm Erſtaunen über die Abdankung König Ludwigs erholt, da kommen die Nachrichten der Berliner Gräuelſcenen und königlicher Anmaßung, und rufen Autodafe's und ähnliche Demonſtrationen hervor. Adreſſen werden unterſchrieben (auch vom König Ludwig), um ſich gegen den neuen deutſchen Kaiſer zu verwahren, Karrikaturen erſcheinen an den Buchläden und Vereats hallen aus allen Trinkſtuben. Dazwiſchen klirren die Waffen an allen Ecken und Enden, denn Künſtler, Studenten und Bürgerſöhne haben Freikorps gebildet und exerciren Tag für Tag, ſogar die Männer des baierſchen Hochlandes treten unter der Anführung des Herzogs Max von Baiern in eine Art Landſturm zuſammen. Die Linie ſelbſt wird auf den Kriegsfuß geſtellt und ſchon haben viele Truppen die Garniſon verlaſſen, um die Grenze gegen Weſten decken zu helfen. Eine ungeheure Kriegsluſt herrſcht unter der Jugend, aber leider vergißt ſie dabei das vor kurzer Zeit Errungene ſich zu wahren. Die Polizeiwillkür hat ihre goldenen Tage noch nicht vergeſſen und ſucht allgemach ſich wieder geltend zu machen. Schon ward das Ausbieten von Flugblättern an den Straßenecken und in Wirthshäuſern verboten — unbeſchadet der vollen Freiheit der Preſſe, wie die Polizei ſich auszudrücken beliebt — und irren wir uns nicht, ſo werden gar bald andere ähnliche Verordnungen nachfolgen, wenn man nicht die Augen offen behält. Das Spielen mit der ſchwarz-roth-goldenen Fahne, die nun auch hier auf der Feldherrnhalle flattert, macht den Fortſchritt noch nicht aus, und nur zu loben iſt der Takt der Bamberger Landwehr, welche dem neuen König den Huldigungseid erſt ſchwören will, wenn des baieriſchen Volks gerechte Forderungen ſämmtlich erfüllt ſind. Aber wie weit iſt's noch bis dahin! Im ganzen weſtlichen Deutſchland rüſtet man ſich gegen die deutſchen Legionen, die von Paris aus uns Freiheit und Gleichheit bringen wollen, man fürchtet die Maſſen von Proletariern, die bis jetzt nicht gelebt haben, ſondern nur am Leben waren, und doch ſtößt man bei uns mit jedem Tage eine hoffnungsvolle intelligente Jugend in die Arme des Proletariats, eine Maſſe von Rechtspraktikanten und jungen Aerzten, die ihr Vermögen darangeſetzt haben, etwas zu lernen und nach Beendigung ihrer Studien ſich nicht einen Kreuzer verdienen können, weil die ärztliche Praxis nicht freigegeben iſt und kein Landrichter einem Rechtspraktikanten etwas bezahlt, wenn er nicht durch ihn einen Schrei-

ber erſparen kann. Man fürchtet die Proletarier, ſage ich, und doch erzieht man ihnen die Führer. Man bringt die Leute zur Verzweiflung, und wenn ſie dann ihr armſeliges Leben daranſetzen, ſich eine beſſere Exiſtenz zu ſchaffen, erklärt man ſie für Verbrecher. Man hat den ungeheuern Andrang zum Staatsdienſte und zu den Wiſſenſchaften überhaupt durch Vertheuerung der Studien, durch Prüfungen u. ſ. w. zu mäßigen geſucht, aber die Haupturſache, den ungeheuern Druck, der auf unſerm Gewerbsweſen laſtet, die Schwierigkeit der Anſäſſigmachung, hat man nicht gehoben. Wo ſich aber eine Stimme für Gewerbsfreiheit, für Freigebung ärztlicher Praxis ꝛc. erhebt, da ſchreien die Herrn, die durch die Conkurrenz in ihrer Behaglichkeit geſtört würden: Kreuziget ihn!

Durch die Abreiſe der tüchtigſten Männer unſrer Kammer nach Frankfurt iſt auch in dieſem Kreiſe eine Stockung der Geſchäfte eingetreten, und die für den Augenblick nothwendigſten Dinge, ein Preßgeſetz und ein neues Wahlgeſetz, wollen nicht erſcheinen. Der Krieg wird uns über den Hals kommen, und wir werden nothdürftig nach Außen, gar nicht nach Innen gedeckt ſein.

E. D.

# Aus Wien.

## I.

### Die deutsche Fahne auf dem Stephansthurme.

Seit heute Morgen weht die schwarz-roth-goldene Fahne von den Zinnen der altehrwürdigen Kathedrale Wiens. Vor meinem Fenster vorüber ziehen Studenten- und Sängerchöre, um durch Lieder und Lebehochs sie zu begrüßen.

Es ist auch die höchste Zeit, daß Wien sich wiederfindet als deutsche Stadt, daß die Oesterreicher, die Deutschösterreicher sich besinnen, daß sie Deutsche sind. Vor lauter Gerechtigkeitsgefühl gegen andere angereihte Nationalitäten ist man ungerecht gegen sich selbst geworden, vor lauter Gleichstellungswünschen den Slaven und Magyaren gegenüber drohet die Unterjochung dem Hauptbestandtheil der Monarchie. Czechen, Magyaren, Croaten, Italiener, Polen, Jedes geht angreifend gegen das deutsche Element zu Werke, fanatisirend, zum Kampfe aufrufend. Mag sein, daß sie im eigenen Lande ihre nationale Oberherrschaft erobern, das Fremde ausscheiden; aber Wien ist eine deutsche Stadt und muß vor Allem deutsch sein. Oesterreich ist nur als deutsche Großmacht etwas geworden, hat nur als deutsche Macht die Nebenländer allmälig erobert, kann nur als deutsche Macht in Zukunft etwas sein und muß daher vor Allem deutsch bleiben. Die Zeiten der Germanisation sind vorüber. Das frühere Oesterreich hat mit Hülfe der Finsterniß zu germanisiren gestrebt und hat den Haß sich zugezogen, jetzt kann und darf es nichts mehr dem Deutschthum erobern wollen. Aber es hüte sich davor, sich erobern zu lassen. Es hüte sich, seine Hauptpolitik, die nur Hand in Hand mit Deutschland gehen kann, aus Rücksicht auf die Nebenländer aus dem Auge zu verlieren, es hüte sich halb und halb zu sein und nach zwei Seiten hinschielend zwischen zwei Stühlen durchzufallen. Wir sind auf dem schönsten Wege dazu, denn leider predigen eine Masse von Patrioten, von ehrlichen Patrioten, die Deutsche und wirkliche Liberale sind, die Doctrine von der Gleichberechtigung aller Nationen im Kaiserstaate mit solcher Ueberschwänglichkeit, daß gerade Dasjenige, was sie retten wollen, die Einheit, die Größe Oesterreichs durch ihr Bemühen zuerst in Stücken zu reißen droht. Die Gleichberechtigung aller Nationen reißt den Staat in vier Stücke auseinander. Bereits hat Ungarn ein verantwortliches Ministerium für sich errungen, das seinen Sitz nicht mehr in Wien hat. Seine auswärtige Politik, seine Handelspolitik wird nicht mehr von Wien bestimmt, sondern von seinen eigenen verantwortlichen Ministern. Böhmen ist auf dem Wege, dasselbe zu fordern. Italien ist fast ganz, Galizien zu drei Viertheilen aufgegeben. Oesterreichs Kraft beruht jetzt rein in seinen deutschen Provinzen; was soll daher das Umherblicken nach einer andern Richtung als nach der deutschen? Das sind schlechte Patrioten und unselige Politiker, die immer verhin-

dern wollen, daß Oesterreich sich entschieden als deutscher Staat erkläre. Diese Entschiedenheit würde Oesterreich Macht und Respect verleihen, selbst bei seinen affilirten Staaten, selbst bei den Ungarn, die jetzt ein Reich für sich geworden, die das Uebergreifen der deutschen Bureaukratie nicht mehr zu fürchten haben, dagegen aber sehr zufrieden damit sein können, daß Oesterreich ihr in einer Ecke sich befindendes Reich mit Deutschland vermittelt.

Darum begrüßen wir die schwarz-roth-goldene Fahne, die jetzt auf St. Stephan weht, mit freudigem Herzen. Es ist dies keine Berliner Königscoquetterie. Wir Oesterreicher wünschen in der Reihe deutscher Völkerschaften wieder im ersten Range zu stehen, aber wir werfen uns nicht dazu auf. Die Stimmen, die bisher für eine Wahl Oesterreichs zur deutschen Kaiserkrone laut wurden, ertönten aus den verschiedenen Enden Deutschlands — aber wir Oesterreicher haben uns nicht hervorgedrängt. Wir wollen zu unsern deutschen Brüdern in Allem und Jedem stehen — das allein ist die Bedeutung unserer schwarz-roth-goldenen Fahne.

— Rainer. —

## 2.

Das neue Preßgesetz. — Unwillen darüber und Agitationen dagegen. — Eine Volksbitte! — Die italienische Oper und der italienische Krieg. — Der sardinische Gesandte reist ab. — Die deutschen Farben und die Fahne Kaiser Joseph's. — Was ist des Deutschen Vaterland? auf allerhöchstes Verlangen in der Burg gesungen.

Das neue ominös genug am 1. April veröffentlichte Preßgesetz hat allgemeine Unzufriedenheit und Entrüstung erregt. Es gibt sich darin eine vollkommen reactionäre Richtung kund, die um so unangenehmer berührt, als man bisher mit Vertrauen auf die Freisinnigkeit des Freiherrn von Pillersdorf hinblickte, der es als Minister des Innern unterzeichnet und somit die auf ihn und sein Wirken gerichteten Erwartungen mit diesem seinem *ersten* erlassenen Gesetze nicht gerechtfertigt hat. Dieses Gesetz macht eine genaue, offene, freimüthige Besprechung der Regierungsmaßregeln unmöglich; es verpönt die Besprechung einer Constitution, die wir noch gar nicht haben, die wir sodann, ohne daß sich darüber die Stimme der Oeffentlichkeit wird kund geben können, in jeglicher willkürlicher Form werden annehmen müssen; es stellt sogar jeden „öffentlichen Diener" unter seine Ägide, macht ihn soweit unverletzlich, denn jede freie Aeußerung über seine Amtsverwaltung kann von den Richtern, die selbst Beamte sind, als eine Beleidigung beurtheilt werden. Die Angehörigen des kais. Hauses, die bisher jedem andern Bürger gleichgestellt waren, werden fortan mit einer Unverletzlichkeit, die bisher nur der Majestät zukam, bekleidet. Die Verhandlungen sind öffentlich und mündlich, aber *ohne* Geschwornengerichte; die Polizei kann Beschlagnahme verfügen, worüber sie freilich Bericht erstatten muß; das Tribunal aus vier Räthen des Landrechtes und einem Präsidenten bestehend, urtheilt darüber, ob diese Beschlagnahme fortdauern soll und über jedes Preßvergehen. Ausländische Drucksachen unterliegen demselben Gesetze; stellt sich der Autor oder Redacteur nicht dem Tribunal, so kann in diesem Falle auch als Strafe 6monatliches Verbot oder Verbot auf immer ausgesprochen werden.

Man sieht aus alldem, daß die freie offene Besprechung Alles dessen, was die wichtigsten Interessen des Volkes betrifft, unmöglich gemacht und somit eine der Grundbedingungen des constitutionellen Systems negirt worden ist.

Die Entrüstung gab sich auch sogleich nach dessen Veröffentlichung dadurch kund, daß es auf dem Universitätsplatze, freilich nicht von sämmtlichen Studenten, doch aber

immerhin einer ziemlichen Menge derselben verbrannt wurde. Nachmittags wollte Prof. Hye, der an der Ausarbeitung desselben sich wesentlich betheiligt hatte, dasselbe vertheidigen, er fand aber an Giskra und Kuranda, dem Redacteur dieser Blätter, welchen Schreiber dieses den Studenten vorgestellt hatte, die ihn mit dem größten Jubel in ihrer Mitte aufnahmen, so tüchtige Opponenten; die Entrüstung der Studenten war so heftig und Schuselka wußte in trefflicher Rede diese Entrüstung noch so zu erhöhen, daß Hye gänzlich seinen Zweck verfehlte, und augenblicklich eine Deputation, aus allen den eben genannten Herren bestehend, wozu noch die Commandanten des jurid. und medic. Nationalgardecorps zugezogen wurden, zum Freiherrn von Pillersdorf gesendet ward. Sie kamen mit der Antwort zurück, daß er das Gesetz, gegen welches sich eine so lebhafte Erbitterung kund gebe, einer vollkommenen Umänderung zu unterziehen suchen werde, und daß er die Studenten bitte, das aus ihrer Mitte zu bildende Comité, welches alle Wünsche derselben gehörigen Orts zu vertreten habe, mit der Formulirung ihrer Beschwerden zu beauftragen, worauf er dieselben gewiß zu berücksichtigen verspreche. Zum Schlusse wurden Kuranda und Schuselka von der jubelnden Studentenmenge durch die Hallen der Universität getragen, welche Ovation man durch die ganze Stadt fortgesetzt hätte, wenn sie sich diese Ehrenbezeugung nicht auf das Dringendste verbeten hätten.

Auch der jur.-politische Leseverein wird in Form einer Protestation dem neuen Preßgesetz entgegen treten. Heute sind die Studentenausschüsse, welchen auch Doctoren beigesellt wurden, ins Comité gewählt worden, die nun die weitern Schritte übernehmen werden.

Seit gestern circulirt eine Volksbitte, um Entfernung des Erzherzog Ludwig und Auflösung des Staatsrathes, die auch auf der Universität mit allgemeiner Acclamation begrüßt wurde. Gestern wurde die Krakauer Dankadresse auf der Universität in Empfang genommen und in einer Antwort die Sympathie der österreichischen Studenten mit der freien Erhebung und Einigung Polens ausgesprochen.

Gestern sollte die Eröffnung der ital. Oper stattfinden. Der allgemeine Volksunwille erhob sich dagegen, die Zettel wurden abgerissen, eine Proclamation dagegen angeschlagen und so unterblieb sie. Auch heute findet keine Vorstellung statt. Es spricht sich dadurch weniger Nationalhaß als vielmehr eine Entrüstung darüber aus, daß man in einem Momente, wo Oesterreich gegen Italiens Freiheit kämpfe und ringe, auf einem Theater die Italiener solle singen hören, indeß ihre Brüder bluten. — Gestern sprach man auch von einem Beschlusse des Cabinets, nur mehr die Defensive zu ergreifen, und ein Heer am Isonzo, also schon außerhalb des lomb.-venet. Königreichs, aufzustellen. Im gestrigen Abendblatte des Beobachters steht die Kriegserklärung Sardiniens und die officielle Nachricht, daß dem sardinischen Gesandten hier seine Pässe zugeschickt worden sind.

Indessen sieht man hier Massen von Zügen aus den untersten Volksklassen mit einem Zettel: „Freiwillige Legion nach Italien" auf dem Hute herumgehen. Ob sie nach Italien gehen werden, steht dahin. Die Gold- und Silberausfuhr aus Oesterreich ist verboten worden.

Heute weht die schwarz-roth-goldene Fahne von der Spitze des Stephansthurms. Eben zieht eine Masse von Studenten und Sängern, nachdem sie auf dem Stephansplatz: „Was ist des Deutschen Vaterland" abgesungen haben, durch die Stadt, um auf dem Josephsplatze vor Joseph's II. Denkmal dasselbe zu thun.

Indessen flattert die Fahne mit dem Worte: Preßfreiheit in der Hand des großen Fürsten, fort und fort. Wir hoffen, daß wir sie ihm nicht wieder aus der Hand werden nehmen müssen, sondern daß jener *eherne* Kaiser mit seiner Fahne uns den Weg

zum unabläſſigen Fortſchritt zeigen möge, beſſer als die Lebenden, die an unſere Spitze ſich geſtellt haben, die aber zurückzubleiben ſcheinen hinter dem drängenden Zeitgeiſte.

Ich will gerade den Brief ſchließen. — Da erzählt man mir, daß eine ſingende und jubelnde Menge auf das Verlangen des Hofes auch vor die Burg gezogen ſei und dort „Was iſt des Deutſchen Vaterland" abgeſungen habe. Der Kaiſer ſchickte Prof. Endlicher herab und ließ eine tricolore Fahne verlangen, die er ſodann nach allen Richtungen ſchwenkte. Hierauf war des Jubelns kein Ende, die Volkshymne wurde abgeſungen, und von dem Balcone der Wiener Hofburg flattert jetzt — die deutſche Tricolore.

S.

## 3.

Rückblicke auf den Polizeiſtaat. — Ein Cenſor und ſeine Prophezeihung. — „Sie haben mich betrogen!" — Die perſönliche Güte des Kaiſers. — Metternich's Epigonen.

Im Sturm der Ereigniſſe thut Sammlung Noth, jeder Tag bringt mit ſo viel Neuem auf uns ein, daß man ſich beſinnen muß, was geſtern vorgefallen. Wer denkt heute an die geſtürzten Götzenbilder und Fetiſche, die noch vor 14 Tagen allmächtig waren. In welchem Jahrhundert haben Metternich und Sedlinizky gelebt? Wohin ſind ſie gekommen? Niemand fragt darnach. Die neue Freiheitsſonne Oeſterreichs hat keine Morgenröthe gehabt, von tiefſter Mitternacht ſprang der Staat plötzlich in den vollſten Mittag um. Noch am Tage, bevor die Revolution ausbrach, hatte der Direktor der hieſigen Cenſur zwei Nummern der illuſtrirten Zeitung, der unſchuldigen Illuſtrirten! confiſciren laſſen, wegen eines Artikels — über Spanien. Der Buchhandlung J. J. Weber wurde die Weiſung gegeben, daß dieſe zwei neu gedruckt werden müſſen, und die Bezeichnung „zweite Auflage" auf jedem Exemplar ſtehen müſſe, damit keins der confiſcirten Exemplare in Umlauf komme. Kankhoffer, eine der ſchlimmſten Creaturen Sedlinizky's, hatte den Grundſatz aufgeſtellt, daß Oeſterreich nur dann Ruhe haben könne, wenn die ganze Literatur auf Schulbücher reducirt würde; er ſoll ſich laut gerühmt haben, daß binnen zwei Monate kein verbotenes Buch in Oeſterreich exiſtiren ſolle. Dieſe Prophezeihung iſt, Dank den Göttern, eingetroffen: es gibt wirklich kein verbotenes Buch in Oeſterreich mehr!

Graf Sedlinizky, der ganz verſchwunden iſt, war unſtreitig das frechſte Inſtrument der Metternichiſchen Politik. Die Polizeiverwaltung dieſes Menſchen läßt ſich in ihrer frechen Tyrannei erſt jetzt überſchauen. Metternich hatte wenigſtens Geiſt; ſeine Bulldogge aber wüthete unter der Heerde blind herum, er betrog nicht nur das Volk, er betrog auch die Dynaſtie. Folgendes Factum iſt hiſtoriſch aufzubewahren, zur Charakteriſtik und zum Verſtändniß der abgelaufenen Epoche. Sämmtliche Polizeidirectionen der verſchiedenen Provinzial-Hauptſtädte waren verpflichtet in gewiſſen Zeiträumen, Berichte über die Stimmung der Bevölkerung einzuſenden. (sic!) Dieſe gingen zuerſt an Sedlinizky; von dieſem wurden ſie cenſirt zurückgeſchickt! mit dem Bemerken, dieſe oder jene Stelle ſei auszulaſſen, jene andere abzuändern u. ſ. w. Da es Vorſchrift iſt, daß ſolche Berichte im Original, ſo wie ſie die betreffende Provinzialbehörde abgefaßt hat, dem Kaiſer vorgelegt werden müſſen, ſo trug Sedlinizky Sorge, daß ſie erſt in ſeinem Sinne purificirt wurden, und die kaiſerliche Familie nur das erfuhr, was Sedlinizky für gut erachtete ſie erfahren zu laſſen. Dieſe Machination, die Jahrzehnte gedauert und die regierende Familie im Irrthum erhalten hat, wurde jetzt erſt aufgedeckt, und hierauf namentlich bezieht ſich das

Decret, womit der Kaiſer den Grafen Sedlinitzky verabſchiedete, und worin die merkwürdigen Worte vorkamen: „Sie haben mich betrogen!“

Dieſe Ueberzeugung der regierenden Familie, daß ſie betrogen wurde, hat auch die Revolution ſo leicht gemacht. Es iſt vielleicht in der Geſchichte noch nicht da geweſen, daß ein Staat von 38 Millionen Menſchen ſein ganzes bisheriges Syſtem über Nacht umkehrt in Folge einer Revolution, die kaum 30 Menſchenleben gekoſtet hat. Es herrſcht allenthalben die Ueberzeugung, daß dieſe Erſcheinung grade der Individualität des Kaiſers zu danken iſt, der kein eminenter Kopf, kein Kraftmenſch, aber grade das iſt, was man in ſolchen Momenten braucht, eine kindsgute, reine Seele, ſanft und tiefmenſchlich. „I laſſ' nit ſchießen! I laſſ' nit ſchießen“ — ſchrie er unaufhörlich, — „I reiſ' fort, wann's ihr ſchießen laßt.“ Als man ihm noch ein Mal abreden wollte, die Conceſſionen zu unterſchreiben, rief er zornig: „Bin i der Kaiſer oder bin i nit der Kaiſer?“ In der Freude des guten Mannes, daß Wien jetzt ſo bewegt und glücklich iſt, liegt keine Coquetterie, ſondern der volle Ausdruck kindlicher, herzlicher Wahrheit. Jeden Tag ſieht man ihn ausfahren und er iſt ein viel zu talentloſer Schauſpieler, als daß das vergnügte Geſicht, das er zeigt, Maske ſein ſollte.

Dennoch müſſen wir auf unſerer Hut ſein. Die Anhänger des Metternichſchen Syſtems ſind noch immer zahlreich und in der Nähe. Sie zeigen mit Schadenfreude auf die vielfachen Verlegenheiten der Regierung und die zahlloſen Conceſſionen, die ſie tagtäglich machen muß. Hätte man uns gefolgt, rufen ſie, hätte man der Emeute mit Kanonen geantwortet, ſo ſtände die Regierung jetzt gefürchtet und mächtig da. Aber in Berlin hat man ja dieſes Syſtem befolgt, und was hat man damit gewonnen? In Mailand hat man mitrailliren laſſen, und hat man nicht Alles dadurch verloren? Nur Verräther, hirnloſe, fluchwürdige Menſchen können jetzt noch der Regierung rathen, auf halbem Wege ſtehen zu bleiben. Oeſterreich muß jetzt ein eben ſo conſequent freier Staat werden, wie er früher ein conſequent abſolutiſtiſcher und despotiſcher war. Nur die volle Freiheit ſichert ſeine Zukunft, ein jeder Schritt zurück iſt ein Schritt zum Abgrnnd!

Rainer.

# Aus Paris.

Lamartine's Friedenspredigten. — Die Arbeiterausweisungen und Emanuel Arago. — Die Propaganda und Peter in der Fremde. — Bornstedt's Armee. — Die Anschläge auf Belgien. — Bartels und Jottrand. — Der Messager de Gand. — Die Affaire bei Risquonstont. — Ihre Folgen. — Emile Girardin.

Die Reibungen zwischen Frankreich und Belgien fangen an bedenklich zu werden. Die Protestationen der provisorischen Regierung gegen die Freischärler, welche die Republik in Quievrain und Mouscron proclamiren wollten, sind eben — Protestationen und keinem nüchternen Menschen in Brüssel werden sie übertriebenes Vertrauen einflößen. Die humanen und glänzenden Friedenspredigten Lamartine's machen seinem persönlichen Charakter alle Ehre, aber Lamartine kann nur für sich, nicht für seine Collegen und noch weniger für Frankreich bürgen. Wenn die Volksleidenschaft den sanften Zügel seiner Beredsamkeit nicht mehr erträgt, wird er vielleicht abdanken oder abgedankt werden, — eine schwache Genugthuung für diejenigen, die der erste Choc der furia francese treffen wird. Beruft euch dann auf die Maximen Lamartine's, haltet sie einer siegreichen Invasion vor, — on vous rira au nez! —

Man muß die Proclamationen der Regierung, so weit sie sich auf's Ausland beziehen, zwischen den Zeilen lesen. Wie wenig Geltung sie im Innern haben, zeige Ihnen folgende Thatsache. Ich erwähnte in meinem Schreiben vom 26. März die Austreibung fremder Arbeiter und daß dieser Gewaltstreich des Volkes durch einen Erlaß der Polizei (Caussidière) sanctionirt wurde. Jetzt, nachdem fast Niemand mehr auszutreiben ist, nimmt der republikanische Commissär Em. Arago in Lyon die fremden Arbeiter großmüthig in Schutz, durch einen Papierwisch nämlich, worin er im Namen der Fraternité die Verfolgung der Fremden für Frankreichs unwürdig erklärt, besonders da die Deutschen und Italiener überall mit solcher Hingebung in die Fußstapfen der Republik getreten sein!!!.. Wie stimmt diese Herzensergießung Arago's zum Erlaß Caussidière's, warum soll, was in Lyon unwürdig heißt, anderswo für würdig gelten? In Paris, in Rouen, Lille und Valenciennes hat man die Fremden schockweise weggejagt, die englischen Zeitungen melden bald einen Trupp von 150, bald von 200 Arbeitern, die in der größten Entblößung nach Hause kommen; Viele haben die Früchte jahrelangen Fleißes großentheils oder ganz in den französischen Sparkassen zurücklassen müssen, eben so lieblos verfährt man mit den Belgiern und Deutschen, und in Valenciennes hat man erst vor einigen Tagen förmliche Jagd auf jeden Fremden gemacht, der noch einen Bissen Brot auf dem gastlichen Boden der Republik verdiente. Das Alles setzt Herrn Emanuel Arago und seine wohlfeilen Declamationen nicht in Verlegenheit.

Dieſe Fremden-Razzias hängen außerdem auf das Genaueſte mit den propagandiſtiſchen Verſuchen gegen Belgien und Deutſchland zuſammen, welche von der Centralregierung in Paris auf das Anſtändigſte desavouirt, von ihren Commiſſären und Agenten in der Provinz aber auf das Unanſtändigſte begünſtigt werden. Den engliſchen Ouvriers gab man den Laufpaß sans phrase, denn man weiß, daß ſie zur Revolutionirung ihres Vaterlandes ſchlecht zu gebrauchen ſind. Mit den übrigen wird diplomatiſirt. Man möchte ſie gern gebrauchen, wie Simſon die Füchſe, ihnen Feuerbrände an die Schwänze binden und ſie ſo in die Saaten der conſtitutionellen Philiſter treiben. Um ſie auf die profitabelſte Weiſe los zu werden und zwei Fliegen mit einer Klappe zu treffen, flüſtert und ſchreit man ihnen zu: „Sacrés b—s, haben wir nicht genug für euch gethan mit unſerer Revolution? Ihr ſeht, daß wir euch nicht ernähren können. Geht nach Hauſe und macht's wie wir. Wenn ihr brav ſeid, wird es euch nicht an unſerem Beiſtand fehlen. Waffen, auch einige Sous ſollt ihr ſogleich bekommen. Und ihr dürft euch ja nur zeigen, um euer Vaterland zu befreien. Alſo en route und „verkündet auch bei euch die Ehre der franzöſiſchen Republik" (Worte des National), dann werden wir noch einmal ſo cordial fraterniſiren, mit Sklaven fraterniſirt der Franzoſe nicht." — —

Die armen Teufel wollen ſich dann nicht lumpen laſſen und verſprechen die glänzendſten Heldenthaten, nur um mit guter Manier fortzukommen und auf dem Marſche nothdürftig verpflegt zu werden. Ich kann Sie verſichern, daß die Anſchläge auf Baden großentheils aus dieſem Gemiſch von Verzweiflung, Renommage und Gedankenloſigkeit entſtanden ſind. Die Arbeiter werden freilich auch von deutſchen Tollköpfen bearbeitet. Herwegh mit ſeinem phantaſtiſchen Republikanismus und Herr Adalbert von Bornſtedt mit ſeiner einſchmeichelnden Beredſamkeit haben eine Schaar entſchloſſener Proſelyten angeworben. Der Letztere, der mit mehreren Mitgliedern des Proviſoriums intim zu ſein ſcheint, rühmt ſich öffentlich, von der Regierung Geld und Waffen erhalten zu haben. Er weiß ſeinen Rekruten die Unternehmung als ſo leicht zu ſchildern und, als ehemaliger Offizier, ſind ihm die tactiſchen und ſtrategiſchen Kunſtausdrücke ſo geläufig, daß er Glauben findet. Aber das Gros ſeiner Armee beſteht rein aus moutons enragés, aus verzweifelten Peters in der Fremde, die ſich innerlich eben ſo ſehr vor dem Empfang in der Heimath wie vor dem Aufenthalt in Frankreich fürchten. Wenn dieſe Zeilen nach Leipzig kommen, ſo ſtehen die deutſch-franzöſiſchen Republikaner vielleicht ſchon an der badiſchen Grenze, — ich höre, ſie rechnen auf die ſchwarzwälder Bauern und den Seekreis — aber ich müßte mich ſehr irren, wenn der Einfall nicht ein ſchlechter iſt. Im unglücklichſten Falle wird daraus eine zweite Auflage des Savoyerzuges. Möge man mit den Verirrten und Verführten nur recht glimpflich verfahren und lieber mit großen Brotlaiben als mit Kanonenkugeln ihnen zu Leibe gehn, die Anführer werden ſich ſchon von ſelbſt aus dem Staube machen, ſobald ſie nicht augenblickliche Adhäſion finden. — Bedenklicher ſind die francobelgiſchen Wühlereien. Der tragikomiſche Ausgang, den die zwei erſten Expeditionen hatten, ſcheint mir nichts weniger als beruhigend, denn ſie laſſen doch große Mißſtimmung zurück und geben zu gefährlichen Recriminationen Veranlaſſung. Die hieſigen Republikaner haben es kein Hehl, daß eine belgiſche Republik zu ihren „loyalſten Wünſchen" gehöre und daß König Leopold, als Schwiegerſohn Louis Philipp's, ihr Vertrauen nicht beſitze, aber Frankreich, ſagen ſie, werde ſich nie einmiſchen!

Das Siècle lobte ſchon vor einem Monat die Klugheit, mit welcher das republikaniſche Comité zu Brüſſel ſeine Schilderhebung aufgeſchoben habe! Dieſes Comité

existirt aber nicht blos in Brüssel, sondern auch hier zu Paris; nach den Februartagen kam Herr Ad. Bartels, der belgische Cassius, her, ein alter Freund von Cats und de Potter, ein Mann, dessen feinen blaßgelben Zügen und dunklen Feueraugen etwas Unternehmungsgeist zuzutrauen ist. Früher Redacteur des Débat social, des avancirtesten belgischen Oppositionsblattes, steht er seit Jahren mit den hiesigen Revolutionärs in Verbindung und erklärte jüngst offen in einem Brief an die Brüsseler Indépendance, daß er von jeher für die Republik in Belgien gearbeitet habe und dafür fortarbeiten werde, — jedoch nur mit der Feder. Eben so wie Bartels denkt Herr Jottrand und denken Andere. Sollte die Flinte geschwind erobern, wofür die Feder geduldig schreibt, so wird letztere nichts weniger als untröstlich sein. Daß Leute wie Jottrand und Bartels sich nicht unnützer Weise compromittiren, versteht sich von selbst. Herwegh und Bornstedt sind minder fein, aber auch weniger advokatisch.

Bartels und Jottrand sind jedenfalls bessere Diplomaten, kennen die Lage und Stimmung ihres Vaterlandes und berechnen sorgfältig jede Chance, die sich ihnen bietet. Der „Messager de Gand," ein antikoburgisches Blatt, welches stets orangistische Sympathien verfocht, neigt sich jetzt offen der Republik zu, ohne daß den Gentern deshalb einfiele, ihm die Pressen zu zerbrechen; die Genter Fabrikanten wollen ihre Leinwand entweder an Holland oder an Frankreich zollfrei verkaufen. Dies ist seit Jahren öffentliches Geheimniß und die Meetings, die vor acht Wochen in der ostflandrischen Hauptstadt gehalten wurden, bestätigten es. Aehnlichen Zunder finden die Republikaner im Wallonerland.

Beobachten Sie endlich die Physiognomie des zweiten Attentats auf Belgien genauer und es wird Ihnen ernsthafter erscheinen, als man es von vielen Seiten darzustellen beliebt. Die belgische Legion (2000 Mann), welche zwischen Risquonstout und Menin in die Flucht geschlagen wurde, hatte nicht nur aus dem Arsenal von Lille Musketen bekommen, sondern wurde von Zöglingen der polytechnischen Schule angeführt, deren viele auf dem Platz geblieben sind. Alle Regierungsblätter desavouiren den mißlungenen Handstreich, wie aber, wenn er einen kleinen Erfolg gehabt, wenn ein paar wallonische Offiziere mit ihren Compagnien sich angeschlossen hätten?! —

Die Sprache der kleinen Blätter hier ist sehr unzweideutig. Sie machen aus den flamischen Arbeitern, die bei Risquonstout geflohen sind, politische Flüchtlinge, — eine offenbare Unwahrheit, — und aus den Franzosen, die dort gefallen sind, Märtyrer für die Freiheit, deren Blut um Rache schreie. Die belgischen Truppen, die den Einfall abwehrten, werden schon der Gebietsverletzung angeklagt, weil sie in der Hitze des Kampfes einige Schritt weit über die französische Grenze kamen und ein lärmender Volkshaufe hat deshalb schon Lamartine bestürmt, er solle Genugthuung dafür verlangen. Sie werden sehen, am Ende ist Frankreich der beleidigte Theil und die Schafe an der Maas und Schelde werden das Wasser in der Seine getrübt haben.

So lange Frankreich daran liegen muß, mit England in Frieden zu bleiben, wird man sich hier auf den „moralischen Einfluß" beschränken, den die Republik auf den kleinen Nachbar übt. Sobald jene Rücksicht wegfällt, sobald der Friede einmal compromittirt ist, wird Belgien in Beschlag genommen. Ils ne savent pas, sagt man schon öffentlich, ce qui leur tombera sur le nez; ce sera une affaire de 24 heures. Die Sache geht aber nicht blos Belgien und England, sondern auch Deutschland an.

In diesem Augenblick macht Nichts größeres Aufsehen als der erbitterte Kampf Girardin's gegen die provisorische Regierung. Seine Artikel in der Presse wären geeig-

net, die Arbeiterbevölkerung zu einer neuen Revolution zu reizen, wenn die Ouvriers nicht vom blindeſten Glauben an Louis Blanc und Lamartine erfüllt wären. Einige tauſend Blouſen haben zwei Tage lang Girardin's Haus in der Rue Montmartre belagert, einzelne Haufen drangen bis auf ſeine Stube und mißhandelten ihn mit Drohworten und Beſchimpfungen der furchtbarſten Art. Girardin bat ſie, ſeine Artikel nur zu leſen; ſie würden dann ſehen, wie gut er's mit ihnen meine. Die Kritik, mit der er die Verſprechungen und die Verwaltung des Proviſoriums verfolgt, iſt im Grunde meiſterhaft und unwiderlegbar, aber ſein Privatruf und der perſönliche Haß gegen die neuen Herrſcher, den jede ſeiner Zeilen athmet, ſind gegen ihn. Man zerreißt jetzt öffentlich die neueſten Nummern der Preſſe, ohne ſie geleſen zu haben, man verfolgt ſeine Colporteurs und er ſelbſt darf ſich nicht auf der Straße zeigen. Die großen Journale proteſtiren ziemlich lau gegen ſolche Verletzung der Preßfreiheit und Cauſſidière beruhigt die Maſſen auf eine ſehr aufregende Weiſe. Man kenne Herrn Emile de Girardin, ſagt er, und die öffentliche Verachtung ſei die beſte Widerlegung ſeiner Verleumdungen; er wünſche nur, daß ſein Treiben „ihm nicht verhängnißvoll (fatal) werde. . .“

O. Fr.

---

# Das neue Wahlgesetz in Preußen.

Die Minister haben mit allen Maßregeln gezögert, bis zur Eröffnung des Landtages, so sehr auch die dringendste Eile gefordert schien zur Beendigung eines Zustandes, welcher der Anarchie ziemlich nahe steht. Man kann in dieser Zögerung die weise Absicht erblicken, den Halt der Legalität keinen Augenblick aufzugeben, weil sein Verlust zur unmittelbaren, d. h. willkürlichen Demokratie führe. — Die radikale Partei sieht darin die Nichtanerkennung der Revolution. Die Gefahr, die im Verzuge lag, ist jedenfalls vorüber. Prüfen wir die Maßregeln selbst.

Der Landtag soll nicht über die Verfassung entscheiden. Er ist nur ein Provisorium — zur Begründung eines Provisoriums. Er soll das Organ schaffen, welches die Organisation berath, die dauernde Form, aus welcher erst die neuen Gesetze hervorgehen. Die Weitläufigkeit dieses Weges rechtfertigt sich aus dem oben angegebenen Grunde. Der Landtag konnte die Verfassung nicht berathen, nachdem die Assemblée constituante zum Stichwort und Ehrenpunkt der Revolution geworden. So mußte man die Assemblée durch den Landtag berufen lassen, wenn man die Ungesetzlichkeit nicht wollte. Das Wahlgesetz selbst ist möglichst freisinnig, bis auf einen Hauptpunkt, den der indirecten Wahlen. Es ist eine große Unvorsichtigkeit, aus doctrinären Gesichtspunkten einen Grundsatz aufrecht halten zu wollen, der die öffentliche Meinung in einem solchen Grade gegen sich hat. Die indirecte Wahl, selbst wenn die constituirende Versammlung sie beibehalten sollte, wird einen fortwährenden Agitationspunkt abgeben, weil eine wahrhafte Betheiligung des Volks nur bei directen Wahlen möglich ist.

Welcker in seinem Entwurf eines Wahlgesetzes für das deutsche Parlament hat ebenfalls indirecte Wahlen empfohlen und sich dabei auf das Beispiel Badens berufen, wo die indirecten Wahlen bessere Resultate geliefert als die directen in Würtemberg. Das liegt aber in ganz localen Verhältnissen. In Würtemberg hängt ein großer Theil der Wahlen von der Landbevölkerung ab. Die Dorfbewohner richten sich dort meistens nach ihren Schulzen und diese sind in beständiger Furcht und Abhängigkeit von der Regierung, weil die Gemeindeverwaltung

unter Controle der Staatsbeamten ſteht und die des bureaukratiſchen Mechanismus ungewohnte Landleute fortwährend Verſtöße machen [wenn auch nur formelle], alſo der Nachſicht bedürfen. So konnten die Wahlen auf dem Lande meiſt im Sinne der Regierung gelenkt werden. Dieſe Schwierigkeit fällt hinweg, ſobald die Gemeinden ſelbſtſtändiger und die Verwaltungen volksthümlicher ſind. Ueberdies gewähren die indirecten Wahlen keine Abhülfe.

Um auf Preußen zurückzukommen, ſo iſt die Einführung indirecter Wahlen für die conſtituirende Verſammlung ein großer Schritt zur Unpopularität der neuen Miniſter, wenn die Landtagsverhandlungen ihnen dieſe Bürde nicht abnehmen.

Zu den Urwahlen läßt das vorgeſchlagene Geſetz jeden heimathsberechtigten mündigen Preußen zu, ſofern er nicht aus öffentlichen Mitteln Armenunterſtützung oder ohne eigenen Hausſtand in einem dienenden Verhältniß Lohn und Koſt bezieht. Dies ſchließt zunächſt deutlich den Almoſenempfänger und den Dienſtboten aus. Die radicale Partei erklärte in ihrem erſten Manifeſte, ſich auch dieſe nicht entreißen laſſen zu wollen. Thatſächlich kommt darauf wenig an. Wer geiſtig unſelbſtſtändig, urtheilslos iſt, wählt nicht mit. Er gehorcht fremden Einflüſſen, wenn er nicht ausgeſchloſſen iſt. Das Princip muß anerkannt werden, daß Alle auf die Stufe der Wahlfähigkeit gehoben werden ſollen. Die Dienſtboten müſſen ſelbſtſtändige und gebildete, d. h. urtheilsfähige Menſchen ſein, deren Verhältniß als Haushaltungsgehülfen auf Contract, alſo auf Gleichheit beruht.

Der Begriff der Armenunterſtützung iſt zu unbeſtimmt. Der Invalid der Arbeit darf ſo wenig ausgeſchloſſen werden wie der Staatspenſionär, und wer nie arbeiten konnte, iſt nicht mündig, alſo dieſe Ausnahme überflüſſig.

Wie iſt dies aber weiter zu verſtehen, „ſofern er nicht in einem dienenden Verhältniſſe Lohn und Koſt bezieht?“ Sind damit blos die Dienſtboten gemeint, bezieht ſich alſo das „dienende Verhältniß“ blos auf Dienſtleiſtungen zu Privatzwecken? Es ſcheint nicht. Dann ſind alſo die Kaufmannsdiener, die Geſellen ausgeſchloſſen. Wohl auch die Staatsdiener? Denn der Geſelle, der Kaufmannsgehülfe dient ebenfalls öffentlichen Zwecken. Das Hauptkriterion wird alſo wohl der eigene Hausſtand ſein. Aber wer hat einen Hausſtand? Wer verheirathet iſt oder wer Kinder hat oder wer Dienſtboten hält? Kann ein Wittwer nicht ſeine Kinder auswärts erziehen laſſen und ohne eigene Dienſtboten zur Miethe wohnen? Oder iſt ſtimmberechtigt nur, wer mit Frau oder Kindern zuſammenwohnt und der Kinderloſe wie der von Kindern getrennt lebende Wittwer ausgeſchloſſen?

Die Verhandlungen werden in dieſe Unklarheit Licht bringen. Es iſt zu wünſchen, daß die unbeſtimmte Grenze des „dienenden Verhältniſſes“ möglichſt enge gezogen wird. Ob es nicht politiſch geweſen wäre, gar keine ſolche Grenze zu ziehen, bleibe dahingeſtellt. Die Miniſter hätten damit ein großes Freiheitsprincip anerkannt und dem Volke ein Vertrauensvotum gegeben, das vom wohl-

thätigsten Eindruck gewesen wäre. Das Resultat der Wahlen wäre sicher dasselbe geblieben, also auch für den nächsten Zweck wenigstens kein Schade erwachsen. Bei der constituirenden Versammlung hätte man dann immer beantragen können, von der weitern Verwirklichung des Princips so lange wieder abzusehen, bis die Volksbildung mehr vorgeschritten, denn was einmal in einer Zeit edlen Aufschwunges geht, geht nicht immer: daß eine große Anzahl geistig unselbstständiger Wähler keinen Schaden stifte. Die radicale Partei möge die augenblickliche Aufrechthaltung des Princips nicht zum Gegenstande der Agitation machen. Sie möge bedenken, daß, wo eine große Anzahl Wähler sich noch nicht aus klarem Willen entscheiden kann, die Corruption herausgefordert wird, daß man an Eigennutz, Furcht oder Täuschung appelliren muß, wo man nicht an die Einsicht appelliren kann.

Große Anerkennung verdient, daß die Wählbarkeit der Abgeordneten keinen localen und provinzialen Beschränkungen unterliegt, daß Jeder, der zum Abgeordneten wählbar ist, es in jedem Wahlbezirk der ganzen Monarchie ist. Dies ist nicht positiv ausgesprochen, aber auch keine Bestimmung des Gegentheils, während bei den Wahlmännern eine solche Beschränkung stattfindet, was ganz richtig ist, wenn man einmal die indirecten Wahlen zugibt.

C. U.

# Die Revolution und der Bundestag.

Das improvisirte Parlament der deutschen Nation hat seine Aufgabe im Wesentlichen beendigt. Der Ausgang seiner Berathungen ist eben so unklar gewesen, als die Art seiner Zusammensetzung, und doch hat die revolutionäre Gewalt, die in der Zeit liegt, dieser Versammlung, die staatsrechtlich ungültig war und deren Kraft man nur nach dem unmittelbaren Gewicht ihrer Thaten hätte abmessen sollen, einen Impuls verliehen, daß sie dem alten Bundestag, der freilich schon in den letzten Zügen lag, den Rest gegeben hat.

Staatsrechtlich betrachtet, vertrat die Versammlung Niemand anders als sich selbst. Ein guter Freund hatte den andern aufgefordert, nach Frankfurt zu kommen und sich über die kritische Lage Deutschlands zu berathen. Es war eine Versammlung sachverständiger, zum Theil populärer Männer, die nur ein moralisches Gewicht in die Waagschale der politischen Entscheidung legen konnten.

Wenn daher die republikanische Partei, unter Hecker's und Struve's Leitung, die Versammlung aufzureizen suchte, sich für permanent zu erklären und geradezu als deutsches Parlament der Nation Gesetze zu geben, so wäre ein solcher Schritt ein freches Attentat gegen die Souveränität der Nation gewesen, und diese hätte es mit eben so großer Entschiedenheit zurückgewiesen, als die Fürsten selbst. Es ist daher ein Glück für Deutschlands politische Entwickelung, daß die Versammlung mit entschiedener Majorität diese Usurpation zurückgewiesen, daß sie die sogenannte republikanische Partei wenigstens so ziemlich aus dem Ausschuß verdrängt hat, der bis zur wirklichen Zusammenkunft des deutschen Parlaments in Frankfurt residiren soll.

Die Versammlung erhielt dadurch ein größeres Gewicht, daß die neuen Bundestagsgesandten, welche die wiedergebornen deutschen Staaten zur Reorganisation des Bundestages abgesendet hatten, sich in sie aufnehmen ließen. Es war dadurch gleichsam officiell zugestanden, daß man von den Ansichten dieser sachverständigen Männer am Bundestag Notiz nehmen werde. Wenn nun das moralische Gewicht der Versammlung die alten Knechte des Absolutismus, die Männer der

Karlsbader Beschlüsse, zur Abdankung veranlaßte, so kann man eine solche Einwirkung nur preisen.

Demnoch bleibt in der Sache noch immer viel Unbestimmtes und daher Bedenkliches. Wir schenken den 50 Männern, die zu dem permanenten Ausschuß gewählt sind, unbedingtes Vertrauen, aber sind sie sich selber klar, was sie eigentlich vorstellen? Ein comité de surveillance gegen den Bundestag, scheint es, und zugleich eine Art Vermittler zwischen demselben und — wem doch gleich? der deutschen Nation? jedenfalls der Nation in partibus infidelium. Oesterreich ist so gut wie gar nicht *), Preußen nicht viel mehr vertreten, und wir trauen der Versammlung die Tollheit nicht zu, die Deutschen mit Ausschluß Oesterreichs und Preußens für die deutsche Nation zu erklären.

Wie dem auch sei, die Versammlung hat bisher wohlthätig gewirkt, sie hat den Bundestag angestachelt, sie hat zweckmäßige Vorschläge über die Zusammensetzung des neuen Parlaments gemacht, sie hat auch verschiedene löbliche Aeußerungen über Deutschlands auswärtige Politik fallen lassen. Wenn sie freilich ernsthaft darüber berathen hat, ob sie Posen in den deutschen Bund aufnehmen sollte oder nicht — ich glaube auch Galizien — so sah das kurios genug aus. Alles in Allem, ist es sehr gut, daß es noch so abgegangen ist.

Die Initiative bei der neuen Verfassung kann, rechtlich, kein anderer haben, als die constitutionellen Vertreter der 38 deutschen Staaten, in denen bisher allein die Souveränität ruhte: die Fürsten, d. h. ihre nach der Majorität der Landstände bestimmten und allein verantwortlichen Minister. Denn die jetzige Versammlung des Bundestages ist die alte nicht mehr; es sind nicht mehr die Bedienten Metternichs, die dort sitzen, sondern die Vertreter freier Staaten.

Man mißverstehe mich nicht: ich schließe mich vollständig der Ansicht mehrerer deutschen Fürsten an, daß diese Staaten aufgelöst werden sollen, daß sie „aufgehn" sollen in den deutschen Bundesstaat; möge Oesterreich, möge Preußen, möge Baiern, Baden u. s. w. u. s. w. zusammenstürzen zu Gunsten Deutschlands — es wird mir vielleicht wehe thun um meines bisherigen Vaterlandes willen, aber fort damit, wenn ein besseres daraus hervorgeht! — aber noch sind diese Staaten nicht aufgelöst, noch sind sie die einzigen Träger der deutschen Nationalität, und jeder Versuch, mit Umgehung derselben den neuen deutschen Staat zu constituiren, ist eine Usurpation, und führt zur Anarchie! Und wer unter diesen Umständen, in einer Krisis, wie sie Deutschland noch nie erlebt, die Anarchie predigt, die noch bestehenden Bande lockert, ist ein dreifacher Verräther an der Sache des deutschen Vaterlandes.

*) Doch. Wien hat die Herren Anastasius Grün, Bauernfeld, Endlicher und Schuselka, wie wir so eben hören, nach Frankfurt deputirt.

D. Red.

Der Bundestag hat die Einberufung des neuen Parlaments auf den 1. Mai beſchloſſen — ein etwas eilfertiger Entſchluß! er hat die Art der Wahl mit Recht den Staaten überlaſſen.

Wenn aber der neue preußiſche Miniſter, Herr Camphauſen, dieſe Wahl den alten, verfaulten Provinzialſtänden überläßt, ſo weiß man in der That nicht, was man dazu ſagen ſoll; es grenzt an Hundstagsraſerei. Es iſt ein Hohn gegen das deutſche Volk, aber auch ein Hohn gegen das preußiſche, das nun gezwungen iſt, ſich durch dieſe Vertreter vor den Augen Deutſchlands zu compromittiren. Wenn der neue preußiſche Staat mit Hegemonie und dergl. coquettirt, dabei aber ſich in eben ſo großer Halbheit bewegt als der alte, ſo wird man ihn eben ſo wenig brauchen können.

Julian Schmidt.

# Nachschrift

## zum ersten Artikel dieses Heftes.

Es stellt sich heraus, daß die ersten Berichte aus Mailand in der That übertrieben waren. Die Croaten hatten keine Zeit, Gräuel zu verüben, sie mußten im Sturmschritt abziehen und Radetzky ist weder gefangen, noch hat er Mailand wieder erobert. Die östreichische Regierung scheint auf den Verlust Italiens gefaßt zu sein und wird dafür den Kaiserstaat um so leichter in Deutschland aufgeben lassen. Sie hätte freilich schon am Tage von Metternich's Sturz Italien unter die Rubrik: Ausland, setzen sollen, denn Italien ist nicht auf eine Stufe mit Böhmen, Mähren und Schlesien zu stellen, welche Länder seit Jahrhunderten von deutscher Cultur getragen wurden und auch jetzt dem magnetischen Zug der deutschen Wahlverwandtschaft folgen werden. So lange das alte Gleichgewicht Europas galt, wäre eine Freigebung Mailands nur eine Bereicherung Frankreichs oder Sardiniens gewesen, wir geben es aber nicht Herrn Marrast und nicht Alberto la spada, sondern dem vereinigten Italien zurück. Dies mag ein Verlust an äußerer Macht sein, es ist ein Gewinn an innerer Einheit und natürlicher Gestaltung. Wer der Revolution nur das verdanken will, was ihm an ihr gefällt, den vernichtet sie. Man kann nicht immer Eines gewinnen und das Andere behalten. Das künftige Gleichgewicht Europas wird nicht mehr ein diplomatisches Kartenhaus sein. Eine festere und würdigere Ordnung wird erstehen, die auf dem Gleichgewicht großer Nationalitäten beruhen soll. Die deutsche, italienische und polnische Nationalität sind die Pfeiler dieser neuen Ordnung.

Krampfhaft an den abgerissenen Sparren Polens und Italiens festhalten, hätte nur dann einen Sinn, wenn Oestreich eine Trennung von Deutschland im Schilde führte; wenn es, seinen Schwerpunkt auch ferner in nichtdeutschen Besitzungen suchend, dem Bunde in Frankfurt sagen wollte: Seht, wir sind immer noch europäische Macht, immer noch selbstständig und brauchen euch nicht. Protegiren wollen wir euch, aber nach unserer Weise. — Davor möge der Himmel uns und Oestreich bewahren.

Der Wiener Zeitung sind aber die Schuppen noch nicht von den Augen gefallen und sie fährt fort, wie wahnsinnig Sturm zu läuten gegen die „hochverrätherische Rebellion" Italiens. Sie glaubt mit ihrem Kaiserthum in der Welt allein zu sein und den 13. März sieht sie als eine isolirte Bewegung an, deren Zweck der Sturz Metternich's, Sedlinizky's und J. Gabriel Seidl's gewesen ist. Das Kaiserthum wird sich jetzt bessern, meint sie, es wird sich zu Reformen bequemen, die Anno 1790 zeitgemäß gewesen wären — sonst bleibt Alles beim Alten. Europa ist dann entzückt über diese Bekehrung des Kaiserthums und garantirt ihm den ewigen Besitz von seinem Stück Polen und Italien mit den Menschen darauf. Was der Absolutismus gewonnen hat, wird der Constitutionalismus schon zu vertheidigen wissen. Ganz Europa mag die Erschütterung neugestalten, Oestreich aber bleibt das alte und die klaffendsten Risse des baufälligen Hauses wird man mit einer Charte vortrefflich überkleben. — Diese Anschauung ist zu naiv, um einer Widerlegung zu bedürfen.

---

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

# Die Militärhospitale nach der Leipziger Schlacht.

In Nr. 4 der „Grenzboten" d. J. befindet sich ein Aufsatz, „die Verwundeten nach der Leipziger Schlacht; Erinnerungen an J. C. Reil," in welchem nach einer kurzen Biographie desselben ein von ihm an den Minister Freiherrn v. Stein erstatteter Bericht vom 26. October 1813 abgedruckt ist, nach dessen Inhalt man sowohl bei den Behörden als bei der gesammten Einwohnerschaft Leipzigs die größte Gefühllosigkeit und Unmenschlichkeit gegen die in der Stadt befindlichen kranken und verwundeten Soldaten voraussetzen müßte. Reil sagt darin, daß er ungefähr 20,000 Kranke und Verwundete von allen Nationen vorgefunden, die in dumpfen Spelunken, in welchen selbst das Amphibienleben nicht Sauerstoff genug finden würde, oder in scheibenleeren Schulen und wölbischen Kirchen untergebracht wären, und von denen nicht ein Einziger ein Hemde, Betttuch, Decke, Strohsack oder Bettstelle erhalten habe, statt dessen die Stuben nur mit Heckerling aus den Bivouacs ausgestreut wären, und wobei es an Wärtern völlig fehle, und macht am Ende den menschenfreundlichen Vorschlag, ein Schock kranker Baschkiren in die Betten der Banquierfrauen zu legen, und in jedes Krankenzimmer einen Kosaken mit zu geben, der für Aufrechthaltung der Ordnung verantwortlich sei. Ohne die großen Verdienste Reils im geringsten herabsetzen und seinen wohl erworbenen Ruhm schmälern zu wollen, sollte ich doch glauben, daß die nach 34 Jahren erfolgte Veröffentlichung dieses Berichts nicht gerade viel zur Vergrößerung dieses Ruhms beitragen möchte, und ich fühle mich verpflichtet, meine Vaterstadt gegen die ihr gemachten harten Vorwürfe zu vertheidigen, da ich als damaliges Mitglied der städtischen Behörde mit den Verhältnissen bekannt genug war, um beurtheilen zu können, daß die Schilderung Reils theils in hohem Grade übertrieben ist, theils die wirklich vorhandenen Mängel ihren Grund nicht in der Schlaffheit, Indolenz oder bösen Willen der Leipziger, wie Reil behauptet, sondern in der zeitweiligen Unmöglichkeit der Abhilfe fanden. Auch hat der damals mit der obern Leitung aller Militärlazarethe in der Stadt und der Umgegend beauftragte Herr Geheime Medicinalrath Dr. Clarus mir seine Ansichten über den Reil'schen Bericht und Notizen über den Zustand der Spitale zu jener Zeit freundlichst mitgetheilt, welche bei der gegenwärtigen Darstellung benutzt worden sind.

Daß in der Stadt Leipzig überhaupt ein böser Wille gegen die verbündeten Truppen, und insbesondere gegen die Preußen nicht vorhanden war, bezeugt nicht nur der jubelnde Empfang derselben bei ihrem Einrücken am 19. October 1813, der von allen Klassen der Einwohner ausging, sondern auch die Theilnahme, die den im Laufe des Sommers häufig hieher gebrachten Gefangenen bewiesen wurde, von welchen viele heimlich befreit und versteckt, die Gefangenen aber möglichst gut verpflegt wurden. So hatten sich z. B. nach der Schlacht bei Lützen mehrere Leipziger Familien durch die Kriegsräthin v. Quandt an den französischen Commandanten, General Bertrand gewendet, um die Erlaubniß zu erhalten, eine Anzahl verwundete preußische Offiziere, welche für Verwandte oder Bekannte ausgegeben wurden, in ihren Wohnungen zu verpflegen, was auch von dem sehr menschenfreundlichen Commandanten gestattet wurde. Desgleichen wurde in denselben Tagen eine sehr ansehnliche Sammlung von Lebensmitteln und Erquickungen aller Art für die auf dem Schlachtfelde und in den Dörfern um Lützen liegenden verwundeten Preußen veranstaltet, und am 5. Mai unter französischer Escorte in zwei vierspännigen Wagen von dem Dr. Clarus und einer Anzahl seiner Collegen und Zuhörer auf das Schlachtfeld gebracht und vertheilt, und mehrere Aerzte blieben einige Tage daselbst, bis die letzten Verwundeten untergebracht waren. Dieses erkannte auch der König Friedrich Wilhelm III., als ich ihn bei seinem Einzuge am 19. Octbr. in der Grimmaischen Vorstadt begrüßte, mit höchst freundlichen Worten an. Uebrigens hatten die Aeußerungen dieser Theilnahme für Leipzig sehr traurige Folgen, indem aus den von dem Herzog von Padua hierüber erstatteten Berichten Napoleon Veranlassung nahm, die Stadt in Belagerungsstand zu setzen und die Beschlagnahme aller vorhandenen Colonialwaaren anzuordnen.

Unter die Uebel des Kriegs, von welchen Leipzig den ganzen Sommer 1813 unausgesetzt zu leiden hatte, war besonders die seit der Schlacht von Lützen am 2. Mai stets steigende Anhäufung Kranker und Verwundeter in der Stadt zu rechnen, welche zur Folge hatte, daß schon am 11. Juni vierzehn öffentliche und Privatgebäude, nämlich der ehemalige Ranstädter Schießgraben, der Peters-Schießgraben, das lösniger Herrenhaus, der Thonberg, der Wollboden, der Tuchboden, das Reithaus, der sogenannte Place de repos, die Johanniskirche, das Armenhaus, das Arbeitshaus für Arme, die Schneiderherberge, die Ziegelscheune und Pfaffendorf zu Militärhospitalen eingerichtet waren. An diesem Tage trafen jedoch abermals so starke Transporte von Kranken und Verwundeten ein, daß sie in den vorhandenen Localien nicht mehr unterzubringen waren, weshalb noch die drei Schankhäuser der großen und kleinen Funkenburg und der sogenannten blauen Mütze, so wie das Magazinhaus zu Hospitalen genommen werden mußten. Allein später reichten auch diese Localien nicht mehr aus, sondern es mußten am 4. September 700 Verwundete in die Paulinerkirche gebracht, am 24. September die Thomaskirche und am 14. October noch acht Privathäuser, welche zum größten

schen Offiziere und Militärbeamten belief sich noch am 22. November 1813 laut eines dem damaligen Generalgouverneur von dem Stadtrathe überreichten Verzeichnisses auf 177.

Wenn nun Reil in dem erwähnten Bericht sagt, daß man die Kranken an Orte niedergelegt habe, welche er der Kaufmännin nicht für ihr krankes Möppel anbieten möchte, und sie zum Theil in dumpfen Spelunken lägen, so läßt sich diese Bezeichnung nur auf den allerdings dunkeln Wollboden und einigermaßen, jedoch in weit geringerem Maaße, auf den Tuchboden anwenden. Alle übrige oben benannte Localitäten sind keineswegs geeignet, mit dieser Benennung belegt zu werden. Eben so unwahr ist nach dem Vorangeführten die Aeußerung Reils, daß bei dem Mangel öffentlicher Gebäude auch nicht ein einziges Bürgerhaus den gemeinen Soldaten zum Spitale eingeräumt worden sei. Daß die Kirchen gerade nicht passende Baulichkeiten sind, um zu Hospitalen angewendet zu werden, ist wohl zuzugeben, allein die Nothwendigkeit zwang dazu, und es war damals noch nicht so kalt, daß der Aufenthalt daselbst unbedingt tödtlich hätte werden müssen; auch war, so weit möglich, durch aufgestellte Oefen für deren Erwärmung gesorgt. Was aber die scheibenlosen Schulen anlangt, so war bis nach der Schlacht nur die einzige im Arbeitshause für Arme befindliche Schule mit diesem Gebäude selbst zum Hospital eingeräumt worden; erst nach der Schlacht ergriff das russische Generalgouvernement zwar nicht so energische Maßregeln, als Reil in seinem Bericht in Vorschlag bringt, verlangte aber doch mit der größten Bestimmtheit binnen 24 Stunden die Evacuirung des ganzen Reichelschen, an die Promenade stoßenden Gebäudes (das im Garten stehende Hintergebäude existirte damals noch nicht), und man muß die Verzweiflung der zahlreichen, in diesem Gebäude wohnenden Familien, welche mit ihren sämmtlichen Habseligkeiten und ihren vielen kranken Familiengliedern sofort auf die Straße gesetzt werden sollten, gesehen haben, um sich zu überzeugen, welche Noth und welchen Jammer die Ausführung dieser Maßregel herbeigeführt haben würde. Mit der unsäglichsten Schwierigkeit und Anstrengung gelang es endlich, dieselbe dadurch abzuwenden, daß das Georgenhaus und die Bürgerschule zu Hospitalen eingerichtet wurden, eine Aufgabe, die namentlich wegen des Georgenhauses nicht gering war, da in diesem Gebäude nicht nur das Zuchthaus für eigentliche Sträflinge, welche durch Kosaken nach Zwickau, Waldheim, Colditz und Lichtenburg transportirt werden mußten, sondern auch ein Arbeitshaus für Bettler und Strohmer, eine Verpflegungsanstalt für hülflose Personen und ein Waisenhaus sich befanden, deren Bewohner sämmtlich auf die eine oder andre Weise anderwärts unterzubringen waren. Gewiß ist aber das Georgenhaus eben so wenig als die Bürgerschule den Behörden in einem scheibenlosen Zustande übergeben worden, was wohl Jeder bestätigen wird, der die Bürgerschule in ihrem damaligen und jetzigen Zustande kennt, und sollte wirklich ein solcher Mangel an Scheiben vorhanden gewesen sein, als Reil bemerkt haben will, so

dürfte man ihn wohl eher der eignen Schuld der eingelegten Kranken und Verwundeten beimessen, welche sich zum Theil ganz ungebärdig betrugen.

Eben so übertrieben ist zuverlässig der Vorwurf, daß von 20,000 Kranken und Verwundeten auch nicht ein Einziger ein Hemde, Betttuch oder dergleichen erhalten. Schon vor der Schlacht bei Lützen, nach dem ersten Einzuge der verbündeten Truppen im April 1813, wurden die Militairspitale in Leipzig, nach Anleitung der königl. preußischen Instruction, für die Feldlazarethe vom Jahre 1809 eingerichtet. Jeder Kranke erhielt eine hölzerne Bettstelle, Strohsack, Kopfkissen, Betttuch und wollene Decke. Diese Einrichtung blieb im Wesentlichen dieselbe sowohl während der französischen Occupation als nach der Schlacht bei Leipzig. Bei der großen schon vorhandenen Anzahl von Hospitalen sind wenigstens diejenigen Kranken, welche noch dort untergebracht werden konnten, so weit es möglich war, mit den Effecten versehen worden. Allein freilich war es eine Unmöglichkeit, diejenigen Gebäude, welche ganz neu zu Hospitalen eingerichtet werden mußten, sofort mit den nöthigen Requisiten zu versorgen; um jedoch diesem Mangel bald möglichst abzuhelfen, wurden von dem Stadtrathe am 29. October von jeder Familie ein Hemde, ein Betttuch und ein Strohsack requirirt, welche Stücke sofort an das Lazarethcomité abgeliefert werden mußten. Eben so schwierig war die Herbeischaffung von Krankenwärtern, welche schon während des Sommers zum Theil von den Thonbergs-Straßenhäusern und den andern nächsten Umgebungen der Stadt mit Gewalt requirirt werden mußten, und während der Schlachttage, theils um ihren Familien beizustehen, theils aus andern weniger lobenswerthen Ursachen aus den Spitalen sich entfernt hatten, weshalb das Lazarethcomité sich genöthigt sah, am 26. October von dem Stadtrathe, außer 40 Assistenten für das Comité, 800 Krankenwärter zu requiriren, welche freilich, am wenigsten unter den damaligen Verhältnissen, so schnell herbeizuschaffen waren.

Zudem wurde die Schwierigkeit der Einrichtung der für die Militärhospitale erforderlichen Localitäten dadurch ungemein vermehrt,

1) daß die vor der Schlacht eingerichteten Spitale in den Vorstädten zum großen Theil geplündert und verwüstet waren;

2) daß der Kaiser von Rußland den strengen Befehl erließ, keinen Russen in ein Spital zu legen, in dem früher Franzosen gewesen waren;

3) daß die Anordnungen der verschiedenen Armeen einander oft zuwiderliefen;

4) daß sämmtliche Militairärzte der verbündeten Truppen den Armeen folgten und die ganze Besorgung der Spitale den Aerzten und Chirurgen der Stadt überlassen blieb, die außer drei schwedischen und fünf französischen Chirurgen nur die Barbiergehilfen zur Unterstützung hatten.

Demungeachtet wurden die ersten Maßregeln, um in dieses schauderhafte Chaos einige Ordnung zu bringen, schon am 19. October, Nachmittags 3 Uhr, unter Mitwirkung des kaiserl. russischen Generalintendanten von Rowanoff ergriffen,

und schon am 20. October waren die bereits belegten Spitale mit Chirurgen versehen. Die übrigen wurden erst in den folgenden Tagen nach und nach vom Schlachtfelde und von den Dörfern aus mit Kranken belegt. Unter diese gehört auch die Bürgerschule, die Peterskirche und der Concertsaal, über welche sich Reil ereifert und die er am 22. October gesehen hat. Die übrigen scheint er gar nicht gesehen, und sich überhaupt nur flüchtig um die Sache bekümmert zu haben, wie schon daraus hervorgeht, daß er sich weder bei dem Lazarethcomité, noch bei Dr. Clarus blicken lassen, ob er gleich wissen mußte, daß dort die Centralbehörde war.

Uebrigens ist nicht unerwähnt zu lassen, daß in Leipzig, wo schon seit den Kriegsereignissen des Sommers und der Beschlagnahme der Colonialwaaren aller Handel und Gewerbe stockte, die Michaelismesse fast geschäftlos vorüberging, der Typhus in vielen Familien dergestalt wüthete, daß der Todtenzettel bei der damaligen Bevölkerung von ungefähr 30,000 Seelen wöchentlich über 100, zuweilen über 200 Begrabene, ungerechnet die Todten aus den Militärhospitalen nachwies, und von der Gesellschaft der Harmonie, die damals aus 120 Personen bestand, im Laufe des Winters 12 Personen, mithin gerade der zehnte Theil verstorben waren, bei dem am 31. Octbr. 1813 gehaltenen kirchlichen Dankfeste eine Sammlung zum Besten der Kranken und Verwundeten von den verbündeten Truppen 1042 Thlr. 13 Gr. 3 Pf. eintrug, worunter 31 Stück Louisd'or in Einem Packet, 13 Stück Napoleonsd'or in Einem Packet und 150 Thlr. in Speciesthaler in zwei Packeten sich befanden, und außerdem noch ein werthvoller Brillantring eingelegt war, daß im Laufe des Monats November zu gleichem Zwecke eine Sammlung unter der damaligen Bürgergarde 164 Thlr. 4 Gr., eine Sammlung in der Gesellschaft der Harmonie 565 Thlr., eine in der Gesellschaft der Ressource 470 Thlr., eine in der Gesellschaft der Societät 323 Thlr 5 Gr., daneben eine von den damaligen Stadtoffizieren in den gesammten Häusern der Stadt und Vorstadt veranstaltete Sammlung 3,475 Thlr. 15 Gr. einbrachte, und daß die Einnahmen in einer zum Besten der Kranken und Verwundeten gegebenen Theatervorstellung auf 383 Thlr. 19 Gr. 9 Pf. und in einem ebenfalls dafür veranstalteten Concert auf 573 Thlr. 16 Gr. sich beliefen. Diese Thatsachen möchten wohl die damaligen Einwohner Leipzigs gegen die Anschuldigung eines bösen Willens gegen die verbündeten Truppen ausreichend vertheidigen.

Leipzig, im Monat März 1848. Dr. Groß.

# Die polnische Frage.

Es ist nicht genug, daß die Reorganisation Deutschlands mit innern Schwierigkeiten zu kämpfen hat, Schwierigkeiten, gegen welche die feudalen Verwickelungen, welche die französische Revolution zu überwinden hatte, wahre Kinderspiele zu nennen sind, es müssen auch gleichzeitig nach allen Seiten hin äußerliche Umstände eintreten, die unsere Entwickelung aufzuhalten oder ihr gar einen verkehrten Lauf anzuweisen nur gar zu sehr geeignet sind.

Diese Fragen der auswärtigen Politik, durch welche in diesem Moment selbst die Verfassungskämpfe vieler aufrichtigen Patrioten aus den Augen gerückt werden, sind die schleswig-holsteinische, die polnische, die italienische, und — in nicht weiter Ferne, die französische. Mit der polnischen will ich mich hier beschäftigen.

Augenblicklich nach dem Ausbruch der Pariser Revolution war zu erwarten, daß das polnische Volk, dessen ebenso hochherziger als leidenschaftlicher Patriotismus in weit minder günstigen Zeitumständen das Wagniß, die alte Republik wiederherzustellen, über sich genommen hatte, diesen Augenblick nicht unbenutzt lassen würde. Als wenige Tage nach der Wiedergeburt Frankreichs ganz Deutschland sich erhob, um die lange ersehnte, immer versagte Freiheit auf eigne Hand zu werben, da regten sich überall die Sympathien für das geknechtete Nachbarvolk, dessen Heldenmuth in den Kämpfen von 1831 die Bewunderung aller Freunde der Freiheit erregt hatte, und es ist ein schöner Zug in dem Berliner Aufstand vom 19. März, daß einer der ersten Schritte des erwachten Volks die Befreiung der gefangenen Polen war.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Umfang dieser Sympathien in Deutschland sich seit der Zeit sehr vermindert hat. Die Polen sind wie die Gascogner; ihre Renommage ist ebenso handgreiflich als ihr Muth. Nicht genug, daß sie namentlich in Posen, zum Theil mit verletzendem Hohn gegen die Nation, gegen den Staat, dessen Unterstützung allein ihre Ideen fördern konnte, augenblicklich und auf eigene Hand ihren ziemlich exclusiven Patriotismus zur Geltung zu bringen suchten — in demselben Augenblick, wo sie mit großer Ungeduld den preußischen Staat und das preußische Volk aufforderten, er solle die Waffen ergreifen und zu ihren Gunsten einen Krieg gegen Rußland unternehmen; sie träumen vielmehr so-

gleich von der Herſtellung der alten Reichsgrenzen, und ſind gar nicht abgeneigt, Schleſien, Preußen u. ſ. w. dem Reich, das noch gar nicht beſteht, wieder einzuverleiben.

Natürlich ſprechen dies nur die Exaltirten unter ihnen aus; aber phantaſtiſch genug iſt die ganze Nation, um ähnliche Gedanken zu hegen. Außerdem iſt die deutſche Bevölkerung des Großherzogthums, durch die Anmaßungen ihrer polniſchen Mitbürger — die man in einzelnen Fällen ſelbſt, abgeſehen von den Exceſſen des Pöbels, geradezu Unverſchämtheit nennen kann, wie z. B. den Verſuch des polniſchen Comités, die Landräthe ſelbſt der deutſchen Kreiſe, wie in Liſſa, aus eigner Machtvollkommenheit abzuſetzen — ſie iſt durch dieſe Eingriffe ſo aufgeregt, daß ſie in der Wiederherſtellung des Königreichs ihren eigenen Untergang ſieht, und alles aufbietet, die Pläne der Polenfreunde zu hintertreiben.

Wir wollen uns von der Leidenſchaftlichkeit auf beiden Seiten nicht beſtimmen laſſen; in der Politik ſoll der klare Verſtand entſcheiden, und nicht das Gefühl, man ſoll nach Principien urtheilen, nicht nach Sympathien. Stellen wir zunächſt unſern Geſichtspunkt feſt.

Es iſt eine in unſerm romantiſchen Säculum ziemlich weit verbreitete Phraſe, wir müſſen die Sünde unſerer Väter über uns nehmen, und freiwillig leiden für das, was jene gefehlt. Dieſer Satz iſt eben ſo richtig wie verkehrt; richtig, denn wir können mit unſerer Vergangenheit nicht brechen, auch wenn wir wollen, weil die Vergangenheit nicht mit uns bricht; verkehrt, denn ſo viel an uns iſt, wollen wir nicht leiden unter den Sünden unſerer Väter, wir wollen z. B. den Polen das Unrecht, das die alten, abſoluten Mächte ihnen zugefügt haben, nicht vergüten, und es bedarf gar nicht den hochfahrenden Großmuth der Neupolen, uns unſere Schuld zu erlaſſen; wir erkennen ſie nicht an. Haben die Monarchen durch ihre Uſurpation geſündigt, ſo haben die Polen dieſelbe Schuld durch ihr erbärmliches Staatsweſen, das die Uſurpation möglich machte; das eine gleicht das andere aus.

Wir wollen alſo, ohne allen ſentimentalen Rückblick auf die Vergangenheit, uns lediglich und ausſchließlich durch *unſer Intereſſe* beſtimmen laſſen. Das *vernünftig verſtandene* Intereſſe eines Volks kann dem eines andern nie im Wege ſein.

Die Frage wäre viel leichter feſtzuſtellen, wenn das „*Wir*," „*unſer* Intereſſe" genauer conſtatirt wäre. Wir, das deutſche Volk, ſind vorläufig noch ein Begriff; trotz all' der deutſchen Revolutionen, trotz der Frankfurter Notabeln, und trotz der Tricolore, die zu Wien auf dem Stephansthurm weht, iſt das deutſche Reich noch immer vorläufig in partibus infidelium. Wir haben uns alſo zunächſt darüber aufzuklären, was ſoll Preußen, was ſoll Oeſtreich thun.

Natürlich das neue Preußen, das neue Oeſtreich; denn der abſolute Staat Friedrich des Großen, der Kaiſerſtaat Metternichs, ſind in den glorreichen März-

tagen gestürzt. Ob das Haus Hohenzollern die Posenschen Polen, ob das Haus Lothringen die galizischen Polen zu seinen Unterthanen zählt, das soll uns ganz und gar nicht kümmern, denn wir selber haben aufgehört, Unterthanen zu sein, und der alte Diensteifer, unsern Herren so viel andere Knechte wie möglich zuzuführen, hat keinen Sinn mehr.

Die Frage ist vielmehr einfach die: liegt es im Interesse des preußischen Volks, daß Posen mit ihm in Einem Staatsverbande stehe? und eben so in Galizien.

Die Antwort ergibt sich leicht: es liegt in unserem Interesse, so rasch wie möglich die polnischen Provinzen loszuwerden. Es liegt in unserem Interesse, auch wenn kein polnisches Reich entstehen sollte. Ich will noch weiter gehen, obgleich ich einsehe, daß das eine schauderhafte Ketzerei ist: es liegt in unserem Interesse, auch wenn sie an Rußland fallen sollten.

Der Grund ist klar. Die Polen wollen nicht Deutsche werden, und sie haben Ausdauer genug, diesen Willen noch Jahrhunderte lang festzuhalten. So lange Posen eine preußische Provinz bleibt, ist sie ein Krebsschaden in unserem eigenen Fleisch. Sie werden direct oder indirect sich gegen den Staat auflehnen, möge dieser eine Verfassung haben, welche er wolle. Man denke an die Verschwörung von 1846. Wir haben die Insurgenten jetzt frei gegeben, aus Sympathien; aber ist das ein normaler Zustand? Sollen wir fortwährend damit zu thun haben, Amnestien zu ertheilen?

Unser Interesse erheischt es, die polnisch gesinnten Provinzen unseres Staats loszulösen, aber es erheischt keineswegs, auf Kosten deutscher Provinzen, oder auf Kosten eines weitaussehenden, gefährlichen, jedenfalls sehr blutigen Kriegs die Wiederherstellung des seit 70 Jahren getheilten Polens zu veranlassen.

Es ist ein Wahnsinn, wenn die Polen verlangen, Preußen solle einen Krieg gegen Rußland anfangen, um die polnische Provinz von Rußland loszureißen. Dieser Krieg ist einmal ungewiß in seinem Ausgang, sodann jedenfalls gefährlich, vielleicht verderblich für unsre östlichen Provinzen, er ist endlich störend für unsere innere politische Entwickelung.

Er wäre aber auch eine Perfidie. Oestreich und Preußen haben die Incorporirung der russisch-polnischen Provinz nicht nur geschehen lassen, sie haben sie begünstigt; wenn sie jetzt eine Insurrection hervorriefen, so wäre das ein Friedensbruch, eine Intervention, die wir bei uns nicht dulden wollen, die wir also auch nirgendwo anders unternehmen sollen.

Die Redensarten „Vormauer gegen Rußland," „Krieg gegen die Barbarei" u. dergl. sagen gar nichts. Wenn Deutschland sich jetzt wirklich consolidirt, so braucht es 20 russische Kaiser nicht zu fürchten.

Nach dieſer Einleitung muß ich alſo mich mit der Antwort, die Herr Camphauſen dem polniſchen Deputirten v. Kraszewsky ertheilt hat, vollkommen einverſtanden erklären.

Eine andere Frage iſt die: wie ſoll die Loslöſung Poſens bewerkſtelligt werden, ſo daß unſere Intereſſen ſo wenig als möglich dabei verletzt werden? Wir ſtellen dabei drei leitende Geſichtspunkte auf.

1) Diejenigen Theile der Provinz Poſen, die deutſch geſinnt und geographiſch mit der alten Provinz verbunden ſind, müſſen deutſch bleiben. 2) Die neue Regierung Poſens muß ſtark genug ſein, um mit ihr unterhandeln, mit ihr Verträge ſchließen zu können; dieſe Verträge ſind nothwendig, theils um den Zollverband aufrecht zu halten, theils um eine Entſchädigung für die bisherigen deutſchen Beamten in Poſen, und die Uebernahme eines Theils der Staatsſchuld zu veranlaſſen. 3) Die Provinz muß in Frieden und Freundſchaft von uns ſcheiden.

Demnach ergibt ſich das Verfahren, das unſere Regierung zu beobachten hat, von ſelbſt. Die deutſchen Grenzſtriche müſſen augenblicklich — denn es iſt Gefahr im Verzuge — zu den Provinzen Preußen und Schleſien geſchlagen werden. Die Regierung zu Poſen, ſo wie das Militär muß von den preußiſchen Beamten, aber unter Mitwirkung des polniſchen Comités, polniſch reorganiſirt werden, ſo daß an einem beſtimmten Tag das geſammte preußiſche Militär und Beamtenperſonal friedlich die Provinz verlaſſen kann. Vorher müſſen aber die finanziellen Verhältniſſe durch einen beſtimmten Vertrag geordnet werden.

Die Deutſchen, welche zerſtreut in Poſen leben, haben ebenſo wenig ein Recht, die Provinz bei Deutſchland halten zu wollen, als die Deutſchen in Nordamerika oder in Rußland. Um Gotteswillen keine nationalen Eroberungsgelüſte; wir wollen in dieſer Verkehrtheit, eben ſo wenig wie in vielen andern, unſern guten Nachbarn, den Franzoſen, nicht nachahmen.

Mit dem neuen Staat wird ein Schutzbündniß abgeſchloſſen, ſo lange er ſeine Neutralität gegen andere Staaten behauptet. Sobald er ſich in einen Krieg mit Rußland einläßt, wird der preußiſche Staat ſein Intereſſe befragen, auf welche Weiſe er in demſelben ſich zu verhalten hat, ob er vermitteln, ob er Theil nehmen ſoll.

Aber was geſchehen muß, geſchehe augenblicklich! Denkt an Radetzki, ihr preußiſchen Miniſter! Es hängt von euch ab, ob wir als Brüder und Freunde uns von Polen trennen, oder ob wir mit Schimpf und Schande daraus vertrieben werden ſollen.

Rußland wird eine böſe Miene machen, wenn es ſo kommt, aber es wird uns keinen Krieg erklären, wenn wir nicht im jugendlichen Uebermuth den Handſchuh hinwerfen.

Und Oeſtreich? mich dünkt, hier liegen die Verhältniſſe wo möglich noch einfacher. Poſen iſt in vielen Beziehungen mit der preußiſchen Provinz verzweigt, Galizien, ſo viel wie bekannt iſt, gar nicht. Gebt Galizien und Krakau ohne Weiteres frei, und Oeſtreich hat nichts daran verloren.

Inzwiſchen wird der deutſche Bund reorganiſirt ſein, und dann können Oeſtreich und Preußen mit Vertrauen ihre Sache dem Geſammtſtaat in die Hände geben. Aber die Freigebung der polniſchen Provinzen muß von ihnen ſelber ausgehn, von den bis jetzt noch ſouveränen Staaten Oeſtreich und Preußen.

Den 7. April.

Julian Schmidt.

# Aus Stuttgart*).

Ein revolutionärer Druckfehler. — Nothwendige Verbindung des Radicalismus mit der Intelligenz. — Die rechte radicale Mitte. — Die politische Thätigkeit Stuttgarts. — Störung der gesellschaftlichen und commerciellen Verhältnisse. — Ein Autodafé. — Volksversammlungen. — Volksbewaffnung. — Frankfurter Versammlung. — Die neuen Minister. — Politische Literatur Stuttgarts. — Der Frühling.

Was müssen Ihre verehrlichen Leser von den Stuttgarter Verhältnissen denken, wenn sie in meinem vorigen Berichte von einer Verjagung der Ständekammern gelesen haben! Ich erzähle Ihnen bona fide von einer Vertagung und der Setzer macht aus dem harmlosen T ein revolutionäres J. An dem Septembrisiren sind wir denn doch noch nicht, werden auch hoffentlich nicht dazu kommen; aber hinter beängstigender Schwüle zucken einzelne Blitze, grollt dumpf der Donner. Und warum? Weil sich die Mehrzahl unsrer Landsleute, ob schon sie den vollendeten Thatsachen der letzten Wochen freudig zustimmte, jetzt vor den Consequenzen zu fürchten anfängt. O wäre doch Deutschland nicht zu dieser unseligen Halbheit verdammt! Ihr Deutschen, emancipirt euch endlich von eurem engherzigen Philisterthume; fragt nicht, wie wird es werden, sagt vielmehr: so muß es werden. Aber eilt, so lange noch die Entscheidung in euren Händen liegt; denn schon gähnt ein finstrer Abgrund, die Herrschaft des Communismus und die im Ueberſturz hereinbrechende Anarchie, die Tyrannei der Materie im Hintergrunde die lauernde Reaction. Darum, ihr Männer, die ihr über das Palladium der Intelligenz wacht, die ihr es redlich mit der Freiheit meint, rüstet euch zu scharfer Wehr nach beiden Seiten, sonst frißt Saturn seine eignen Kinder; Kunst und Wissen, die theuren Errungenschaften der letzten Perioden, stehen auf dem Spiele. Thörichtes Beginnen, durch hohle Doktrinen die Möglichkeit einer Vermittlung zwischen Reaction und Freiheit vorzuspiegeln. Das ist die verdammliche Weisheit der Stubenhocker, die das Vaterland ad modum Minelli erlösen will. Wie kann man veraltete, faule Einrichtungen noch mit einem Worte vertheidigen! dadurch bringt man den blinden Haufen, der die Sophismen nicht verdauen kann, der nur mit dem dumpfen Bewußtsein nothwendiger Umwälzung gegen das Bestehende anstürmt, nicht auf bessere Gedanken. Warum sollen wir ihm die volle Berechtigung der einzelnen Forderungen nicht in klarer Auseinandersetzung einräumen? Auch wir wollen Abschaffung jedes Mißbrauchs, jeder Ungerechtigkeit, jeder wirklichen Ungleichheit, wir wollen Hebung auch des materiellen Lebens. Wir wissen aber andererseits, daß alles das nur auf den Grundlagen einer vermehrten Einsicht, Bildung, Gesittung erzielt werden kann. Und ihr Männer, die ihr euch an die Spitze des Volks gestellt habt oder stellen sollt, ver-

*) Wir bitten unsere verehrten Herren Correspondenten, es so einzurichten, daß ihre Mittheilungen spätestens Mittwoch Morgens in Leipzig ankommen. D. Red.

kündet dem Volke dieſe Nothwendigkeit, beweiſt ihm die Unmöglichkeit einer plötzlichen Umänderung, die alle jetzt materiell Benachtheiligten auf die Höhe ihrer Wünſche ſtellen könnte. Sagt dem Volke, daß ſeine gerechten Wünſche nur in einer permanenten Revolution, die gerade in ihrer längern Dauer die Nachhaltigkeit und Vernünftigkeit der Aenderungen verbürgte, ihrer Erfüllung entgegengehen. Wie kann man jetzt verlangen: die Fürſten ſind abgeſchafft, das Volk regiert! Die Fähigkeit dieſer Geſammtregierung muß erſt errungen werden. Zur Republik iſt die Geſammtheit Deutſchlands noch nicht befähigt. Jetzt bekämen wir eine deſtructive Oligarchie, hinter der ein hungerndes und dürſtendes Proletariat als ultima ratio ſtünde. Welche Dämme dieſem hereindrohenden Unglück gegenüber zu ſtellen ſind, das müſſen erfahrene, von Deutſchland dazu berufene Männer augenblicklich berathen, Männer, die das Bedürfniß der radicalen Umgeſtaltung kennen, aber in geſchloſſenen Reihen, in beſonnener Ordnung vorwärts ſchreiten. Wer zum Höhenpunkte des Strebens ſchon jetzt fliegen könnte, mag dennoch in patriotiſcher Aufopferung den Maſſen zu Fuß den Weg in's Heiligthum zeigen und ihnen nicht Dädalusflügel zumuthen, welche dem Abgrunde Hekatomben zuführen würden.

Eine eigentliche politiſche Thätigkeit iſt in Stuttgart augenblicklich nicht bemerkbar; die allgemeine Erregtheit dauert natürlich fort, mehr aber in paſſiver Form. Der Adel, die Bourgeoiſie iſt muthlos und macht lange Geſichter, die arbeitende Claſſe feiert mehr, als gewöhnlich; das baare Geld fehlt, der Credit iſt ſehr geſunken. Bemerkenswerth in dieſer Beziehung iſt ein von Dr. Scherr verfaßter und veröffentlichter Aufſatz, welcher die Beſitzenden auffordert, durch übertriebene Aengſtlichkeit, durch Zurückhalten des baaren Gelds, durch Aufgeben des ihnen bis jetzt unentbehrlichen Aufwandes, durch Entlaſſung von Arbeitern den allgemeinen Nothſtand nicht zu vermehren und das Proletariat nicht aufzureizen. Er hat uns aus der Seele geſchrieben, denn dadurch, daß der Verdienſt unnöthiger Weiſe ſtockt, wird der Handwerker, der Arbeiter zur äußerſten Verzweiflung getrieben. Als politiſche Demonſtration erwähne ich das Autodafé an dem Bilde des Königs von Preußen. Hervorgerufen durch das allerdings unkluge Vorhaben des preußiſchen Geſandten, die Prätentionen ſeines Monarchen durch Aufpflanzen der deutſchen Reichsfahne auf ſeinem Hotel zu approbiren, durch die mit unterlaufende Abſicht, in der bildlichen Vernichtung dieſes einen Königs ſymboliſch eine gewiſſe Richtung anzuregen, durfte dennoch dieſer Act keineswegs gebilligt werden. Erſtlich können dergleichen Vorfälle heut' zu Tage zu unberechenbaren Folgen ſchon wegen des Zuſammenfluſſes einer großen, leicht erregbaren Menſchenmaſſe führen. Dann liegt in dieſer Demonſtration ein tieferer Same zu Zwietracht, als ſich die Urheber vielleicht gedacht haben, ſie wird zur nationalen, ſeitens des ſüddeutſchen Elements gegen die Vertreterin des norddeutſchen, Preußen; ſoll eine Kinderei die uns ſo nothwendige Einigkeit zerſpalten? — Einzelne Volksverſammlungen haben im Umkreiſe ſtattgefunden, im Ganzen ohne etwas Hervortretendes zu berathen. Die geſammte Aufmerkſamkeit wird von den Erwartungen der Frankfurter Ergebniſſe abſorbirt. Die Volksbewaffnung ſchreitet langſam vorwärts; noch ſtreitet man ſich um Uniform und Aufſchläge. Auch fehlt es ſehr an Schießgewehren; die Entſchloſſenſten haben ſich mit Senſen bewaffnet. Viele Ariſtokraten ſchließen ſich den Bürgerſchützen an, welche ſchon vorher beſtanden. Leider ſcheint ſich dieſes Corps, ſchon durch das Koſtſpielige ſeiner Bewaffnung, der Eintrittsgelder und Beiträge, aus dem bürgerlichen Kreiſe zu entfernen und ſchon verlauten Stimmen, welche die Mitglieder deſſelben mit den ci-devant Pariſer Bärenmützen in eine Kategorie bringen. — Die neuen Miniſter

befinden ſich noch in dem Vorpoſtengefechte ihrer Berufung; ſie haben mit dem Wuſte, den ſie vorgefunden haben, ſaure Arbeit. Römer iſt nach Frankfurt geſendet; eine große Anzahl ehemaliger Kammermitglieder (die Kammer iſt nunmehr aufgelöſt) hat denſelben Weg eingeſchlagen. Römer iſt ein unerſchrockener Vorkämpfer ſtaatsbürgerlicher Freiheit, wenn auch vielleicht für ſeine Stellung etwas zu ſchroff. Duvernoy zeigt ſich als Mann von ſcharfem Verſtande und überraſchendem Faſſungsvermögen. Pfitzer dürfte vielleicht zu ſehr Ideolog ſein; indeſſen eiſerner Fleiß, verbunden mit redlichem Willen, der der Vermittlung ſehr zugänglich iſt, machen ihn zu einer werthvollen Acquiſition des neuen Miniſteriums. Goppelt iſt ein praktiſcher Finanzmann und dabei vortrefflicher Dialektiker. Dieſe Männer leiſten das Mögliche; ſie ſind aber leider bereits dem ungeſtümen Drängen des Unverſtandes ausgeſetzt, der Alles mit einem Schlage verwandelt haben will. Ein Wort über die Journaliſtik Stuttgarts. Der ſchwäbiſche Merkur gilt von jeher als ein gutmüthiges Blatt ohne entſchiedene Richtung, eher etwas miniſteriell, da er eine halboffizielle Stellung einnimmt. Der Beobachter, bis auf den heutigen Tag der unerſchrockene Vertheidiger würtembergiſcher Freiheit, hat ſich von der Wendung der Dinge in ſo fern überrumpeln laſſen, als ihm die Zeitlage urplötzlich einen Anſchluß an die deutſche Sache gebietet. Nun aber iſt dem Beobachter das ſchwäbiſche Coterienthum in Fleiſch und Blut übergegangen. Doch, man muß zu ſeiner Ehre geſtehen, er bequemt ſich nach und nach zu einer Ueberſetzung aus dem Schwäbiſchen in's Deutſche. Dieſes Journal war zu gleicher Zeit das Organ der ehemaligen Oppoſition, die nunmehr den Miniſtertiſch einnimmt. Es hat dennoch jetzt das Beſtreben an den Tag gelegt, eine unabhängige Stellung zu behaupten, und ſich entſchieden dagegen verwahrt, als Regierungsblatt zu gelten. Die ſüddeutſche politiſche Zeitung iſt durchaus doctrinär und unvolksthümlich. Es finden ſich in ihr, wie in allen dergleichen Blättern, Goldkörner neben Erdklumpen. Auch will es uns faſt gemuthen, als ob die ehrſame Süddeutſche noch halben Blicks mit der Reaction liebäugelte. Die ſchwäbiſche Volkszeitung iſt noch im Entſtehen, und beſchränkt ſich bis jetzt mit einer Ueberſicht der Ereigniſſe sine ira et studio. Zu erwähnen wäre noch eine illuſtrirte Zeitſchrift, welche ſich mit der Politik in ſatyriſchen Rapport ſetzt, der Eulenſpiegel, redigirt von einem jungen, talentvollen Mann, Pfau. Daß in dieſem Blatte gute und ſchlechte Witze unter einander laufen, verſteht ſich von ſelbſt. Jedenfalls hat es den Vorzug der Entſchiedenheit und Lebensfriſche, erfreut ſich auch bereits einer bedeutenden Theilnahme. Der größte Theil der übrigen hieſigen Literatur ſchläft den Schlaf des — Gerechten. Wenn dieſe Herrn aufwachen ſollten, ſo wird es ihnen ergehen, wie den ſieben thörichten Jungfrauen. Sie mögen nicht vergebens an die Pforte pochen, denn das Volk wird ſagen: Ich kenne euch nicht. — — — Und bei alle dem ſcheint die Sonne, grünt der Raſen, ſingen die Vögel, daß es eine Luſt wäre, im Thau des Doppelfrühlings die Bruſt geſund zu baden. Wer denkt daran? Wie ich höre, ſollen die Veilchen und die Lerchen eine Beſchwerdeſchrift berathen haben gegen das Dichtervolk, wegen diesjähriger gröblicher Vernachläſſigung. O die Verblendeten, ſie wiſſen gar nicht, wie gut ſie's haben.

Jul. Ed. Hartm.

# Aus Graz.

Der Magiſtrat und ſeine Wirthſchaft. — Der fünfzehnte März. — Zwei Petitionen. — Iſt kein Ciceruachio da? — Die Nationalverſammlungen im Redoutenſaal und Graf Wickenburg. — Geſchrei nach Waffen. — Die Jeſuiten in Gefahr. — Der fünfundzwanzigſte März. — Ein fehlgeſchlagener Verhaftungsplan. — Gelinde Anarchie.

Leider mußten in Graz die ſo folgenreichen Ereigniſſe Wiens von einer Aufregung und von Erſcheinungen begleitet ſein, welche die Freude über das Errungene verbitterten. — Bevormundung und Beamtenallmacht hatten nirgends ſo traurige Früchte getragen als in Graz. Der von der Regierung ernannte Magiſtrat in dem in ſeiner vorigen Abhängigkeit ganz natürlichen Wunſche, höheren Orts gefällig zu ſein, und von einer aus dieſem Wunſche erklärbaren Stadtverſchönerungsmanie beſeſſen, ökonomiſirte mit den Einkünften der Stadt im modernen Style, d. h. er arbeitete unter der väterlichen Kuratel des Guberniums darauf hin, daß die Gemeindeanlagen ſich von Jahr zu Jahr vermehrten. Sie ſtiegen zuletzt auf die Summe von 190,000 Fl., eine Summe, die beinahe zu unerſchwinglich war für eine Stadt mit circa 3000 Häuſern, deren Population im großen Durchſchnitt wenigſtens nicht wohlhabend iſt; wo ſich außer einer Zucker-Raffinerie kein großartiges Etabliſſement befindet, wo daher Gelegenheit zu reichlichem Erwerb nicht zu finden iſt. Dennoch zeigte ſich für das Verwaltungsjahr 1848 ein Defizit von 30,000 Fl. C.-M. Unter den Mitteln, die vorgeſchlagen wurden, dem Uebelſtande abzuhelfen, ergriff die Hofſtelle unter Verwerfung der in Antrag gebrachten Hund- und Pflaſterſteuer gerade dasjenige, welches wegen ſeiner Rückwirkung auf die zahlreiche Klaſſe der Armen die Gemüther am meiſten erbittern und vorausſichtlich die Unzufriedenheit in den unterſten Schichten verbreiten mußte. Es wurde nämlich beliebt eine Miethſteuer pro. 2 Thlr. vom Gulden einzuführen, welche, da Niemand, alſo auch nicht der Arme, ausgenommen ſchien, um ſo mehr die tiefſte Indignation erregen mußte, als der Arme durch ein ſchmähliches Stempelpatent und durch die Verzehrungsſteuer, deren Tarif die unentbehrlichen Lebensmittel viel zu hoch beſteuerte, ohnehin auf mehr als unbillige Weiſe zu den Staats- und Gemeindebedürfniſſen beitragen mußte. Die neue Auflage hatte aber auch noch eine gefährlichere Wirkung, denn da die Bewohner durch die Art, wie mit dem Gemeindevermögen gebahrt wurde, auf das Empfindlichſte gereizt wurden, ſo drohten viele ihre Beiträge zum Armen-Verein einzuſtellen, und da dieſer bisher die Commune in Verſorgung der Armen kräftig unterſtützte, ſo war das Budget der Stadt in der Rubrik: „Armenbetheilung" von einer die früheren Jahre überſteigenden Ausgabe, bedroht. Die Erbitterung ſtieg von Tag zu Tag, und eine Veröffentlichung des Magiſtrats, worin unter Darſtellung des Standes der Einkünfte der Stadt und der zu beſtreitenden Auslagen die Nothwendigkeit der neuen Auflage nachgewieſen wurde, machte, da ſie post

[illegible] [illegible] [illegible] [

Ich bemerke noch, daß ich die Zeichnungen, welche ich von den Gehirnen der Affen und des Menschen gemacht habe, nicht veröffentlichen werde, weil ich sie für zu unvollkommen halte. Ich werde sie aber gern Jedem zeigen, der sich dafür interessirt.

Ich habe mich bemüht, die Gehirne der Affen und des Menschen mit einander zu vergleichen, und habe gefunden, daß sie in allen wesentlichen Punkten übereinstimmen. Ich habe keine Spur von einem Unterschiede gefunden, der nicht auch bei Menschen vorkommt. Ich habe mich bemüht, die Gehirne der Affen und des Menschen mit einander zu vergleichen, und habe gefunden, daß sie in allen wesentlichen Punkten übereinstimmen. Ich habe keine Spur von einem Unterschiede gefunden, der nicht auch bei Menschen vorkommt.

Mittlerweile hatten das Freicorps der Studirenden, das uniformirte Bürgercorps und einzelne, in Eile gebildete Abtheilungen der Nationalgarde — die Wichtigkeit ihrer Stellung erkennend, unermüdet für die Ruhe der Stadt und ihrer Umgebung rühmlich Sorge getragen, und ihren Bemühungen allein ist es zuzuschreiben, daß diese verhängnißvollen Tage durch keinerlei Excesse entehrt wurden. Wir können hiebei nicht unerwähnt lassen, daß nur die P. P. Jesuiten das Ziel eines Volksangriffes zu werden schienen, er wurde jedoch durch die kräftigen Worte des Herrn Battay verhindert.

Die Ruhe schien nach dem 17. wieder zurückzukehren, die Nachrichten aus Wien lauteten günstig, die Ernennung eines verantwortlichen Ministeriums machte einen guten Eindruck. Da ließ man am 24. an allen Straßenecken eine Aufforderung zu einer Nationalversammlung, welche am 25., einem Sonntag, in dem in „Nationalsaal" umgetauften Redoutensaale stattfinden solle.

Man raunt sich in die Ohren, in der Versammlung solle die Republik proklamirt werden, und man beabsichtige einen Handstreich auf das Zeughaus und auf die am Schloßberge befindlichen Kanonen. Die Nationalgarde, das uniformirte Bürgercorps und das Freicorps der Studirenden werden am Hauptwachplatze versammelt, und in ihrem Beisein wird der Urheber des Plakates von dem Bürgermeister und einigen Officieren des Bürgercorps über seine Absichten zur Rede gestellt. Es hatte den Anschein, als wolle man die Einwilligung der aufgestellten Corps zu seiner Verhaftung; man scheint aber nicht bedacht zu haben, daß wenn das Gesetz, das doch noch besteht, die Verhaftung gestattete, Niemands Einwilligung hiezu nothwendig war, daß aber im entgegengesetzten Falle auch die Einwilligung sämmtlicher Corps einen solchen Akt nicht gerechtfertiget haben würde. Die aus edlen Motiven entspringende, aber mit Rücksicht auf die Umstände doch unverantwortliche Hitze einiger Offiziere des Bürgercorps machte die Scene zu einer tumultuarischen, aus den Reihen der Garden erschollen die Rufe: „nieder mit ihm, verhaftet den Feind der Ordnung," andere brachten der bedrohten Person ein Hoch und das Schauspiel endete damit, daß man das Entgegengesetzte erzielte von dem, was man wollte, daß die Behörden, deren Wirksamkeit doch im Interesse der Ordnung nicht aufgehört haben sollte, die Demüthigung erlitt, den, welchen sie verhaften wollten, als Garanten der Ruhe annehmen zu müssen, daß der Oberst des uniformirten Bürgercorps und der gesammte Bürgerausschuß noch in derselben Nacht abdankten, und der Bürgermeister aus Gesundheitsrücksichten einen dreimonatlichen Urlaub nahm.

Und so leben wir denn jetzt in einem Zustande, der sich von Anarchie eben nicht viel unterscheidet. Die Regierung in Wien, durch die überall ausbrechenden Zwistigkeiten, durch die Ungeduld, womit man sie belagert, in den Arbeiten gehindert, welche die Constituirung der Verfassung eines aus so verschiedenartigen Elementen bestehenden Staates erfordert, und die um so riesenhaftere Anstrengung erheischt, als gar keine Vorarbeiten vorliegen; die Nachrichten aus Italien, das Stocken der Geschäfte, das Darniederliegen alles Erwerbs, die Entlassung der Arbeiter in den großen Fabriken bei Wien, die drohende Verarmung aller Besitzenden — alles dies hat uns in einen Zirkel gebracht, in welchem Unordnung Verluste und Verluste wieder Unordnung hervorrufen.

Wir wollen nicht auf die, welche dreiunddreißig Jahre des Friedens so unbenützt vorüberstreichen ließen, welche in dieser langen Zeit gar nichts thaten, um die Grundlagen zu bauen, auf welchen eine bessere Zukunft hätte angebahnt werden können, welche in der Verblendung des Hochmuths mitten unter den belehrenden Ereignissen

an die Möglichkeit eines gewaltſamen Sturzes ihres Syſtems nicht glauben wollten, die jede Stimme der Warnung mit Schreiberhohn erſtickten — wir wollen nicht weitere Anklage auf ſie werfen; wir ſind überzeugt, ihr Gewiſſen muß die furchtbarſte der Geißeln für ſie ſein.

* * *

Am 31. März 1848.

---

# Aus Paris.

Die Revolution und das Bürgerthum. — Die Geldnoth, Louis Blanc und die Communiſten. — Taſchereau und Blanqui. — Die Pièces curieuses der Revue retrospective. — Eine Urſache der unzähligen Corruptionsfälle in Frankreich.

Seit dem denkwürdigen Tage, an welchem 200,000 Republikaner auf einem Spaziergange durch Paris acte de présence machten, haben die Verſuche zu einer Reaction in Paris aufgehört. Man ſah dieſen Männern an, daß ſie von Zeit zu Zeit die Leibesbewegung des Schlagens nöthig haben, und daß die Geſammtmaſſe derſelben weiß, wie dieſe Leibesbewegung, als Reſultat der Bewegung des Geiſtes, ihr großes Recht hat. Da durch die Größe der europäiſchen Bewegung Frankreich im Augenblicke keinen äußern Feind hat, ſo iſt in den franzöſiſchen Geſchäften kein Poſten ſchwieriger, als der des Miniſters des Innern, und man könnte es daher naiv nennen, wenn das Bürgerthum ſich über den Radikalismus Ledru-Rollins beſchwert und die Folgen der Revolution drückend findet. Ich will hiermit keineswegs behaupten, daß ſo manche Maßregel nicht hätte vermieden oder gemildert werden können; aber was würde Frankreich, was würde die Welt dazu geſagt haben, wenn das Volk der Provinzen, nachdem alle monarchiſchen Formen ſich in Frankreich als unmöglich erwieſen haben, monarchiſche Deputirte in die National-Verſammlung geſchickt und ſo, ohne es vielleicht zu ahnen, den Bürgerkrieg herbeigeführt hätte? Die Propaganda durch Commiſſäre für die Republik war alſo nothwendig, denn die Provinzen ſind im Allgemeinen weit weniger republikaniſch als Paris, und auf dem Lande hält ein großer Theil der Bevölkerung Republik und Communismus für identiſch und verdammt erſtere aus Furcht vor dem letztern. Die Commiſſäre mußten alſo wegen der Gefahr, die dem Lande drohte, die einflußreichen Beamtenſtellen neu und zwar mit ſolchen Männern beſetzen, die Garantien für die Republik bieten. Der Einwand, daß die republikaniſche Regierung in dieſem Falle daſſelbe thäte, was man der monarchiſchen ſonſt zum Vorwurfe gemacht hat: Propaganda für die Wahlen, hat durchaus keinen Halt; denn die Mittel, welche die jetzige Regierung anwendet, ſind nicht wie die der vorigen corrumpirender Natur. Man verſpricht für das Votum keine Aemter, theilt kein Geld aus u. ſ. w., ſondern man ſucht nur von den Vortheilen und der Nothwendigkeit der Republik zu überzeugen*). Auch der Einwand gilt nicht, daß eine Republik ohne Republikaner eine Lüge ſei. Erſtens iſt die Majorität in Paris republikaniſch und da in Frankreich nun einmal Paris der Siegelbewahrer der öffentlichen Meinung iſt und den Provinzen ſein Votum aufdrückt, ſo kann bei der Wahl zwiſchen einem Bürgerkriege und einer Bil-

*) Zu dieſen Ueberzeugungsgründen ſcheint eben auch die Drohung mit Bürgerkrieg zu gehören. D. Red.

dung (?) der Nation zur Republik *), die Entscheidung keinen Augenblick zweifelhaft sein. Die Bourgeoisie wußte nicht, was sie that, als sie sich von dynastischen Leitern zu einer reactionären Manifestation verleiten ließ und wenn es ihr wirklich gelungen wäre, Ledru-Rollin zu stürzen, so wäre er ihr außerhalb der Regierung gefährlicher geworden, als innerhalb derselben.

Die Hauptursache der Unzufriedenheit unter den Bürgern liegt in der Finanzkrisis. Obgleich sie sich selbst gestehen müssen, daß eine solche auch ohne die Revolution hätte eintreten müssen, obgleich ihr eigenes Gewissen ihnen sagen muß, daß sie durch ihr Mißtrauen die Krisis vergrößert haben, suchen sie die Gründe derselben in den Maßregeln der Regierung. Selbst wenn wir zugeben, daß Ledru-Rollin's bekanntes Circular den Commissären eine zu große Macht ertheilt hat und daß sie diese Macht zuweilen mißbraucht haben, bleibt darum doch nicht weniger wahr, daß der Egoismus der Wohlhabenheit und des Reichthums, der eine kleine Summe in harten Thalern der Hoffnung auf den Werth der Papiere vorzog, dem Stocken des Handels vorgearbeitet hat.

Mit der Republik sind die Leute gar wohl einverstanden, denn die Staatsform ist eben nur eine Form für sie: aber was sie ängstlich macht, ist die soziale Absicht der letzten Revolution. Hier muß man nur gestehen, daß die Mittel, die man zur Umgestaltung der Gesellschaft vorgeschlagen hat, allerdings kein Vertrauen einflößen können, und daß sie bisher nur ein allgemeines Stocken der Privatgeschäfte zu Stande gebracht haben. Louis Blanc hat mit seinem voreiligen Versprechen die Arbeit so zu organisiren, daß Jeder zu leben hat, den unheilvollen Brand angezündet. Daß, wer arbeitet, sein Brot verdienen muß, leuchtet jedem ein, daß nun aber, um dies möglich zu machen, keiner mehr verdienen darf, als der andere, ist nichts anderes, als ein Sicherheitsgesetz für die Befriedigung der thierischen Bedürfnisse auf Kosten der geistigen, der Freiheit. Ich schmiede in einem Tage 100 Pfund Eisen und erhalte nach Blanc dafür 4 Franken, mein Nachbar schmiedet nur 50 Pfund und erhält dafür dasselbe, also bin ich um die Hälfte schlechter bezahlt, als mein Nachbar. Und wo bleiben die Frauen, die Kinder? braucht ein verheiratheter Mann nicht mehr, als ein Junggeselle? Darauf wird geantwortet: die Frauen und die Kinder arbeiten ebenfalls, und die Kinder, die noch nicht arbeiten können, kommen in gemeinschaftliche Erziehungsanstalten. Und dies soll der intelligente, fleißige Arbeiter sich gefallen lassen? Er soll seinen Schweiß dafür vergießen, daß er nothdürftig und von seinen Kindern getrennt leben kann, damit sein von der Natur vernachlässigter Nachbar, von dem man voraussetzt, daß er nicht faul sein wird, zu essen habe! Werden die Arbeiter nicht aufhören, ihren Scharfsinn anzuspornen, um überhaupt etwas zu erfinden, wenn sie den Gewinn davon mit den unfähigsten Menschen theilen müssen? Das hättest du doch nicht geglaubt, Vater Spinoza, daß in dem Lande, dessen Geist dem deiner Philosophie so entschieden entgegengesetzt ist, in welchem die Vernunft, deren höchste Entwickelung du voraussetzest, so oft mit der Leidenschaft davonläuft, in welchem deine Lehre (man denke, ganz abgesehen von den Theologen, nur an den aufgeklärten Bayle) so sehr verleumdet wurde, der Satz von der Gleichheit der Pflichten bei der Ungleichgeit der Naturen, praktisch angewendet werden soll. Von dem Platze des Kanzlers von Frankreich, umgeben von

*) Wenn die Nation erst zur Republik „gebildet" werden soll, dann allerdings muß „der Siegelbewahrer" die discretionäre Gewalt des Schulmeisters behaupten und ganz Frankreich einer despotischen Disciplin unterwerfen können. D. Red.

of a certain class of [illegible] and [illegible] [illegible] [illegible]

Johannes Bühler, Die Kultur des Mittelalters, Bd. 2, Kap. 3, S. 45–47

Die Kultur des Mittelalters ist ohne die Klöster nicht zu denken. Sie waren nicht nur Orte des Gebets, sondern auch Zentren der Arbeit, der Gastfreundschaft und der Bildung. Wer in ein Kloster eintrat, gab sein bisheriges Leben weitgehend auf und ordnete sich einer Gemeinschaft unter, die nach festen Regeln lebte. Diese Regeln bestimmten den Tagesablauf bis in die kleinsten Einzelheiten.

Der Tag begann lange vor Sonnenaufgang mit dem ersten Gebet, der Matutin, und endete mit der Komplet. Dazwischen lagen Stunden der Arbeit, der Lesung und der Ruhe. Diese Einteilung gab den Mönchen Sicherheit und Ordnung, aber sie verlangte auch Gehorsam und Verzicht. Persönliche Wünsche traten hinter die Pflichten der Gemeinschaft zurück.

Besonders wichtig war die Arbeit. Sie diente nicht dem Gewinn, sondern dem Unterhalt des Klosters und der Armen. Viele Mönche bearbeiteten Felder, pflegten Gärten oder betrieben Werkstätten. Andere widmeten sich der Schreibarbeit und kopierten Bücher, die sonst verloren gegangen wären.

Die Klosterbibliothek war oft der wertvollste Besitz einer Abtei. Dort wurden antike Texte, Bibeln und Chroniken aufbewahrt. Ohne diese Arbeit wüssten wir heute vieles nicht über die Vergangenheit. Die Mönche waren also nicht nur Bewahrer des Glaubens, sondern auch Bewahrer des Wissens.

# Preußen und die Revolution.

Die Revolution hat einen großen Sieg davon getragen; einen Sieg, der mehr durch die Haltloſigkeit ihrer Gegner, als durch ihre eigene Kraft herbeigeführt zu ſein ſcheint. Das preußiſche Gouvernement, d. h. das neue, liberale Miniſterium, hat es verſucht, ihr einen Damm entgegen zu ſetzen; es hat grand jeu geſpielt, und hat verloren.

Das Miniſterium Camphauſen hatte die beſten Chancen. Es war in ſich einig; die Männer, die es bildeten, hatten keine Vergangenheit gegen ſich, ſie konnten ſich entſchieden an die Spitze der liberalen Partei ſtellen, deren vorzüglichſte Vertreter ſie auf dem vorjährigen Landtage geweſen waren; ſie konnten die Sache der Ordnung und des Rechts dadurch aufrecht halten, daß ſie die wahren Principien der Revolution, die Principien der Freiheit zu den ihrigen machten, und auf geſetzlichem Wege realiſirten.

Es ſtand ihnen kein weſentliches Hinderniß im Wege. Der König hatte ſich aller directen Einmiſchung in die Geſchäfte begeben und ſeine ganze Verantwortlichkeit auf das neue Miniſterium übertragen; die alte bureaukratiſche Partei, an ihrer Spitze der Graf v. Arnim, der durch ſeine hochherzige Erklärung bei Eröffnung des vereinigten Landtags die Vergangenheit völlig ausgelöſcht hat, hatte ihnen eine energiſche und aufrichtige Unterſtützung zugeſagt, und ſie konnten mit leichter Mühe alle Männer, die Freiheit wollten, aber auch das Recht, um ſich ſchaaren, und mit kräftiger Hand die Freiheit herſtellen, die Anarchie unterdrücken.

Das Miniſterium fing mit einigen Ungeſchicklichkeiten an. Es ſtieß die Männer, die aus verſchiedenen Gegenden des Reichs — aus Cöln, aus Breslau, an ſie abgeordnet waren, vor den Kopf, indem es, ſtatt ihnen unmittelbare Zuſicherungen zu geben, im Allgemeinen Vertrauen von ihnen verlangte. Es zögerte mit einem demokratiſchen Programm, es zögerte ſogar, der factiſch bereits auf's Vollſtändigſte ausgebeuteten Preß- und Aſſociationsfreiheit legale Geltung zu geben. Es überließ die Initiative des Liberalismus, ganz wie das vorige Miniſterium, der radicalen Partei. In revolutionären Zeiten hält ſich aber, wie Graf Arnim ganz richtig bemerkt hat, nur diejenige Regierung, die den Forderungen des Volkes voraus iſt.

Worauf wartete die Regierung eigentlich? Wie ſie ſagte, auf das geſetzliche Organ des Landes, den Vereinigten Landtag. Sie wollte nicht aus abſoluter Machtvollkommenheit die Freiheit geben. Sie vergaß, daß in aufgeregten Zeiten die Stände nur in ſo weit gelten, als ſie die Stimme des Volks, d. h. der Entſchiedenen im Volke, für ſich haben; ſie vergaß, daß ihre eigne Exiſtenz nicht auf dem Rechtsboden, ſondern auf einem Vulkan ruhe, den die Revolution, den der Barrikadenkampf aufgeworfen. Sie vergaß, daß die Stände, welche dem abſoluten Königthum gegenüber die Freiheit vertreten hatten, im Verhältniß zu der neuen Zeit nur die Reaction ſein konnten. Sie hatte die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution nicht geleſen, oder ſie hatte vergeſſen, daß die Parlamentsräthe, die gegen die Autokratie des Hofes die wüthendſte Oppoſition gemacht, in der demokratiſchen Verſammlung die extremſten Reactionärs waren. Die Vertreter der Privilegien werden gegen den abſoluten Staat ebenſo energiſch auftreten, als gegen die Souveränität des Volkes. Ich will Herrn v. Vincke nicht mit d'Esprémenil vergleichen, aber in ihrer Situation iſt doch eine gewiſſe Verwandtſchaft.

Was ſollte der Landtag eigentlich? Die alte, geſtürzte Partei beſchwichtigen? Das konnte er nicht, denn für dieſe war er immer noch zu liberal; das durfte er auch nicht, denn eine Einigkeit mit der alten verrätheriſchen Partei wäre ein Verrath an der Sache geweſen, die allein die neue Regierung aufrecht hielt. Die conſervativ-conſtitutionelle Partei wollte Ordnung, Geſetz, gemäßigte Freiheit; wenn das Gouvernement dieſe ſelbſtſtändig geben konnte, ſo wäre die Partei zufrieden geweſen, mit oder ohne Landtag. Die Radikalen dagegen denuncirten bereits die Möglichkeit dieſes Landtags als einen Verrath; das Volk war in Gährung, und der Landtag konnte dieſer nur neuen Stoff geben, nicht ſie beſchwichtigen.

Noch einmal alſo, was ſollte der Landtag? die Regierung ſtützen, er, deſſen Grundveſten vollkommen aufgelöſt und zerbröckelt waren, der ſich ſelbſt das Todesurtheil ſprechen mußte? Wollte die Regierung demokratiſche Einrichtungen hervorrufen, ſo konnte ſie es ohne ihn, denn das Volk ſtützte ſie; wollte ſie es nicht, ſo konnte er ihr nichts helfen, denn wenn er ſie unterſtützte, ſo klagte man beide an, wenn er ihr opponirte, ſo war ihr wieder die Initiative geraubt, und ſie mußte Conceſſionen machen, anſtatt zu führen. Iſt es nicht, beiläufig, eine Schmach für Männer wie Hanſemann, Camphauſen, Auerswald, daß dieſer alte Landtag in wichtigen Punkten in die Geſetzvorſchläge des Gouvernements eine Modification in liberalem Sinn eintreten laſſen zu müſſen glaubte?

Und vor Allem: durch dieſen Aufſchub gingen einige koſtbare Tage verloren, die bei der herrſchenden Stimmung nothwendig der Revolution zu Gute kommen mußten. —

Wie dem auch ſei, die Regierung glaubte einmal, den einberufenen Landtag auch abhalten zu müſſen. Noch jetzt hätte ſie ihn halten können, wenn ſie ihn

ausdrücklich darauf beſchränkt hätte, das neue Wahlgeſetz, ſo wie die Garantie des Preß-, Aſſociations- und Wehrrechts zu übernehmen. Es iſt zwar eine ſonderbare Garantie, die man von einem banquerouten Inſtitut verlangt, aber es ſei! Wir Deutſchen lieben das Gründliche, und man hätte ſich ausgeſöhnt, wenn die Wirkſamkeit des ancien régime dabei ſtehen geblieben wäre.

Inzwiſchen hatte die Frankfurter Verſammlung ſtattgefunden. Eine Verſammlung, die ſich ſelbſt gewählt hatte, die alſo einen entſchieden revolutionären Charakter an ſich trug, hatte die Reorganiſation des deutſchen Reichs zum Gegenſtand ihrer Berathung gemacht. Die in Frankfurt verſammelten Repräſentanten der deutſchen Regierung nahmen Notiz von ihr und legaliſirten ſie bis zu einem gewiſſen Grade. Mit Recht, denn es waren Männer von politiſchem Ruf, die in einzelnen Theilen des Vaterlandes großes Gewicht hatten, und was mehr iſt, ſie waren in bedeutender Mehrzahl den Anmaßungen der prononcirten Revolution, der anarchiſchen Partei unter Hecker und Struve mit Entſchiedenheit entgegengetreten. Sie votirten einen Wahlmodus und legten ihn als Willen des Volkes dem auf ihr Veranlaſſen epurirten Bundestag vor. Sie wählten ein revolutionäres Comité de surveillance, das im Falle eines Widerſtandes von Seiten des Bundestages in ganz Deutſchland die Lärmglocke ſchlagen ſollte.

Was that unter dieſen Umſtänden die preußiſche Regierung? — Sie, die überweiſe, ſuperkluge Erbin der alten königl. preuß. Bureaukratie, ſie dachte nicht daran, gleichfalls „Männer des öffentlichen Vertrauens“ hinzuſchicken! Sie dachte nicht daran, augenblicklich die Stadträthe, die Kreistage u. ſ. w. zu einer proviſoriſchen Wahl zu veranlaſſen! Sie wiegte ſich auf gut Berliniſch in den allgemeinen, inhaltloſen Traum der preußiſchen Hegemonie ein, und ließ es zu, daß Preußen durch einige radikale Rheinländer und durch Männer vertreten wurde, die, wie große Hochachtung ſie ſonſt verdienen, in den ſtändiſchen Intereſſen Preußens bisher ganz und gar nicht betheiligt waren. Männer wie Jacoby und Simon hätten in einer Reihe anderer Repräſentanten ihrem Vaterlande die höchſte Ehre gemacht; aber als alleinige Vertreter des ganzen Altpreußens waren ſie dann doch eine etwas anomale Erſcheinung.

Genug, das Factum lag vor; die preußiſche Regierung konnte nichts eiligeres thun, als dafür ſorgen, daß in dem neuen deutſchen Parlament durch ſchnelle, gehörig geleitete Wahlen das preußiſche Volk ſeine echten und würdigen Vertreter finde.

Was thun die Vertreter Preußens am Bundestag mit ſammt den übrigen faulen Gliedern dieſes antiquirten Inſtituts? Sie nehmen nicht den ihnen von dem „Vorparlament“ vorgelegten Entwurf des Wahlmodus an, ſondern ſie ſchmuggeln einen andern ein, den ſie einen Tag vor der Eröffnung der Frankfurter Verſammlung, alſo mit prämeditirter Nichtachtung der etwaigen Beſtimmungen derſelben ſich ausgedacht, aber nicht veröffentlicht hatten. Er enthält ein anderes numeriſches Verhältniß, eine andere Wahlart; ſie überlaſſen es den einzelnen

Staaten, auf ihre Wünſche die Wahl anzuordnen. Sie hatten nicht den Muth, ihre Anſicht über das „Vorparlament“ zu erklären: ſie hätte ſeine Beſchlüſſe entweder adoptiren, oder caſſiren müſſen, denn daß ſie da waren, konnten ſie nicht mehr nach alt diplomatiſchem Styl überſehen. Sie wählten, wie es die Halbheit immer thut, den gefährlichſten Ausweg: ſie dachten die Sache im Stillen zu vertuſchen, ſie dachten ohne offene Erklärung die einzelnen Staaten eben ſo zu einem fait accompli zu veranlaſſen, wie es von dem „Vorparlament“ ausgegangen war. Der Fünfziger Ausſchuß iſt nicht ſo zaghaft; ſobald er von dieſen Intriguen unterrichtet wird, rückt er ſofort dem Bundestag auf den Pelz und droht, und der Bundestag murmelt ein Pater peccavi, und befiehlt den Staaten, den von dem „Vorparlament“ ausgeſchriebenen Wahlmodus zu befolgen; er compromittirt nicht nur ſich ſelbſt, — daran war nicht mehr viel gelegen — ſondern auch die Regierungen, die ſeinem erſten Gebot gefolgt waren.

O ihr Fürſten, Miniſter u. ſ. w.! nicht die Radikalen machen die Revolution, nicht ſie bauen die Republik! ihr ſelbſt beſchwört ſie herauf, indem ihr durch eure Halbheit und Rathloſigkeit euch unmöglich macht.

Was thut mittlerweile die preußiſche Regierung, ſie, die im vorigen Jahr als Vertreter des extremſten Liberalismus ſich gebärdet hatte? Sie überträgt die Wahlen dem alten Landtag, der auch nicht einen Schein von Recht hatte, in dieſer Sache zu wählen; den alten privilegirten Provinzialſtänden, die alles Vertrauen im Volk verloren hatten. Die Stände ſind ſelber beſtürzt; aber ſie ſehen ein, daß eine Weigerung ihrerſeits den Sturz des Miniſteriums, das ſie ſchützen ſollten, nach ſich ziehen müßte, ſie wagen alſo zu Gunſten dieſes Miniſteriums eine Uſurpation der ſchlimmſten Art, ſie vollziehn die Wahlen.

Dieſe Wahlen fielen — ſo weit ſie bekannt ſind — ſo aus, daß die Deputirten das alte, rechtlich zu Grabe getragene, ſpecifiſche Preußenthum vertreten hätten. Man hatte die Kühnheit gehabt, Männer, wie Stahl und Keller, die Doctrinärs des Syſtems, auf dem der Fluch der ganzen Nation laſtet, zu wählen.

Ich nannte dieſen Entſchluß der Miniſter vor einer Woche eine Hundestagsraſerei; denn er gab nicht nur den Radikalen neuen Stoff, er mußte auch die Freunde des Rechts und der Freiheit zweifelhaft machen. Wenn ſich das geſammte Volk nicht ſchnell erhob und laut proteſtirte, ſo geſchah es nur, um die letzte Regierung, auf die man ſeine Hoffnung ſetzte, zu ſchonen. Ich glaubte, die Regierung werfe der Revolution den Handſchuh hin und wolle die ganze conſervativ-conſtitutionelle Partei um ſich ſchaaren, um — vielleicht im Einverſtändniß mit den andern liberalen Regierungen — die Decrete der Frankfurter Verſammlung zu annulliren. Ein gefährlicher Schritt, aber es war doch irgend eine Tendenz. Aber ich war allerdings nicht darauf gefaßt, daß dieſe Regierung ohne allen Plan gehandelt haben würde. Ich war nicht darauf gefaßt, daß ſie in kindiſchem Leichtſinn — der unter dieſen Umſtänden ein Verrath an der Nation

iſt — ohne ſich ſelbſt oder die verbündeten Staaten irgend über ihre Anſicht aufzuklären, mit jener gefährlichen Waffe blos geſpielt haben würde. Und doch iſt es ſo. Nachdem die Wahlen vollzogen, erklärt ſie plötzlich heiter und gemüthlich ihren getreuen Ständen: es iſt brav von euch, daß ihr gehorſam ſeid; aber wir haben andere Nachrichten vom Bundestag (in dem doch wohl die Vertreter Preußens auch eine Stimme gehabt haben werden!), die Sache iſt nun ungeſetzlich, wir kaſſiren daher die Wahlen und werden nächſtens neue anordnen.

Und nachdem ſie auf dieſe Weiſe dem alten Inſtitut den letzten Gnadenſtoß verſetzt, nachdem ſie es erſt vor den Augen der Nation auf das ſchrecklichſte compromittirt, dann, nachdem es ſich für ſie geopfert, desavouirt hat — nach dieſer Einleitung nimmt ſie von ihm ein Vertrauensvotum in Anſpruch! ein Vertrauensvotum in Geldangelegenheiten! Und der Landtag, moraliſch völlig vernichtet, gibt ſich auch dazu her, um nur einmal fertig zu werden, um einmal nach Hauſe gehn zu können.

Es iſt der ſchlimmſte Stoß, den die conſtitutionelle Sache bisher erlitten hat; ein Stoß, von dem ſich Preußen als ſolches kaum erheben kann. Die Wahlen, die unter dieſen Umſtänden vollzogen werden, werden gewiß keine Deputirte hervorbringen, die für den preußiſchen Staat noch einiges Intereſſe haben. Es mag ſo gut ſein! Obgleich ich geſtehen muß, daß unter den gegenwärtigen Umſtänden der Banquerout des preußiſchen Staates mir auch für Deutſchland gefährlich erſcheint. In einem Augenblick, wo drei Feinde zugleich drohen, läßt ſich das Gouvernement die Zügel aus den Händen reißen, und übergibt ſie einer demokratiſchen Verſammlung, die man noch gar nicht überſehen kann.

Aber wir wollen darum den Muth nicht verlieren. Es kommt nur darauf an, dieſe Demokratie ſo feſt als möglich zu conſolidiren, ihr ſo viel conſervative, d. h. liberale Elemente, denn beides iſt jetzt identiſch, zuzuführen als möglich. Die Wahlen ſind jetzt der Schauplatz der Entſcheidung.

Den 12. April. **Julian Schmidt.**

---

## Nachtrag.

Bei dem wunderbaren Drange der Ereigniſſe muß man erwarten, ſeine eigenen Anſichten in jedem Augenblick widerlegt zu ſehen. So eben erſcheint das neue preußiſche Wahlgeſetz und der ſtenographiſche Bericht über die letzte Sitzung des vereinigten Landtages. Da gleichzeitig das ſächſiſche Wahlgeſetz herausgegeben wurde, hoffte ich einen gemeinſamen Plan der beiden Regierungen. Leider finde ich nach näherer Einſicht keine Veranlaſſung, die in dem Aufſatz ſelbſt ausgedrückte Meinung aufzugeben. Die Rede des Freiherrn v. Vincke appellirt an den preußiſchen Patriotismus, ſie athmet die ganze Kraft des ausgezeichneten Mannes, und man darf ſich über den Jubel, der ihr folgte, nicht wundern; aber ſie thut

dem Verſtand nicht Genüge. Der Redner läßt ſeine eigenen Einwürfe auf die oberflächlichſte Art widerlegen, um nur einen guten Schluß zu haben. Der Landtag ſpricht ſein volles Vertrauen aus, er caſſirt ſeine Wahlen mit noch größerer Leichtigkeit als er ſie vollzogen hat; aber in dieſer Einigkeit iſt eben ſo viel Ermüdung als Enthuſiasmus. Ein ſolches Vertrauens-Votum hat nicht viel zu bedeuten.

Gegen das Wahlgeſetz an ſich iſt nichts einzuwenden; es iſt im Weſentlichen das alte, auf die preußiſche Conſtituante berechnet. Aber man fällt aus den Wolken, wenn man den 10. Mai als den Wahltermin angeſetzt findet! Iſt es möglich, nach einem ſolchen Act der Unterwerfung noch Clauſeln! Wenn die preußiſchen Abgeordneten — etwa den 15. Mai in Frankfurt erſcheinen, iſt vielleicht das neue Deutſchland in der Hauptſache bereits fertig, und Preußen hat dann als fremdes Glied um Aufnahme zu bitten.

Es ſind noch die Reſte des alten bureaukratiſchen Schlendrians, es iſt noch die alte Paſſivität, die einen ſolchen Aufſchub veranlaßte. Wir beherzigen ſehr wohl die Worte des Freiherrn v. Vincke: wer ſoll die jetzigen Miniſter erſetzen, wenn ſie durch die Unzufriedenheit der Nation geſtürzt werden. Aber eine Thorheit nach der andern iſt doch zu viel! In unſern Tagen ſind 14 Tage Aufſchub ein Jahrhundert!

Man wende nicht die Kürze der Zeit ein! In einem Tage konnte das Wahlmandat gedruckt, in drei Tagen in alle Theile der Monarchie verbreitet ſein; in wieder drei Tagen konnten die Urwahlen an allen Orten gleichzeitig beendigt, in zuſammen neun Tagen die ganze Wahl geſchloſſen ſein. Natürlich nicht auf dem Wege der legitimen preußiſchen Aktenſchmiererei.

Es läßt ſich erwarten, daß in zwei bis drei Tagen von Seiten des Bundestags ein Befehl an Preußen ergeht, raſcher fertig zu ſein. Die Herren Miniſter werden ſich mit Grazie und Heiterkeit dieſem Befehle fügen; ſie werden thun, als wäre nichts geſchehen; und ſagen: ein kleines Mißverſtändniß!

Eine ſolche Miſchung von Vorſchnelligkeit und Unentſchloſſenheit im Augenblicke, wo nur der Entſchiedene ſich halten kann, iſt mir noch nicht vorgekommen. Alle Gutgeſinnten werden einig ſein, das Miniſterium zu unterſtützen, denn es iſt kein anderes möglich, aber mit welchen Vertrauen!

Die Miniſter hätten viel gut gemacht, wenn ſie bei der Rücknahme ihrer Landesrechte wenigſtens offen ihren politiſchen Mißgriff eingeſtanden, wenn ſie offen erklärt hätten, entweder, ſich der neuen Idee zu fügen, oder, zurückzutreten, und die Geſchäfte nur proviſoriſch zu führen, bis ſie der in 14 Tagen zu berufenden Nationalverſammlung die Verantwortlichkeit übertragen konnten. Daß ſie dieſen innern Bruch ihrer politiſchen Ueberzeugung nicht gefühlt und offen anerkannt haben, ſpricht von einem Mangel an ſittlicher Energie, der uns fürchten läßt, jene politiſchen Mißgriffe werden nicht die letzten ſein.

# Politiſche Skizzen.

## Das öſterreichiſch-kaiſerliche Bewußtſein. — Mailand.

„Das öſterreichiſch-kaiſerliche Bewußtſein" heißt eine ſo eben (Leipzig, bei Otto Spamer) erſchienene Flugſchrift, von der wir wünſchen, daß ſie in Wien viel geleſen und ehrlich beherzigt werden möge. Der Verf. (Bernhard Friedemann) iſt ſelbſt ein Oeſtreicher, welchem wahrer Patriotismus die Feder geführt hat und wir ſind überzeugt, ſeine Worte werden allen Freigeſinnten an der Donau aus der Seele geſchrieben ſein, aber leider ſchweigen dieſe Freien noch, trotz der Preßfreiheit, entweder aus Scheu vor dem profanum vulgus, das mit nichtsſagendem Jubel jede männliche Stimme übertönt, oder aus — Gewohnheit. Es iſt daher gut, daß ein Oeſtreicher, der ſchon vor der Revolution deutſche Luft geſchöpft hat, ihnen das rechte Wort auf die Zunge legt.

Das öſterreichiſch-kaiſerliche Bewußtſein iſt dieſelbe bureaukratiſche und diplomatiſche Fiction, die am 13. März in Luft zerrann; es iſt mit andern Worten der Servilismus der alten Zeit. Wer kein Herz für ſein ſchönes Oeſtreich oder Böhmen oder Tyrol hatte, wer kein Herz beſaß für die Freiheit, für die geiſtige Zukunft der hochbegabten Völker ſeiner Heimath, ſondern alles edlere Streben den Zwecken und Bedürfniſſen der k. k. Geſammtherrſchaft opferte, nannte ſich ſonſt „einen guten Unterthan, einen guten Oeſtreicher." Er war weder deutſch, noch undeutſch, ſondern kaiſerlich und ſeine frömmſten Wünſche verſtiegen ſich nicht weit über ſein materielles Wohl. Dieſe Gefühl- und Geſinnungsloſigkeit hätten die Bureaukraten gern zu einem poſitiven Gefühl, zu einer poſitiven Geſinnung umgeſtempelt. Wie Schreiber dieſes ſchon im vorigen Heft andeutete, hätte ein ſolches poſitives Gefühl ſich erſt aus der faulen Gährung entwickeln können, durch welche allein die Völkerſchaften der Monarchie zu einer compacten Unterthanenmaſſe zuſammenſchmelzen konnten. Dieſer Prozeß war eine Unmöglichkeit, ſo war auch jenes Gefühl eine Heuchelei, eine Fiction. Seltſamer Weiſe fand, durch eine grauſame Ironie des Schickſals, Herr Dr. J. Perthaler erſt kurz vor jenen Märztagen, in denen es wie eine Luftblaſe zerplatzen ſollte, das bezeichnende Wort dafür: „öſterreichiſch-kaiſerliches Bewußtſein." Ein ſelbſtmörderiſches Wort! Die

Wiener Zeitung hatte die Ehre, es in einem Artikel von Perthaler zuerst auszusprechen. Kaum ist der Constitutionsjubel losgebrochen, so sucht Herr Perthaler das alte Gespenst, mit schwarz-roth-goldgeschminkten Wangen, unter die Lebendigen wieder einzuschmuggeln und stützt sich dabei auf einen mißverstandenen Satz von Hegel! —

Der Verfasser obiger Flugschrift nun hat an Herrn Perthaler ein Exempel statuirt. Mit Ruhe, aber mit gebührendem Nachdruck schlägt er das österreichisch-kaiserliche Bewußtsein auf's Haupt. Diese theoretische Mißgeburt wäre vielleicht nicht werth gewesen, mit so scharfer Feder secirt zu werden, wenn nicht das Perthalerthum noch unter mancherlei Gestalten in der östreichischen Presse spukte.

Schreiber dieses ist selbst ein geborner Oestreicher und hat den „kaiserlichen Patriotismus" nie gekannt und nie begreifen können, trotzdem oder eben deshalb schmeichelt er sich, stets ein guter Patriot gewesen zu sein. Sein schönster Traum war von jeher der Untergang der östreichischen Großmacht und die Auferstehung der östreichischen Völker. Dieser Traum geht jetzt in Erfüllung, aber man täusche das Volk nicht über den nothwendigen Zusammenhang zwischen beiden Katastrophen. Es liegt in der Natur der Dinge, daß das Cabinet noch gern mit dem Glanze seiner alten Souveränetät buhlt und sie nicht mit einem Mal fahren läßt: die Völker haben ein anderes Interesse. Graf Fiquelmont mag sich darnach sehnen, die selbstständige Macht des Kaiserthums zu erhalten: die Völker müssen wünschen, sammt ihrem Kaiser sobald wie möglich unter „das Reich" zurückzukehren. Damit das Perthalerthum siege, müßten die emancipirten Völker sich die Schwingen von neuem stutzen lassen, ihre deutschen Sympathien und ihre Freiheitsbestrebungen von neuem den österreichisch-kaiserlichen Tendenzen unterordnen. Ein Fingerzeig ist das neue Preßgesetz.

Deshalb sucht man das erwachende Nationalgefühl der Wiener mit der an sich gerechten Liebe für den guten Kaiser Ferdinand zu identificiren, die Souveränetätsgelüste des Cabinets zu einer Ehrensache des Volkes zu machen und das deutsche Bewußtsein geschwind in ein österreichisch-kaiserliches umzudociren. Das ist Taschenspielerei oder Blindheit, Patriotismus ist es nicht. Man schmeichelt dem Volke, man spiegelt ihm vor, es sei plötzlich eine eigenthümliche selbstständige Nation geworden, welche durch die künftige Constitution eben so großmächtig in ihrer Art werden würde, wie früher das Cabinet durch die Abwesenheit der Constitution war. Statt ihm offen die Wunden zu zeigen, aus denen es blutet, redet man ihm nur von seiner Kraft und Gesundheit und möchte ihm einen falschen Stolz auf seine kaiserliche Bestimmung, auf die Geschichte der Monarchie und deren historische Sonderberechtigung einflößen. Eitel Wind!

Ich weiß nicht, ob ich nicht zu schwarz sehe und einer diplomatischen Absicht zuschreibe, was vielleicht nur die Folge einer unschuldigen Begriffsverwirrung ist. Jedenfalls hat letztere die Wiener Zeitung zu mehrern höchst unpatriotischen Arti-

**Art. 1000.** Wird ein Gut durch Verkauf oder Tausch an einen Dritten veräußert, so ist der Verkäufer oder Tauschende verpflichtet, dem Käufer oder Tauschenden die Gewähr zu leisten, daß das Gut frei von Lasten und Rechten sei, welche nicht in dem Vertrage ausdrücklich angegeben sind.

**Art. 1001.** Der Verkäufer oder Tauschende haftet dem Käufer oder Tauschenden für alle Lasten und Rechte, welche nicht in dem Vertrage ausdrücklich angegeben sind, und welche Dritte auf das Gut geltend machen.

**Art. 1002.** Der Verkäufer oder Tauschende haftet dem Käufer oder Tauschenden für alle Lasten und Rechte, welche nicht in dem Vertrage ausdrücklich angegeben sind, und welche Dritte auf das Gut geltend machen.

**Art. 1003.** Der Verkäufer oder Tauschende haftet dem Käufer oder Tauschenden für alle Lasten und Rechte, welche nicht in dem Vertrage ausdrücklich angegeben sind, und welche Dritte auf das Gut geltend machen.

**Art. 1004.** Der Verkäufer oder Tauschende haftet dem Käufer oder Tauschenden für alle Lasten und Rechte, welche nicht in dem Vertrage ausdrücklich angegeben sind, und welche Dritte auf das Gut geltend machen.

**Art. 1005.** Der Verkäufer oder Tauschende haftet dem Käufer oder Tauschenden für alle Lasten und Rechte, welche nicht in dem Vertrage ausdrücklich angegeben sind, und welche Dritte auf das Gut geltend machen.

Schlendrian, Corruption und Jesuitismus haben alle Säfte des großen Organismus vergiftet. Das Volk besitzt unverwüstliche Anlagen und seine gesunde Natur hat sich tapfer gegen den tückischen Peststoff gewehrt, der ihm planmäßig eingeimpft wurde, aber geheilt ist der Schaden noch lange nicht. Mit der besten Constitution von der Welt bringt man eine solche Cur nicht über Nacht zu Stande.

Das „Perthalerthum" aber, welches die oben erwähnte Broschüre geißelt, scheint für diese Nöthen kein Auge zu haben; es jubelt, es schwärmt und hat den Messias schon gefunden im „östreichisch-kaiserlichen Bewußtsein;" in einer Bewußtlosigkeit, die nur geeignet wäre, Oestreich von Neuem dem deutschen Nationalgeist zu entfremden, die Völker von der einzigen Heilquelle abzuwenden, aus der sie Genesung schöpfen können. Erst wenn Oestreich einige Jahre lang innig und unmittelbar mit dem ehemaligen „Ausland" verbrüdert ist, wird es gewahr werden, wie viel es dem Anschluß an Deutschland zu verdanken und wessen Hilfe es nöthig haben wird, um die Schätze in seinem eigenen Innern zu heben.

---

Eine klare und augenscheinlich getreue Schilderung des Mailänder Aufstandes liefert die Times. Ihr Correspondent ist ein Tourist, der mancher Herren Länder im Sturme und vieler Städte Barrikaden gesehen hat. Er beurtheilt den „Job" mit Sachkunde und Unparteilichkeit, ist voll froher Begeisterung für die „freie und jetzt unsterbliche Großstadt (city)" Milano, ohne ungerechten Schimpf auf die östreichischen Waffen zu werfen. Die volle Schuld am Ausbruch wie am Ausgang des Kampfes trägt das Wiener Cabinet. Hierin hatten wir recht vermuthet. Den Mailändern ward keine officielle Kunde vom Sturze Metternich's, Nichts als eine unbestimmte Zusage künftiger Reformen. Man zeigte also Schwäche und flößte kein Vertrauen ein. Feldmarschall Radetzky sollte andererseits die Grenzen seiner Vollmacht selbst bestimmen. Seine frühern Instructionen wurden nicht widerrufen, während die Ungewißheit über den Gang der Wiener Revolution seine Thatkraft lähmte. Die Herren in Wien wollten's eben darauf ankommen lassen. Das Schießen in Mailand konnte ja der gute Kaiser in seiner Hofburg nicht hören!

Vor dem Rathhause in Mailand feuerten einige Soldaten auf eigene Faust — nach altem Styl — unter die Volkshaufen, welche über die verweigerte Bürgerbewaffnung murrten Dies Murren war freilich Rebellion — nach der alten Zeitrechnung. Woher sollten die Soldaten in Mailand wissen, wie viel es geschlagen hatte? Wußten es doch die Herren in Wien selber nicht... So begann der Aufruhr und Radetzky beging den ersten Fehler: er verachtete den Feind und glaubte, durch einige Compagnien die Straßen vom „feigen italienischen Gesindel" säubern zu können. Aber die paar Compagnien wurden geworfen, Barrikaden stiegen aus der Erde und rückten, wie der Schild der Tunnelarbeiter unter der Themse, immer weiter vor, die Soldaten immer weiter vor sich herschiebend. Nach

wenigen Stunden war der Kern der Stadt zur uneinnehmbaren Veste verschanzt. Nun stellte Radetzky seine Truppen auf einem offenen Glacis zwischen Stadt und Citadelle auf, wo sie den Flinten der Aufführer eine bequeme Scheibe boten, ohne selbst einen gleichen Zielpunkt zu haben. Zuletzt mußte sich Radetzky in die Citadelle zurückziehen. Diese beherrscht die Stadt nicht; sie liegt auf einem Niveau mit ihr. Die kaiserlichen Kanonen spielten also nur gegen die verbarrikadirten Straßen, die auf die Citadelle münden. Vom Sonnabend bis zur Mittwoch währte dieses Scharmützeln, unter häufigen Pausen, fort; die Stadt zu bombardiren konnte oder wollte der Feldmarschall nicht wagen. Indessen hatten die Insurgenten durch kleine Luftballons Proclamationen über das Weichbild der Stadt geworfen, der Landsturm erhob sich von allen Seiten, Radetzky konnte abgeschnitten und ausgehungert werden — denn es fehlte, merkwürdiger Weise, an Schieß- und Mundvorrath in der Veste — er zog also in stiller Nacht mit seinen Truppen ab und Mailand wurde frei, ohne, wie die ersten Berichte erzählten, ein zweites Saragossa geworden zu sein.

Die wesentlichsten und wichtigsten Züge an diesem Ereigniß sind, daß die Bürger Mailands ohne französische oder sardinische Hilfe eine mächtige und tapfere Besatzung vertreiben konnten, ferner daß noch einige andere Vorurtheile Lügen gestraft wurden, mit denen sich das Wiener Cabinet lange in Schlaf gelullt hatte. Der lombardische Bauer, scheint es, sah in der östreichischen Regierung nicht seinen Schutzpatron gegen den Druck der Städter, wie man vor einigen Monaten glaubte, warum hätte er sonst sich so rasch zum Landsturm erhoben? und die lombardischen Nobili wollten sich nicht aus Scheu vor den republikanischen Ideen enger an Oestreich anschließen, wie man aus Wien vor einigen Wochen nach allen Weltgegenden schrieb. Wer die Stellung des italienischen Adels und seine Verschiedenheit von unserer nordischen Aristokratie kennt, mußte jene Wiener Nachricht überhaupt mit Kopfschütteln aufnehmen. Nobili und Facchini, Geistliche und Laien, Alles focht brüderlich neben einander gegen die Besatzung; ohne verabredeten Plan, ohne Führer und Commando, organisirte sich der Aufstand aus dem Stegreif und von selbst. Der Times-Correspondent behauptet, ein schöneres Schauspiel sei undenkbar als diese Volkserhebung, die, ungleich vielen Revolutionen, völlig rein blieb von Parteimanövern und Intriguen; wo kein Stand den andern vorschob, um die Kastanien für ihn aus dem Feuer zu holen; wo keine Volksklasse gegen die andere gehetzt wurde und kein Geschlecht, Alter oder Beruf im Gefechte zurückblieb. Es war eben keine Revolution, es hatte keinen einzigen Zug von Bürgerkrieg: es war ein Nationalkrieg gegen ein fremdes Joch und daher von all' jenen wunderbaren Erscheinungen begleitet, die solchen Kriegen eigen sind. Der größte Theil der mailändischen Waffen bestand in Vogelflinten und Pistolen. Zum Barrikadenbau gaben die Reichen ihre schönsten Equipagen her und die vornehmsten Frauen ihre Pianos, Harfen und Schachteln, die, um

für den Augenblick eine Art Bollwerk zu bilden, mit Steinen und Erde gefüllt wurden. Der Bau geſchah mit Zauberſchnelle, und im Ganzen ſollen 2000 in einer Nacht entſtanden ſein. Endlich haben die öſtreichiſchen Gefangenen die ſchonendſte Behandlung erfahren, — zur Beſchämung der Verleumder Italiens.

Das deutſche Nationalgefühl, ſagen manche Leute, iſt verletzt darüber, daß man im Moment, „wo unſere Brüder in Italien geſchlachtet werden," den Kampf der Mailänder mit Anerkennung betrachten könne. Iſt das nicht Altweibergeſchwätz? Das Gefühl ſoll uns nicht am Sehen hindern. Haltet nur die Augen tapfer offen, wir werden uns an ergreifendere Schauſpiele gewöhnen müſſen im Lauf der kommenden Jahre. Ich wollte, der italieniſche Patriotismus hätte ſich an einem andern Gegner die Sporen verdient als an uns! Weſſen Schuld iſt dies aber? Mein Nationalgefühl verletzt es, daß deutſche Truppen noch zu Schlächtereien ohne Zweck und Ehre gebraucht werden konnten! Der deutſche Soldat in Italien war auch in Friedenszeiten das Opfer einer grauſamen Politik. Von dem traurigen Leben, zu welchem er in der Regel verdammt war, ſpreche ich vielleicht ein anderes Mal. Der Kerkermeiſter iſt eben ſo bedauernswerth wie ſein Gefangener. Weder ein wohlverſtandenes Intereſſe, noch ein deutſches Princip gebot dieſen Kampf; und es gibt nicht einmal einen Nationalhaß mehr zwiſchen Deutſchen und Italienern.

Die Handelsintereſſen der öſtreichiſchen Lande haben durch die Mailänder Vorgänge einen furchtbaren Schlag erlitten. Der Sieg Radetzky's hätte dieſen Schlag nicht abgewendet, vielleicht verſtärkt, denn der Sieg konnte nur durch eingeäſcherte Städte und verheerte Provinzen erkauft werden. Die Italiener, vermuthe ich, ſind nicht blos Käufer auf öſtreichiſchen Märkten geweſen und die Vortheile, die ein Handelsvertrag mit einem befreundeten Nachbar bietet, überwiegen wohl den Gewinn, den die koſtſpielige, geld- und menſchenverſchlingende Zwingherrſchaft über eine widerſpenſtige Provinz bringt.

Die neue Stellung Oeſtreichs zu Deutſchland wird jene Handelsintereſſen vermuthlich ebenfalls mit einer Kriſis bedrohen. Die Kriſen kommen jetzt von allen Seiten. Möge daher Oeſtreich in ſeinen italieniſchen Pacificationsverſuchen, zu denen es ſich endlich entſchloſſen hat, klug und glücklich ſein. Auch möge es nicht verſäumen, baldigſt ſeine Nationalvertreter zum Frankfurter Parlament zu wählen und ſein Augenmerk vorzugsweiſe auf Männer richten, die ſeine Gewerbs- und Handelsintereſſen nicht blos aus Büchern verſtehen lernten.

J. K——nn.

# Aus Wien.

Die alte Herrschaft und ihre Nachwehen. — Pillersdorf und das Preßgesetz. — Fickelmont und die Kosaken. — Böhmen und der Slavismus. — Abmarsch der Liguorianer. — Die Pfaffen in voller Reaction. — Veit's Predigten. — Katzenmusiken und Ministerreden. — Die Nationalgarde als Polizei.

Die Stimmung der Oeffentlichkeit gestaltete sich im Laufe der letzten Woche immer trüber und drückender. Der beinahe sichere und unwiederbringliche Verlust Italiens, die drohende Stellung Rußlands wirken erschreckend und niederdrückend. Dazu kommt die von Tag zu Tag allgemeiner und verbreiteter werdende Ueberzeugung, daß wir gar keinen Mann besitzen, der den gegenwärtigen Verhältnissen gewachsen wäre, der die neue Zeit, ihre Hoffnungen und Wünsche eben so auf seine Schultern nehmen könnte, wie Metternich das ancien régime; die Freiheit und der Fortschritt hat eine Menge guter Köpfe, tüchtige Männer, aber keinen einzigen Staatsmann und es wäre ein großes Unglück für unsere Sache, und ein unendlicher Vorsprung für die Reaction, wenn das lange so bliebe. In Folge davon haben unsere Zustände eine gewisse anarchische Gestaltung erhalten, die nur durch ein Mittel zu heben wäre — durch ungesäumte Eröffnung und Zusammenberufung des Landtages. Aus seiner Mitte würden vielleicht auch jene Staatsmänner aufstehn, die wir brauchen.

Unser jetziges Cabinet ist durchaus ein Kind des ancien régime; es kann seine alten Gewohnheiten aus der früheren Zeit nicht los werden, so manches Wort, so manche Phrase, so mancher Schritt erinnert an jene Zeit, die es uns gerne vergessen machen möchte, es ist der Zopfbeamte mit der Feder hinterm Ohr, der mit einem Male die Volkstribune betreten soll. Pillersdorf, der tüchtigste und erleuchtetste von Allen, ist durch das schlechte Preßgesetz unpopulär geworden, hat sich überdies unbegreiflicher Weise bei der Rügung eines Straßenexcesses zu dem Ausdruck „verbrecherisch" hinreißen lassen, der alle alten Erinnerungen an Sedlnitzky mit einem Male wieder wach rief und begeht einen unconstitutionellen Schritt nach dem andern. Taafe hat das Cabinet mit sich selbst in Zwiespalt und Widerspruch gebracht, denn während Pillersdorf den Studenten versprach, er wolle ihre Wünsche und Ansichten in Bezug auf das Preßgesetz gehörig berücksichtigen, macht unerwartet Taafe bekannt, daß dasselbe in Kraft und Wirkung bestehe, und verzuckert in echt diplomatischer Weise diese bittere Pille mit den Versprechungen, daß es recht mild gehandhabt werden solle, daß es keineswegs eine würdige Besprechung und Rüge der Staatsverwaltung ausschließe, daß man späterhin Geschwornengerichte einzuführen gedenke, daß die Ausnahme von der Regel, es sollen nur eigentliche Rechtsfreunde Vertheidiger sein, in allen Fällen, wo keine Ursache zur Verweigerung vorliegt, stattfinden soll u. s. w. aber das Preßgesetz —

bleibt. Ficquelmont, der uns noch aus der Metternichſchen Periode als deſſen treuer Famulus in guter Erinnerung iſt, hüllt ſich in undurchdringliches Dunkel und kokettirt mit Rußland. Ein Courier, der die Anfrage brachte, ob die Ruſſen als Freunde oder Feinde in Galizien aufgenommen würden, wurde mehrere Tage zurückgehalten. Augenſcheinlich war man in Verlegenheit, ob man die Koſaken herüberkommen laſſen ſollte, die die junge freiheitsluſtige Auſtria nach Sibirien ſchleppen würden. Freilich die beſte Art, die Koſaken mit der freiheitsluſtigen Auſtria zugleich los zu werden. Noch verlautet Nichts davon, ob und mit welcher Antwort jener Courier verabſchiedet wurde. Indeß dringen die Böhmen auf die Anerkennung der ſlaviſchen Nationalität, Losreißung von Deutſchland, und haben dieſer Tage eine große Deputation nach Brünn geſchickt, um daſelbſt die deutſchen Farben herunterzureißen, und mit Wort und Schrift dahin zu wirken, daß ſich Mähren eng an Böhmen ſchließe. Auch von hier aus ſind mehrere Deputirte in entgegengeſetzter Abſicht nach Mähren gegangen. Zugleich wird die Stellung der zahlreichen an Intelligenz und Beſitz reichen Deutſchböhmen den Czechen gegenüber immer mißlicher.

In Wien ſelbſt beſchäftigt man ſich mit Katzenmuſiken, Exerciren und Politiſiren. Namentlich iſt gegen die Geiſtlichkeit die Stimmung eine ſehr aufgeregte. Dem Erzbiſchof und den Liguorianern, ſodann in einer ſpätern Nacht den Schottnern wurden Katzenmuſiken gebracht; der Erzbiſchof ſoll zu wiederholten Malen ſeine vollkommene Abneigung gegen die neuen Errungenſchaften durch Wort und That an den Tag gelegt haben; gegen die Liguorianer hatte man eben Nichts weiter — als daß ſie Liguorianer waren. Den Tag nach der unter Schreck und Angſt zugebrachten Nacht verließen ſie unter Bedeckung der Nationalgarde die Stadt, das Haus, wo ſie gewohnt hatten, wurde geſperrt und als „Nationaleigenthum" erklärt. Heute ſind 60,000 Fl. C.-M. eingebracht worden, welche die Nationalgarde den ſchon verjagten und zerſtreuten Söhnen Loyola's abnahm. Dies dürfte aber nur ein kleiner Theil der von ihnen verſchleppten Reichthümer ſein. Im Laufe der vorigen Woche hatte ſich das Gerücht verbreitet, in ihrem Hauſe ſeien unterirdiſche Behältniſſe, die vielleicht mit Opfern ihrer Umtriebe gefüllt ſeien. Das Studentencomité ſandte deshalb aus ſeiner Mitte zwei Deputirte an den Bürgermeiſter ab, der die Schlüſſel zu allen Gemächern übernommen hatte, und das Haus wurde in allen ſeinen Räumen und Schlupfwinkeln unterſucht. Man fand Nichts. Heute lieſt man eine Vertheidigung des Erzbiſchofs von ihm ſelbſt an allen Straßenecken. Er hatte ſich gleichfalls nach jener Nacht auf eines ſeiner Güter begeben. Gegen alle Kloſtergeiſtliche regte ſich übrigens im Laufe der letzten Woche der Volksunwille. Daß die Geiſtlichkeit den Bewegungen der Neuzeit abhold ſein muß, erhellt aus der Natur der Sache; ſie müſſen aber ihre Abneigung und Reaction doch etwas politiſcher an den Tag legen und nicht gar ſo unklug und einfältig die tobenden Wellen und Wogen mit kleinen Ruthen, mit Roſenkranz und Breviarium zurücktreiben wollen. Man erzählte mir zwei treffende Züge: Ein Abt, der bei den mähriſchen Ständen ſaß, wo über die Zulaſſung des Bürger- und Bauernſtandes zur Landesvertretung verhandelt wurde, ſtimmte dafür: „Ich will das, was Kaiſer Franz ſchon verordnet hat: ein Bürger und ein Bauer ſoll unter uns ſitzen." Er fand das ganz natürlich, daß das ſo ſein ſolle, und wunderte ſich nur, wie die Herren ſo viel Aufhebens davon machen könnten. — Veit, ein hieſiger oft genannter und populärer Kanzelredner wies nach, daß alle dieſe unheilvollen Bewegungen daraus entſtünden, daß man den Menſchenverſtand als maßgebend hinſtellen wolle. Und was iſt dieſer Menſchenverſtand? Koper-

nikus, Galiläi, Columbus u. ſ. w. kämpften gegen das, was man (zu ihrer Zeit) den Menſchenverſtand nannte, und doch hatten ſie recht. Seht ihr alſo? deshalb ſeid hübſch artig — und zahlt eure Zehnten u. ſ. w.

Auch Taafe und Pillersdorf ſollten Katzenmuſiken gebracht werden; die Herren mußten ſich herablaſſen, in ſpäter Stunde noch in höchſt eigener Perſon das Volk zu haranguiren. Es iſt ſchrecklich, was aus unſern Staatsmännern und unſern Wienern geworden iſt. Ein Taafe muß einen Haufen Studenten oder andere gewöhnliche Leute haranguiren, um ruhig ſchlafen zu können, haranguiren auf offener Straße, ein Staatsminiſter, Graf, Ariſtocrat und — — — die Wiener aber wollen keine italieniſche Oper dies Jahr hören, verſchmähen ihren göttlichen Fraſchini, und wollen keine andere Muſik als — Katzenmuſiken. Sie glauben gar nicht, was wir jetzt an Katzenmuſiken conſummiren.

Heute geht eine Deputation der Studenten mit einer Dankadreſſe nach Preßburg. In den Straßen flattern überall ſchwarz-roth-goldene Fahnen und furchtbare Drohworte gegen (!) die Ruſſen ſchweben auf allen Lippen. Die Nationalgarde exercirt ſehr fleißig und übt ſich im Polizeidienſt – wahrſcheinlich wegen des ruſſiſchen Feldzugs.

G

---

## Der zweite vereinigte Landtag in Preußen.

Es ſind im Ganzen vier Sitzungen geweſen und drei Vorlagen zu berathen, von denen jede in einer Sitzung erledigt wurde.

Nach der erſten Sitzung ſchien es, als werde der Landtag die ungetheilte Anerkennung, die er während ſeiner erſten Periode von ganz Deutſchland geerndtet, in vollem Maße wieder in Anſpruch nehmen. In den beiden folgenden Sitzungen aber war es deutlich zu erkennen, wie die Schwierigkeit der Verhältniſſe, vermehrt durch die halben Maßregeln und die unſichere Haltung der Miniſter, den Geiſt der Verſammlung niederdrückte. In der Schlußſitzung dagegen hat der Landtag nochmals eine Haltung gezeigt, die nicht nur ſeiner ruhmreichen Vergangenheit würdig, ſondern auch geeignet iſt, die Frage zu erregen, ob die nächſte Verſammlung ſo viel Männer von ſicherer und dabei edler Haltung und ſo viel practiſcher Bildung vereinigen werde.

Das Volk iſt dem Landtag dieſe Anerkennung ſchuldig. Beruhend auf einem durchaus verwerflichen Wahlprincip, auf die Abwehr aller Freiheitsbeſtrebungen berechnet, hat er ſich vom Geiſt der Zeit durchdrungen gezeigt. Er hat in einem Augenblicke, wo die literariſche Oppoſition, ſo wie die practiſche Agitation der Vereine, Volksverſammlungen u. ſ. w. durch die Gewalt der Polizei gelähmt war und die Hoffnung eines endlichen Sieges der Freiheit auf lange Zeit verſchwunden ſchien, den Kampf nicht nur wieder aufgenommen, ſondern den Umſchwung der öffentlichen Meinung entſchieden. Die allgemeine Ueberzeugung, daß Preußen eine Conſtitution ertragen könne, daß der Uebergang zur conſtitutionellen Verfaſſung für Preußen eine unausbleibliche Nothwendigkeit geworden, ſchreibt ſich vom erſten vereinigten Landtage her. Die Wirkung dieſes Landtages iſt eine der einflußreichſten Vorausſetzungen der gegenwärtigen Revolution.

Die Zweifel, vor dem Zuſammentreten des Landtages, gegen ſeine Competenz erhoben, verſtummten vor ſeiner Thätigkeit. Um ſo ungeſchickter und undankbarer war es, dieſe Zweifel zu erheben, um den Landtag nicht einmal ſeine Auflöſung durch ſich ſelbſt vollziehen zu laſſen und das Organ, welches die neue Verfaſſung ſchaffen ſoll, auf willkürliche Weiſe in's Leben zu rufen. —

In der Eröffnungsſitzung legte die Verſammlung ſofort an den Tag, daß ſie ihre nur noch proviſoriſche Stellung und die Nothwendigkeit, mit möglichſter Schnelligkeit einer neuen conſtituirenden Verſammlung Platz zu machen, erkannte. Die vorliegenden Propoſitionen, diesmal in vereinigten Curien zu berathen, wurde von der Herrencurie einſtimmig, von der Curie der drei Stände faſt einſtimmig beſchloſſen. Es wurde beſchloſſen, die Adreſſe während der Sitzung entwerfen zu laſſen und ſofort zu berathen.

Dieſe Adreſſe, faſt einſtimmig angenommen, enthielt die Forderung aller Hauptmomente, welche die Selbſtregierung des Volkes conſtituiren. Mit Einer Ausnahme, zeigten ſelbſt die Alt-Conſervativen, daß ſie ſich der Gegenwart nicht widerſetzen wollen. Von der Mehrzahl darf man wohl annehmen, daß, wenn ſie früher weit weniger verlangt, ſie nur damals der unerſchütterten Gewalt gewichen.

Eine beſondere Auszeichnung verdienen in dieſer erſten Sitzung die Erklärungen des Grafen Arnim: 1) daß jedes conſtitutionelle Syſtem, einmal ergriffen, aufrichtig und wahr in allen ſeinen Conſequenzen angenommen werden müſſe. 2) Daß es gut ſei, den Ereigniſſen um einen Schritt voran zu gehen, damit nicht erſt durch einzelne Conceſſionen Einzelnes gegeben und immer wieder von dem Strome der Zeit überfluthet werde, ſondern damit das, was gewährt werden könne, auf einmal gegeben, Geltung und Dauer gewinne. 3) Daß jedes Syſtem offen und klar in ſeinen weſentlichen Theilen erkennbar ſein müſſe. 4) Daß er deshalb aus dem Miniſterium geſchieden, weil ein möglichſt gleichartiges Miniſterium habe gebildet werden ſollen und weil für dieſe Gleichartigkeit er ſelbſt ein Hinderniß geweſen, welcher vor Jahren dem früheren Syſtem ſeine Thätigkeit gewidmet. — Graf Arnim, ſchon auf dem erſten Landtage durch ſeine eben ſo feine, als ſelbſtgewiſſe Haltung hervorragend, hat ſich durch den unumwundenen Ausdruck ſeines Verhältniſſes zur früheren Regierung und durch die entſchiedene Erklärung, aufrichtig dem conſtitutionellen Syſtem anhängen zu wollen, geradezu wieder möglich gemacht — wenn der bisherige Conſtitutionalismus dem neuen Preußen gelingen ſollte.

In der zweiten Sitzung war, nach einigen ſchwachen Verſuchen der Conſervativen, ihre Unzufriedenheit mit der neuen Lage der Dinge, welcher ſie in der Adreſſe zugeſtimmt, an den Tag zu legen, die Interpellation des Abgeordneten v. Bismark-Schönhauſen wegen Dänemark, und die Antwort des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten bemerkenswerth. v. Bismark drückte ſich aus: Ich werde in meinem Antrag auf eine offene und ſchleunige Erklärung beſtärkt durch einen der letzten Vergangenheit angehörigen und für das künftige Schickſal von ganz Deutſchland wichtigen Vorgang, bei welchem leider die Beſorgniß, mit der wir dem phaëtoniſchen Fluge der preußiſchen Politik nachſehen, auf eine bedauerliche Weiſe beſtätigt wurde. Der Miniſter v. Arnim ſagte: Es werde nicht zum Kriege kommen, es ſei begründete Hoffnung vorhanden, daß unter Mitwirkung einer befreundeten Macht dieſe Angelegenheit in den Weg der Verhandlungen gebracht und in zufriedenſtellender Weiſe beigelegt werde. In dieſer Antwort kam auch die Aeußerung vor: Ich habe wohl überlegt, was ich zu ſagen habe und bin bei dieſer Gelegenheit mir ſtets für jedes Wort, das ich ſage,

verantwortlich; ſie werden an dieſem Platze nie einen Widerruf des mit Bedacht von mir Geäußerten hören. Es war in Berlin die Frage aufgetaucht, warum der Miniſter des Auswärtigen den Antrag auf Verantwortlichkeit nicht auch unterzeichnet habe. Die Erklärung des Miniſters bezieht ſich dem Wortlaute nach zwar bloß auf ſeine Worte, doch iſt über die Abſicht wohl kein Zweifel.

Der Landtag ging hierauf zu der königlichen Propoſition einiger Grundlagen der künftigen preußiſchen Verfaſſung über. Die Vorlage war in dieſer Form verkehrt. Grundlagen der neuen Verfaſſung konnte eine proviſoriſche Verſammlung nicht berathen, ſondern nur proviſoriſch diejenigen Geſetze geben, deren augenblickliches in Kraft treten die Umſtände geboten. Dieſer formelle Fehler wurde bemerkt, aber auf ſeiner Abſtellung nicht beſtanden. Faktiſch entſteht ein Nachtheil, weil die conſtituirende Verſammlung dieſe Grundlagen jedenfalls wieder berathen, d. h. ſie als proviſoriſche Geſetze behandeln wird. Aber der Klarheit der Miniſter über die Sachlage macht der Titel dieſer Propoſition keine Ehre. Inſofern dadurch das Land über die Abſichten der Regierung beruhigt werden ſollte, war es zweckmäßiger, ein Programm zu erlaſſen oder den der conſtituirenden Verſammlung vorzulegenden Verfaſſungsentwurf möglichſt bald zu veröffentlichen.

Nachdem der Referent den erſten Paragraphen des Gutachtens der Abtheilung verleſen, ſtellte der Abgeordnete v. Bardeleben die von den Radikalen außerhalb des Landtags verfochtene Anſicht auf: Die Miniſter ſollten als proviſoriſche Dictatoren ohne Vermittelung des Landtags alle augenblicklich nöthigen Geſetze auf ihre Verantwortung erlaſſen. Mehrere Abgeordnete und der Miniſter des Cultus ſprachen dagegen, namentlich gegen die Vorausſetzung, daß der Landtag das Vertrauen des Volkes nicht mehr beſitze. Den entſcheidenden Grund deutete der Landtagscommiſſär Camphauſen an: Daß eine Dictatur unmögliche Forderungen anrege, die wahrſcheinlich nicht geſtellt werden, wenn Jedermann weiß, die Miniſter ſtehen auf einem feſten geſetzlichen Boden, ſie können bis dahin, weiter nicht. Die Dictatur bringt außerdem die Dictatoren in die Lage, entweder von täglich erſcheinenden Deputationen ſich regieren zu laſſen, oder das perſönliche Vertrauen, auf welchem die Dictatur beruht, ſofort zu verlieren. Der Bardeleben'ſche Antrag fand nicht einmal die nöthige Unterſtützung, um zur Abſtimmung zu kommen.

Der erſte Paragraph der Propoſition wurde hierauf ohne Discuſſion angenommen. Er betrifft die Aufhebung der Caution für neue Zeitſchriften. Dies iſt die einzige Erleichterung, welche die Miniſter der Preſſe ſofort gewähren wollen. Nicht einmal die Conceſſion iſt aufgehoben!

§. 2 der Propoſition hebt den durch Ausnahmegeſetze für einzelne Kategorien von Verbrechen und Vergehen eingeführten beſonderen Gerichtsſtand auf, §. 3 die die Unabhängigkeit der Richter gefährdende Verordnung vom 29. März 1844. Beide §§. werden mit unbedeutender Formverbeſſerung angenommen.

Eine längere Discuſſion entſpann ſich über §. 4. Der erſte Theil des §. betrifft das Verſammlungsrecht und geſtattet, in geſchloſſenen Räumen ohne Anfrage bei der Polizei ſich zu verſammeln. Vermöge der ſchlechten Redaction des Geſetzes fehlte eine Beſtimmung über Verſammlungen im Freien gänzlich. Man hatte über dieſen Punkt der Phantaſie freien Spielraum zu laſſen beliebt. Es hätte gleich hinzugefügt ſein müſſen, daß Verſammlungen im Freien ebenfalls erlaubt ſeien, jedoch der Polizei angezeigt werden müſſen, welche in gewiſſen Fällen das Recht hat, die Abhaltung auf be-

ſtimmten Oertlichkeiten aus localen Rückſichten des Verkehrs u. ſ. w. zu verbieten. Ein ſolcher Zuſatz wurde in weniger klarer Faſſung von der Abtheilung vorgeſchlagen und angenommen. Bei dieſer Gelegenheit gab Herr v. Vincke ſeiner Popularität einen großen Stoß, indem er gegen das Verſammlungsrecht die alten polizeilichen Bedenken hervorkehrte und ſogar meinte, daß Volksverſammlungen die Freiheit des geſetzgebenden Körpers zu ſtören geeignet ſeien. Mit Recht bemerkte der Abgeordnete v. Beckerath, daß dies eine Verkennung des Geiſtes ſei, der die gegenwärtige Verſammlung belebe und die künftige beleben werde, eben ſo eine Verkennung des Geiſtes unſeres Volkes. Wer friedliche Volksverſammlungen fürchte, fürchte das Volk ſelbſt.

Der zweite Theil des §. ſtellt das Vereinigungsrecht ebenfalls von polizeilicher Erlaubniß unabhängig her und wurde mit einer Redactionsverbeſſerung durch die Abtheilung angenommen.

§. 5. „Die Ausübung ſtaatsbürgerlicher Rechte iſt fortan von dem religiöſen Glaubensbekenntniß" unabhängig, wird ohne Discuſſion angenommen. Der ſofortige Erlaß dieſes Geſetzes iſt ſehr dankenswerth auch darum, weil es eine wichtige Vorausſetzung für das Wahlgeſetz bildet.

§. 6., welcher die Zuſicherung eines Minimums von Rechten der künftigen Volksvertretung enthält, hat eine ganz ſchiefe Stellung. Er gehört in ein Programm. Die Schiefheit entſpringt aus dem unklaren Gedanken der ganzen Propoſition. Was helfen Grundlagen einer Verfaſſung, welche der Landtag acceptirt, wenn die conſtituirende Verſammlung ſie ablehnt? Und dazu hat das entſcheidende Organ doch wohl das Recht? Das tritt bei § 6. am deutlichſten hervor, weil er bloße Zuſicherungen, kein ſofort einzuführendes Geſetz enthält. Dieſer Uebelſtand wurde auch von der Verſammlung bemerkt, aber übergangen, nur um Aufenthalt zu vermeiden. Mit Recht hob man auch hervor, daß dieſe Zuſicherungen ſelbſt als Minimum ungenügend ſeien. Die Miniſter können ſich jedenfalls durch ſie nicht der Nothwendigkeit überhoben glauben, bald ein Programm zu erlaſſen, oder den Verfaſſungsentwurf zu veröffentlichen. C. U.

(Ueber die dritte und vierte Sitzung im nächſten Heft.)

---

☞ Sämmtliche geehrte Correſpondenten der Grenzboten werden dringend erſucht, uns künftig ihre Berichte ſpäteſtens Mittwoch Morgens zukommen zu laſſen. D. Red.

---

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

# Slaviſche Stimmen aus Oeſtreich.

## I.

### Die Polen von Kufſtein.

Aufgeſprungen ſind die Riegel Jahrzehnde lang verrammelter Kerkerthüren und hervorgetreten aus ihnen ſind die Helden des Geiſtes, die Helden des Wortes, die Helden der That, die man noch vor wenigen Wochen bei uns mit dem Namen „Verbrecher“ brandmarkte!

Es war ein Abend, deſſen Angedenken mir tiefer in die Seele gegraben bleibt, als der Donnerhall der erſten Salve in der Herrengaſſe, weil er mich tiefer in der Seele erfaßt! Die erſten Opfer, welche die erſten Kugeln in der Herrengaſſe niederſtreckten, waren Opfer, auf den Altar des Völkerheils gelegt, ſie waren der Preis, um den die Freiheit errungen werden mußte, ſie waren in den Augen des Volkes die Garantie, daß ſie errungen werden würde! Die Opfer, die uns der Abend des 8. April vorführte, waren die des ſtarrſten, widernatürlichſten, unmenſchlichſten Syſtems, hingeworfen in die Arme eines ſchauerlichen Staatsgefängniſſes, ſie waren der Preis, mit dem ein Volk ſeine Feſſeln bezahlte, ſie ſollten in den Augen Oeſtreichs die Garantie ſein, daß ein Volk ſeine Geſchichte vergeſſen werde! — Nun ſind es faſt achtzehn Jahre, als mein ſeliger Vater allabendlich nach Hauſe kam und mit Begeiſterung erzählte, wie das edle, kühne Volk der Polen ſich erhebe und nun ſiegreich die Joche fremder Herrſchaft von ſich abwälze, und wie es ein einiges, großes Reich werden würde, ſo wie es ehedem war. Eines Abends kam er aus dem Café und war ſtill und in ſich gekehrt, und als ich ihn fragte warum, da fragte er mich, ob ich es ſchon ſo weit im Lateiniſchen gebracht hätte, daß ich verſtände, was das hieße: finis Poloniae? Ich hatte eine Freude, daß ich es verſtand, mein Vater aber blieb traurig und in ſich gekehrt und ſagte: Ich glaub's nicht!

Die Polen haben es auch nicht geglaubt, und ſangen: „Noch iſt Polen nicht verloren,“ und ſangen es in den unheimlichen Klauſen Kufſteins, bis nach dreizehn Jahren die Märztage des Jahres 1848 die Schlöſſer von den ſchuhdicken eiſernen Kerkerthüren abriſſen, und ſie herausführten in Gottes langentbehrte Luft und zurück in das geliebte, geliebte Polen!

**Es war der Abend des 8. April, ein Sonntagsabend, als in den von wenigen Gasflammen erleuchteten Räumen des Sperlsaales auf eine heimlich ertheilte Parole sich etwa 300 Slaven verschiedener Nationen versammelten, um** aus Dr. Trojan's Munde das Kabinetsschreiben anzuhören, in welchem der Kaiser der Petition der Prager Abgesandten größtentheils willfahrte. Die Aufnahme des Kabinetsschreibens war eine kalte. Ich theile dies Factum mit, ohne mich in Reflexionen über dasselbe einzulassen. Nach ihm bestiegen mehrere Redner die Tribune, an die wärmsten Danksagungen, die sie den Czechen darbrachten, zugleich ihre Hoffnungen für die andern slavischen Stämme in Oestreich knüpfend. Man wollte schon auseinandergehn, als ein alter gebückter Mann auf der Rednerbühne erschien, und in polnischer Sprache an das Bahrtuch Ostrolenka erinnerte, und an die traurigen Ufer der Weichsel, wo die Freiheit zum Märchen geworden, wie König Trojan, der in Nebel zerrinnt. Wohl ist Ostrolenka's Ebne von edlem Blute gedüngt, fuhr er fort, doch nicht alle sind gefallen, und jene, die eine klugberechnende Staatsweisheit hinter Kufsteins Gitter gesperrt, leben noch, und leben in Eurer Mitte, jubeln jetzt mit Euch, unter Euch, in diesem Saale der langentbehrten, der ewig verloren gemeinten Heimath entgegen! Einstimmiger Zuruf verlangte die erlösten Polen, die Gefangenen von Kufstein zu sehen. Zehn traurige Gestalten, bleich, gebeugt, doch glühenden Auges, erschienen auf der Tribune. Wer will den Moment beschreiben, als der Redner einem von ihnen, einem stämmigen Manne von mittlerer Größe, in aschgrauem Ueberrocke, einem Manne, dessen Haar offenbar der Gram gebleicht und nicht das Alter, um den Hals fiel und mit bebender Stimme und mit Thränen im Auge ausrief: „Zatiwski! o Zatiwski! so sehen Dich Deine Polen wieder? Die Kraft des Redners brach bei diesen Worten, und die Kniee Zatiwski's umfassend stürzte er nieder vor dem frühbleichen Greise, beugte sein Haupt bis zur Erde und rief aus: „In Dir grüße ich Polens wiedererstandene Freiheit; in Dir bete ich an die Tausende von Helden, die im edelsten Kampfe vor 18 Jahren ihr bestes Herzblut fruchtlos für die heiligste Sache vergossen. Tiefe Erschütterung ergriff die kleine Versammlung in diesem Augenblick und jedes Auge schwamm in Thränen. Zatiwsky war Oberst in der polnischen Armee, einer der entschiedensten und geistreichsten Kämpfer der Freiheit, und nun? — Fünfzehnjährige Kerkerluft hat seinen Geist gebrochen und seinen Körper zermalmt, eine tiefe, düstre Melancholie hat ihre Schatten über seine Seele gestreckt. Es ist furchtbar!

Auf stürmisches allgemeines Verlangen stellte nun der Redner der Versammlung die andern freigelassenen Bewohner Kufsteins vor. Es waren: Michal Giersza (seit 1837 in Kufstein, früher in Lemberg gefangen), Leopold Biatkofski (seit 1833 auf Kufstein), Ludwig Kempinski (seit 1837 auf Kufstein), Marcelli Kropiwnicki (seit 1837 auf Kufstein), Casper Cieglevicz (seit 1837), Stefan Mutkofski (seit 1837), Stanislaw Marinofski

(seit 1837), Fortunat Stavnicki (1837), und Leopold Kmietovicz, der bekannte Geistliche, der vor einigen Monaten wegen Theilnahme an der Revolution im Jahre 1846 bereits zum Tode verurtheilt war, und nur durch die Standhaftigkeit des Bischofes, der ihn nicht entweihen wollte, dem Strange entgangen war. Besondere Theilnahme erregte der letztere. Es ist ein sonderbares Gefühl, einen Menschen am Leben und in Freiheit zu sehen, über den der Stab schon gebrochen war! Wie wird er in Lemberg empfangen werden, wo die Wunde, die des edlen Wisniewski's Hinrichtung allen Einwohnern Polens schlug, noch blutet? Noch wandelte Wisniewki in der Mitte seiner Freunde, frei und schuldlos kehrte auch er in den Kreis der Seinen zurück, wäre ein System, dem der Tod schon längst geschworen war, einige Monate früher gefallen. Der Gedanke ist zum Rasendwerden!

Ich habe Ihnen die Scene zu erzählen nicht unterlassen können, weil ich kein Prophet bin, und nicht weiß, was die Zukunft bringen wird, und was dann als historischer Moment von Bedeutung sein könnte! —

## 2.

### Der Czechismus und die deutschen Befürchtungen.

Ehe ich Ihnen meine Ansichten über die jetzt mehr als je kritische Lage der Dinge in Böhmen entwickle, finde ich es für nöthig, Ihnen vor Allem den Standpunkt anzudeuten, von welchem ich wünsche, daß Sie meine Worte auffassen möchten. Ich gehöre weder als Czeche noch als Deutschböhme zu den Ultras. Das unbestreitbare Recht aller Nationalitäten sich neben einander zu entwickeln, ist die Fahne, zu der ich schwöre! Nur von diesem und keinem andern Gesichtspunkte möchte ich diese Zeilen beherzigt wissen!

Ehe überhaupt der Streit, oder doch wenigstens das vorhandene Moment eines Streites zwischen Czechen und Deutschen in Böhmen in Erwägung gezogen werden kann, frägt es sich vor Allem, ob denn die beiden Factoren dieses Streites in Böhmen wirklich vorhanden seien. Die Antwort muß eine unbedingt bejahende sein. Das Deutschthum in Böhmen ist nicht nur eine Thatsache von Außen gekommenen Einflusses (in Bezug auf die urslavischen Bewohner des Landes), es ist Thatsache der Ursprünglichkeit, denn die Bevölkerung der deutschen Kreise Böhmens war nie slavisch, ist daher nie germanisirt worden, sie ist eine eben so ursprünglich deutsche, als jene Würtembergs und Badens! Was ich aber so eben von den Deutschen in Böhmen sprach, gilt ohne alle Einschränkung auch vollkommen von den Czechen. Auch ihre Ursprünglichkeit im Lande ist unläugbare Thatsache, sie waren nie Deutsche, und sind daher nie slavisirt worden; sie sind eben so Slaven von unverfälschtem Schrot und Korn, als die Croaten, Serben, Polen, u. s. w.

Sind nun Czechen und Deutsche in Böhmen wirklich vorhanden, sind sie wirklich historisch berechtigt, vorhanden zu sein; sind dann die Momente eines zu befürchtenden Kampfes zwischen beiden ebenfalls thatsächlich? — Sie sind es! Nie noch standen sich beide Nationalitäten, beide Berechtigungen schroffer gegenüber, als eben jetzt!

Daß es eine Zeit gegeben, zu welcher das czechische Element in Böhmen ein geltendes war, ein anerkanntes und tüchtiges, läugnet Niemand, der die merkwürdige Geschichte dieses Königreiches, der die Denkmale seiner altvaterländischen Literatur kennt. Daß dieses Element allmählig durch Kriege, politische Combinationen, fremdherrschaftliche Einflüsse zurückgedrängt und endlich in den Zustand völliger Lethargie versetzt wurde, läugnet ebenfalls Niemand, der die Geschichte der Ferdinande, der Weissenberger Schlacht u. s. w. einer gerechten Prüfung unterzogen. Daß dieses Element trotz allem Drucke, trotz aller Einschränkungen, trotz Interdicts und Bannstrahls nicht ausgestorben, daß es sich vielmehr zu einem neuen, kräftigen Leben aufgerafft, daß es sich ferner nicht durch überspannte Hitzköpfe, sondern aus dem Kern des Volkes und im Volke selbst regenerirt, kann ebenfalls Niemand läugnen, der die Kämpfe kennt, unter denen die Verfechter der neuczechischen Literatur gerungen, der die Bedeutendheit würdigt, welche bis jetzt diese Literatur erlangt, der den Anklang nicht geflissentlich übersieht, den die nationale Idee seit wenigen Jahren unter den Slaven Böhmens gefunden.

Was ich vom czechischen Elemente in Böhmen gesagt, findet, jedoch nur mit Ausschluß der Bezugnahme auf den czechischen Theil der Bevölkerung, auch auf das deutsche Element in Böhmen seine Anwendung. Es war von jeher und ist noch jetzt ein geltendes, anerkanntes und tüchtiges unter den deutschen Einwohnern. Es ist aber nie dem czechischen Einflusse unterlegen, eben weil es im Gefolge der siegenden Gewalt selbst als siegendes auftrat. In Bezug auf die Czechen aber war es, ist es, und bleibt es immer und ewig ein fremdartiges, wenn auch geltendes, ein nicht anerkennbares, wenn auch tüchtiges!

Ich bin nun bei dem Punkte angelangt, der uns die Momente des zu befürchtenden Streites vor Augen führt.

Das deutsche Element in Böhmen in Bezug auf die Czechen war und ist ein von außen hinzugetretenes, auf dem Wege des materiellen Sieges sich geltend machendes. Unter dem Einflusse dieses Elementes aber hat sich das czechische auf's Neue geltend zu machen versucht, und man kann nicht läugnen, daß der Versuch nicht mißglückt. Es stellt sich nun das Verhältniß heraus, daß ein Ueberwundenes seinem Ueberwinder gegenüber seine alten Rechte wieder in Anspruch nimmt und durch kräftige Lebenszeichen Beweise liefert, daß es dazu nicht nur in der Idee, sondern in der Wirklichkeit berechtigt ist. Das deutsche Element (in Bezug auf die Czechen) als der Unterdrücker, sieht nun allerdings nicht ruhig zu, und erhebt Einrede, nennt das Aufleben des czechischen Elements Usurpation,

Unbilligkeit, Fantasterei, und knüpft daran eine Reihe von Befürchtungen für seine eigene Existenz.

Meine, über den Kämpfen der Partei stehende Meinung ist nun diese.

Das czechische Element usurpirt nichts, in so fern es seine Rechte im vollsten Maße auf die czechische Bevölkerung ausgedehnt wissen will. Es emancipirt sich nur. Und welche Nationalität thut das jetzt nicht? welche that es nicht, so bald sie zum Bewußtsein kam? That es nicht die deutsche in Bezug auf das sie ehemals beherrschende Franzosenthum? Wenn nun die Deutschen in Böhmen an diese Emancipation die Befürchtung knüpfen, als sei durch dieselbe die Existenz des Deutschthums in Böhmen bedroht, so ist diese Befürchtung in Bezug auf den czechischen Theil der Bewohner eine völlig gegründete, aber ungerechte, weil die Deutschen dieselbe freie Entwicklung, die sie für sich in Anspruch nehmen, auch für andere müssen gelten lassen; in Bezug auf den deutschen Theil der Bevölkerung jedoch eine völlig ungegründete, da der erste Paragraph der neuen Institutionen die durchgehende Gleichstellung und Berechtigung beider Nationalitäten in Schule und Staatsverwaltung zum Grundsatze macht. Die Besorgnisse der Deutschen sprechen sich nun dahin aus: Wie kann das gelten, daß von nun an jeder, der in Böhmen amtlich angestellt werden will, beider Landessprachen kundig sein muß? Wie kommen deutsche Bezirke dazu, daß ihre von nun an anzustellenden Beamten auch böhmisch kennen sollen? Ich antworte, daß die Kenntniß beider Landessprachen von jeher gesetzlich erfordert wurde, daß das Studium der böhmischen Sprache für die Rechtsbeflissenen an der Prager Universität sogar ein obligates war; daß jedoch dieses Gesetz immer umgangen und nicht beachtet wurde! Und frage gleich wieder, wie kommt die czechische Bevölkerung dazu, daß Jemand, der in ihren Bezirken ein Amt bekleiden will, nicht auch ihrer Sprache mächtig zu sein brauchte? Daß man in stockböhmischen Dörfern stockdeutsche Verwalter, Justiziäre ꝛc. anstellte? daß keine Stimmerhebung dagegen etwas fruchtete? Das brachte das deutsche Element mit; fürchtet etwa das deutsche Element, man werde nun in stockdeutschen Dörfern stockböhmische Beamten anstellen? Diese Furcht zerfällt in sich, da ja die Kenntniß beider Landessprachen erfordert wird! Studirte ein Deutschböhme in Prag die Rechte, so mußte er ja von jeher die Vorlesungen über böhmische Sprache besuchen. Brachte er nun bisher ein Zeugniß über die verlangte Kenntniß bei, ohne sie wirklich im mindesten erlangt zu haben, so möge er nun einige Stunden des Monats darauf verwenden, sich wirklich das nöthigste derselben anzueignen, und mehr verlangt man und kann man auch billigermaßen nicht verlangen.

Eine zweite Frage stellen die Deutschen in Böhmen dahin: Welche Sprache soll auf dem Landtage gesprochen werden? und beantworten sie gleich selbst, indem sie unbedingt die deutsche als die Landtagssprache anerkannt wissen wollen. Liegt hierin nicht wieder Unbilligkeit, Intoleranz, Ueberhebung? Geben sie als Grund

für die Geltung der deutschen Sprache als Landtagssprache die Anwesenheit stockdeutscher Landtagsdeputirten an, die den böhmischen Verhandlungen nicht folgen könnten, so erhebt die czechische Bevölkerung dagegen ihre Stimme, daß eben so Landtagsdeputirte aus dem Bauernstande czechischer Seite, die kein Wort deutsch verstehen, da sein könnten. Der Mittelweg jedoch ist durch die ausgesprochene, grundsätzliche Gleichstellung beider Nationalitäten bereits angebahnt! Jeder spreche auf dem Landtage seine Muttersprache, oder jene Sprache, in der er sich am geläufigsten ausdrücken und verständlich machen zu können glaubt. Am zweckmäßigsten wäre es jedoch, die Kenntniß beider Landessprachen zur Bedingung der Wählbarkeit zu machen. Erwidern nun die Deutschböhmen: „Wie kommen wir dazu, daß unsere Deputirten auch der böhmischen Sprache kundig sein sollen? Unter den Czechen finden sich Leute genug, die deutsch können; also — muß die deutsche Sprache die Landtagssprache sein!“ so bleibt nur zu antworten, daß, wenn letzteres auch der Fall wäre, dieser Einwendung doch nicht willfahrt werden kann, weil sonst das Princip der Gleichstellung beider Nationalitäten umgestoßen würde, da die deutsche Nationalität offenbar ein Uebergewicht in Anspruch nimmt!

Es fehlt nicht an Stimmen, die dies Uebergewicht ein gerechtes und die Gleichstellung des czechischen Elementes mit dem deutschen eine Unbilligkeit aus dem Grunde nennen, weil ja die Bildung der czechischen Bevölkerung eine aus deutschem Einflusse hervorgegangene sei. Gilt dies auch nur von den höhern Schichten, keineswegs aber von dem Landvolke, so wäre noch zu beweisen, daß das czechische Element ohne deutschen Einfluß nicht fähig war, eine Bildung aus sich selbst zu entwickeln, was jedenfalls schwer halten dürfte. Ist übrigens das Faktum gehabten Einflusses auf die Bildung Jemandes auch zugleich ein Berechtigungsgrund? hat ein Lehrer das Recht sich immer etwas vor seinem Schüler vorauszubedingen, wenn der Schüler Mann geworden?

Zur Verständigung — und diese ist wohl in dem Augenblicke das nöthigste! — möge die Ueberzeugung leiten, daß die von deutscher Seite gehegten Befürchtungen in Böhmen, nicht sowohl Befürchtungen sind, (denn das deutsche Element kann von einem erst aufstrebenden Elemente eigentlich gar nichts befürchten!) als vielmehr unter dem Mantel dieses Namens, vielleicht unbewußt und ohne es zu wollen, verborgene Anstrebungen gegen das seine ursprünglichen nationalen Rechte wieder ansprechende Czechenthum! Man befürchtet nicht, daß das deutsche Element in Deutschböhmen leiden, man wünscht nur nicht, daß es in Czechisch-böhmen dem czechischen nachgebe. Und das nenne ich in einer Zeit, wo alle Nationalitäten sich geltend machen wollen und müssen, gegen den Strom der Zeit schwimmen!

Möge in Böhmen, als einem integrirenden Theile des deutschen Bundes, Deutsches und Czechisches sich geltend machen nach Maßgabe der jedem

von beiden innewohnenden Lebenselemente! Möge keines von beiden das andere beschränken wollen, möge keines von beiden sich etwas vor dem andern herausnehmen, und Böhmens Zukunft ist eine schöne, glückliche, große! Herrscht aber der Zwiespalt fort, bestehen die Deutschen darauf, daß der Czechismus sich noch immer unterordne in Schule und Staatsverwaltung, (und daß sie beides wollen, ist nur leider zu wahr; man liest es gedruckt in ihren Proclamationen, in denen sie Aufrechthaltung und Uebergewicht des deutschen Elements an der Universität Prags verlangen), und versäumen sie den Zeitpunkt brüderlichen Einverständnisses, dann sind leider die Aussichten auf die nächsten Tage sehr trübe — und die traurigen Scenen kommender Zeiten fallen auf das Schuldblatt jener, die sie durch Unbrüderlichkeit herbeigeführt *).

Cz.

---

*) Dächten alle Slaven in Böhmen, wie unser geehrte Herr Correspondent, so wäre nichts leichter, als die ersehnte Verständigung zwischen Deutschböhmen und Czechen herbeizuführen. Allein der geehrte Herr Einsender steht, wie er selbst sagt, über den Parteien; es fragt sich, ob die Prager Czechenpartei nicht ebenfalls einer dringenden Ermahnung zur Brüderlichkeit bedürfe, und wir fordern ihn daher auf, im selben Tone, wie zu uns, auch zu den Czechen zu reden. Deutschland ist nichts weniger als exclusiv gesinnt. Man gönnt hier den Slaven Böhmens von ganzem Herzen die Gleichstellung ihrer nationalen Individualität und die Gleichberechtigung ihrer Sprache, und weit entfernt, den geistigen Wettstreit mit ihnen zu fürchten, wird man ihn als ein Bildungsmittel und eine Bürgschaft für die steigende Cultur des böhmischen Landvolkes begünstigen. Deutschland weiß, daß die Czechen, so lange es ihnen wirklich um das Licht des Geistes zu thun ist, ihr Antlitz nicht nach Osten wenden können. Ihre Freiheitsbestrebungen sind den deutschen analog, ihre politischen Forderungen sind dieselben, wie die unsern, — noch mehr, ihre bisherigen bürgerlichen Institutionen standen, bei all ihren Mängeln, doch himmelhoch über den altpolnischen und russischen Barbareneinrichtungen, und nur deshalb, weil sie occidentalisch, weil sie deutsch waren. Nicht umsonst hat der czechische Nationalgeist von jeher größere Tiefe und Kraft bewiesen, als alle andern slavischen Nationalitäten; die Czechen besaßen schon vor Jahrhunderten ein Bürgerthum, einen Mittelstand; diese Grundbedingung wahrer Freiheit hatten die Czechen allein vor ihren östlichen Stammverwandten voraus. Der Mangel daran bezeichnet eben jeden reinen Slavenstaat und erklärt die russische Nacht sowohl, wie die Tragik der polnischen Kämpfe. Auch Polen wird mit seinem glänzendsten Heroismus und seinem ritterlichsten Schwung nur blutige Siege auf unfruchtbarer Wahlstatt erringen, aber keine Freiheit und keinen Bestand, so lange es sich nicht entschließt, in bürgerlicher Beziehung dem Beispiel der verachteten „Njemzi" zu folgen.

Wie gesagt, Deutschland fürchtet nicht die czechische Sprache und nicht die czechische Literatur in Böhmen. Ungestört möge das czechische Volksleben seine Blüthen entfalten; die deutsche Sonne wird mit Wohlgefallen auf sie niederleuchten. Der Rosmarin hat keine Dornen für uns. Alle edlen Keime, die in der Individualität des czechischen Gemüthes schlummern und sich oft so schön in Lied und Sang offenbaren, mögen zur Bereicherung des böhmischen Wesens aufgehn; sie werden mit der modernen politischen Bildung, mit den Errungenschaften des Geistes, mit Glaubensfreiheit und Humanität, im weitesten Wortsinn, sehr wohl sich vertragen können. Und diese letztern Güter sind wesentlich germanische Pflanzen, denn, rühmt sich der Czeche auch, daß er im Kampf um Glaubensfreiheit uns vorausging, so wird er doch zugeben müssen, daß derselbe erst auf deutschem Boden siegreich durchgefochten wurde und mehr als theologische Früchte trug. Jedenfalls deutet der Wettstreit in diesem Punkte auf keine nothwendige Feindseligkeit zwischen Germanen- und Czechenthum.

Was beſorgt man denn alſo in Deutſchland? — Man beſorgt, daß die Führer der czechiſchen Partei ihr eigenes Intereſſe verkennen; daß ſie dem Sturm und Drang einer ſchwärmeriſchen Jugend nachgeben und die alte Träumerei von einem ſelbſtſtändigen Böhmerreich wieder anfachen könnten. Prag iſt eine ſo königliche, eine ſo ſtolze und melancholiſche Schönheit, daß ſie manches Pragerkind verführen und den czechiſchen Localpatriotismus leicht zum Fanatismus und zur Phantaſterei ſteigern kann; man kann ſich erklären, wie begeiſterte Czechen die Stadt Libuſſa's wieder gern mit dem Diadem der vollen Souveränetät krönen möchten. — Die Losreißung Böhmens vom Reichsverband iſt eine Unmöglichkeit, denn wäre das Land auch rein ſlaviſch, wie könnte mitten in der heutigen Bewegung, die unaufhaltſam auf die Vereinigung großer Maſſen hindrängt, ein Ländchen, wie Böhmen, ſich iſoliren? Man fürchtet alſo nicht den Erfolg eines czechomaniſchen Losreißungsverſuchs — dieſe Furcht wäre mehr als kindiſch — aber die unheilvollen Conflicte, die eine ſolche Verirrung hervorrufen müßte.

Nennt dieſe Beſorgniſſe Geſpenſterſeherei; ſie iſt nur zu verzeihlich, wenn man fortwährend ſo unheimliche Schilderungen des in Prag herrſchenden Geiſtes erhält. Alle Berichte ſtimmen darin überein, daß der deutſche Name in Prag auf die gehäſſigſte Weiſe verhöhnt und bedroht werde, daß Niemand wagen dürfe, öffentlich eine deutſche Cocarde zu tragen, oder vom Frankfurter Parlament zu ſprechen ꝛc. Iſt dies Duldſamkeit oder Brüderlichkeit? Niemand hindert den Czechen, mitten in Wien oder in Deutſchböhmen, ſein czechiſches Volk zu preiſen und die weißrothe Cocarde mit Stolz zu tragen; man findet vielmehr ſein Selbſtgefühl ſchön und natürlich, aber der deutſcherzogene Böhme will auch mitten in Prag ein Deutſcher bleiben können. Möge unſer geehrte Correſpondent dies den Czechen auf czechiſch ſagen. — Wir hören ſo eben, daß 200 Wiener Studenten ihren Prager Brüdern eine deutſche Fahne überbringen und als ein Symbol der Verbrüderung neben die böhmiſche ſtellen wollen. Hoffen wir, daß die Aufnahme dieſer Deputation jene Berichte Lügen ſtrafen und den Weg zur Verſtändigung bahnen wird.

D. Red.

# Der politiſche Fortſchritt in Oeſtreich

ſeit der Revolution vom 13. März.

---

„Die Welt iſt heute überall in Wahnſinn verfallen, verſchmäht ihre alten Geſetze und ſtrebt nach eingebildeten Conſtitutionen."

Dieſe Worte rief der hochſelige Kaiſer Franz den ungariſchen Magnaten im Jahre 1820 zu, als dieſelben um eine Verbeſſerung ihrer Rechtszuſtände baten.

Und in dieſen Wahnſinn iſt nun die ganze öſtreichiſche Monarchie verfallen und alle einzelnen Provinzen verſchmähen ihre alten Geſetze und ſtreben nach eingebildeten Conſtitutionen!

Der gute Kaiſer Franz, konnte er ahnen, daß ſich auf Geheiß ſeines Sohnes die öſtreichiſche Baſtille, der Spielberg öffnen werde, um jene politiſchen Gefangenen frei zu geben, welche die alte Monarchie mit väterlicher Fürſorge in dumpfen Kerkern vom „Wahnſinn" zu heilen trachtete?!

Die guten alten Geſetze, durch welche bisher das Unterthanenverhältniß und das Anſehen der Regierung aufrecht erhalten wurde, werden nicht mehr revidirt, geſammelt, in Hofkommiſſionen jahrelang vorberathen, vom Staatsrathe in Erwägung gezogen, einem kaiſerlichen Prinzen unterbreitet und ſchließlich wegen Anhäufung der Geſchäfte in der geheimen Conferenz — bei Seite gelegt. Nein, man verſchmäht ſie ganz entſchieden, die alten Geſetze, und ein Ausſchuß von Ständen und Bürgern berathet ſelbſtſtändig neue Geſetzentwürfe über Munizipalfreiheit, öffentliches Gerichtsweſen, über die Unterrichtsanſtalten und die Gewerbe- und Induſtrieverhältniſſe.

Ja, in einzelnen Provinzen iſt factiſch die Regierungsgewalt aufgelöſt und die k. k. Gubernien ſuchen bei den Bürgern Rath und Hülfe. In Grätz bittet der Gouverneur einen jungen Mann, der weder „angeſtellt," noch von „angeſehener Familie" iſt, um ſeinen Beiſtand. In Prag wählten die Bürger nach dem freiſinnigſten Wahlmodus den Bürgermeiſter, und der Ausſchuß berathet und decretirt über das Wohl des ganzen Landes. Die ganze beſtehende Ordnung der Dinge iſt außerhalb den Wänden der Canzleien umgekehrt.

Böhmen, Galizien, die Slavonier und Croaten „ſtreben nach eingebildeten Conſtitutionen." Und die Wiener ſelbſt ſind auf die verſprochene Conſtitution,

von deren Wesen noch Niemand eine Ahnung hat, so eingebildet, daß sie die Italiener verachten, welche die segensreiche Hand nicht küssen wollen, die bisher die Ruthe unbarmherzig über sie geschwungen hat *). Die Wiener, scheint es, sind voll eitler Bewunderung ihrer selbst; sie begreifen jetzt erst den eignen Heldenmuth, mit welchem sie die alten Fesseln gebrochen haben. Sie freuen sich wie Kinder, seitdem man ihnen einige gefahrlose Spielzeuge, wie ein verantwortliches Ministerium ohne gesetzliche Richter über dessen Verfahren, eine Nationalgarde ohne Munition, eine freie Presse mit einem censurartigen Repressivgesetz gegeben, seitdem man ihnen das silberne Glöcklein einer Constitution um den Hals gehängt hat. Sie sind stark im Glauben an ihre Freiheit und Kraft, aber sie wissen die neue Freiheit und Kraft nicht recht zu verwerthen. Die ganze neue Gestaltung der Verhältnisse kam für die so lange Geknechteten zu plötzlich, als daß die politische Bewegung von ihnen zu gleicher Zeit hervorgerufen, erhalten und bemeistert werden könnte.

Es zeigt sich überall in Oestreich ein kräftiger Volkswille, ein warmer Patriotismus, ein großes Streben für die Sache der Freiheit — aber der Volkswille hat noch keinen bestimmten sittlichen und rechtlichen Inhalt und artet daher in Anarchie aus, der Patriotismus ist sich bis jetzt, durch die verschiedenen Nationalitätsinteressen getheilt, noch keines gemeinsamen Zieles bewußt, die Freiheit, nach welcher Alle streben, hat noch keine Rechte erlangt, es fehlt noch allenthalben ein gemeinsamer Stützpunkt für die politischen Interessen, eine bestimmte Form, in welcher sich die dringendsten Bedürfnisse einer innern staatlichen Entwicklung befriedigen könnten.

Der Regierung in Oestreich ist jetzt mehr als in allen andern Staaten die Pflicht auferlegt, die allgemeine Bewegung zu leiten, den Wünschen und Forderungen des Volkes die gesetzlichen Garantien zu gewähren und so das Vertrauen zu der neuen Ordnung der Verhältnisse im Staate wieder herzustellen. Wie weit hat nun das neue Ministerium diese Pflicht erfüllt? Hat es seine Aufgabe, den Uebergang vom absolutistischen Regiment zu einer volksthümlichen Staatsverfassung rasch und energisch zu vermitteln, gehörig aufgefaßt? Hat es durch freisinnige Verordnungen, durch durchgreifende Reformen seine Tüchtigkeit bewährt? Besitzt der Staat in einem solchen Ministerium die hinreichende Bürgschaft, in kürzester Frist aus dem provisorischen, anarchischen Zustande herauszukommen und eine neue kräftige Organisation zu erhalten?

Sehen wir einmal zu, mit welchen öffentlichen Funktionen die einzelnen Ministerien bisher hervorgetreten sind, bevor wir diese Fragen entscheidend beantworten.

Der populärste unter den neuen Ministern, der Minister des Innern, hat

---

*) Erst in den letzten Tagen hat sich die öffentliche Meinung für die Freigebung der Lombardei ausgesprochen.

wenigſtens dadurch ſein aufrichtiges Verſtändniß einer conſtitutionellen Staatsform bewieſen, daß er die altherkömmliche Schweigſamkeit der Regierung gebrochen und ſeine Anſichten über den gegenwärtigen Staatszuſtand im Allgemeinen ausgeſprochen hat. Beſonderes Vertrauen erweckte der Erlaß an die Polizeibehörden, betreffend das Verfahren bei Verhaftungen und Eingriffen in die perſönliche Freiheit der Bürger. Die Verantwortlichkeit der Beamten iſt jedoch, in ſo lange nicht öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren im ganzen Lande eingeführt und der Gebrauch der freien Preſſe durch Geſchwornengerichte geſichert iſt, nur chimäriſch. Auch das Betragen der Polizeibehörden gegenüber den Parteien, welches bis jetzt menſchenfeindlich genannt werden konnte, wird ſich ſchwerlich ändern, wenn nicht die Polizeigewalt in die Hände der Communen übergeht, ſo lange nicht durch die Conſtitutionsacte vollkommene Gleichſtellung aller Bürger vor dem Geſetze und die Verpflichtung der Beamten auf die Verfaſſung ausgeſprochen iſt.

Das Miniſterium des Innern hätte alſo, um einige wahrhafte reelle Reformen in dieſer Beziehung einzuführen, gewiſſe Beſtimmungen aufheben müſſen, welche bis jetzt das Rechtsgefühl jedes Bürgers empört haben. Wir erwähnen hier nur das ganze Unweſen mit den Päſſen und Paſſirſcheinen, welches den reiſenden Oeſtreicher unter beſtändiger Polizeicontrole hält, den Verkehr ſelbſt zwiſchen den einzelnen Provinzen lähmt und überhaupt der Willkür des niedrigſten Polizeibeamten freien Spielraum gewährt.

Ferner iſt in Bezug auf Hausſuchungen der Polizei, welche bisher nächtlich und mit einer wahren Berſerkerrohheit geſchehen ſind, ſo wie in Betreff der geheimen Conduiteliſten nichts vorgeſehen, eben ſo wenig als die mittelalterliche Einrichtung eines beſondern Judenamtes und der beſonderen Paſſirzettel und Gelderpreſſungen bereits aufgehoben iſt *).

Die Bureaukratie, welche bisher einem Sedlnitzky *gedient* hat, kann nicht durch freiſinnige Grundſätze eines Miniſters, ſondern nur durch beſtimmte Verordnungen im Geiſte der neuen Zeit zu einer Aenderung ihres Verfahrens *gezwungen* werden.

Das proviſoriſche Preßgeſetz, welches das Miniſterium des Innern erlaſſen, hat eine entſchiedene Mißbilligung gefunden und wurde an mehreren Orten feierlich verbrannt. Die einzelnen Punkte deſſelben, in welchen der polizeilichen Willkür und der Unverletzbarkeit der Bureaukratie Vorſchub geleiſtet wird, anzuführen, iſt hier nicht der Raum vergönnt. Die Entſchuldigung des Miniſters gegenüber der Proteſtation der Studentendeputation: er habe das Schickſal des Geſetzes vorher gewußt, ſei aber bei der Abſtimmung in der Minorität geblieben, iſt eben ſo ſehr ein Beweis für den unwürdigen Geiſt, der das ganze Miniſterium beſeelt, als

*) Die Beſetzung der Wiener Polizeidirectorſtelle durch Herrn Martinetz kann auch wenig Vertrauen erwecken.

ein Zeugniß für die Schwäche des Miniſters des Innern. Wozu iſt die Verantwortlichkeit der Miniſter ausgeſprochen, wenn ein Miniſter gegen ſeine Ueberzeugung ein Geſetz mit ſeiner Signatur erſcheinen läßt und dann, nachdem ſich die öffentliche Meinung mit Entſchiedenheit dagegen ausgeſprochen hat, noch auf ſeinem Platze bleibt? Ja, die Regierung hat bis jetzt das Geſetz noch nicht zurückgenommen oder weſentlich modificirt. Der Juſtizminiſter hat blos den Gerichtsſtellen eine Erklärung über den Geiſt des Geſetzes zukommen laſſen*). Aber ein Geſetz, deſſen ganzer Inhalt und deſſen einzelne Paragraphe eine offene Verhöhnung jedes geiſtigen Rechtes ausſprechen, wird am allerwenigſten einem öſtreichiſchen Gerichtsbeamten, welcher an das peinliche und heimliche Gerichtsverfahren gewöhnt iſt, irgend welche Achtung vor den Anſprüchen des Geiſtes einflößen können. Ueberdies iſt die adminiſtrative und richterliche Gewalt in Oeſtreich noch zu ſehr mit einander verknüpft, als daß von der Unparteilichkeit der Gerichte, beſonders in Bezug auf Preßvergehen, etwas zu hoffen wäre. — Nehmen wir endlich noch die Politik in Betracht, welche das Miniſterium des Innern den ausgeſprochenen Wünſchen und Forderungen der einzelnen Provinzen gegenüber befolgt hat, ſo können wir hierin weder ſtaatsmänniſchen Takt noch Energie entdecken. Die halben Zugeſtändniſſe haben theils eine größere Aufregung hervorgerufen, wie in Böhmen, theils haben durch die Kraftloſigkeit der Regierungsorgane und durch das fortbeſtehende Mißtrauen des Volkes, welchem das Miniſterium durch eine offene, entſchiedene Erklärung zu begegnen, noch nicht für gut befunden hat, die einzelnen Stände eine bedrohliche Haltung gegen einander angenommen, wie dies in Galizien der Fall iſt. Der Grundbeſitz iſt an allen Orten gefährdet, die öffentliche Ruhe geſtört, der Bauer- und Arbeiterſtand zu blutigen Exceſſen geneigt, der Adel rathlos und die Regierung ohnmächtig. So findet der Staat jetzt ſeine einzige Stütze in dem Kerne des Bürgerſtandes, welcher alle Kräfte aufbietet, um der einreißenden Anarchie zu ſteuern. Trotzdem hat das Miniſterium die allgemeine Volksbewaffnung noch nicht angeordnet und überläßt die Aufrechthaltung der Geſetze und der öffentlichen Ordnung dem Zufalle, oder was im gegenwärtigen Augenblicke daſſelbe bedeutet, dem Gutdünken der Gouverneure und Kreisbeamten. —

Das Finanzminiſterium hat ſogleich nach den erſten Tagen der Revolution eine Ueberſicht des Staatshaushaltes für die Finanzperiode von 1840 bis 1847, ſo wie ſpäter das Budget für 1848 veröffentlicht. Es hat hierdurch den Credit des Staates, ſo wie das Vertrauen der Induſtrie und Handelswelt im Inlande ſichtlich gehoben. Das Budget für das laufende Jahr wird wohl durch die veränderten Verhältniſſe in Ungarn und Italien, ſo wie durch die Kriegskoſten eine weſentliche

*) Wie ſtimmt damit die Erklärung des Hofrath Salzgeber zuſammen: daß das Preßgeſetz factiſch gar nicht beſtehe, weil es nicht in der legalen Form verkündet wurde?

Veränderung erleiden. Eine Beurtheilung der einzelnen Posten desselben, so wie die Uebersicht des Staatsetats müssen wir fachkundigen Staatsöconomen überlassen. Leider mußte Baron Kübeck in dem Augenblicke von seinem Posten abtreten, in welchem er sich des allgemeinen Vertrauens hätte am würdigsten zeigen können. Sein Nachfolger im Finanzministerium, Herr v. Kraus, ist, wenn wir nicht irren, der Schöpfer der genialen östreichischen Zoll- und Monopolordnung, deren gründliches Studium als 13. Herkulesarbeit (gleich nach der Räumung des Augiasstalles) aufgezählt werden könnte. Wir wollen hoffen, daß der neue Finanzminister in die Staatsausgaben und Einnahmen mehr Ordnung und weise Berechnung bringen werde, als er dies in der Zoll- und Monopolordnung zu thun im Stande war.

Das Ministerium der Justiz hat außer der Vollziehung der kaiserlichen Amnestie *) und der obenerwähnten Preßgesetzerklärung kein öffentliches Lebenszeichen gegeben. Auch ist von dem jetzigen Vorstande dieses Ministeriums kaum ein thatkräftiges Einschreiten im Sinne des Fortschrittes zu erwarten.

Der erst kürzlich ernannte Minister des Unterrichts, Baron v. Somaruga, begann seine Thätigkeit mit väterlichen Ermahnungen an die Studenten: sie (die Helden des Tages!) mögen doch die Semestralprüfungen ablegen und ihre Familien nicht durch Müßiggang kränken. Es ist wohl ziemlich gleichgültig, ob die Studenten noch einige Collegien nach der alten Zopfdisciplin anhören oder sich den nutzlosen, schulmeisterlichen Prüfungen unterziehen. Ihre Verdienste um den Staat, oder das Vertrauen der Bürger zu deren Tüchtigkeit werden dadurch wahrlich nicht erhöht. Man könnte also füglich bis zum nächsten Semester, mit welchem zugleich die versprochene Lehr- und Lernfreiheit in Wirksamkeit treten soll, die Universitäten schließen. Baron Somaruga wird als ein rechtlicher und liberaler Mann gerühmt. Hoffentlich besitzt der Unterrichtsminister noch einige andere wesentliche Vorzüge. Denn rechtlich und liberal muß nun auch der geringste Bürger sein, wenn er das öffentliche Vertrauen genießen will.

Werfen wir noch einen Blick auf das Ministerium des Auswärtigen, so bezeichnen wir eine Hauptseite in der Wirksamkeit dieses Ministeriums dadurch, daß wir die italienischen Verwicklungen im Ressort des Ministeriums des Auswärtigen anführen. Das Ministerium des Innern hat die lombardisch-venetianische Provinz, unter dem Titel: Italien, an das Ministerium des Auswärtigen abgegeben. Dies ist ein einfacher Vorgang innerhalb der Wände des Staatsbureau, welcher jedoch außerhalb derselben viel Blut, Schmach und Buße kostet. Die vielgerühmte

*) Deren vollständige Erfüllung in Zweifel gezogen wurde. Herr Heinrich Kern hat in dieser Sache, gestützt auf authentische Aussagen von Seiten der Polen, eine schwere Anklage gegen den Justizminister erhoben, welche derselbe bisher durch die Presse ungenügend zurückzuweisen im Stande war.

Armee des Grafen Radetzky hat sich mit starkem Verluste vor den Mailändern zurückgezogen; Venedig wurde ohne Schwertstreich verlassen und das Aufstellen eines neuen Armeekorps an der Grenze hat die Sardinier und Toskaner in's Land gerufen. Das östreichische Wappen wird in allen italienischen Städten beschimpft, ohne daß Eine der Regierungen der Halbinsel im Stande gewesen wäre, diesem Ausbruche der Volkswuth Einhalt zu thun. Die östreichische Regierung wird sich endlich gezwungen sehen, mit den Italienern Frieden zu schließen. Vor einigen Monaten hätte sie noch die italische Provinz mit einer freien Verfassung beschenken und den Hafen von Venedig durch eine östreichische Kriegs- und Handelsmarine zum Hauptstapelplatze des mittelländischen Handels machen können. Heute muß sie um einen günstigen Handelstraktat mit der Republik Venedig unterhandeln und die Kriegskosten, vielleicht noch die rückständigen Verwaltungskosten der Lombardei werden von den übrigen Provinzen der Monarchie getragen werden. Hervorgerufen ward diese plötzliche Aenderung der Lage durch die Taktlosigkeit des Ministeriums des Auswärtigen und die nutzlose Bravour des Feldmarschall Radetzky. Die östreichische Revolution war in ihrem Hauptacte vollbracht und Metternich gestürzt. Fiquelmont nahm seine Stelle im Ministerium ein. So hatten sich die Zeiten schnell geändert — aber die Menschen hatten sich nicht in ihnen geändert. Sowohl der neue Minister in Wien als der alte Soldat in Mailand bewiesen dies thatsächlich durch ihre Maßregeln in der Lombardei. Statt im Geiste der neuen Zeit zu handeln, ließen sie den Geist des alten nochmals auferstehen, um eine begeisterte Nation um viele theure Brüder ärmer, und das östreichische Volk um einen großen Feind reicher zu machen. Das letzte Zucken des absolutistischen Nerves erregte in Italien das revolutionäre Blut so heftig, daß sich die Fürsten mit hineinstürzen mußten in die allgemeine Bewegung gegen Oestreich. Der Kampf gegen die „tyrannischen Deutschen" war für die Italiener ein heiliger geworden und bedrohte selbst die Throne der weltlichen Herren, welche sich einem solchen Aufschwunge des Volksgeistes widersetzt hätten. Daher das Anerbieten des Protektorats an den heiligen Vater zu Rom, daher die Bereitwilligkeit des habsburgischen Großherzogs von Toskana, die Schwäche des Königs von Neapel und der rasche Kriegszug des Königs von Sardinien. Glaube man ja nicht an irgend welche weltliche Gedanken im Kopfe des Alberto la Spada. Er ist zu lange Carbonari und Jesuit gewesen, um nicht in jedem Augenblicke die ganze innere Bedeutung der Verhältnisse zu begreifen. Die stets gewandte zweideutige Politik der sardinischen Könige hat sich überlebt. Savoyen soll sich bereits selbstständig erklärt haben. Dies wäre der letzte Wink für die italienischen Fürsten, daß ihre Zeit um und der letzte Akt der Tyrannenkomödie ausgespielt ist.

Die Oestreicher mögen nun sehen, daß sie so schnell wie möglich die Schmach ihrer Armee in Italien durch einen ehrenvollen Frieden tilgen und daß ihnen ein Fürst Windischgräz mit der Nordarmee keine ähnliche Blâme vor den Augen Eu-

ropa's bereite, wie Graf Radetzky mit der Südarmee. Der Wiener Freischaarenzug nach Italien, welchen wir hier beiläufig erwähnen wollen, erhält seine beste Charakteristik dadurch, daß ihn die Regierung unter das Commando eines Mannes gestellt hat, der stets die Waffen blindlings für eine absolutistische und jesuitische Partei ergriffen hat. Der viele Male verabschiedete und stets wiederkehrende Landsknecht hat seine Don Quixotefahrten sowohl unter dem pfäffischen Don Carlos, als in Galizien, so wie beim Sonderbund mit gleichem Glücke unternommen. Wahrscheinlich wird er bald von seinem neuen Feldzuge an der Spitze eines trunkenen und backhändelsüchtigen Haufens zurückkehren! Die Romantik findet doch überall ihre treuen Helden.

Für den Anschluß an den deutschen Bund hat das Ministerium bisher kaum noch mit Worten etwas gethan. Der östreichische Bundestagsgesandte in Frankfurt hat blos den Wunsch ausgedrückt, daß die Wahlen (d. h. der Entschluß zur Wahl) für die einzelnen Staaten bis zum 1. Mai hinausgeschoben werden sollen. Hat das Ministerium die Wichtigkeit eines deutschen Parlaments und der von demselben zu fassenden Beschlüsse erkannt, dann können nur Unentschiedenheit, diplomatische Klugheit oder entschiedene Abneigung gegen die Souveränität einer deutschen Volkskammer die östreichische Regierung von einem offenen Bündnisse mit Deutschland abhalten.

Die Grundlagen des Volkswohls, welche das Vorparlament anerkannt hat und welche in einzelnen Gesetzvorschlägen vom künftigen Parlamente berathen und beschlossen werden sollen, sind allerdings von hoher Bedeutung. „Unbedingte Freiheit der Meinungsäußerung, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Vereinigungsrecht, Schutz der persönlichen Einheit, Unabhängigkeit der Rechtspflege und Schwurgerichte, Schutz der arbeitenden Klassen, gerechte Vertheilung der Staatslasten, Selbstständigkeit der Gemeinden," auf diesen Grundlagen sollen die unveräußerlichen Rechte eines jeden deutschen Staatsbürgers, also auch des verbündeten Oestreichers begründet werden. Aber diese Rechte sind dieselben, welche bereits in mehreren Petitionen einzelner östreichischer Provinzen angesprochen wurden. Mit dem vollständigen Eintritt in den deutschen Volksbund würden also diese Ansprüche der Oestreicher ohne Weiteres garantirt sein. Oestreich hat jedoch wesentlich zwei Punkte in Erwägung zu ziehen, ehe es ohne weiteren Rückhalt in den deutschen Bundesstaat als gleichberechtigtes Mitglied aufgenommen werden kann.

Der erste betrifft die verschiedenen Nationalitäten. Man scheint in Frankfurt auf die Lombardei und Ungarn gänzlich verzichtet zu haben, indem man über die Aufnahme Oestreichs in den Bund verhandelte. Die Lombardei wird wohl in den nächsten Tagen in die neugestiftete italienische Bundesversammlung eintreten. Ungarn jedoch steht noch im Unterthanenverband mit dem Hause Habsburg. Die Souveränität der ungarischen Nation ist durch die pragmatische Sanction gelähmt und der deutsche Bundesfürst von Oestreich trägt zu gleicher Zeit die ungarisch-

ſiebenbürgiſche Krone. Kann ſich nun der Kaiſer von Oeſtreich den Beſchlüſſen des deutſchen Parlaments unbedingt unterwerfen, (wie er dies doch als Bundesmitglied thun müßte) ſo lange er noch als König von Ungarn an die Zuſtimmung der ungariſchen Stände gebunden iſt? Oder, um beſtimmte Fälle auszuſprechen, würde der Kaiſer von Oeſtreich als deutſcher Bundespräſident dem Könige von Ungarn, d. h. ſich ſelbſt den Krieg erklären, falls ihm dies im Intereſſe der deutſchen Nation geboten würde? Oder kann ſich der König von Ungarn mit einer auswärtigen Macht, z. B. den Polen gegen Deutſchland verbünden, wenn er zu gleicher Zeit deutſcher Bundesfürſt iſt? Oder kann der öſtreichiſche Kaiſer ſeine deutſchen Bundestruppen zur Unterdrückung einer Inſurrection in Ungarn verwenden? Es zeigt ſich hier die innere Unmöglichkeit für den aufrichtigen Beitritt Oeſtreichs zum deutſchen Bunde, ſo lange nicht entweder die Ungarn ebenfalls ihren Beitritt erklären, oder der öſtreichiſche Kaiſer die ungariſche Krone, die im gegenwärtigen Augenblicke kaum mehr als ein Schmuck iſt, niedergelegt hat *).

Viel einfacher geſtalten ſich die Verhältniſſe in Bezug auf die ſlaviſche Nationalität. Die czechiſchen und illyriſchen Provinzen gehören ſeit jeher mit zum deutſchen Bunde, und die Achtung und Gleichſtellung der ſlaviſchen Nationalität mit der deutſchen iſt erſt neuerdings ſowohl von der öſtreichiſchen Regierung als von der Frankfurter Verſammlung ausgeſprochen und garantirt worden. Eben ſo ſprechen die Deputationen aus denſelben ihre Wünſche zur Vereinigung mit Deutſchland aus. Sowohl geographiſch als politiſch ſind dieſe Länder als unzertrennbar mit Deutſchland anzuſehen und können unbeſchadet ihrer Nationalität (ſo gut wie die franzöſiſchen und italieniſchen Kantone in der Schweiz oder die deutſchen Diſtrikte in Nordamerika) ihren einzigen natürlichen Stützpunkt nach innen und nach außen nur im deutſchen Föderativſtaate finden. Die öſtreichiſchen Slaven mögen nun dies Eine feſthalten: daß ihre innere ſtaatliche Entwickelung durch das größte Maß von freien Rechten von Seiten des deutſchen Parlaments garantirt und durch die Kraft einer Bundesmacht nach außen geſchützt wird, daß ferner die Souveränität der einzelnen Bundesſtämme und Regierungen, ſie mögen deutſch oder ſlaviſch ſein, durch keine Gewalt als den in ihrem eigenen Intereſſe geſchloſſenen Bundesvertrag beſchränkt ſein wird.

Der zweite weſentliche Punkt betrifft den Anſchluß Oeſtreichs an den deutſchen Zollverein. Es wird Niemand verkennen, daß ein augenblickliches Sinken der öſtreichiſchen Zollſchranken die ganzen öſtreichiſchen Handels- und Induſtrieverhältniſſe gewaltſam erſchüttern würde. Nur durch eine genaue Kennt-

---

*) Der Antrag, welchen Welcker in ſeinem Commiſſionsbericht über den Bundesverfaſſungsentwurf ſtellte: „daß kein deutſcher Bundesfürſt zugleich Souverän eines außerdeutſchen Staates ſein dürfe" — würde die hier angeregte Frage beim Parlamente zur ſofortigen Entſcheidung bringen. Die öſterreichiſche Regierung muß daher darauf gefaßt ſein.

nißnahme dieſer Verhältniſſe, durch eine reifliche Erwägung der agrariſchen und induſtriellen Zuſtände in den einzelnen Provinzen, durch ein wohlberechtetes Handelsſyſtem kann der allmählige Anſchluß an den deutſchen Zollverein von Seiten Oeſtreichs vermittelt werden. Es frägt ſich nun, ob das deutſche Parlament die Aufnahme Oeſtreichs in den deutſchen Bundesſtaat beſchließen kann, ſo lange dieſes große Bundesglied gerade in dem wichtigſten Intereſſe eine ſeparatiſtiſche Stellung einnimmt, ſo lange die deutſche Schifffahrt auf der Elbe, Donau, im adriatiſchen Meere durch öſtreichiſche Zölle gelähmt iſt? — — —

Man ſieht jedenfalls, daß die Frage, ob Oeſtreich in den deutſchen Volksbund aufzunehmen ſei, noch immer keine müßige iſt. Die öſtreichiſche Regierung wird endlich gezwungen ſein, ihr diplomatiſches Schweigen zu brechen und offen und klar ihre Anſicht in Bezug auf die Möglichkeit ihres Beitrittes auszuſprechen.

So lange ſie dies nicht gethan hat, ſo lange muß das Behaupten des Präſidiums von Seiten des öſtreichiſchen Bundestagsgeſandten als eine Anmaßung gegenüber den übrigen Bundesſtaaten und als eine Verhöhnung des öſtreichiſchen Volkes erſcheinen, welches laut und entſchieden den Ruf nach einer vollſtändigen Vereinigung mit den deutſchen Brüdern erhoben hat.

Das Verhältniß zum deutſchen Zollverein, der ganze durch Monopole und Creditmangel gedrückte Zuſtand der Induſtrie und Gewerbe, ſo wie die Noth des Arbeiterſtandes machen für Oeſtreich die ſofortige Errichtung eines Miniſteriums des Handels und der Arbeit *) dringend nothwendig. Dieſes Miniſterium müßte mit Handelskammern in Verbindung ſtehen, welche nach dem Muſter der preußiſchen, in den einzelnen Provinzen zu organiſiren wären. Eben ſo ſehr iſt das Verfahren des ſächſiſchen Miniſteriums des Innern zu empfehlen, welches die Bedürfniſſe des Arbeitsſtandes durch im ganzen Lande gebildete Ausſchüſſe erforſchen und in einer eigenen Commiſſion unter Vorſitz des Miniſters berathen läßt. Auf dieſe Weiſe wird die Frage der Organiſation der Arbeit von den fachkundigen Wahlcomités des betroffenen Standes durchgreifend erörtert und praktiſch und friedlich gelöſt werden. Das Finanzminiſterium in Oeſtreich wird zu ſehr durch die Regelung des Staatshaushaltes beſchäftigt, als daß es zu gleicher Zeit die Arbeiten zum ſchnellen Gedeihen des ganzen materiellen Volkswohles übernehmen könnte. —

Die Ausbrüche der Volkswuth gegen die Klöſter und geiſtlichen Beſitzungen würden einem erleuchteten Staatsmanne Gelegenheit geben, das Werk Joſephs II. wieder aufzunehmen und eine Reorganiſation der katholiſchen Kirche in Oeſtreich in's Werk zu ſetzen. Der offene Krieg mit dem päbſtlichen Staate, welcher mit der Beſchimpfung des öſtreichiſchen Wappens begonnen, macht in dieſem Augenblick ein Losreißen der Kirche von der päbſtlichen Hierarchie leicht möglich. Der Staat

*) welchem zugleich die öffentlichen Bauten und Arbeiten zugetheilt würden.

St. Petri, welchen wir bisher zum größten Schaden des Volkes und zum Nutzen des absolutistischen Verdummungssystems im östreichischen Staate geduldet haben, kann nun aufgehoben werden; denn die Priester, welche noch ihren Herrn in Rom suchen, müßte das Volk als Feinde des Vaterlandes betrachten. Eine katholische Episkopalkirche, welche keine neue Hierarchie im Staate bildete, sondern aus der freien Wahl der Gemeinden hervorginge und in welcher die Priester vom Staate besoldet werden, Säcularisation der Klöster, welche bisher das beste Mark des Landes ausgesaugt, und Umwandlung der bisherigen geisttödtenden Seminarien in wahre Bildungsanstalten für die Seelsorger des Volkes — eine derartige totale Reform des Clerikalwesens in Oestreich würde in diesem Augenblicke die segensreichste Wirkung hervorbringen. Wir würden dadurch dem die besten geistigen und politischen Kräfte verzehrenden Dissenter- und Sektenwesen entgehen, welches bis jetzt im übrigen Deutschland geherrscht hat und durch die Glaubens- und Gewissensfreiheit, diesem untastbaren Rechte jedes freien Staatsbürgers, auch in Oestreich bei dem jetzigen Zustande der Staatskirche entstehen müßte. — —

Wir waren im Vorhergehenden bemüht zu zeigen, was das jetzige Ministerium in Oestreich bisher geleistet hat. Wie viel noch zu leisten übrig bleibt, welcher energische Umschwung in allen Zweigen der Verfassung und Verwaltung des Landes geschehen muß, wird Jeder fühlen, der die in Oestreich herrschende Anarchie als eine nothwendige Revolution ansieht, welche das Volk so lange fortsetzen wird, bis die Regierung, d. h. ein tüchtiges Ministerium sich selbst an die Spitze dieser Revolution stellen und dieselbe in einen gesetzlichen Zustand verwandeln wird. Dazu gehört aber von Seiten der Regierungsmänner eben so viel Geist und Verständniß für die Forderungen und Bedingungen des neuen Staatslebens, als ungeschwächte Kraft und Energie. Das Ministerium in seiner jetzigen Zusammensetzung jedoch hat keinen Stützpunkt im Vertrauen des Volkes und keinen Muth für oder gegen die neue Lage des Staates. Wir sehen ein immerwährendes Schwanken in seinen Zusicherungen, eine schwache Handhabung der Regierungsgewalt, eine versteckte und unconstitutionelle Politik nach Außen, einen gänzlichen Mangel an Productivität in jeder Beziehung. Dieser Mangel an Productivität ist übrigens auch auf Seite der Bürger zu bemerken, so daß dieselben stets nur eine Kritik gegen die Regierungsgewalt ausüben, in keinem Punkte aber die Initiative ergreifen. Besonders fehlt es in Wien an organisirenden Talenten unter den Volksführern, so wie an kräftigen Vertretern des deutschen Elementes in den Provinzen. So bietet uns nun der böhmische Ausschuß allein das Bild einer tüchtigen, seiner moralischen Macht bewußten Körperschaft.

Es ist Zeit, daß die Östreicher den provisorischen Zustand, in welchem sie bisher ihre Freiheit genossen haben, aufgeben. Die Bildung eines neuen Ministeriums (vielleicht durch Pillersdorf selbst), welches gleich bei seinem Eintritt ein

bestimmtes Programm feststellt und kundgibt, thut eben so Noth, als eine festere und in ihren Zwecken bewußte Verbindung der einzelnen Parteien und Körperschaften. Eine Veröffentlichung des Verfassungsentwurfes, damit derselbe von der Presse vorher besprochen werde und die sofortige Bestimmung wegen der Wahlen zum Reichstage müßte vor Allem die Thätigkeit des Ministeriums in Bezug auf die Realisirung der Constitution in Anspruch nehmen. Auch die augenblickliche Erklärung wegen der Wahlen zum deutschen Parlament ist nothwendig.

Die Constitution für Oestreich, so wie der vollständige Anschluß an den deutschen Volksbund muß endlich eine Wahrheit werden, wenn nicht das Schreckbild eines gänzlichen Zerfalles der östreichischen Monarchie eine Wahrheit werden soll.

Am 18. April. **Bernhard Friedemann.**

# Aus London.

Die Chartiſten und das Parlament. — O'Connor und O'Brion. — Die engliſchen Frauen im Unterhaus. — Ritter Bunſen und der Prinz von Preußen. — Die deutſchen Communiſten und Republikaner. — Schapper, Freiligrath, Heinzen. — Metternich und literariſche Neuigkeiten.

Eine helle Morgenſonne begrüßte den Tag, an welchem 500,000 Chartiſten ſich verſprachen, in der Metropolis Englands zuſammenzutreffen, ein Tag, der für das Reich, ja für die bewohnte Welt von unberechenbaren Folgen hätte ſein können! Aber es war ein Apriltag; und im Momente, wo der große Zielpunkt lang gehegter und ſorgſam vorbereiteter Erwartung erreicht werden ſollte, trat O'Connor, bleich, zitternd, mit einem großen — Senfpflaſter auf der Bruſt, unter die Chartiſten und ſprach: „Meine Kinder, ich bitte Euch, keine Gewaltthat! Ich habe mein Teſtament geſtern gemacht; das ſei Euch ein Beweis, daß ich mein Leben für Eure gute Sache einzuſetzen bereit bin. Laßt uns aber doch lieber mit Güte erreichen, was wir mit Gewalt ſchwerlich erzwingen würden — (denn ganz London iſt unter Waffen und ich habe wenigſtens hundert anonyme Briefe erhalten, die mich warnten, auf meiner Hut zu ſein, weil der erſte Schuß auf mich fallen würde;) — laßt uns ruhig unſern Weg nach „Kennington-Green" fortſetzen, uns dort mit unſern Gefährten zu vereinigen, und dann wollen wir unſere Bittſchrift übergeben, ohne daß auch nur ein Hund auf ſeinem Pfade geſtört werde. Verſprecht mir das, geliebte Kinder! Bei Allem, was Euch heilig iſt, flehe ich darum! Schießt nicht, ſchlagt nicht, ſtehlt nicht, — ja brecht ſelbſt in keinen Bäckerladen ein; denn die ariſtokratiſchen Kinder des Landes nennen Euch „pickpockets," (Taſchendiebe) und Unruheſtifter; darum beweiſt ihnen, daß Ihr beides nicht ſeid, ſondern ruhige, betriebſame Proletarier, die nichts als Recht und Gerechtigkeit wünſchen gegen Alle und für Alle." — Dies war ungefähr der langen Rede kurzer Sinn, und obwohl die guten Leute ſich ein wenig wunderten, daß ſie mit einem Male ſo friedlich ſein ſollten, da ihnen vorher immer eingeſchärft worden, für ihre gute Sache Alles zu wagen, wenn es gälte, ſogar das Leben, ſo ließen ſie ſich doch auch gerne den Weg der Güte gefallen, wenn ihres theuren Vaters, Herrn O'Connor's Leben, dadurch gerettet werden konnte. Ein ungeheurer Karren fuhr nun vor, in welchem 50 Perſonen bequem Platz finden konnten. Sechs Pferde zogen die Maſchine. In dieſem „magnificent van" — wie die Journale es nennen — nahm Herr O'Connor Platz, ſeine Gefährten — die erſten des Reiches — neben ihm, der Reſt ging zu Fuß. — Ein zweiter Karren folgte mit der „Monster-petition;" die man ihrem Ausſehen nach für fünf ungeheure Leinwandballen nehmen konnte. Sie war von 2,000,000 Perſonen unterzeichnet. Die Chartiſtfarben, roth, weiß und grün zierten den „magnificent van," und auf der Fahne fanden ſich unter eben dieſen Farben allerlei ſinnige Motto's, wie z. B. „Die Stimme der Weisheit wird den Kanonen Schweigen gebieten." „No vote, no musket." „Die Stimme des Volkes iſt die Stimme Gottes" ꝛc. —

Langsam fuhr der magnifique Karren dahin, Niemand störte seinen Fortgang, aber Niemand bewillkommte ihn auch. Nur Neugierige sahen ihm nach oder folgten seinem Zuge, der durch die City entlang nach der andern Seite des Flusses „Kennington-Green" zuging. Alles blieb ruhig und geordnet; kein Soldat zeigte sich, keine Wache. Das war des Herzogs von Wellington's Rath, der sich dies eine Mal von Wirkung erwies. Er hatte gemeint, der Anblick der rothen Röcke würde das Volk, d. h. die Chartisten, irritiren; und darin hatte er wohl Recht. Die Polizei, die ehrbar dunkelfarben aussieht und die man an jeder Straßenecke zu finden gewöhnt war, störte Niemand; auch die guten alten Pensionäre von „Chelsea-Hospital," die man auf die Brücke gestellt, sahen eben nicht danach aus, Jemand auf mordlustige Gedanken bringen zu können. Man wußte aber, daß ganz London an diesem Tage wachsam und bewaffnet war, d. h. wenigstens 150,000 seiner besten Bürger, daß in jedem District besondere Constables ernannt worden, daß jeder Mann mit einer weißen Binde um den Arm einen dicken Knüppel unter seinem Rocke verborgen trug, den er im Fall der Noth für die Ruhe des Landes, für Gesetz und Ordnung gegen den Beleidiger derselben zu gebrauchen geschworen; man wußte, daß das Parlament, daß Buckingham Palace und die Bank hinlänglich mit Wachen besetzt waren, ja daß die letztere sogar mit einer Barrikade von Sandsäcken befestigt worden, hinter denen man mit Sicherheit auf die Angreifer schießen konnte, ohne fürchten zu dürfen, wieder getroffen zu werden. Man wußte dies Alles, wußte, daß der Staat sich diese Vorbereitungen 100,000 Pf. St. kosten lassen, d. h. die Führer wußten es, und erkannten auch, daß in einem Ort von zwei Millionen Einwohner, die auch nicht die geringste Sympathie für sie an den Tag legten, durch Gewaltthat nichts zu machen sei. In „Kennington-Green" angekommen, wurden nun einige schöne Reden gehalten und nochmals zu Ruhe und Ordnung ermahnt, darauf sprang Herr O'Connor von seinem „magnificent van" und begab sich mit der „Monster-petition" nach dem Parlament. Ganz London war indessen in stiller Erwartung gewesen. Aller Handel, aller Verkehr war an diesem Tage gestört, Jedermann hatte sich auf Mord und Todtschlag vorbereitet und allen Frauen und Kindern war sorgsam anempfohlen, unter keiner Bedingung das Haus zu verlassen. Ein heftiger Wind erhob sich nach zwei Uhr, und schütterte an den Fenstern, was alle Welt unbedingt für Kanonendonner nahm. Aengstlich sah man den kommenden Dingen entgegen und malte sich die Gräuel eines Bürgerkrieges aus. Aber — Herr Smith O'Brion hatte den Rubikon nicht les armes à la main überschritten, Herr v. Lamartine wies ihn zurück und er erschien heute im Parlamente mit seiner „Monster-petition," das Brandmal eines Verräthers an seiner Stirn, das sich durch keine schönen Worte abwischen ließ. Als um 4 Uhr das Unterhaus versammelt war, fand man die „Monster-petition" vor, und ein schallendes Gelächter begrüßte die fünf großen Bündel. Herr Smith O'Brion hielt eine Rede — die das Haus mit Hohnlächeln anhörte. Herrn O'Connor schenkte man schon mehr Aufmerksamkeit; jedenfalls mehr Achtung. Die Judenfrage, die behandelt werden sollte, wurde bei Seite gesetzt, um das wichtigere Interesse des Tages zu fördern, das in der Besprechung der sechs Punkte bestand, die die „Monsterpetition" dem Unterhaus zur Berücksichtigung vorlegte. Diese sind: 1) Ein Votum für jeden Bürger des Staates (Universal suffrage). 2) Ein alljährliches Parlament. 3) Stimmen geben mit Kugeln. 4) No property qualification. 5) Die Parlamentsglieder sollten bezahlt werden. 6) Die Wahldistricte müßten von gleicher Größe sein.

Das Resultat der Verhandlung war, daß man die Forderungen für billig erkannte und sie zu bewilligen nicht abgeneigt war; nur wollte man sich unter keiner Bedingung

mit Gewalt etwas abtrotzen laſſen, ſei es was es ſei, und ihn, der dies wollen könne, belegte man mit dem Namen eines Hochverräthers — ein Wort, das mehr gentlemanly klinge, als Felonie. Die Herren ſcherzten über die Wahl des einen oder andern Ausdrucks, welches der verdiente, und welches der glimpflichere ſei. Sir Benjamin Hall war faſt der einzige an jenem Abend, der leidlich ſprach, mit klarer Stimme, und ohne jene unangenehmen Geſten, die ſo viele dieſer Herren gebrauchen ihren Worten Emphaſis zu leihen. Dr. Bowring iſt vorzüglich ſtark in dieſem Punkte. Es waren meiſtens alle bejahrte Männer, die ſich und andere mit langen Abhandlungen über die Chartiſtenforderung langweilten, und die jüngern Herren nahmen ſich die Sache ſo wenig zu Herzen, daß ſie von einem zum andern gingen und ſich augenſcheinlich mit tauſend Dingen unterhielten, die dieſer ernſten Verſammlung ferne lagen. Herr Monckton Milnes, der das ennui derſelben vollkommen zu theilen ſchien, begab ſich endlich nach dem Kaſten, in welchem die grüne Perrücke des „Speakers" über ſeinen langen ſchwarzen Talar thronte, und lehnte ſein blondes Dichterhaupt gegen die ehrwürdigen Puderlocken, um in dieſer attitude languissante ein halbes Stündchen wegzuplaudern. Auf der Galerie fanden ſich auch ein paar Dandies ein, die ſich der Länge nach auf die Bank ſtreckten, ein Stündchen zu verſchlafen, und aus einer Ritze in der Wand, die einem zwei Ellen großen Kaſten angehört, in welchen aus beſonderer Gunſt Damen geſteckt werden, um den Verhandlungen beizuwohnen, blickten heute nur zwei Augen, weil die Furcht vor den Chartiſten in keinem zweiten Individium beſiegbar geweſen. Aber welch' ein Loch für die Frauen Englands! — Hoffentlich werden ſich die Berlinerinnen nicht mit einem ſo garſtigen Behältniß abſpeiſen laſſen, mit einer ſolchen wahren Casper Hauſer-Höhle, wo ſie auf einen Sitz genöthigt ſind, von dem ihre Füße in der Luft ſchweben, wo ein mitternächtliches Dunkel herrſcht und die mangelnde Luft ihnen den Athem benimmt. Ob die engliſchen Parlamentsmitglieder wirklich ſo susceptible ſind, daß ſie den Frauen nicht einmal ein Fenſter erlauben konnten, faſt ſcheint es ſo. Wir werden ſehen was Deutſchland in der Art wagen kann! Als das Haus ausgeredet, fand Jeder beim Hinausgehen die Stadt ruhig wie immer, von den Chartiſten keine Spur, nirgends ein Auflauf, eine Unruhe, eine Bewegung. So endete dieſer große Tag, und jeder Bürger, der ſeine Hilfe lieh, die Ordnung im Fall der Noth aufrecht zu erhalten, wird von Lord Grey ein eigenes Dankſchreiben erhalten.

Was aber that die kleine Königin indeſſen? — Daß ſich Gott erbarme! ſie war wirklich ſo klein, wie alle Fürſten heutiger Zeit. Wenn doch nur ein Einziger Mann groß genug geweſen wäre, das eigene Leben für ein Princip einzuſetzen, dem er bis dahin ohne Bedenken Andere geopfert! Frau Victoria hat ſich ganz behutſam aus dem Staube gemacht und den Prinz Conſorten, ihren Gemahl, mit hinweggeführt!! Man macht in England viel Redens von dem König von Preußen, nennt ihn eine Humbug und wer weiß was Alles, und will nicht glauben, daß er es ehrlich meine; es iſt kein Wunder, denn ſo wie er hier vertreten iſt, ſchließt man von dem Diener auf den Herren. Wie kann das freie, das liberale, das conſtitutionelle Preußen noch einen Geſandten dulden, der ſo lange Kreuzzüge gepredigt hat, um ſeine Familie zu Ehren und Würden und andere ehrliche Deutſche an den Bettelſtab zu bringen? — Man ſchicke ihn als Miſſionär nach Jeruſalem, da wird er auf ſeinem Poſten ſein; aber nicht in London, wo er unter 100,000 Deutſchen das Schwarz, Roth und Gold des vereinigten Germaniens vertreten ſoll und wo er ſeine Fahne nicht nach dem Winde drehen kann, ohne allgemein verachtet zu werden. Er hat es verſucht, aber es wollte

nicht gehen. Er hat eine liberale Rede gehalten; die Worte aber, die er ſprach, klangen in dem Munde eines Mannes, der aus frommen Principien einen verdienſtvollen Mann, wie Dr. Freund, vom deutſchen Hospital entfernt, wie eine Blasphemie, und wurden auch als ſolche aufgenommen. Darauf wollte er gar eine Geſellſchaft geben und Roth, Schwarz und Gold aufſtecken; aber der Prinz von Preußen kam, und er wechſelte ſchnell die Farbe, ließ ſeinen Gäſten abſagen und beredete die „Times" einen Aufſatz zu Gunſten der gefallenen Hoheit einzurücken, in welchem geſagt wurde, er ſei mit einem beſondern Auftrag an die Königin hier und aus keinem politiſchen Grunde, er habe nichts mit den Vorgängen in Berlin zu thun gehabt. Dies ſagt man, in einem Augenblick, wo ſein Palais als Staatseigenthum confiscirt iſt. O Humbug über Humbug! — Und der preußiſche Geſandte, der Stifter und Beſchützer alles Humbug! Das thut jedem deutſchen Herzen weh. Denn preußiſche Herzen gibt es nun nicht mehr; nur deutſche.

Auch wäre es überdem viel weiſer, er miſchte ſich hier mehr in das Thun und Treiben der Deutſchen, ſtatt ſich ariſtocratiſch ferne von ihnen zu halten, und ſich an der Ehre genügen zu laſſen, einen hochgeborenen und kleingeſinnten Fürſten zu bewirthen. Unter den Deutſchen hier, den Proletariern meine ich, nicht den geldmachenden City-Leuten, die unſere Sprache reden, — herrſcht ein bedeutender Geiſt der Unruhe, und ſie ſind nicht abgeneigt, en masse nach Deutſchland zu ziehen. Das wäre in jetziger Zeit ein trauriges Unternehmen! Schapper, der Präſident der hieſigen Communiſten, iſt nach Deutſchland abgereiſt, als Deputirter für das preußiſche Parlament aufzutreten. Er iſt ein kluger Kopf, aber kein weiſer Menſch. Auch will er eine Republik, — connu, connu! Leider hegt auch Freiligrath ähnliche republikaniſche Ideen. Carl Heinzen iſt ebenfalls von New-York eingetroffen, um ſeine Stimme auf's Neue zu erheben. Gebe der Himmel ſeinen Segen dazu! Man geht nie weiter, als wenn man nicht weiß wohin man geht, ſagt Göthe; möchte Deutſchland doch immer ſein Ziel im Auge behalten! England ſieht dem Continente mit ernſtem Auge zu — und auch mit theilnehmendem. Es hat ſeine Freude an Berlin, das kein Extrem ſucht oder erlaubt, und das durch keinen Umſturz alles Beſtehenden zu einem Reſultat gelangen will, deſſen Theorie es erſt erproben ſoll; England achtet das. Aber es verachtet das rohe Ueberſchreiten aller Sitten, aller Mäßigung, wie z. B. ein kleiner Staat wie Mecklenburg jetzt aufweiſt. Die Irländer erſchießen ihre Gutsherrn; — das iſt Mord, aber das Mittel iſt wenigſtens ariſtokratiſch; die Mecklenburger ſtampfen ihn in einen Düngerhaufen — das iſt viehiſch, brutal, iſt geſitteter Menſchen unwürdig — und das im 19. Jahrhundert!

Metternich iſt noch immer nicht in London angekommen. Der alte Herr reiſt langſam. Man meint, er könne nichts Beſſeres thun, als ſeine Muße damit auszufüllen ein Buch darüber zu ſchreiben: wie man es anfange keine Steuer zu bezahlen, ein Thema, das er durch ſeine Erfahrung ſo erfolgreich zu behandeln verſtehe, indem er 30 Jahre hindurch ſehr geſchickt nie einen Pfennig für ſeine Beſitzungen am Rhein entrichtet. Bücherſchreiben iſt jetzt auch nur ein wenig einträgliches Geſchäft; denn wer hat Zeit zum Leſen? — Es ſei denn was auf die Tagesbegebenheiten Bezug hat. So verkaufte der Buchhändler Bohn in einer Woche 5000 Exemplare von der Ueberſetzung der „Geſchichte der Girondiſten" von Lamartine. „Sonſt geht auch nichts" ſagte er, während ein kleines ſonderbares Männchen hereintrat, das halb wie Knabe halb wie Mann ausſah. Ein angeblicher Sohn von Lord Byron, hieß es, der behauptet, eine ganze Correſpondenz von ſeinem Vater und ſeiner Mutter zu beſitzen,

die er eben drucken lassen will; die Familie will ihn jedoch nicht anerkennen. Eben so hat sich jetzt eine Tochter von Lord Nelson und Lady Hamilton gefunden, die die Verfasserin des Romans „Jane Eyre" ist, der so viel Aufsehn erregte und eben schon eine zweite Auflage erlebt hat. Augenblicklich sind „The Halfsisters" von Miß Jewsburg die Neuigkeit des Tages.

Amely.

---

## Aus Stuttgart.

### Die Tumulttage.

Auch wir haben am 10. und 11. einige Tumulttage gehabt, aber Dank dem guten Sinn der hiesigen Bürgerschaft, es ist kein Blut dabei geflossen, tüchtige blaue Flecken ist Alles, was die Tumultuanten davon getragen haben. Schon seit einiger Zeit und besonders seit dem Ausgang der Frankfurter Versammlung, klärte sich die öffentliche Meinung, die bis dahin theilweise einem trüben Chaos geglichen hatte, immer mehr auf, und zwei festere und zusammenhaltende Parteien begannen sich zu bilden. Die Eine, den bei weitem größern Theil der hiesigen Bürgerschaft zählend und moralisch durch bedeutende Autoritäten, namentlich die frühere Kammeropposition verstärkt, wollte im Sinne der Frankfurter Majorität die Freiheit und die constitutionelle Monarchie geschützt sehen, die Andere aber, größtentheils auf unbeschäftigte Gesellen und junge Brauseköpfe sich stützend, hatte die gleichen Ansichten wie die Frankfurter Minorität, welche auf so ungeziemende Weise damals den Versammlungssaal verließ. Weder an Zahl ihrer Mitglieder, noch an geistiger Bedeutung ihrer Führer, war letztere Partei, die sich wieder in verschiedene Schattirungen theilte, von großem Gewicht, und es hatte für den ruhigen Zuschauer etwas Possierliches, ihre mannigfachen Manöver und ihr wildes Geschrei, womit sie ihre innere Ohnmacht zu übertünchen suchte, zu beobachten. Bisher hatte sie ihre Hauptthätigkeit entfaltet in unbeschreiblich rohen Adressen gegen den König von Preußen u. s. w., was den Kern der hiesigen Bevölkerung, so geringe Sympathien derselbe auch für Preußens Regenten hegt, anwiderte, jetzt aber wandte sie sich auch den einheimischen Angelegenheiten zu. Besonders mußte ihr daran gelegen sein, sich Einfluß bei der Wahl der Vertreter Würtembergs für das deutsche Parlament zu sichern, und sie war nichts weniger als ängstlich in der Wahl ihrer Mittel. Aber gerade dieser unangemessene, in förmlichen Terrorismus ausartende Eifer hat zu ihrem jetzigen Sturz beigetragen. Dazu kam noch, daß die constitutionelle Seite sehr durch die Entlassung des Geheimraths-Präsidenten v. Maucler, allgemein der Metternich Würtembergs genannt, und die Versetzung des unbeliebten Gouverneurs der Stadt, Grafen Lippe, gerade in den letzten Tagen neuen Zuwachs erhalten und fester wie je entschlossen war, eine Regierung, die in ihren oberen Stellen jetzt auch kein einziges reactionäres Element mehr besitzt, kräftig zu unterstützen. So ward denn am 10. des Abends unter ziemlich ungünstigen Auspicien für unsere Republikaner eine Bürgerversammlung im großen Saale des „Bürgerhauses" gehalten. Obgleich dieser Kopf an Kopf gefüllt war, so stand doch eine große Menge noch in allen Nebensälen, auf den Treppen, Fluren und auf der Straße. Besonders viele ruhigere Bürger waren unter Letzteren, während die Republikaner sich oft durch gewaltsames Eindringen mehr Platz im Saal selbst zu verschaffen wußten. Diesen Umstand benutzend, schlugen einige Redner dieser Partei vor, es sollten jetzt gleich hier im Saale Namen, die zur

Wahl in das Comité, was die Leitung der erwähnten Wahlangelegenheiten beſorgen ſollte, aufgerufen und ihre Annahme oder Nichtannahme durch Händeaufheben entſchieden werden. Dieſe offenbare Ungerechtigkeit war doch zu ſtark, als daß ſich nicht ſogleich Stimmen dagegen erhoben hätten. Nur das Händeaufheben der zufällig in den Saal Gedrungenen (wir ſelbſt haben geſehen, daß viele Knaben von 14—16 Jahren, Lehrjungen, daſelbſt gegen die Anordnung beide Hände aufhoben) ſollte die ganze Sache entſcheiden, alle draußen Befindlichen oder durch Geſchäfte am Kommen Verhinderten, aber gar nicht gefragt werden, 4—500 Menſchen, worunter ſehr viel Unerwachſene, alſo ganz Stuttgart vertreten. Man vermochte nicht mit dieſem Terrorismus durchzudringen, und ſo ward beſchloſſen, am andern Tage ſollte auf einem freien Platz in der Stadt darüber entſchieden werden, ob durch Händeaufheben oder durch Wahlzettel von allen Bürgern gewählt werden ſolle. Nun hatte, als die Verſammlung gerade am heftigſten aufgeregt war, und alle Leidenſchaften wild entflammt, ein Dr. Zimmermann den — gelinde ausgedrückt — thörichten Gedanken, laut von der Tribune zu ſagen, „er habe gehört, ein Unteroffizier ſei wegen Ausübung des jedem Staatsbürger zukommenden Rechtes des Petitionirens geſtern in Verhaft geſetzt worden und man möge doch ſich von Seiten des anweſenden Stadtdirectors darüber erkundigen.“ Dies gab denn das Signal zu Tumulten über Tumulten. Ein Haufen Republikaner ſammelte ſich vor der Hauptwache, verlangte mit wildem Geſchrei die Freilaſſung des Verhafteten und drohte nöthigen Falls die Wache zu erſtürmen. Jetzt hätte leicht großes Unheil entſtehen können; denn ſchon marſchirten ſechs Escadronen Reiterei auf den Schloßplatz und ſtarke Infanterie-Colonnen kamen zur Beſchützung der Wache angezogen. Glücklicher Weiſe eilte unſere zwar noch nicht völlig organiſirte Bürgerwehr an 600 Mann ſtark ſogleich bewaffnet zum Schutz der Wache herbei. Allgemein angeſehene Bürger und Beamte, namentlich der neue Stadtdirector Payer, und der Miniſter Römer, ſuchten die Menge zu beſchwichtigen, indem ſie verſicherten, der geforderte Unteroffizier ſei ſchon auf den Asberg abgeführt worden, übrigens nicht wegen Petitionirens, ſondern wegen grober Inſubordinationsvergehen und Ungehorſams arretirt worden, und die Unterſuchung ſolle ſo ſchnell als möglich beginnen. Dies und die imponirende Haltung der Bürgerwehr half, und die Menge verlief ſich endlich, ohne daß es zu Widerſetzlichkeiten gekommen wäre.

Am andern Morgen war nun die wichtige Wahlſchlacht, die entſcheiden ſollte, ob die conſtitutionelle oder anarchiſche Partei in Stuttgart den Sieg davon tragen würde. Jede hatte ſich nach Kräften gerüſtet und nahm die entgegengeſetzte Seite des Platzes ein. Die Conſtitutionellen erſchienen unter Vortragung des ſchwarz-roth-goldenen Banners, mit der Inſchrift „Freiheit und ſchriftliche Abſtimmung“ in langem wohlgeordnetem Zuge, ſchlichte Bürger und bekannte Kämpfer der Kammer, hohe Beamte und arme Weingärtner, Alles durcheinander gemiſcht.

Es ergab ſich nach oberflächlicher Zählung, daß auf ihrer Seite an 4000 Männer, auf der andern Seite aber, Buben und Weiber mitgerechnet, höchſtens 15 bis 1600 Menſchen ſtanden und ſie alſo ganz überwiegend den Sieg erfochten hätten. Jetzt verſuchten aber die Anarchiſten noch das dritte und verzweifeltſte Mittel, ihre Macht zu zeigen, und zettelten am Nachmittage und Abend deſſelben Tages nochmals einen Tumult an. Mit wildem Gebrüll umlagerten wieder dichte Haufen die Hauptwache, indem ſie behaupteten, es ſei ihnen verſprochen worden, daß der verhaftete Unteroffizier heute ſchon freigegeben werden ſolle. Vergebens war die Erklärung einiger Männer, daß dem nicht ſo ſei und nur eine ſchleunige Unterſuchung, deren Reſultat der Oeffentlichkeit

übergeben werden ſolle, verſprochen wäre, der aufgeregte Haufe wollte ſich nicht beruhigen laſſen. Nun machte die ſtark aufmarſchirte Bürgergarde Ernſt; vernünftiger Weiſe hatte man das Militär außer Thätigkeit gelaſſen und brauchte Gewalt, ohne ſich ihrer Schußwaffe zu bedienen. Beſonders die 700 Mann ſtark aufmarſchirten Weingärtner aus der Vorſtadt, die erbittert waren, daß ſie nun ſchon zwei Abende patrouilliren mußten, hieben mit den langen Stöcken, welche ſie als Waffen trugen, ſo tüchtig auf die Tumultuanten ein, daß dieſe eiligſt die Flucht ergriffen. Ungefähr 17 Perſonen, zum Theil mit ſcharfgeladenen Piſtolen bewaffnet, wurden arretirt, darunter drei, die ſich fälſchlich mit den weißen Schärpen der Officiere der Bürgerwehr verſehen hatten, um ſo Verwirrung in die Reihe derſelben zu bringen. Größtentheils ſind es fremde Geſellen ſo wie einige Colporteure von Flugſchriften geweſen. Grade die Weingärtner, auf welche als den ärmſten Theil der hieſigen Bevölkerung, die Republikaner am meiſten gezählt hatten, haben am kräftigſten dazu beigetragen, daß der ganze Tumult ſo unblutig unterdrückt wurde. Am folgenden Abende durchzogen wieder zahlreiche Patrouillen der Bürgerwehr die Straßen, es fiel aber nicht die geringſte Störung vor. Wenn die hieſige Bürgerſchaft ſo ſchnell und kräftig einſchritt, ſo geſchah es nur um Ordnung und Geſetzmäßigkeit geehrt zu wiſſen und vor der Zügelloſigkeit einer blind aufgeregten Menge das Schickſal der Stadt zu bewahren, wahrlich aber nicht, um willenloſe Trabanten einiger weniger hohen Herren abzugeben. Den König, der in letzter Zeit wieder aufrichtig gezeigt, daß ihm das Wohl Würtembergs am Herzen liege, wenn auch leider falſche, zu ſeinem und des Volkes Ziel jetzt glücklicher Weiſe entfernte Rathgeber ihn lange Zeit demſelben zu entfremden geſucht hatten, und ſein jetziges volksthümliches Miniſterium will man mit Aufbietung aller Kräfte ſchützen, aber gewiß nicht der endlich geſtürzten Hof- und Adels-Camarilla wieder mit aufzuhelfen ſuchen. Wenn alſo Letztere, wie wir es bei der großen geiſtigen Beſchränkung und Unverſchämtheit einzelner ihrer Mitglieder, wohl glauben wollen, jetzt gar hofft, der glückliche Ausgang dieſer Tumulte habe ihrer vernichteten Macht im Mindeſten genützt, und ſie haben nun Ausſicht ſich wieder erheben zu können, ſo iſt ſie in einem außerordentlichen Irrthum begriffen. Grade die moraliſche Macht des jetzigen Fortſchrittsminiſteriums Römer und ſeiner Collegen bewies die ſchnelle Dämpfung dieſer Ungeſetzlichkeit, denn für das frühere Syſtem und gar für deſſen Hauptträger hätten nur ſehr wenige Bürger die Waffen erhoben, ja wir glauben kaum, daß das Militär bei dem Geiſte, der jetzt unter den Unterofficieren und Soldaten zu herrſchen anfängt, anders als ſich gegen etwaige Angriffe ſelbſt vertheidigend, gekämpft hätte. Was für ein durchweg liberaler Geiſt jetzt im ganzen Lande herrſcht, beweiſen recht deutlich die Wahlen, die überall für die bald zuſammentretende Kammer beginnen. Faſt ohne Ausnahme werden dieſelben im Sinne des aufrichtigen und kräftigen Fortſchrittes, dem früher die jetzigen Miniſter ſämmtlich als Kammermitglieder angehörten, ausfallen, und eine nur ſehr geringe Zahl der frühern miniſteriellen Abgeordneten hat die Ausſicht, ihren Sitz in der neuen Kammer wieder einzunehmen. Wir berühren dieſen Ausgang der Tumulte hier beſonders nachdrücklich, weil ſowohl die beſiegte republikaniſche Partei jetzt in perfider Abſicht verbreiten wird, nun ſei die Reaction in Würtemberg ſchon wieder im Gange, um dadurch ſich neue Anhänger zu gewinnen, und auch dieſe ſelbſt, ſich vielleicht jetzt ſchon als geachtet daſtehend ausposaunen dürfte, um ſomit ihren Glaubensgenoſſen in andern Ländern neuen Muth zu machen. Dies iſt aber entſchieden nicht der Fall, und darum wiederholen wir es nochmals, in ganz Würtemberg will die bei weitem überwiegende Mehrheit des Volkes weder Reaction noch Revolution und

fühlt ſich ſtark genug, etwaige Verſuche von ein oder der andern Seite ſo kräftig zurückzuweiſen, daß ſie gewiß nicht wieder aufleben werden.

Wie ungemein aber dieſe Tumultverſuche und der vorher gezeigte Terrorismus bei Lenkung der Wahlen den Republikanern in der öffentlichen Meinung geſchadet haben, zeigt am deutlichſten das Reſultat der Wahlen in das erwähnte Central-Comité zur Leitung der Wahlgeſchäfte für das allgemeine Parlament. Gerade die Herren, welche dieſelben am liebſten hineingebracht hätten, haben bisher die wenigſten Stimmen erhalten, ſo z. B. der erwähnte Dr. Zimmermann nur 251, Dr. Weiſſer, der Redacteur des „Beobachters," 252, während die geringſte Stimmenzahl der noch zum Eintritt berechtigten 971, die höchſte aber 1567 iſt.

W.

## Aus München.

Die Kammer. — Die Wahlen für das Parlament. — Zwei Volksverſammlungen gegen das Wahlgeſetz. — Ausſchließung der Studirenden, Arbeiter und Soldaten. — Polizeiwillkür und Spionage. — Ausweiſung eines Schriftſtellers. — Franz Trautmann gegen die Polizeidirection. — Allgemeine Gährung.

„Zum Teufel iſt der Spiritus, das Phlegma iſt geblieben." Mit dieſen Worten bezeichnet ein hieſiges Journal ganz richtig unſre gegenwärtige Kammer, die, unter dem alten Regime gewählt, keineswegs das Vertrauen des Volkes für ſich hat, und doch weder auf ihre Auflöſung dringt, noch durch raſche Förderung der Geſchäfte dem Volke ihren guten Willen zu erkennen gibt. Man ſieht deutlich, daß die ehemaligen Stimmführer am Miniſtertiſche ſitzen oder für das deutſche Bundesparlament in Anſpruch genommen ſind. Die bevorſtehenden Wahlen zu Letzterem beſchäftigen vorzüglich die hieſige Einwohnerſchaft und zwei Volksverſammlungen revidirten das vom Miniſterium eingebrachte, ſehr nach dem Alten riechende Wahlgeſetz und brachten in Adreſſen ihre Forderungen an die Kammer, welche dieſelben aber nicht beſonders berückſichtigte, denn es iſt wiederum nur derjenige wahlfähig, der dem Staate eine direkte Steuer entrichtet. Die Studirenden und ein großer Theil der Arbeiter ſind demnach wieder nicht vertreten. Der Soldat darf ſich wohl todtſchießen laſſen, aber ſeine Meinung über das Beſte des Vaterlandes darf er nicht ausſprechen. Sollte man nicht glauben, daß die Herren, welche beſtändig gegen die revolutionären Wühler deklamiren, ſelbſt nach Kräften der Republik in die Hände arbeiten durch ihre halben Maßregeln? Wer hat denn in ganz Deutſchland vor Allen hinter den Barrikaden gefochten und der neuen Zeit die Bahn gebrochen? Waren es nicht vorzüglich die Studenten und die Arbeiter, und ſollen ſie nochmals die Waffen zur Hand nehmen, um ihre vorenthaltenen Rechte zu wahren? Und es wird dazu kommen, wenn man auf dieſem Wege fortwandelt.

Die Polizei fordert ebenfalls das Volk zu neuen Demonſtrationen heraus. Ihr Spionirſyſtem geht ſo weit, daß ſie Wirthe und Kellner vorladet und zu Denunciationen zwingen will, ja ſelbſt ihre Unterbeamten zu Naderern herabwürdigt. Daß von ihr ein freiſinniger Schriftſteller aus Sachſen, der Dr. Rohatzſch, ausgewieſen wird, ohne daß man ihm den Grund mittheilt, kann gar nicht mehr befremden, wenn man weiß, daß ſie in Sachen der Preſſe ſelbſt Miniſterialreſkripte verdreht und mißachtet. Viel Aufſehen hat deshalb eine Broſchüre des geſinnungstüchtigen Schriftſtellers Franz Trautmann gemacht, welche den Angriff der Münchener Polizeidirektion auf die Freiheit der

Preſſe vom civil- und ſtaatsrechtlichen Standpunkte aus beleuchtet und obengenannte Behörde der Verfaſſungsverletzung anklagt. Der Schriftſteller ſoll, wie es ſcheint, noch immer von der Polizei als vogelfrei behandelt werden, denn ſie ſucht jetzt die Verbreitung der geiſtigen Produkte zu hindern, da ſie dieſelben nicht mehr mit der Cenſorſcheere verſtümmeln kann. Ein ungeheures Mißtrauen herrſcht deßhalb unter dem freiſinnigen Theile der Bevölkerung und es iſt nicht zu verkennen, daß die allgemeine Indignation ſich auf irgend eine Weiſe Luft macht, wenn ſolchem Unweſen nicht bald geſteuert wird. —

E. D.

---

## Aus Wien.

### 1.

Warum wir noch keine Preſſe haben. — Die Wiener Zeitung. — Die öſtreichiſche Zeitung. — Die Conſtitution von Hafner. — Sonntagsblätter, Theaterzeitung und Humoriſt.

Die periodiſche Preſſe Wiens iſt erſt am 15. März geboren worden. Wir können auch bei ihrer Beurtheilung durchaus nicht den Maßſtab anlegen, den wir für etwas Fertiges, Gewordenes in Bereitſchaft haben. Die Wiener periodiſche Preſſe hat bis jetzt noch durchaus keinen ausgeſprochenen Charakter, ſie iſt in jeder Woche, ja beinahe an jedem Tage etwas Anderes. Vor den Märztagen hatte ſie einen Charakter, eine Färbung, eine Stellung, eben ſo wie der Gefangene mit ſeinen Feſſeln eine beſtimmte entſchiedene Geſtalt iſt. Man merkte ihr die Armenſündermiene, den Schergengeruch vollkommen an, und die Blätter, die aus Wiens periodiſcher Preſſe hervorgingen, mußte Jeder auch ohne Angabe des Namens, des Druckorts, mit Hinweglaſſung aller Beziehungen aber auch für nichts anders — als öſterreichiſche erkennen. Unter einem Stoß von Zeitungen und Zeitſchriften hätte ich die Wiener herausgefunden. Es war etwas ſo entſchieden Geiſtloſes, Embryoartiges, unnachahmbar Bagatellenmäßiges darin, daß wer eine Woche lang ſie geleſen, dieſen Charakter nirgends und niemals an ihnen verkennen konnte.

Das hat aufgehört. Aber an die Stelle dieſer Unbedeutendheit iſt noch Nichts Bedeutendes getreten. Es mangelt vielleicht nicht an Kräften, Fähigkeiten, Talenten, die die Preſſe lenken und beherrſchen könnten, aber es fehlt — das Lebenselement jeder freien Preſſe — die verſchiedene politiſche Färbung, der Parteiengeiſt. Bis jetzt gibt es in Oeſtreich gar keine politiſchen Parteien; es hat ſich noch keine Oppoſition herausgebildet; man kann nicht von Conſervativen und Liberalen ſprechen; es gibt höchſtens Reactionäre auf der einen Seite und vielleicht — aber nur in höchſt geringer Anzahl — ein paar Republikaner. Auf dem Boden des conſtitutionellen Lebens ſelbſt aber kann noch von keiner Parteiung die Rede ſein, weil wir noch keine Conſtitution haben. Eben ſo wenig iſt eine Oppoſition denkbar. Das Miniſterium ſelbſt iſt kein conſtitutionelles, es ſind durchweg Männer des alten Syſtems, die unter dem Einfluſſe deſſelben früher arbeiteten. Ein Kopfſchütteln bei der einen oder andern Maßregel des früheren Cabinets — ſtempelt dieſe Männer noch nicht zu Miniſtern der neuen Zeit. Dieſe können erſt aus dem Parlamente hervorgehen.

Darum hat ſich auch die Preſſe noch keinen bedeutenden Einfluß zu verſchaffen gewußt; das geſprochene Wort, die Verſammlungen, tobendes lärmendes Auftreten haben

viel größere Geltung. Das Miniſterium läßt ſich nicht durch die Preſſe influenziren, es läßt ſich beherrſchen — durch die Furcht. Daß dieſe Dictatorworte der öffentlichen Stimme eben nicht allzu leiſe und anſpruchslos geſprochen werden, iſt natürlich. Es iſt aber auch thöricht, wenn man dieſe ſich entſchieden und feſt ausſprechende Dictatorgewalt, die in den Händen des ganzen Volkes liegt, ſchweigen heißt, und ſie auf die Preſſe hinweiſt und die Macht, mit der dieſe ſich Geltung verſchaffen kann und ſoll. Die Preſſe ſpricht nur *nach* und *vor* Revolutionen, *während* derſelben *nie*. So lange in Oeſtreich die Revolution fortdauert, darf auch nur das ganze Volk ſprechen; die Preſſe bleibt ſchwach und machtlos.

Wir wollen nun die Organe dieſer Preſſe mit kurzen Zügen charakteriſiren, nicht etwa wie man Machthaber und einflußreiche Geſtalten zeichnet, ſondern im Hinblick auf die Zukunft der Wiener periodiſchen Preſſe, die ſich aus der beſtehenden entwickeln muß.

Das beſte Wiener Blatt iſt die Wiener Zeitung *). Der Druck, den das Sedlinitzky'ſche Zwangsſyſtem auszuüben vermocht hat, kann man wohl am beſten an eben dieſem Blatte meſſen. Es entwickelt mit einem Male eine Thätigkeit, eine Regſamkeit und Emſigkeit, die ſich gewiß Niemand von dieſen Spalten, mit Druckerſchwärze angefüllt, zwiſchen deren Zeilen man hin und wieder ein Wort leſen konnte, erwartet hätte. Sie iſt in letzterer Zeit beſonders ihres heftigen, entſchiedenen Auftretens gegen Rußland halber bemerkbar geworden, und man hat auf dieſe Ausfälle, eben ſo wie auf die gegen Preußen, die zum Theil die Runde durch ganz Deutſchland machten, einen beſondern Nachdruck gelegt, weil man glaubte, daß ſie *officiell* ſeien. Dem iſt aber nicht ſo; wir haben gar keine officielle Zeitung, die Regierung benutzt kein Organ der Preſſe zu ihrer Vertheidigung, entweder weil ſie von alten abſoluten Träumereien erfüllt, dies nicht auf halbofficiellem Wege thun will, oder weil ſie an die Vergänglichkeit und ſchwache Lebensfähigkeit des jetzigen Miniſteriums glaubt, und ſomit Maßregeln, die dieſes trifft oder vielmehr nicht trifft, auch nur Ephemeriden ſind, gegen die ſich bald der Volkswille vernichtend zu erkennen gibt. — Dies Blatt bewegt ſich auf der breiteſten conſtitutionellen Baſis, ohne irgend ein politiſches Glaubensbekenntniß, irgend eine entſchiedene Meinung in Bezug auf eine zu ergreifende Regierungsmaßregel — denn Angriffe ſind noch keine Meinungen — bisher aufgeſtellt zu haben. Es macht mehr den Recenſenten der Regierung, als daß es ſelbſt in die Regierung mit eingreifen wollte und ein entſchiedenes Gewicht in die Waagſchale für den einen oder andern Schritt legen würde Sie zeichnet ſich in ſehr gut geſchriebenen Raiſonnements aus, aber mit ſolchen Raiſonnements hat die Preſſe noch nicht ihr Amt erfüllt. Die Preſſe auch kann und muß — handeln.

Der unter Pilat's, des Metternichels der Preſſe, Leitung erſchienene und berüchtigte „Oeſterreichiſche Beobachter" hat ſich in eine „Oeſterreichiſche Zeitung" unter Schwarzer's Leitung verwandelt. Das einzige Bemerkbare bisher war der Ausſpruch: daß Oeſtreich Italien aufgeben müſſe, den ſie in ziemlich energiſcher Weiſe durchführte. Außerdem aber iſt ſie bis jetzt von keiner Bedeutung geweſen. Ebenſo wenig kann ſich

---

*) Uns in Leipzig ſcheint die Oeſtreichiſche Zeitung, die wir allerdings nur aus Auszügen kennen, bei Weitem vorzuziehen. Die Wiener Zeitung iſt ein reichhaltiges und ſtrebſames Blatt *ohne Redaction*. Redacteur en chef ſcheint der Drucker oder der printer's devil, d. h. der Zufall zu ſein. Wir haben in mancher Nummer der Wiener Zeitung ſchon revolutionäre, reactionäre und confus geſinnte Artikel brüderlich neben einander geſehen.

D. Red.

zu einer solchen die „Constitutionelle Donauzeitung" unter der Redaction des Regierungsraths Hock, eines homo novus in der politischen und publicistischen Welt, erheben. Sie ist so farblos, als nur irgend möglich, scheint sich aber im Ganzen mehr, sobald sie selbstständig wird, in den Details der Verwaltung zu ergehen, als in der Erörterung der Lebensfragen Oestreichs.

Ein sehr interessantes Blatt hingegen ist: „die Constitution," die ein Herr Häfner, der bisher gleichfalls ganz unbekannt geblieben ist, herausgibt. Die Zeitung ist populär, hat sich in der umfassendsten Weise Eingang beim Volke zu verschaffen gewußt, ist derb, körnig, versteht es die schreiendsten Mißstände, die verborgenen wunden Flecke zu berühren, und verschafft sich in ihrer practischen, leicht faßlichen Weise Geltung und Einfluß. Diese Popularität geht keineswegs aus einer tiefen politischen Bildung hervor, die die Dinge von einem höhern Standpunkt betrachtet und es versteht, dieselben klar, einfach, natürlich, ungeschminkt darzustellen. Nein! Von einer eigentlichen politischen Bildung ist keine Spur vorhanden, sie spricht nicht zum Volke, sondern wie das Volk, gibt diesem was es braucht, und das Volk hört sich gerne selbst sprechen.

„Die Sonntagsblätter" von Frankl sind eigentlich ein belletristisches Blatt, waren aber von jeher in dem Bestreben begriffen, soweit zu gehen, als es die ehemalige östreichische Censur zuließ. Man sah dem Blatte an, der Redacteur möchte gerne die Welt sein „Habsburglied" und seinen „Don Juan" vergessen machen, und arbeitet deshalb fleißig an dem östreichischen Liberalismus. Das Blatt war das beste Wiens. Seit den Märztagen hat es sich in höchst offener Weise dem Liberalismus hingegeben, erzählt in guten Skizzen die Tagsbegebenheiten, und gibt in seinem täglich erscheinenden Abendblatte sehr pikante und geistreiche kurze Notizen über Persönlichkeiten und Tagsvorfälle. — Der „Volksfreund" von Rank bewegt sich in der Manier des „rheinischen Hausfreundes" von Hebel. Ich glaube aber nicht, daß das für unsere Zeit und unser Volk noch seine Geltung finden könne. — Eine Schattengestalt, zieht die gute „Theaterzeitung" mit ihrem unendlich langen Zopfe an uns vorbei. Sie übersetzt die Freiheit in die Langeweile. Sie versucht es ebenso viel Dummes, wie sie früher über die Theater gesprochen, jetzt über Nationalgarde, Preßfreiheit u. s. f. zu sagen und das gelingt ihr, was viel sagen will.

Saphir macht im „Humoristen" seit den Märztagen ebenso gute Witze wie vor denselben. — — Das ist unsere periodische Presse. Noch fehlt ein wahrhaft tüchtiges politisches Blatt, das die Ergebnisse unseres öffentlichen Lebens aus der Tiefe wahrhaften politischen Wissens und publizistischen Talentes betrachtet. †.

## 2.

Ein Monstermeeting angesagt. — Die Versammlung im Odeon und Dr. Schütte. — Was versteht man unter Redefreiheit? — Versuch, die Constitution zu octroyiren. — Wahlmodus und Census. — Die tiroler Studenten.

Wien ist in höchster Aufregung und von vielen Seiten hört man die Besorgniß äußern, es dürften sich in den nächsten Tagen die Märzscenen erneuern. Die Nationalgarde ist an ihren Versammlungsorten consignirt, und die guten Wiener müssen ihren schönen Sonntag mit Nichts weiter zubringen, als mit — Warten. So freundlich sie sonst dem Systeme des Abwartens zugethan waren, so unzufrieden sind sie heute damit. Die Ursache dieser Besorgnisse ist — ein Monstermeeting auf dem Glacis, welches heute von einer Masse von Arbeitern abgehalten werden soll. Die Fäden, welche diese Bewegung leiten, sind im Dunkeln, und man sieht sich in einige Verlegenheit versetzt, wenn

man nach ihren Urſachen forſcht. Eine ſo ungeheure ungebildete Volksmaſſe, zu der ſich ſicher aller Abſchaum Wiens geſellen muß, in der Nähe der Burg, die obendrein ihrer Größe wegen nicht ſo leicht durch Worte zu lenken ſein dürfte, die ein Wort in Aufruhr und Zügelloſigkeit verſetzen kann — iſt im Stande, die verhängnißvollſten Folgen mit ſich zu führen, und dies um ſo mehr, da das geringſte Auftreten des Militärs mit Recht den furchtbarſten Widerſtand hervorrufen muß, die Nationalgarde aber außer Stand ſein dürfte, ſich mit Erfolg den einmal entzügelten Maſſen entgegenzuſtellen. Die Urſache aber, warum ich dennoch eine Beſorgniß für ungegründet erkläre, iſt der Umſtand, daß das Ganze wahrſcheinlich nur ein leeres Schreckgerücht, und bis jetzt — es iſt die Poſtſtunde, in der ich dies ſchreibe, ½4 Uhr — auch noch nicht das geringſte Anzeichen des bevorſtehenden Sturmes ſich kundgegeben hat. — Vorgeſtern Abend war eine große zahlreich beſuchte Verſammlung in dem ungeheuern Tanzſaale Odeon. Hier ſprach ein gewiſſer Dr. Schütte, der ſeit Beginn der Bewegung ſtets im ultraradikalſten Sinne ſich ausgeſprochen, für die Nothwendigkeit einer alſogleichen Zuſammenberufung des Reichstages, der mit Aufhebung aller ſtändiſchen Inſtitutionen, mit unbeſchränkter activer und paſſiver Wahlfähigkeit zuſammengeſetzt werden müſſe; für Abſetzung der conſervativen und zu den gerechteſten Beſorgniſſen Raum gebenden Miniſter Ficquelmont und Taafe, für Abſetzung des taktloſen, wegen ſeines Hin- und Herſchwankens zwiſchen altem und neuem Syſtem, und ſeiner Schwäche in der Durchführung irgend eines Princips mit Recht heftig angegriffenen Commandanten der Nationalgarde Hoyos und für alſogleiche Vorbereitung zur Wahl für die deutſche conſtituirende Nationalverſammlung. Das ſind Alles Gegenſtände von unbeſtreitbarer Wichtigkeit, allein die Art, wie dieſe Bitten und Wünſche dem Kaiſer vorgelegt werden ſollten, erregten mit Recht allgemeines Mißtrauen. Es ſoll im Wege einer „Sturmpetition," wie ſich der Redner ſelbſt ausdrückte, geſchehen; eine ungeheure Menge von Unterſchriften geſammelt und die Petition ſelbſt durch die Unterzeichnenden in die Burg gebracht werden. Das würde allerdings bei unſeren anarchiſchen Zuſtänden die gewaltigſte Aufregung hervorbringen. Deshalb wird auch der Urheber dieſes Vorſchlags von allen Seiten angefeindet, der juriſtiſch politiſche Leſeverein, der ſeit der letzten Zeit ſich gar zu gerne der ganzen Bewegung entgegenſtemmen möchte, hatte ihn als Aufwiegler bezeichnet und Maueranſchläge in dieſem Sinne werden an allen Straßenecken geleſen. In einem ſolchen warnt auch der Miniſter Pillersdorff vor einer Verſammlung, wie die anfangs angedeutete, ohne aber dieſelbe geradeswegs zu verbieten. Die hieſige Schriftſtellerverſammlung hat Dr. Schütte zur Vertheidigung vor ihr Forum berufen. Allgemein klagt man ihn als den Urheber jener Monſterverſammlung an, und die guten Nationalgardiſten können es ihm nicht verzeihen, daß er ſie in Allarm und Bewegung gebracht hat. Kurz, Dr. Schütte iſt der Held der Unzufriedenheit des Tages. — Die Frage, ob dieſe recht hat, Alles auf ſein Haupt zu wälzen, liegt in der Frage, wie weit die Redefreiheit zu verſtehen ſei? darauf kommt Alles an, und je nachdem man dieſe enger oder weiter faßt, wird er entweder als ein Politiker, deſſen Meinungen man nicht theilt, oder als ein Aufwiegler, der entfernt werden muß, anzuſehen ſein. Was nun mit jener Petition, die in vielen Exemplaren allerwärts aufliegt, geſchehen ſoll, ſteht dahin.

Die Grundzüge der künftigen Conſtitution, über welche das Miniſterium mit den Abgeordneten der verſchiedenen Provinzen ſich geeinigt hat, ſind bekannt geworden: Zweikammerſyſtem, die erſte auf Geburt, Beſtimmung des Monarchen, ſehr großen Grundbeſitz oder Wahl fußend, (man will wiſſen, der Kaiſer werde ⅕ in die erſte Kammer wählen); in die zweite ſind alle Staatsbürger wählbar, alſo wie es ſcheint,

ohne Census und ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses. Die Initiative zu Gesetzvorschlägen und die Sanction derselben theilt der Kaiser mit den Kammern. Sonst Alles, wie in andern freisinnigen Constitutionen. Ein Gesetz über die Ministerverantwortlichkeit und über die Gleichstellung der Confessionen soll von den Kammern erst berathen werden. Civilliste ist nicht bestimmt, auch alle anderen näheren Bestimmungen sind noch unbekannt. — Wie es scheint, soll das also eine octroyirte Verfassung werden. Dazu hat der Kaiser aber nach dem Patent vom 15. März nicht mehr das Recht, worin von einer Einberufung der Provinzialstände „behufs der beschlossenen Constituirung des Vaterlandes" gesprochen wird. Eine constituirende Versammlung aber, die aus Ständen besteht, und nicht rein repräsentativ ist, wäre höchst unheilbringend. Sie sehen somit, wir kommen aus den Verwicklungen gar nicht heraus. — Auch der Wahlmodus für den Bürgerausschuß Wiens ist bekannt gemacht worden. Der Census für die active und passive Wahlfähigkeit beträgt 20 Fl. directer Steuern vom Besitz oder Erwerb, — für Wiener Bürger; für ansässige Doctoren sämmtlicher Facultäten, Lehrer und Professoren, Geistliche sämmtlicher Confessionen wird dieser aber nicht erfordert.

Gestern sind die Tiroler Studenten nach ihrem Vaterlande abmarschirt. Die Universität gab ihnen das Geleit.

## 3.

Die Volksversammlung im Odeon. — Dr. Schütte und der Schriftstellerverein. — Arbeiterzustände. — Wie Professor Kudler definirt.

Freitag, am 14. März Abends, fand im hiesigen Odeonsaale eine Volksversammlung statt, veranstaltet durch einen Dr. Lautner, der der genannte Herr eine Petition vorlegte, und zugleich seine Hoffnungen auf massenhafte Unterschriften, und dadurch zu bewirkende neue Concessionen vorbrachte. Unterbrochen wurde die von Dr. Lautner eingeleitete Angelegenheit durch das Hinzutreten des Dr. Schütte, der seinerseits ebenfalls eine Petition vorbrachte, und mit seiner Gegenwart keinen andern Zweck zu verbinden versicherte, als die so zahlreich versammelte Menge ebenfalls zur Unterschrift einzuladen. Als Motiv der Petition brachte er das täglich wachsende Mißtrauen im Innern des Staates, die daraus hervorgehende gänzliche Hemmung des Geschäftslebens und Nahrungslosigkeit, den steigenden Einfluß reactionärer Parteien und die drängende Noth von außen, vor. Er verlangte: Augenblickliche Zusammenberufung des constituirenden Reichstages mit Umgehung aller historisch ausgelebten Institute, mit Umgehung jedes Wahlcensus, Glaubensbekenntnisses und Standes, nach Inhalt und Form des von dem Fünfziger-Ausschusse zu Frankfurt am Main bestimmten Wahlgesetzes für das deutsche Nationalparlament. Sein Antrag wurde jubelnd begrüßt, und unter den verschiedenen Arten, wie die Petition überreicht werden sollte, die Uebergabe in corpore mittelst einer großen Volksversammlung, angenommen. Gelang es dem Dr. Schmidl, der nun als Gegner Schütte's auftrat, dem Volke die Ueberzeugung beizubringen, daß die eben applaudirte Art des Petitionsverfahrens für den jetzigen Moment die gefährlichste sei, und hatte auch Schütte in Folge dieser Replik bereits selbst sein Amendement widerrufen, so hatte der Odeonabend nichts desto weniger in der Masse eine solche Aufregung hervorgebracht, daß sich die Gährung am nächsten Tage bereits fühlbar zu machen begann, und man von einer, auf den 16., Sonntags, auf das Glacis zusammenberufenen imposanten Volksversammlung alle Folgen hereinbrechender Anarchie zu fürchten begann. Mittlerweile wurde die Petition mit zahlreichen Unterschriften bedeckt. Dr. Schütte beschuldigte man demagogischer Umtriebe, nannte ihn offen einen Emissär

Frankreichs, und der am 15. Nachmittags 3 Uhr im Sperlsaale versammelte, unter Saphir's Vorsitze eben als permanent erklärte Schriftstellerverein hielt es für seine Pflicht, den Dr. Schütte, der einige Tage vorher als Ersatzmann in den Ausschuß dieses Vereins gewählt worden war, wegen seines Benehmens zur Rechenschaft zu ziehen. Heftige Stimmen erhoben sich gegen ihn, man verlangte augenblicklichen Ausschuß, Bitte an das Ministerium wegen augenblicklicher Verweisung aus Wien (!) u. s. w. Den Gemäßigten, unter denen besonders Saphir zu nennen, gelang es, das audiatur et altera pars geltend zu machen, und Dr. Schütte durch eigens nach ihm ausgesandte Vereinsmitglieder vorzuladen. Schütte erschien um acht Uhr. Die Verhandlung währte bis gegen 11 Uhr und hatte für uns außer der Wichtigkeit des Gegenstandes noch das Interesse des improvisirten ersten öffentlichen Gerichtsverfahrens. Nur der Ungeübtheit unserer Ankläger im mündlichen Verfahren, nur der Heftigkeit der ebenfalls als Kläger anwesenden Deputirten der Nationalgarde, endlich aber auch seiner in der That merkwürdigen Redebegabtheit verdankte es Dr Schütte, obgleich er alle angeschuldigten Thatsachen eingestand, daß er die Anwesenden so sehr gewann, daß die angetragene Ausschließung mit entschiedener Stimmenmehrheit mißbilligt wurde und man sich mit der schriftlichen Erklärung Dr. Schütte's, daß er weder jetzt an einer Volksaufregung Theil haben, noch hinfür an einer Theil zu nehmen verspreche, zufrieden stellte. Heute, den 15. Nachmittags 3 Uhr, während ich diese Zeilen schreibe, ist alles ruhig.

Heute früh zogen sogar die Maurer und andere Arbeiter mit Sang und Spiel durch die Stadt, um ihre Zufriedenheit mit den in ihrem Gewerbe erlangten Concessionen zu bezeugen. Nichts desto weniger ist seit gestern Abends die Garde consignirt, und fast den ganzen heutigen Tag auf den Beinen. Ich selbst war bis 12 Uhr unter Waffen, und muß in einer Stunde wieder einrücken.

In der That steht es mit den Arbeiterverhältnissen mißlich. Flugschriften, die sie über ihre Rechte und Lage aufklären, werden immer häufiger, und nur der angebornen Gutmüthigkeit des Wieners ist es zu danken, daß der milde Ton, in dem das Ministerium des Innern („ehrenwerthe Arbeiter!") zu ihnen spricht, den allgemeinen Ausbruch der Gährung zurückzuhalten im Stande ist. Wir hoffen, diese bisher so hart übervortheilte Menschenklasse werde zu ihren Rechten gelangen, ohne die Ruhe unserer Stadt weiter zu stören. — Apropos! Mit Herrn Professor Juris Kudler nahm ich mir vor, ein Wort zu sprechen! Die Märztage sind vorbei! Was mäkelt er um Namen? Den glorreichen Thaten des Volkes in jenen Tagen will er einen Namen aufdisputiren, den die Geschichte nicht anerkennt. Er will beweisen, wir dürften die Ereignisse der drei Märztage nicht Revolution nennen, sondern Reform, weil man unter jener Benennung die durch die Gewalt des Volkes herbeigeführte, unter letzterer Benennung aber die von der Regierung selbst freiwillig ausgegangene Veränderung der Staatsverfassung verstehe. Ich will kein böses Blut machen, und Herrn Professor Kudler deshalb nicht fragen, ob die Art und Weise, wie die bekannten Concessionen ertheilt wurden, eine freiwillige gewesen; ich will ihn nicht daran erinnern, wie noch ganz jüngst Beweise vorlagen, daß man gar nicht ungeneigt wäre, das Zugestandene zu schmälern, wenn es ginge! ich will ihn nur fragen, ob er der östreichischen Nation das stolze Bewußtsein, durch eigene Kraft ihr Recht geltend gemacht zu haben, rauben will; ob er will, daß es im süßen Dankgefühle für freiwillig zugestandene Rechte untergehe und sich wieder entmanne? Der Name Revolution muß in der Erinnerung eines Vol-

kes fortleben, das groß werden will! Oder verdienen in Professor Kudler's Meinung die Märzereigniſſe nicht dieſen Namen, weil ſie zu wenig Blut gekoſtet? Sehnt ſich vielleicht Herr Kudler nach einer Revolution, die ſeiner Definition beſſer entſpräche? Wie wir ihn kennen, wollen und müſſen wir letzteres bezweifeln! †.

---

## Notizen.

Souveränes Parlament. — Der Krieg mit Dänemark. — Czechen und Deutſchböhmen. — Italien und Rainer's Briefe. — Polen und Rußland.

— Der deutſche Horizont iſt von allen Seiten ſchwer umzogen, und wie lange wird es noch dauern, bis eine feſte Hand das Ruder ergreift! Die conſtituirende Verſammlung wird in den erſten Maitagen nicht vorhanden ſein, und das Conſtituiren ſelbſt iſt doch nur der Anfang des Kampfes und der Arbeit. Ueber die Volksforderungen im Innern, über Rechtsverfahren, Preß- und Vereinsfreiheit, war man ſeit Jahren klar und einig, über den Geſammtbau Deutſchlands iſt man weder eins noch das andere. Die Kaiſerträume ſind eben ſo romantiſch in ihrer Art, wie die republikaniſchen Gewaltſtreiche Hecker's; ein ſouveränes Parlament mit einem Bundespräſidenten, welches die Scepter aller conſtitutionellen Monarchen wie ein gehorſames und einiges Pfeilbündel handhabte, wäre die einzige Rettung. Wenn wir nur ſtark genug ſind, es durchzuſetzen und aufrecht zu halten! Präſident — des Bundes, nicht des Parlaments — dürfte unſertwegen auch ein deutſcher Fürſt werden, aber er müßte gewählt und zwar auf eine beſtimmte Friſt gewählt ſein.

— Nicht ſo ſehr wegen der Anarchie im Innern erwarten wir mit ſolcher Ungeduld das ſouveräne Parlament, als wegen Deutſchlands auswärtiger Politik, die jetzt noch in ſchwankenden, diplomatiſirenden Händen ruht. Von den weiland Großmächten übernehmen wir die ſchlimmſten Erbſtücke. Im Oſten, Süden und Norden brechen die alten Wunden am gräßlichſten auf; da zeigt ſich täglich mehr, wie viel Giftſtoff die Diplomatenpfuſcherei ſich im Stillen anhäufen ließ, wie viel Exploſionselemente ſie ſorgſam conſervirt hat. So conſervirt ſich oft eine Bombe unter der Erddecke, Jahrzehnde lang, um eines ſchönen Morgens, vom friedlichen Pflug des Landmannes ausgegraben, zu platzen. Im Kriege mit Dänemark regt ſich am meiſten Entſchloſſenheit und Thatkraft, — von Seiten des Volkes; die Freiſchaaren ſtrömen von allen vier Winden nach den bedrohten Herzogthümern. Wäre aber Schleswig im erſten Augenblick der Gefahr von einer impoſanten Truppenmacht, ſei's einer preußiſchen oder hanövriſchen, beſetzt worden, ſo hätte der Däne das Schwert in der Scheide behalten und aufrichtig zu parlamentiren begonnen. Die alten Rückſichten und Bedenken wegen „der entfernten Möglichkeit weitausſehender Verwickelungen," haben dem Dänen die Offenſive in die Hand gegeben und wir begannen, wie gewöhnlich, damit, daß wir Lehrgeld zahlten. Indeſſen, wer zuletzt lacht, der lacht am beſten. Der Däne wird den Hochmuth bereuen, mit dem er auf dem breiten Rücken Michels herumzutrommeln gewöhnt war.

— Die Deutſchböhmen ſind von Oeſtreich zu ſo artigen Unterthanen ausgebildet worden, daß ſie vor Jedem den Hut ziehen, der ſie laut anredet, und den Bürgerausſchuß in Prag um die Erlaubniß bitten, eine ſchwarz-roth-goldne Cocarde zu tragen!! Was Wunder, daß der Czeche ſie überherriſch behandelt! Die Mitglieder einer Nation, die von der Oſt- und Nordſee bis an's adriatiſche Meer und die Alpen herrſcht, haben ſo wenig Selbſtgefühl, daß ſie um ihr gutes Recht bei einer czechiſchen Minorität betteln! Es iſt kaum glaublich; leider beſtätigen es uns authentiſche Privatbriefe. In Wien proteſtiren ſie gegen das Czechenthum und gehen darin wohl über die Grenzen der Billigkeit und des Rechts, während ſie in Prag ihr eigenes Recht ganz aufgeben und den Rücken ſo tief vor dem Slavencomité beugen wie früher vor einem k. k. Beamten. —

— Die Politik der weiland Großmächte gegen Polen und Italien iſt von einer Halbheit und Verſteckheit, daß man fragen möchte: Haltet Ihr denn einen Krieg mit Rußland für den Untergang der Welt und einen Krieg mit Frankreich für ein wünſchenswerthes Ereigniß? — Oeſtreich verſprach, ziemlich offen, in Italien einen Verſuch zur Pacification zu machen, aber ſeine Pacificationsmittel ſind Bomben und Granaten. Leider hat der ſardiniſche Aufdringling dem Wiener Cabinet einen guten Vorwand zur Fortführung des Krieges gegeben, aber wenn Oeſtreich die Selbſtſtändigkeit der Lombardei anerkannte, ſo war Alberto la Spada dort ein unnützer Gaſt, dem die Mailänder von ſelbſt die Thüre gewieſen hätten, und dann konnten die Unterhandlungen wegen der materiellen Verhältniſſe Oberitaliens zu Oeſtreich immer noch mit gehörigem Nachdruck geleitet werden. Man will aber dieſe Unterhandlungen durch das impoſante Sprachrohr der Kanonen führen; glückt es, dann iſt von einem Aufgeben der Lombardei nicht mehr die Rede. So empfiehlt Kaiſer Ferdinand in einem gnädigen Handbillet dem alten Radetzky, das Conſtitutionsverſprechen in der einen und das blanke Schwert in der andern Hand den Lombarden auf den Leib zu rücken. Grauſames Dilemma! Wird Radetzky geſchlagen, ſo werden die Unterhandlungen ſchwerlich ein vortheilhaftes Reſultat erzielen; ſchlägt er aber die Lombarden, die Piemonteſen und die ganzen vereinigten Italiener, ſo wird er ſpäter ſelbſt von den — Franzoſen geſchlagen. Aber Italien wird dem Feldmarſchall gewachſen ſein, denn es weicht großen Feldſchlachten aus und härtet ſich ab im Guerillaskampfe. Die Liebe zum Kaiſerhaus ſchlug dort nie tiefe Wurzel, der Haß gegen den kaiſerlichen Einfluß wird täglich heftiger. Die aufgefangenen Briefe des Prinzen Rainer werden Italien in dieſem Haß beſtärken; auch den Wienern dürften ſie eine Lehre ſein. An ihrer Echtheit iſt ſchwer zu zweifeln, ſie tragen den Stempel innerer Wahrheit ſo ausgeprägt an der Stirne, daß man ſie ſelbſt in engliſcher oder italieniſcher Ueberſetzung leſen kann und den ſpecifiſchen Wiener Cavaliergeiſt herausriechen muß. Uebrigens fällt es uns nicht ein, dem jungen Prinzen aus den Geſinnungen, die er darin ausſprach, ein Verbrechen zu machen. Woher ſollte er plötzlich andere nehmen, als die anerzogenen Wieneriſch-Prinzlichen? Und, gerade herausgeſagt, — die Wiener mögen's nicht übel nehmen — wir finden ſie vollkommen gemüthlich. Es herrſcht im Styl und Gedankengang jener zwei Briefe etwas durchaus Wieneriſches, eine gewiſſe Naivetät und eine Art Humor, die perſönliche Liebenswürdigkeit und Gemüthlichkeit nicht ausſchließen. Hat ſich doch dieſe Gemüthlichkeit auch in Wien lange mit dem entſchiedenſten Despotismus vertragen. Lernt alſo, wenn ihr conſtitutionell werden wollt, den „guten Kaiſer," und andere Perſönlichkeiten bei der Politik aus dem Spiel zu laſſen. —

— In Posen hat das zweideutige oder mißverstandene Versprechen einer Reorganisation eben so viel Unheil angerichtet, wie in Italien die Wiener Pacification. Ein Bürgerkrieg ist dort entbrannt, in welchem die Polen, vielleicht durch Beamtenmißgriffe und Soldatenwillkür zuerst gereizt, so unmenschlich gegen Deutsche und Juden hausten, daß die deutschen Sympathien ihnen verscherzt sind. Aber die polnische Frage ist damit nicht gelöst; sie wird noch lange ein Dorn in unserer Seite bleiben, wenn wir uns nicht zu einem kühnen Wurf entschließen. Eine große diplomatische Partei scheint die Vermeidung eines Krieges mit Rußland für die Hauptaufgabe Deutschlands zu halten, ohne bedenken oder aussprechen zu wollen, daß wir dann auch die bisherige Politik gegen Polen hartnäckig fortsetzen müßten. Ist dies noch möglich? Haben wir dazu Spielberge, Munkacze und Kufsteins genug? Oder können wir unsern polnischen Besitz herausgeben, ohne die Feindschaft Rußlands herauszufordern? Rußland, meinen wir, ist schon jetzt herausgefordert und erklärt den Krieg nur nicht, weil es noch lauert und rüstet. Rußland war der Nebenbuhler und Erbschleicher selbst der absolutistischen Großmächte, es ist der natürliche und principielle Feind eines freien Deutschland und wird es bleiben. Es ist wohl eine Phrase, daß wir Polen als Bollwerk gegen diesen Feind brauchen, um nicht unterzugehen, aber unklug wäre es, die polnische Barrikade von Rußland besetzen zu lassen und einen verstockten Gegner durch einen rachsüchtigen Vasallen zu verstärken. Die Ueberklugen haben gegen Polen schon eingewendet, daß es, einmal wieder hergestellt, sich mit dem slavischen Nachbar gegen uns verbünden könnte, ohne zu berechnen, daß es, nicht wieder hergestellt, mit dem Moskowiter, früher oder später, sich vereinen müßte .... Ohne einen Krieg mit Rußland werden wir Polens nur zu unserem Schaden ledig und doch ist uns, aus andern Gründen, jener Krieg gewiß. Es handelt sich nur darum, ob wir oder der Russe die Wahl der günstigsten Stunde haben sollen. Fast möchten wir behaupten, daß uns nur die Wahl zwischen einem Kampf mit der Republik oder den Kosaken bleibt. Suchen wir, im Vertrauen auf altdiplomatische Künste, zu laviren, so fallen uns beide Kriege zugleich auf den Nacken. Sobald wir im Westen angegriffen sind, wird uns der Russe so lange im Rücken beschäftigen, sei's durch offenen Angriff, sei's durch panslavistische Wühlereien, bis wir am Ende wieder seine Hülfe gegen Frankreich brauchen. Es hat also die doppelte Aussicht, uns als Feind, wie als Freund eine Grube zu graben. Ein gesundes, einiges Deutschland kann freilich dem Osten, wie dem Westen zugleich trotzen — wir sind aber noch lange nicht einig und gesund. Gegen den thonfüßigen Koloß allein dagegen sind wir stark genug, ja wir würden an ihm erst recht erstarken und vielleicht gesunder werden, als den Diplomaten lieb ist.

---

☞ Sämmtliche geehrte Correspondenten der Grenzboten werden dringend ersucht, uns künftig ihre Berichte spätestens Mittwoch Morgens zukommen zu lassen. D. Red.

---

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Adolph Schmidt's

# Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit

im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums.

(Geschrieben kurz vor der deutschen Revolution.)

---

Dies Buch ist von eben so neuem und zugleich die Gegenwart bewegendem historischem Inhalte, mit so viel Geist und liebevoller Versenkung in den Gegenstand geschrieben, daß wir demselben viel wohlverdientes Glück und ein langes prophezeihen. Wir sind überzeugt, daß mit jedem Jahre die Theilnahme des gebildeten Publikums daran zunehmen werde. Ja, wir verhehlen unsere Meinung nicht, daß es uns ein wie für unsre Zeit geschaffenes Buch dünkt, welches jedem gebildeten Europäer förderlich zu lesen wäre, von uns Deutschen aber unbedingt gelesen werden sollte. Das thut vor Allem die glückliche Wahl des Stoffs. Wahrlich, es ist wohl die erste und größte Eigenschaft des Geschichtschreibers jenes feine Gefühl von dem, was der Mensch der Gegenwart eben jetzt für wissenschaftlichen Bedarf hat; jene Gabe, das Augenmerk genau auf diejenigen Striche geschichtlicher Vorgänge zu richten, welche als von der Sonne der Gegenwart beschienen uns eben dadurch auffordern, uns vom Anfang bis zu Ende darin zu ergehen und so die Geschichtswissenschaft zum praktischen Nutzen der Mitwelt zu bearbeiten. In diesem Geiste arbeitet schon längst Adolph Schmidt; in demselben ist auch das vorliegende Buch geschrieben. Die Geschichte ist ihm (wie er S. 1. der Einleitung sagt) „das Gedächtnißvermögen des Menschengeschlechts;" mit ihm wagt er „mit Zuversicht aus der Gesammtanschauung der Vergangenheit die nächste Phase der Zukunft zu bestimmen" (S. 9). — Wie lächerlich erscheint da nicht neben einem solchen Sinne der dem Verfasser gemachte Vorwurf, daß er sein Buch nur geschrieben, um den Leser zwischen den Zeilen Parallelen mit der nächsten Gegenwart ziehen zu lassen. Als wenn das die Geschichtswissenschaft nicht von selbst und von Gott und Rechts wegen thäte, als wenn der echte Historiker etwas anders erforschen möchte und könnte, als eben den Zusammenhang der alten und der neuen Zeit. Sonst wäre, nach unserer Ansicht, all sein Reden nichts

als seelenloses Geplauder. Nur gewaltsam fremdartige Dinge hineintragen darf der Historiker nicht; und das hat Schmidt nirgends gethan. Jedoch hat jener bornirte Tadel sehr fremdartige Motive, wie ich unten anmerken werde. —

Der Gegenstand, aus der Entwickelungsgeschichte der Denk- und Glaubensfreiheit, gehört, wie Jedermann einleuchtet, zu den allerbedeutsamsten für unsere Zeit. Die Wahl des Zeitpunktes: das erste Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, das Entstehen der Monarchie im großen Weltreich der Römer, ist taktvoll herausgegriffen und bekundet den Eingeweihten. Wir erblicken in jenem gewaltigen Umschwunge Anfänge einer neuen, unserm Bewußtsein noch verwandten Welt. Wir erkennen im Keim bereits die Elemente mittelalterlicher Zustände. — Mit dieser Billigung — ich wiederhole es — kann wohl das beste Lob, das einem Historiker zukommt, für ausgesprochen gelten. Man darf sagen, es hätte ihn gar zur Beleuchtung der Gegenstände gedrängt, wenn nicht in ihm eine ungewöhnlich große Anschauung der Geschichte gelegen, wenn er nicht, wie er selbst sagt (S. 9.), „den Fortschritt zur sittlichen Freiheit für die Zukunft begehrt, weil er denselben in der bisherigen Weltentwicklung wahrgenommen." Wie tiefsinnig er aber seine Zeit erfasse, dafür möge als Beispiel seine erste Prophezeihung (S. 18) stehen. (Die Censur, heißt es, sei an die Stelle des Repressivverfahrens getreten; jetzt seien wir im Begriffe zu diesem zurückzukehren, wodurch denn augenscheinlich der Weg zur Denkfreiheit wieder angebahnt werde):

> „Aber doch nicht so bald und so leicht wird das Ziel erreicht werden. Es wird, so dünkt mir, eine Zeit kommen, wo zwar auch das Repressivsystem beseitigt, aber dennoch die erlangte Freiheit des Geistes noch keine vollkommen unbehinderte sein wird. Der Proselytismus, den wir jetzt schon vorzugsweise auf religiösem Boden kennen, wird sich auch auf politischem und socialem als Ersatz äußerer Zucht- und Zwangsmittel den Machthabern anbieten. Man wird mahnen und warnen, wo zuvor die Censur Gewalt geübt; man wird locken und überreden, wo ehemals das Gericht gestraft; man wird den Schwachen durch den Schein, den Starken durch die That gewinnen; jenen durch Vorspiegelungen, diesen durch Vortheile täuschen. Erst allmälig, bei rüstig fortschreitendem Sittlichkeitstrieb, wird dann auch der Proselytismus mit seinen Mäßigungstheorien, seinen Absichten auf Unschädlichmachen der Vernunft, vom Schauplatze weichen und in der freiesten Ueberzeugung und Selbstbestimmung des Denkens das letzte Ziel verwirklicht werden."

Solche zuversichtliche und mit der Macht der Wahrheit uns ansprechende Prophezeihung vermag nur der wahre Historiker. Ein solcher ist der Verfasser; er steht im Mittelpunkte historischer Erkenntniß. Er würde es sein, selbst wenn ihm auch mancherlei Fähigkeit zur Aus- und Durchführung seiner Arbeit abginge. Denn die Hauptsache hat er gethan, das Fehlende werden Andere leicht hinzuthun können. Hiermit soll im Voraus allen denjenigen geantwortet sein, die etwa verschiedenes Einzelne an unserem bedeutenden Buche auszusetzen haben möchten. Aber keineswegs sei damit gesagt, daß neben jener Haupteigenschaft die anderen Erfordernisse eines tüchtigen Historikers unserem Verfasser fehlten. Vielmehr entdecken wir sie alle in ihm: Bücherkenntniß, Scharfsinn, genügende Phantasie, Fleiß,

Styl — wenn auch vielleicht Einiges gegen die Ausführung seines Buches vorgebracht werden könnte.

Der Verfasser, schon bekannt durch mehrere Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums, erklärt: „man müsse das Alterthum fruchtbar machen, daß es warm und voll an uns herantrete.“ Und, in Wahrheit, durch diese volle Ueberzeugung steht er entschieden auf der Höhe seiner Zeit, kommt er der Sehnsucht Aller entgegen. Man ringt jetzt in Deutschland aller Orten darnach, das Alterthum endlich einmal nach seinem Geiste anzuschauen. Die vielen Gymnasialreformbestrebungen, Gymnasialvereine, welche bestehen, wollen nichts anderes bezwecken oder werden nichts Besseres erreichen. Allein die Aufgabe gehört unter die schwierigsten. So kindlich uns die alte Geschichte anspricht, so unerläßlich ein Jeder die Erlernung der Geschichte mit ihr beginnen muß, als eben vom Anfange — so schwer wird es doch immer sein, tiefer in dieselbe einzudringen, wenn wir nicht zuvor das ganze Feld der Universalgeschichte bis auf die neueste Zeit und die Gegenwart durchgereist sind, um dann weltgekräftigt und durch die Fülle der Erscheinungen an den Augen gestärkt, das Alte von Neuem und weit klarer überschauen zu können. Aehnlich verhält es sich auch im Großen mit der Entwickelung der Geschichtswissenschaft. Die Behandlung der alten Geschichte wird für uns jetzt erst fruchtbar werden können, nachdem man sich so viel und erfolgreich mit neuer und neuester Geschichte beschäftigt hat.

Nachdem der Verfasser in der Einleitung seine Geschichtsanschauung dem Leser klar dargelegt, auch seine mit uns übereinstimmende Ansicht über Behandlung des Alterthums ausgesprochen, gibt er seine Meinung über den Begriff der Denk- und Glaubensfreiheit und fügt einen Ueberblick des geschichtlichen Hergangs und einen Hinblick auf die Zukunft bei (Cap. I. — III.) — von der Denkfreiheit bei den Orientalen und bei den Griechen; vom Repressivsysteme, welches im Mittelalter culminirt, von der Verwandlung desselben in die Censur und von unseren heutigen Zuständen, die zum Repressivsysteme zurückzukehren geneigt sind, wozu zuletzt der Satz: daß die Denk- und Glaubensfreiheit sich noch nie und nirgends vollständig entwickelt (S. oben). — Sodann gelangt er zum Hauptgegenstande: Monarchie im Kampfe mit der Rede- und Schriftfreiheit (Cap. IV.) Die Regierungsgeschichten von Cäsar bis Nero werden aus diesem Gesichtspunkte genau betrachtet; zuvor der Gedankenzwang schon in den Proscriptionen der letzten Zeit der Republik gezeigt; die Keime präventiver Censur in der Staatszeitung (Acta Senatus) Nun wird zunächst eine ausführliche Schilderung des literarischen Verkehrs im Alterthum (Cap. V.) gegeben — (ein ganz vortreffliches Capitel, von überraschend neuem Aufschluß über Buchhandel und das Verhältniß der Lesewelt zur Literatur, bis in das Kleinste. Resultat: der literarische Verkehr in jener Zeit war mindestens eben so lebendig, als in unserer). Darauf wird (Cap. VI.) Mo-

narchie und Cultus im Bunde gegen die Glaubensfreiheit dargestellt. Man sieht, wie der heidnisch religiöse Glaube bei dem Volke unterhöhlt ist, seitdem Euhemeros jenes allgemein faßliche religionsfeindliche Buch geschrieben; und wie doch selbst der Priesterstand, als der Zahl der Gebildeten angehörig, ungläubig und heuchlerisch seine Funktionen fortgesetzt, weil man die Volksreligion als Zaum und Zügel des Volks und Pöbels betrachtet. Ferner wie das tiefere religiöse Bedürfniß sich im Mysticismus und Aberglauben verloren. Weiter, wie die Monarchie, wohl erkennend, daß Neuerungen in der Religion neue Sitten, Verschwörungen, Zusammenrottungen und Clubs mit sich führen, Dinge, die am wenigsten mit einer Alleinherrschaft verträglich, die Aufrechthaltung der alten Religion sich besonders hat angelegen sein lassen, daher der Einführung fremder Culte sich entschieden widersetzt (Verfolgung der jüdischen und christlichen Religion). Dies haben namentlich die Kaiser aus dem julischen Geschlechte gethan, von denen keiner aus innerster Ueberzeugung orthodox war. Dagegen begünstigten sie die damalige Richtung der platonischen Schule, welche eine mystische Philosophie der Offenbarung des Heidenthums erstrebte. („Doch nur, weil sie das Wesen vom Schein nicht zu unterscheiden verstanden. Denn auch die Philosophie der Offenbarung ist niemals ein Katechismus der bestehenden Religion," sagt der Verfasser S. 173.) — Cap. VII.: Die Philosophie im Widerstreit mit dem Absolutismus und der Staatsreligion enthält eine Darlegung aller alten philosophischen Secten in ihrem Verhältnisse zur damaligen Zeitstimmung und auf römischem Boden. Philosophischer Bildung, wird dargethan, sei die ganze Masse der Gebildeten theilhaftig gewesen, obschon die Meisten keiner bestimmten Secte angehangen, sondern im Eklekticismus sich befriedigt. Das Uebergewicht habe jedoch das Praktische der stoischen Lehre behauptet mit ihrem herrlichen Kernprinzip: daß nur der Sittliche frei sei. Uebereingekommen sei aber jede philosophische Ueberzeugung in der Opposition gegen den Absolutismus und die Orthodoxie. Das Gemeinsame ist nun in politischer Beziehung: 1) Verneinung des Absolutismus, 2) die Ansicht von der nothwendigen harmonischen Verbindung demokratischer, aristokratischer und monarchischer Elemente (über Art und Maß allerdings verschiedener Meinungen, da Einige Fürst, Senat und Volksversammlung, Andere das Volk durch den Senat repräsentirt gewollt. Dagegen wird die reine Demokratie von keiner Schule mehr verfochten). In religiöser Beziehung ist das Gemeinsame: eine vernunftgemäße, natürliche Theologie, worin jedoch die skeptischen Elemente vorherrschend (dabei wird der schon in den Zeiten der Republik allgemein verbreiteten Ansicht gedacht, daß es dreierlei Art von Religion gebe. Varro: tria genera theologiae: mythicon, quo maxime utuntur poëtae; physicon, quo philosophi (theologiae vera); civile, quo populi. Prima theologia maxime accomodata est ad theatrum; secunda ad

mundum; tertia ad urbem etc.) — Das reiche und lebensvolle Cap. VIII.: Die Belletriſtik als Vermittlerin der Philoſophie mit dem Volksbewußtſein, führt uns recht in die Stimmungen, Wünſche, Leiden und Laſter des damaligen Volks. Wer kann es verkennen, daß die ſchöne Literatur zu allen Zeiten die tiefſte Errungenſchaft der Denker unter das Volk ausgeſtreut. Der wahre Dichter iſt nur ein Weiſer, aber durch die Schönheit der ſinnlichen Form bezwingt er die größere Maſſe. Wir deuten vergleichungsweiſe auf Dante und Boccaz. Zugleich iſt aber wohl bei Erforſchung und Erkenntniß der Culturgeſchichte nichts die Zeit verdeutlichender als das Studium jener Bilder des Lebens. Die poetiſche Natur iſt jedoch in zwiefacher Art für den Hiſtoriker von Nutzen. Die Dichter legen nämlich entweder unbewußt oder bewußt ein Zeugniß von der Natur ihrer Zeit ab. In erſter Hinſicht führt uns der Verfaſſer Ovid, Horaz, Properz vor. Da tritt uns freilich ein Gemälde großer ſittlicher Verderbtheit entgegen. Die ganze obſcöne Literatur gehört auch hierher. Am ausführlichſten wird Properz behandelt, der dem Verfaſſer nicht zwar als der ſchlüpfrigſte, aber als der am tiefſten Unſittliche, ein in unmännlicher Verdumpfung Verſunkener gilt, der auf jedes edlere Gefühl erſtickend habe wirken müſſen, wie er ſelbſt erſtickt geweſen. Auch Horazen's Feigheit und Indolenz wird nachgewieſen. —

Oder zweitens: die Bruſt des Dichters, wenn ſie auf reinem Gemüthe beharrt und mit gebildetem Geiſt den ſittlich freien Standpunkt behauptet, wird ergriffen von dem ganzen Jammer und Elend des Volkes. Solche können in ſolcher Zeit nichts anders als Satiriker ſein. Daher denn ein reichhaltiger Ueberblick über den bedeutenden Inhalt des Juvenal und Perſius (welche bekanntlich beide der ſtoiſchen Philoſophie angehörten). Hier neben Ausbrüchen der Gemüthsempörung und edlen Unwillens, der Ausdruck erhabenſter und herrlichſter Empfindungen und Gedanken, und unerbittlich ſtrenge Abſchilderung des geſammten ſittlichen Elends, der allerwärts zerfreſſenen Zuſtände des Staates u. ſ. w. Alle und jede Thorheit wird zur Schau gebracht und gegeißelt; Niemand geſchont, Niemand gefürchtet. Das Alles ſpricht und erzählt beſſer als Geſchichtsbücher! — Es iſt lobend hervorzuheben, daß der Verfaſſer hier auch der Schilderung des Proletariats, welches uns vorzüglich Juvenal getreu und ergreifend abzeichnet, genaue Aufmerkſamkeit geſchenkt hat (S. 309 ff.). — Noch iſt eine unbeſtreitbar wahre Bemerkung des Verfaſſers erwähnenswerth: daß nämlich die belletriſtiſche Literatur zuweilen wohl auch nicht wenig geſchadet, ſelbſt dann, wenn ſie es gut gemeint. Denn ein philoſophiſches Syſtem verderbe Keinen; wohl aber mitunter hingeworfene Aufklärungsbrocken. — Hierauf wendet er ſich zu den Maßregeln, welche die Regierung ergreifen zu müſſen glaubte. Cap. IX.: das Verhalten der Monarchie zu den Wirkungen der Aufklärung. Zuerſt ein Schaukelſyſtem friedlicher Reaction." Das Volk wird unterhalten mit Gladiatorenkämpfen und Spielen. Palliative, wie: Sittenedikte, Brot- und Kornvertheilungen

werden angewendet. Ferner: Vermehrung der Tempel und Wiederherſtellung altehrwürdiger heiliger Ceremonien. Endlich: das Beſtreben, eine Regierungsliteratur zu ſchaffen (Vellejus Paterculus, Valorius Maximus). Hier macht der Verfaſſer die vortreffliche Anmerkung, daß nur durch die Erziehung radikal hätte gewirkt werden können; denn die Erziehung (wie er ſpäter S. 431 ſagt) gebe dem Geiſte ein für allemal die Richtung für das Leben; die Erziehung ſei es, welche die Geſchichte mache. Aber es ergebe ſich leicht, daß der Grundgedanke einer ſolchen Reform kein anderer ſein könne, als das Princip der Freiheit, d. h. der freien Entwicklung des Seelenvermögens. „Die Jugend," ruft er ſo ſchön als wahr aus, „iſt von Natur das Geſchlecht der Zukunft, des Wandels, das eigentlich reformatoriſche Geſchlecht. Während daher das Alter, als das von Natur conſervative, mehr für die Gegenwart, für den Beſtand der Dinge wirkt, iſt umgekehrt die Jugend, ſoll anders nicht ein ewiger Stillſtand und Schlendrian erzielt werden, ſtets für die Zukunft, d. h. für friedlich reformatoriſche Ideen, als die alleinigen Ableiter der Revolution, von Staatswegen zu erziehen." S. 322.

„Allein dieſe Aufgabe begriff die Monarchie vollends nicht." Vielmehr, da man die Unzulänglichkeit der bisherigen Mittel einſah, entſchloß man ſich gewaltſam zu verfahren. So wird denn Cap. X.: die Verfolgung der Philoſophie und ihrer Jünger dargeſtellt. Dieſe Verfolgung der freien Wiſſenſchaft trat nur allmälig in's Leben. Tiberius ſtellte der Geſchichtſchreibung und Poeſie nach, der Philoſophie durchaus nicht. Caligula ſchlug um ſich wie ein Wahnſinniger; traf aber auch die Philoſophie nicht. Er verbannte nur einige Rhetoren wegen Lehrfreiheit. Auch Claudius war zu einfältig, um ſyſtematiſch zu verfahren. Erſt Nero, durch Einflüſterungen des Tigellinus aufgeregt, verfolgte und vertrieb die Stoiker. Zuerſt nur einzelne Vertreter derſelben (Seneka) zuletzt jedoch, kurz vor ſeinem Tode, richtete er ſich gegen das Princip, gegen die geſammte Philoſophie. Das hatte denn die böſe Folge, daß, als nach Nero's Tode die Reaction ſich auf das ungeſtümſte geberdete, Veſpaſian, der ganz freiſinnig regieren und anfangs Alles wieder erlauben wollte, ſich doch genöthigt ſah, die „frechen" Stoiker und Cyniker zu verbannen. Veſpaſian war nicht gebildet genug, um gehörig zu unterſcheiden. Nach ihm ächtet Domitian noch einmal „die geſammte Philoſophie" (Satyre der Sulpicia). Ungemein lichtwerfend auf das praktiſche Wirken der Philoſophie in den Zeiten politiſcher Bedrängniß ſind die dieſem Capitel beigefügten Biographien der edelſten Bekenner derſelben, des Stoikers und Staatsmannes Thraſea Pätus, des öffentlichen Lehrers der ſtoiſchen Philoſophie Muſonius Rufus, des Cynikers Demetrius und des wunderbaren Apollonius von Tyana — die herrlichſten Charaktere, die ihre Ueberzeugung mit Tod oder Aechtung beſiegelten — vom Verfaſſer mit liebevoller Ausführlichkeit dargeſtellt. — Im XI. Capitel endlich wird: Die Monarchie im Conflicte mit der Er-

ziehung gezeigt. Die Elementarschulen der Grammatiker, die Universalschulen der Rhetoren, die akademische Bedeutung der Philosophenschulen werden genau entwickelt. Es wird dargethan, daß zur Zeit der Republik der Unterricht durchaus unabhängig vom Staate gewesen und daß er es noch weithinein in das Jahrhundert der Kaiserherrschaft geblieben. Daraus entsteht dann unter den Kaisern ein eigenthümlicher Zwiespalt zwischen Schule und Leben. In diesem besteht Zwingherrschaft, in jener bleibt der gewöhnlichste Stoff zur rhetorischen Uebung die pathetische Lobpreisung der Freiheit, die frühere Römergeschichte, ja selbst — das Auffälligste — Aufforderungen zum Tyrannenmord. — Die Rhetorenschulen sind die eigentlichen Bürgerschulen. Die Rhetoren und Grammatiker befanden sich jämmerlich; waren abhängig von den Launen der Eltern; wer nicht Mode war, mußte verhungern. Das Gehalt war sehr gering („An einem Tage verdient ein Schauspieler mehr, als ein Schullehrer in einem Jahr," sagt Juvenal). Diesen Zustand nun durchschaute Vespasian oder sein Rathgeber sehr wohl und setzte den Rhetoren ein Gehalt aus. So machte er sie von der Regierung abhängiger. Zwar gab es nun noch viele unbesoldete Lehrer; aber es waren doch nun ordentliche und außerordentliche Professoren, von denen die erstern neben ihrem Honorar auch noch die fixe Besoldung genossen. Später that Hadrian noch mehr, indem er das Athenäum, eine große öffentliche Schule, gründete. — Das XII. Cap. enthält noch einige bedeutende Schlußbemerkungen. Der Verfasser faßt die gleich darauf folgenden glücklichern Zeiten des Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus und Markus Aurelius kurz in's Auge, das Preiswürdige derselben anerkennend, der Zeiten, in welchen die Geschichtswerke des Tacitus eine Möglichkeit geworden. Aber er verfehlt doch nicht, daß dies Alles nur ein „vergoldetes Elend," nur ein „Athemschöpfen der Geschichte," nur „eine Pause im Verfall" gewesen. Denn trotz alles guten Willens sei doch die Monarchie „nicht geistreich genug" gewesen, um „für die geschaffene oder wiederhergestellte Freiheit schützende Einrichtungen und eine gesetzmäßige Abgrenzung von Rechten und Pflichten zu erdenken, oder wenigstens nicht reif und kühn genug, um sie durchzuführen." — Der Verfasser schließt sein Buch mit folgenden, wie uns dünkt, gewichtigen Worten: „Wir aber können unsere Erörterungen über eine der merkwürdigsten Perioden aus den Drangsalen der Denk- und Glaubensfreiheit nicht besser beschließen, als mit dem Hinblick auf die beachtenswerthe Erfahrung der Geschichte, daß die Beschränkung des Geistes eben so wenig eine Schutzwehr gegen das revolutionäre Factum ist, wie die vollkommene Geistesfreiheit ein Palladium gegen die Usurpation. Denn in der französischen Monarchie des achtzehnten Jahrhunderts herrschte die Censur, und doch trat die Revolution und die Republik ein; in der römischen Republik aber waltete unumschränkte Gedankenfreiheit, und doch ging daraus die Usurpation und die Monarchie hervor." — Richard Treitschke.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

# Die deutschen Republikaner.

Zwei Umstände sind es, die das Aufkommen einer republikanischen Partei in Deutschland erklärlich machen. Einmal war es die jüngste französische Revolution, die der deutschen Bewegung den ersten Impuls gab, und es war natürlich, daß die Form, in der jene sich entwickelt hatte, den Aufgeregten in Deutschland ebenfalls als Ideal vorschwebte. Die Parteien sind nur zu geneigt, sich an Stichworte zu halten, und es liegt in der Natur eines mächtigen Aufschwunges, von den zeitlichen und geschichtlichen Bedingungen eines Begriffs abzusehen und die Fahne einer bloßen Abstraction zu entleihen. Republik ist ein bestimmtes Wort, an welches man beliebige Wünsche und Hoffnungen anknüpfen kann; man vergißt gar leicht, daß es in dieser Abstraction noch ziemlich inhaltlos ist, daß es seinen Inhalt nirgend anders empfängt, als aus den gegebenen Zuständen.

Das Bild der nordamerikanischen Freistaaten und die Schulreminiscenzen aus Plutarch, Cicero und Livius, getaucht in die glühenden Farben eines Rousseau, gaben der Republik in den Herzen der Männer, welche die Geschicke Frankreichs in der ersten Revolution leiteten, eine bestimmte Form. In der wirklichen Entwickelung gestaltete sich diese Form anders; der Terrorismus der Freiheit, der in den ausschweifenden Abstractionen eines Marat und Robespierre trotz der blutigen Energie, mit der diese Männer ihre Ideale in Realität übersetzten, sich zu einem festen Zustand zu krystallisiren durchaus ungeeignet war, fand seinen lebendigen Ausdruck erst in der Propaganda der Bajonette und der Kanonen, und als der Erbe der Revolution auf seine Stirne die Kaiserkrone drückte, war das zwar ein Verrath an der Freiheit, aber nicht an der République Française, denn die eigentliche positive Idee dieser Republik, die Unterwerfung der „Barbaren" — ein französischer Ausdruck, der gleich dem griechischen mit „Fremden" synonym war — führte er in weit kolossalerem Maßstabe durch, als seine jacobinischen Vorgänger.

Für die neufranzösischen Republikaner hatte nun das Wort Republik eine sehr bestimmte Gestalt. Republik hieß die Herrschaft des militärischen Geistes, der jedem tüchtigen Mann aus allen Ständen ein schnelles und glänzendes Ziel des Ehrgeizes vor die Augen stellte und der „großen Nation" die Weltherrschaft verhieß. Die Siege an den Pyramiden, in den andalusischen Gebirgen, in Italien,

in Rußlands Schneefeldern gaben der Phantaſie einen concreteren und erfreulicheren Stoff, als die Guillotine, mit welcher die „tugendhaften“ Männer des Berges die Brutalität des Pariſer Pöbels amüſirten.

Wir Deutſchen haben ein ſolches Ideal in der Vergangenheit keineswegs, für uns liegt in dem Worte Republik nicht eine beſtimmte Anſchauung, ſondern ein allgemeiner Begriff, der logiſch analyſirt, nicht in leidenſchaftlicher Erregung auf den Altar einer heiligen Kirche gehoben ſein will.

Republik in poſitivem Sinne heißt Selbſtregierung: diejenige Staatsverfaſſung, in welcher die Gemeinden ihre Angelegenheiten ſelbſt verwalten und in die politiſchen Verhältniſſe des ganzen Gemeinweſens theils activ durch ihre Repräſentanten, theils controlirend eingreifen. In dieſem Sinne iſt England eine Republik, und zwar weit mehr, als es Frankreich, das durch ſeine Centraliſation die eigentlich organiſchen Kräfte des großen Staatskörpers abſorbirt hat, je werden wird. In dieſem Sinne, und nur in dieſem, iſt die ganze deutſche Bewegung eine republikaniſche zu nennen, denn ſie will den Beamtenſtaat aufheben, der bisher wie eine fremde, überirdiſche Macht die unmündigen Unterthanen, nach ſeiner Erklärung, zu ihrem Beſten, jedenfalls aber ohne ihr Zuthun, bevormundet hat; ſie will den Militärſtaat aufheben, der das Volk, um es zu ſchützen, wehrlos machte; ſie will endlich den chriſtlichen Staat aufheben, in dem jene Transcendenz des Staatsweſens — ein philoſophiſcher Begriff für die abſolute Trennung der idealen und realen Functionen des Lebens, der jetzt durch die kirchlichen Parteiungen populär genug geworden iſt, — in dem dieſer Aberglaube an das abſolute Regiment von Gottes Gnaden ſeinen reinſten und eben deshalb abſcheulichſten Ausdruck fand.

In dieſem Sinne nennen wir uns alle Republikaner. Wir wollen alle Selbſtregierung der Gemeinden, directe Betheiligung des geſammten Volkes bei der Geſetzgebung des Staats, Controle über die Ausführung der Geſetze, Wehrhaftmachung der Nation, religiöſe Autonomie. Der Staat ſoll nicht mehr ein vormundſchaftliches Inſtitut für Kinder, Blödſinnige und Invaliden ſein, ſondern ein lebendiger Organismus, in dem jedes Glied, ohne das andere zu ſtören, kraftvoll in das Nervengeflecht und den Pulsſchlag des Geſammtlebens eingreift.

Aber ſo verſtehen es die ſpecifiſchen Republikaner keineswegs. Sie faſſen von der Republik nur die negative Seite, d. h. Abſchaffung der Könige. Wenn man mit den Königen fertig iſt, ſo meinen ſie, werde ſich die Selbſtregierung von ſelber finden. Eine Illuſion, mit der man logiſch ſehr leicht fertig werden könnte, die aber in der furchtbaren Kriſis, in der Deutſchland ſchwebt, von den verhängnißvollſten Folgen ſein könnte und gegen die man nöthigenfalls mit dem Schwert gerüſtet ſein muß.

Verhängnißvoll iſt jene Illuſion darum, weil ſie den Bürgerkrieg hervorruft und weil ſie Deutſchland gegen den Angriff, der ihm von vier Seiten droht — von Dänemark, von Polen, von Italien, von Belgien her — wehrlos macht.

Den Bürgerkrieg erregt sie, weil Republik für den bei weitem größern Theil des Volks eben so ein Schreckgespenst ist, als für wenige aufgeregte Köpfe ein Ideal; wehrlos macht sie uns, weil die Fäden unseres Staatswesens in einer Masse von Knoten zusammenlaufen, während sie in Frankreich von Einem Punkt ausgingen, von Einem Punkt, dessen sich die souveräne Republik eben so leicht bemächtigen konnte, als es vorher der absolute König, als es nachher der kriegerische Kaiser gethan. Der französische Staat wurde durch die Republik nicht aufgehoben, es wurde nur die Regierung verändert; bei uns aber wäre die Proclamation der Republik zunächst Auflösung alles Staatslebens, d. h. Anarchie. Es kommt noch hinzu, daß die französische Nation trotz aller innern Parteiungen gegen das Ausland immer einig war, eine Einigkeit, die uns durch unsere geschichtliche Entwicklung abgeschnitten wird. Die Italiener, die Franzosen, die Polen, werden bei einem großen Theile unserer Liberalen mehr Sympathien finden, als die deutschen Stimmen, gegen welche sie etwa kämpfen; und wenn die Sympathien einmal rege sind, so hilft eine wohlgemeinte Predigt zu Gunsten des Nationalgefühls nicht viel.

Wie verhängnißvoll jene Illusion ist, zeigt sich am besten in der Art und Weise, in der die deutschen Republikaner an die Verwirklichung ihrer Ideen gingen. Abgesehen von der Presse und den Volksversammlungen, für welche man in der neuen Entwickelung des Vaterlandes jedenfalls die Freiheit der Discussion in Anspruch nehmen mußte, war es zuerst die Frankfurter Versammlung, dann geradezu der Aufstand, durch welche die Republik in Deutschland eingeführt werden sollte.

Die Frankfurter Versammlung — so wenig ich verkennen will, daß sie durch den Drang der Umstände nothwendig herbeigeführt wurde — war ein höchst gefährliches Werkzeug. Ohne irgend eine gesetzliche Vollmacht, nur auf das moralische Gewicht der Männer, die sie bildeten, gestützt, unternahm sie es, der gesetzlichen Entwicklung Deutschlands einen bestimmten Gang vorzuschreiben; sie unternahm es, obgleich die mächtigsten Staaten Deutschlands nur durch einige zufällige Vertreter in ihr dargestellt wurden.

Die republikanische Partei versuchte diese revolutionäre Versammlung und damit die Revolution selbst für permanent zu erklären; sie suchte die Versammlung dahin zu bringen, sich die Souveränetät — wenigstens vorläufig — anzumaßen; sie ging so weit, das bisherige gesetzliche Organ der deutschen Staaten, den Bundestag, geradezu absetzen zu wollen.

Und hier komme ich auf den zweiten Umstand, der das Aufkommen der republikanischen Partei in Deutschland erklärt: die volksfeindliche Tendenz der bisherigen Regierungen. Man hat den bisherigen Bundestag eine permanente Conspiration gegen das deutsche Volk genannt; ein crasser und übertriebener Ausdruck, dem man aber eine gewisse Wahrheit nicht absprechen kann. Nach den Wiener Conferenzbeschlüssen war es nicht zu verwundern, daß die radicale Partei in dem

Sturz der bisherigen Regierungen den einzigen Weg zur Freiheit sah. Aber diese Partei vergaß, daß in dem Augenblick, wo die Frankfurter Notabeln zusammenkamen, jene Regierungen bereits gestürzt waren; daß die Revolutionen vom 14. und 19. März die Sachlage vollständig verändert hatten.

Die Abgeordneten der constitutionellen, entschieden liberalen Ministerien der deutschen Staaten konnten nicht mehr eine Conspiration gegen das Volk genannt werden, selbst wenn noch viele von den alten Repräsentanten darin saßen. Bisher das Organ ihrer Höfe, waren sie jetzt das Organ der verantwortlichen, nach dem Vertrauen des Volks berufenen Minister. Die Aufgabe der Versammlung konnte also nicht mehr sein, diese zu stürzen, sondern sie zu stützen, dadurch, daß sie dieselben mit den Wünschen des Volkes bekannt machten, daß sie vermittelten zwischen den Repräsentanten der Staaten und der Gesammtmeinung des Volkes.

Der gesunde Sinn der großen Majorität der Versammlung hat diese Wahrheit erkannt, sie hat die Stellung, welche ihr die Umstände angewiesen, richtig gewürdigt; sie hat den Bundestag getrieben, wo der alte Geschäftsschlendrian noch dominiren wollte, sie hat sich aber mit eben so großer Entschiedenheit gegen alle anarchischen Versuche gewendet. Sie hat ihrem Ausschuß nicht irgend eine gesetzliche Autorität usurpiren wollen, sie hat ihm nur die moralische Kraft der vom Volke geachteten, von den liberalen Regierungen anerkannten Namen übertragen.

Von dieser Seite zurückgewiesen, blieb der republikanischen Partei nichts anders übrig, als offen die Fahne des Aufstandes aufzupflanzen — denn an der Illusion, in der Majorität der neu zu berufenden Nationalversammlung ihre Ansichten vertreten zu sehen, mußte sie bald zurückkommen. Die republikanische Schilderhebung ist völlig gescheitert, gescheitert in einer Gegend, in der man noch die meisten Sympathien für diese Art der Republik zu finden meinte.

Zwar bedauern wir es tief, daß so geachtete Männer, wie Hecker, zu diesem unglückseligen Entschluß haben greifen können; auf der andern Seite aber ist es gut, daß nun die Bestrebungen der anarchischen Partei im Keime unterdrückt werden. Die Regierungen, vom Vertrauen des Volks getragen, werden den ungesetzlichen Freiheitstendenzen mit Energie ein Ende machen, und die gesetzliche Entwickelung derselben wird dann von der Constituante — und, man vergesse es ja nicht! — von ihrem Einverständniß mit den einzelnen Staaten, ihren Regierungen und ihren Ständen abhängen. Sie wird die einzelnen Staaten nicht unterdrücken wollen, sondern sie heben und die verschiedenen Quellen der Volkskraft in einen gemeinsamen großen Strom, versöhnend und ausgleichend, zusammenleiten.

Frankfurt, den 18. März. **Julian Schmidt.**

# Die Aufgabe der deutschen Constituante.

Die beiden wesentlichen Gesichtspunkte, von denen man die deutsche Bewegung unserer Tage betrachten muß, sind die Ideen der Freiheit und der Nationalität. Der philosophische Idealismus hat die letztere oft genug angefochten und sie ein romantisches Erbstück der Freiheitskriege und des Tugendbundes genannt; mit Unrecht, denn der Ruf nach der Einheit Deutschlands ging keineswegs von einem sentimentalen Herzensbedürfniß aus, sondern von der sehr klaren Einsicht, daß Freiheit ohne Macht ein bloßes Spiel sei, daß die deutschen Staaten, bei aller Freiheit, die sie ihren Bürgern gewährten, nur dann ein geeignetes Vaterland sein konnten, wenn sie auf einer größern Grundlage aufgerichtet wären, als der Gütercomplex des Hauses Habsburg oder des Hauses Hohenzollern sie gewährte.

Wenn sich der alte Arndt nach „des Deutschen Vaterland" erkundigte, wo man es zu suchen habe, und wie weit es sich erstrecke, so war freilich die Antwort: „so weit die deutsche Zunge klingt," sehr einfach und bequem; aber von einem Vaterland im höhern Sinne kann nur da die Rede sein, wo die Gesammtheit der Nation sich als Staat consolidirt. Das Bestreben, die deutsche Nation zu einer Staatseinheit zu erheben, war also gar nicht romantisch, wenn man an seiner Ausführbarkeit auch zunächst zweifeln mochte, und die Forderung, welche gleich nach dem letzten Eindruck der französischen Umwälzung einstimmig von fast allen Ständen an die Regierungen gestellt wurde: den Fürstenbund, der bisher der alleinige Träger der deutschen Einheit gewesen, in einen Völkerbund zu verwandeln, zeugte wenigstens von dem richtigen Instinkt der liberalen Partei, wenn auch noch nicht von ihrer Einsicht. Denn in jener Forderung war das Bedürfniß richtig constatirt; über die Art und Weise, wie ihm zu genügen sei, konnte man natürlich nicht sofort im Reinen sein.

Zwar erschienen gleich zu Anfang von geachteten Männern Flugschriften, in denen die neue deutsche Verfassung bis in's kleinste Detail hinein ausgearbeitet war. Es ist aber bekanntlich viel leichter, Verfassungen zu Papier zu bringen, als sie in die Wirklichkeit einzuführen. Man konnte über dasjenige, was man erreichen wollte, sehr viel leichter einig werden, als über das Wie.

Die allgemeine Meinung betrachtete die Cabinetspolitik der Fürsten — und

mit Recht, wenn man ihr bisheriges Verfahren in Betracht zog — als feindlich gegen die neuen Ideen. Wenn daher die Fürsten, im Gefühl der gemeinsamen Gefahr, sich der neuen Tendenzen zu bemächtigen, sie auf ihre Weise auszubilden suchten, wenn sie die Grundlage der neuen Verfassung in einem Fürstencongreß auszumachen verhießen, so konnte ein solches Versprechen, weit entfernt, die Gemüther zu beruhigen, das Mißtrauen nur noch steigern und die patriotische Partei nur noch zu schnellerem und entschiedenerem Handeln anspornen. Es setzte sich in der ganzen Partei die Ueberzeugung fest, nur vom Volke könne die Umgestaltung Deutschlands ausgehen, dem Volke komme die Initiative zu, und diese Initiative wurde gerechtfertigt durch die alte Theorie der Volkssouveränität. Von den kleinen, namentlich süddeutschen Staaten ging der Vorschlag aus, in einer Versammlung politisch bewährter deutscher Männer ohne weitere Vollmacht, als ihre moralische Autorität und das Vertrauen des Volks, die Formen der neuen Verfassung festzustellen.

Mittlerweile hatten sich die Verhältnisse auf das Wesentlichste geändert. Die Freiheit, welche die kleinen, bereits constitutionellen Staaten mit ziemlich leichter Mühe errungen hatten, wurde in den beiden absolutistischen Staaten, wurde in Wien und Berlin durch eine Revolution erkämpft.

Die Staatsveränderung in Oestreich und Preußen war so ungeheuer, daß man hier wie dort nur mit der Feststellung der eigenen Freiheit beschäftigt war, daß man wenigstens für den Augenblick das zweite Princip der Bewegung, die nationale Einheit, aus den Augen ließ. Man muß dabei nicht vergessen, daß, abgesehen von den Forderungen der Preßfreiheit, Geschwornen ꝛc. ꝛc. die wesentliche Tendenz der liberalen Partei in Oestreich und in Preußen bisher die constitutionelle Centralisirung des Staats gewesen, daß man im Augenblick der ungeheuern Aufreizung, in dem Taumel des neuen Siegs sich den Verlauf des Fortschritts nur in der alten Form denken konnte: der Absolutismus des Kaisers von Oestreich, des Königs von Preußen sollte aufgehoben und an ihre Stelle eine parlamentarische Regierung der Gesammtstände von Oestreich, der Gesammtstände von Preußen eingeführt werden. Man dachte nicht daran, in welches Verhältniß die Souveränität des östreichischen, die Souveränität des preußischen Parlaments zu der angestrebten Souveränität des deutschen Volks zu setzen sei.

Auf der andern Seite wurde in dem übrigen Deutschland die Revolution vom 14. und vom 19. März zwar mit großem Jubel begrüßt, aber man war an den reactionären Einfluß der beiden Großmächte zu sehr gewöhnt, als daß man nicht auch in dem regenerirten Oestreich und Preußen die alte Gefahr hätte befürchten sollen. Oestreich wurde von diesem Mißtrauen weniger betroffen, theils weil der Gegensatz des östreichischen Liberalismus gegen die Metternichsche Politik ein viel klarerer war, theils weil die bisherige isolirte Stellung Oestreichs eine wirkliche Rivalität der Völker nicht hätte aufkommen lassen. Als daher gleich

nach den Barrikadentagen in Berlin der seltsame Aufzug des Königs von Preußen erfolgte, erhob sich durch ganz Deutschland ein wüthendes Geschrei, als ob Deutschland in Gefahr stände, von der preußischen Bureaukratie und dem märkischen Junkerthum geknechtet zu werden, wie es das preußische Volk bisher gewesen. Preußen wurde mit seinem Königthum identificirt, und die Abneigung gegen die Person Friedrich Wilhelm's äußerte sich ziemlich unzweideutig als Abneigung gegen Preußen überhaupt.

Unter diesen Umständen trat das Frankfurter „Vorparlament" zusammen, um über die Form der neuen Verfassung zu berathen. Den Stamm desselben bildeten die parlamentarischen Notabilitäten der kleinen constitutionellen Staaten; es waren zwar noch Schriftsteller u. dgl. dazugekommen, aber diese mußten jedenfalls zurücktreten. Aus den bereits angeführten Gründen konnte von einer eigentlichen Vertretung Oestreichs und Preußens in dieser Versammlung nicht die Rede sein; es waren zwar ziemlich viele Preußen darin, aber lauter Männer, die entweder völlig indifferent waren oder einen entschiedenen Gegensatz gegen das bisher in Preußen herrschende Ständewesen bildeten; Männer, von denen man eine viel größere Opposition gegen das Preußenthum erwarten mußte, als von den Süddeutschen selbst. Denn an einen Patriotismus, wie den östreichschen, der selbst die Verbannten dieses Landes erfüllt, war in Preußen nicht zu denken, das in tausend unmittelbare Verzweigungen mit dem übrigen Deutschland verflochten ist; das zwar oft genug die Idee der Hegemonie des übrigen Deutschland, aber nie die Möglichkeit einer selbstständigen, von dem übrigen Deutschland getrennten Existenz in's Auge gefaßt hat.

Wenn man also die Stimmung in Preußen nur nach den im Frankfurter Vorparlament versammelten Männern beurtheilt hätte, so würde Preußen gar keinen Widerstand geleistet haben, wenn die Versammlung gradezu den preußischen Staat aufgehoben und eine allgemeine deutsche Republik oder Gott weiß was sonst decretirt hätte. So einfach ist die Sache aber keineswegs. Auch Preußen hat eine Geschichte, geschichtliche Erinnerungen und trotz seiner absoluten Regierungsform ein sehr ausgebildetes Staatsleben gehabt, in welchem eine große Anzahl bedeutender Kräfte mit dem ganzen Umfang ihrer Hoffnungen und Bestrebungen betheiligt waren.

Hätte also das Frankfurter Vorparlament, wie es die Radicalen beabsichtigten, unmittelbar die Gewalt einer souveränen Versammlung usurpirt, so hätte nicht allein Oestreich, sondern auch Preußen den entschiedensten Protest dagegen eingelegt.

Die gemäßigte Partei hat den Sieg davongetragen; sie hat sich darauf beschränkt, die Formen der neu zu bildenden constituirenden Versammlung festzustellen; der Bundestag, aus den Gesandten der neuen liberalen Regierungen zusammengesetzt, hat diese Bestimmungen legalisirt, sie entsprechen im Wesentlichen

den Anforderungen der liberalen Partei in ganz Deutschland, und so war von dieser Seite Alles in Ordnung.

Nur über Einen Punkt ist das Vorparlament ziemlich leicht hinweggegangen, den wichtigsten: welches Verhältniß soll die Souveränität dieses allgemeinen deutschen Parlaments zur Souveränität der einzelnen deutschen Staaten haben? Es wurde der Soiron'sche Antrag, der zwischen den beiden entgegengesetzten Parteien vermittelte, zum Beschluß der Versammlung erhoben: die constituirende Versammlung soll die absolute Vollmacht haben, die Verfassung des neuen deutschen Reichs festzustellen, und es soll von ihrem Gutdünken abhängen, ob sie sich darüber mit den Fürsten (d. h. jetzt, mit den einzelnen souveränen Staaten) in Rapport setzen will oder nicht. Mit andern Worten: die Frage über das Verhältniß der Souveränität des deutschen Reichs zur Souveränität des östreichischen, preußischen ꝛc. Staates wird der Willkür der constituirenden Versammlung anheimgestellt.

Ehe ich daran gehe, die Bedeutung dieses Entschlusses zu entwickeln, noch einige Worte über den Funfzigerausschuß, der von dem Vorparlament zurückgelassen wurde. Dieser hatte lediglich die Vollmacht, über die Ausführung der Beschlüsse jener Versammlung zu wachen, und im Fall einer Reaction dieselbe wieder einzuberufen, d. h. die Revolution zu proclamiren. Er war ferner beauftragt, durch sechs von ihm gewählte Oestreicher, die zu den beiden, die zufällig schon darin waren, kommen sollten, die Vertretung des östreichischen Staates im Ausschusse zu ergänzen.

Der Eintritt dieser Oestreicher, die mit dem Jubel begrüßt wurden, den die Verbrüderung eines bis dahin abgetrennten edlen Volksstammes erregen mußte, war ein um so wichtigeres Ereigniß, da diese Männer, bei aller Wärme, mit der sie für die gemeine Sache Deutschlands eintraten, eben so entschieden als Oestreicher auftraten und keineswegs daran dachten, das östreichische Staatswesen durch die Theorien des Radicalismus ohne Weiteres unterwühlen zu lassen. Weit entfernt, dadurch ein Mißtrauen bei der Versammlung zu erregen, gewann ihnen im Gegentheil dieses offene Festhalten an den geschichtlichen Zuständen die Achtung der Versammlung in noch höherem Grade; denn dadurch gewinnt man keineswegs Vertrauen, daß man das Staatswesen, in welchem man bis dahin allein seine politische Wirklichkeit gefunden, ohne Weiteres als ein faules und verschimmeltes über den Haufen wirft.

Allein auch durch das Anschließen der Oestreicher war die Frage über die Souveränität des neuen Parlaments noch keineswegs erledigt; denn dieses Anschließen war keine Unterwerfung. Die Frage, wie weit wird das constitutionelle Oestreich dem deutschen Parlament das Recht zugestehn, die Souveränität auszuüben, welche bis dahin nur dem östreichischen Staat zugestanden, wird erst in dem wirklichen Zusammentritt der constituirenden Versammlung seine Lösung finden.

Daß dieser Zusammentritt erfolgen wird, scheint nunmehr unzweifelhaft. Die meisten deutschen Staaten — Preußen mit eingeschlossen — haben die Wahlen nach der vorgeschriebenen Form bereits angeordnet; von Oestreich ist eine solche Wahlanordnung in den nächsten Tagen zu erwarten.

Die Frage, welche zunächst zu prüfen wäre, ist diese: sind die Deputirten anzusehn als Bevollmächtigte ihrer Staaten oder der ganzen Nation? — Das letztere scheint unzweifelhaft, wenn man die herrschende Phraseologie allein in Betracht zieht; aber daß es dem Vorparlament selber doch nicht so ganz unzweifelhaft gewesen, ergibt sich u. a. aus der Bestimmung, daß die kleinen Staaten, die nicht 50,000 Einw. haben, dennoch einen Deputirten schicken sollen; ergibt sich aus der Anmerkung, daß zur activen Wahlfähigkeit die einzelnen Staaten das Staatsbürgerrecht für nöthig halten könnten; ergibt sich aus dem den Staatsregierungen zugeschriebenen Recht, über die Einrichtung der Wahlen — direct oder indirect — selbstständig zu verfügen.

Die Frage ist sehr ernst, denn es knüpft sich daran die zweite: werden sich die einzelnen Staaten den Beschlüssen der Versammlung fügen, im Fall sie ernsthaft mit ihrem Interesse collidiren?

Man betrachtet die Aufgabe der Constituante gewöhnlich von dem blos formellen Gesichtspunkt, der Verfassung. Wird ein Kaiserthum eingerichtet werden? wird man die Krone einem Habsburger, einem Hohenzollern oder wem sonst übertragen? oder wird die Gesammtheit der Staaten eine Republik bilden, mit einem Präsidenten an der Spitze?

Fragen, deren Wichtigkeit ich keinen Augenblick verkennen will, denn die local-patriotische Eitelkeit ist ein Moment, das immer in Anschlag gebracht werden muß. Preußen wird sich nun und nimmermehr einem östreichischen Fürsten, Oestreich nun und nimmermehr einem preußischen, beide nun und nimmermehr einem dritten unterwerfen. Aber grade durch diese Betrachtung wäre die Frage wohl zu lösen, indem eine republikanische Regierungsform, mit einem wechselnden Präsidenten, als unbedingte Nothwendigkeit daraus resultirt.

Schwieriger schon ist die Frage über das Zweikammersystem. Die erste Kammer wäre nicht eine Aristokratie, sondern, wie in der nordamerikanischen Verfassung, eine Versammlung der Repräsentanten der Staaten. In diesem Sinne haben sich viele Publicisten geäußert, ohne zu bedenken, daß die Gleichheit der Repräsentation wenigstens eine ungefähre Gleichheit der repräsentirten Staaten bedingt. New-York, Virginien und Marvland sind zwar sehr verschieden, aber doch immer nicht so unverhältnißmäßig, als Oestreich, Preußen und Lippe-Detmold.

Die Annahme eines Zweikammersystems mit gleicher Berechtigung beider Kammern hebt die Schwierigkeiten der Lage nicht auf. Die Form der Verfassung hat doch nur einen Sinn, in so fern durch sie die materiellen Fragen entschieden

werden. Daß durch die gemeinsame Volksrepräsentation die Freiheiten der deutschen Staaten gegen etwaige Uebergriffe des alten Despotismus gesichert werden sollen, diese Bedeutung des deutschen Parlaments ist leicht zu begreifen und auch leicht durchzuführen. Aber mit dieser bloßen Garantie hätte der Reichstag doch gar zu wenig Beschäftigung. Die Hauptsache bleibt doch immer die Führung der gemeinsamen Angelegenheiten: die auswärtigen und die Handels- und Zollverhältnisse.

In Beziehung auf die ersten bietet sich sogleich eine große Schwierigkeit. Einer der beiden ersten Reichsvasallen, der Kaiser von Oestreich, ist zugleich souveräner Beherrscher anderer Nationen. Diese Nationen haben gleichfalls ihre constitutionelle Verfassung und können möglicherweise Beschlüsse fassen, die den Beschlüssen des deutschen Reichstags entgegengesetzt sein werden. Es ist dies für den Augenblick nicht zu erwarten, denn die übrigen Deutschen werden gegen ihre östreichischen Brüder mit der Rücksicht verfahren, die sie ihnen schuldig sind; wird aber Oestreich sich blindlings einer Souveränität unterwerfen, die in der Folge seinem eigenen Staatsverband verhängnißvoll werden kann? Ist der deutsche Sinn in Oestreich so weit verbreitet, daß er die slavischen Tendenzen, die das deutsche Element in dem Kaiserstaat zwar nicht unterdrücken wollen, die sich aber mit aller Gewalt dagegen sträuben werden, daß es der Mittelpunkt wird — daß er diese Antipathien gegen die Verschmelzung mit Deutschland paralysirt? Das Sendschreiben Palacky's, des Hauptes der czechischen Partei, an den Fünfziger-Ausschuß, stellt diese Bedenken vom Standpunkt seiner Partei mit einer Schärfe dar, gegen die sich wenig sagen läßt. Man mißverstehe mich nicht, ich will die Frage hier nicht im Sinne Palacky's — in dem Sinn, der beiläufig vom entgegengesetzten Standpunkt von dem Minister Heinrich v. Gagern ähnlich aufgefaßt — ich will sie nicht in dem Sinn entscheiden, daß Deutschland bequemer ohne Oestreich, Oestreich bequemer ohne Deutschland fertig würde; im Gegentheil wünsche und hoffe ich zuversichtlich, daß die Schwierigkeiten sich werden ausgleichen lassen, aber sie werden nicht dadurch ausgeglichen, daß man mit gemüthlichem Leichtsinn über sie hinweghüpft.

Noch weit schwieriger wird die Frage, wenn man an die Ausgleichung der Zollverhältnisse denkt. Indeß diese Schwierigkeit kann in die Ferne gerückt werden, wenn es möglich ist, in aufgeregten Zeiten Ruhe und Besonnenheit zu bewahren. Die Constituante kann die Lösung dieser Frage ihren Nachfolgern überlassen. —

Wie wird es ferner mit dem Verhältniß der deutschen Reichsversammlung zu den östreichischen, den preußischen Centralständen! Wäre es nicht möglich, daß beide Staaten, zu frischem Leben wiedergeboren, ihre Kräfte auszudehnen, über die engen Schranken der blos localen Interessen hinaus sich geltend zu machen

ſtreben ſollten? Frankfurt möge immerhin der künſtliche Mittelpunkt Deutſchlands werden, ſeine natürlichen Schwerpunkte bleiben immer Wien und Berlin.

Täuſchen wir uns nicht: entweder wird der Reichstag zu Frankfurt zu einer bloßen Scheinexiſtenz verdammt, oder die Macht der Centralſtände zu Wien, zu Berlin wird völlig gebrochen. Die Entſcheidungsſchlacht ſteht unmittelbar vor der Thür; in demſelben Augenblick beinahe treten die deutſchen, treten die preußiſchen Stände zuſammen.

Entweder ſind die öſtreichiſchen, die preußiſchen Deputirten unbedingt deutſch geſinnt, d. h. ſie ſind im Stande, die partikulären Intereſſen ihrer Staaten bis auf deren Exiſtenz dem deutſchen Vaterland zu opfern; dann werden Wien und Berlin im Lauf der Zeit zu Provinzialſtädten herabgedrückt.

Im entgegengeſetzten Fall löſt ſich die Reichsverbindung wieder, oder ſie wird ein Staatenbund, wie früher.

Vor dieſer Frage über das Verhältniß der verſchiedenen Verſammlungen zu einander, tritt die Frage über die beiden Kammern, die Frage über das Reichsoberhaupt weit zurück.

Schon fühlen die Regierungen — nicht blos die Könige — das Bedenkliche dieſer Lage, und noch bevor das deutſche Parlament zuſammentritt, werden ſie vielleicht durch ein dreiſtes Wagniß der Frage eine beſtimmtere Wendung zu geben ſuchen.

Den 21. April. **Julian Schmidt.**

# Ein böhmisches Kaiserreich.

Die glücklichen Oestreicher! Die gebratenen Tauben fliegen ihnen in den Mund. In welche Verlegenheit brachte sie nicht die projectirte Einheit mit Deutschland, welche sie unvorsichtiger Weise bei ihrer Revolution proklamirt hatten. Sie erfuhren zu spät, daß ihr Entschluß durchaus nicht den Beifallssturm in Deutschland hervorbrachte, von dem sie geträumt, und sie sahen sich schmerzlich enttäuscht, als die Arme der deutschen Nation sich zu ihrem Empfang nicht weiter öffneten, als es bei einem alten Onkel der Fall ist, dem ein heruntergekommener Neffe erklärt, er wolle sich von nun an als ein Glied der Familie betrachten. Die Sachsen meinten, Oestreich sei zu groß, um in den Bundesstaat eintreten zu können; die Baiern fanden es zu buntscheckig. Die Einen sagten, eine Vereinigung mit ihm sei höchst unbequem; Andere hielten sie sogar für gefährlich. Den Preußen schienen die Oestreicher noch nicht politisch gebildet genug, und die Hessen zweifelten an ihrer Aufrichtigkeit. Uebrigens wußte man doch, daß die Monarchie nächster Tage aus den Fugen gehen werde, und man war überzeugt, die deutschen Bestandtheile derselben würden sich von selbst wieder beim großen Deutschland einfinden.

Die Oestreicher waren also sehr unglücklich, weil sie nicht wußten, was aus ihnen werden sollte, und in Wien scheint man die Uebereilung, mit der man Alles versprochen, ernstlich bereut zu haben. Die deutschen Politiker aber hielten sich für sehr weise, nachdem sie den Ausspruch gethan: Man müsse Oestreich seinem Schicksale überlassen. Natürlich liegt sehr wenig daran, welche Nachbarn die nunmehr einige deutsche Nation hat, und besonders in Bezug auf den befreundeten Osten Europas ist dies vollkommen gleichgültig.

Den Besorgnissen der Oestreicher und der Ungewißheit der Politiker machte ein Plan ein Ende, welcher gewiß eben so die gründliche Befriedigung aller östreichischen Nationalitäten wie den ungetheilten Beifall Deutschlands hervorrufen muß. Die Wichtigkeit der Folgen, welche seine Durchsetzung mit sich bringt, contrastirt auffallend mit der Leichtigkeit, mit welcher er realisirt werden kann.

Die Deutschen, welche die Oestreicher ihrem Schicksal überlassen haben, können ganz unbesorgt sein, sie haben Nichts zu fürchten; dieses Project bemüht sich

sogar außerordentlich für ihre Sicherheit und Stärke, welcher Vorzug in seiner Auseinandersetzung hinreichend deutlich hervortritt. Für's Erste bewahrt Oestreich seine jetzigen Grenzen*); sind diese hinlänglich gesichert, so wird es ein slavisches Kaiserreich. Aber kein mit Rußland verbundenes, Gott bewahre! sondern ein russenfeindliches, als Vormauer den Deutschen gegen die Russen dienend. Und da die Polen das Land zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meer beanspruchen, so bleibt den Czechen blos das Protectorat innerhalb der heutigen Grenzen Oestreichs. Diese Großmuth muß jeden Deutschen, der es redlich meint, bis in's Innerste rühren. Zwei slavische Stämme wollen alles Böse, was ihnen die herrschsüchtigen Deutschen zugefügt, mit Gutem vergelten: sie wollen Deutschland von allen Verlegenheiten befreien, in die es von dem heutigen Oestreich gestürzt werden kann; sie wollen seine Mauer bilden gegen das gefährliche Russenreich. Wohl würden bei dieser kostspieligen Befestigung ungefähr sieben und eine halbe Millionen östreichische Deutsche als Baumaterial verwendet werden, aber berücksichtigt man die unerschütterliche Sicherheit, die unstörbare Ruhe, welche das mächtige Deutschland sodann genießen könnte, so darf man so kleine Verluste gewiß nicht in Betracht ziehen. Dieser von den Czechen zu Prag erfundene Plan zur Pacificirung des gährenden Europa ist wirklich das einzige Beispiel einer egoismuslosen Völkerpolitik, und aus diesem Grunde zweifeln wir nicht, daß die übrigen östreichischen Provinzen: die Erzherzogthümer, Tirol, Steiermark, Kärnthen, Krain, Istrien, die ungarischen Länder, Siebenbürgen, Mähren und Schlesien sich im Dienste Deutschlands und der Civilisation mit Freuden opfern werden. Daß sich Mähren und Schlesien für jetzt noch die Ehre der Incorporirung verbeten haben, beweist höchstens, daß die czechischen Politiker ihre Gedanken nicht deutlich genug aussprachen. Wir müßten es im Interesse der Civilisation und der Achtung, welche wir den Nationalitäten schuldig sind, auf das Strengste tadeln, wenn die östreichischen Deutschen und die Magyaren so wenig Aufopferungsfähigkeit besäßen, daß sie diesem Werke zu Gunsten Deutschlands Schwierigkeiten bereiten wollten.

Herr Palacky, welcher es für unerlaubt hielt, sich mit deutschen Männern über Verhältnisse zu besprechen, in die seine Stammgenossen treten oder nicht treten wollen, hat in seinem Absagebrief an den Fünfziger-Ausschuß mehrere Ansichten veröffentlicht, die wir benützen müssen, wollen wir uns die Stellung klar machen, die Oestreich seiner Natur nach einzunehmen hat. Jedoch verwahren wir uns ausdrücklich dagegen, daß wir Herrn Palacky das Projekt der Gründung eines großen Czechenreiches vindiciren; wir wissen, daß seine Ansichten mit den Hoffnungen seiner Stammgenossen nicht ganz übereinstimmen, und können als

*) Mit Italien mag die jetzige Regierung, die für eine deutsche gehalten wird, in's Reine kommen.

Beweiſe dafür anführen, daß die Böhmen zuerſt mit ſeparatiſtiſchen Ideen vor den Thron traten, während Herr Palacky die Einigkeit Oeſtreichs erhalten wiſſen will. — Mit Befremden wird man bemerken, daß Herr Palacky an einer Theorie feſthält, deren Unhaltbarkeit ſich in unſern Tagen auf das Schlagendſte bewieſen; wir meinen nämlich jene, welche zwiſchen zwei Staaten einen dritten ſchieben zu müſſen glaubt, oder wenn nicht einen ſelbſtſtändigen Staat, ſo doch eine Bevölkerung, deren Sympathien für einige Zeit noch unentſchieden ſind, um den erſten zu ſchützen. Beſonders die Deutſchen haben die ſchmerzliche Erfahrung gemacht, wie theuer dieſe Befeſtigungskunſt zu ſtehen kommt und ſie ſind gewiß ernſtlich entſchloſſen, dieſelbe ein für alle Mal aufzugeben. Dieſe Vormauern haben ſicherlich auf einer Seite mehr Halt als auf der andern und müſſen daher auf dieſe Seite ſtürzen. Auf welche Seite aber Oeſtreich als Vormauer ſtürzen wird, wenn die ſlaviſche Partei die herrſchende wird, iſt leicht abzuſehen; gewiß nicht auf die ruſſiſche, ſondern auf die deutſche; und wir zweifeln, daß ſich die Deutſchen darunterſtellen werden. Die Völker ziehen es heutzutage vor, mit ihren mächtigen Nachbarn in unmittelbare Beziehung zu treten. Selbſt die Deutſchen denken größer von den Ruſſen als die nichtruſſiſchen Slaven, und fürchten bei einer Berührung mit ihnen für ihre Civiliſation ſehr wenig.

Herr Palacky ſagt, daß man den öſtreichiſchen Staat, ungefähr ſo wie er jetzt iſt, im Intereſſe der Civiliſation ſchaffen müßte, falls er noch nicht vorhanden wäre. Glaubt Herr Palacky dies in der That? Glaubt er, daß dies überhaupt möglich iſt? Leichtſinniger als er, werfen wir alle Bedenklichkeiten in Bezug auf unſere Competenz hinweg und erklären, daß ſich ſämmtliche Völker Oeſtreichs nicht berufen fühlen, ſo lange zwiſchen der Barbarei und der Civiliſation als Mauer zu ſtehen, bis ſie von der einen oder der andern hinlänglich inficirt ſind. Sie werden darüber ihre Meinung äußern, und zwar ganz unverhohlen, ohne bei ihrer Trennung von einander dem Nachbar mehr zu verſprechen, als ſie zu halten Willens ſind.

Unverträglich mit der Einigkeit Oeſtreichs, welche Herr Palacky verlangt, erſcheint ſeine entſchiedene Weigerung, der Einladung des Fünfziger-Ausſchuſſes zu folgen, wo er Böhmens Sympathien und Pläne auf das deutlichſte zur Wiſſenſchaft Jener hätte bringen können, die ſich darüber im Irrthum befinden. Und doch hat die Regierung, für deren Stärke er ängſtlich beſorgt iſt, die Wahlen für das deutſche Parlament nach dem Ausſpruche des Ausſchuſſes angeordnet. Er hielt ſich nicht für competent, an den Berathungen deutſcher Männer Theil zu nehmen, weil er ein Slave iſt und Böhmen ſeit jeher mit Deutſchland in gar keinem Zuſammenhange war; aber er ſteht keinen Augenblick an, jede die Integrität Oeſtreichs verletzende Maßregel des Parlamentes oder der Verſammlung, welche das öſtreichiſche Volk mit 190 Deputirten beſchicken wird, im Voraus zurückzuweiſen. Wird Herr Palacky gegen die öſtreichiſchen Bundestagsgeſandten und die auf Befehl der öſtrei-

chischen Regierung gewählten Deputirten, falls dieselben etwas beschließen, was in der That die Integrität Oestreichs gefährdet, in die Schranken treten? — Wir glauben, er wird es thun; aber nicht im Interesse der Civilisation, nicht im Interesse der Deutschen, der Magyaren und jener Slaven, die da glauben, es sei eher eine Befreiung vom Westen her als vom Osten zu hoffen, und die sich überzeugt haben, daß die Deutschen doch keine gar zu eroberungssüchtige Nation sind: sondern er wird protestiren im Interesse, auf den Wunsch der böhmischen Czechen. Wer wird Herrn Palacky einen Vorwurf daraus machen, daß er jeden Beschluß einer fremden Nation, welcher die theuersten Güter seiner Stammgenossen angreift, welcher das Interesse seiner Nationalität beleidigt, mit Entrüstung zurückweist? Gewiß Niemand. Wer aber hat ihn bevollmächtigt, im Namen der übrigen Nationalitäten Oestreichs gegen selbstmörderische Reformen zu protestiren? Da Herr Palacky mit den Deutschen nicht einmal berathen wollte, so wird er den östreichischen Deutschen und den Staaten, die mit Deutschland eins werden wollen, wohl kaum das Vergnügen des Selbstmordes verwehren können, denn er hat es versäumt, sie über ihren wahren Vortheil offen und gründlich aufzuklären. Fürchten sich die östreichischen Slaven in der That vor den Russen, wie Herr Palacky sagt, so hätte er ihnen rathen sollen sich an die Deutschen anzuschließen, die bei weitem keine so große Angst vor dem Czarenreiche haben, als man in slavischen Ländern erzählt. Die Deutschen werden sehr gerne die Vertheidigung ihrer Grenzen selbst übernehmen und sie danken Herrn Palacky für das Anerbieten, wodurch er ihnen in Aussicht stellt, mit dem slavischen Oestreich zu Gunsten ihrer Freiheit und Civilisation in intime Verbindung zu treten. Es wäre ihnen weit erwünschter gewesen, von Herrn Palacky zu hören, durch welche Mittel ein slavisches Oestreich zusammengehalten werden soll, nachdem ein deutsches so wenig Hoffnung hat, seine Stellung zu behaupten. Wir geben zu, daß Metternich, das heißt, das alte Oestreich fallen mußte, weil er nicht blos ein Feind der Freiheit, sondern auch „ein Feind der slavischen Nationalität" war; wer aber wird den Deutschen Bürgschaft leisten, daß sie im neuen slavischen Oestreich (nach dem Plane der czechischen Partei umgestalteten) einen Freund der deutschen Nation finden?

Es ist schwer einzusehen, wie das deutsche Volk an Kraft und Sicherheit gewinnt, wenn es ein Fünftheil seiner Brüder unter das Protectorat eines fremden Stammes stellt, welcher, wie die czechische Partei selbst sagt, für Deutschland niemals Sympathien empfand und überhaupt mit ihm in keinem freundlichen Zusammenhange war. Besorgen die czechischen Liberalen an ihrer Nationalität und Freiheit durch eine Verbindung mit Deutschland Schaden zu erleiden, so sollten sie wenigstens so gerecht sein, die Zweifel zu erwägen, von denen die deutschen Oestreicher befangen werden, wenn man ihnen den Vorschlag macht, sich von ihren Brüdern zu trennen und sich in den Schutz der Slaven zu begeben. Wir halten die Oestreicher für sehr großmüthig und tapfer, wir glauben jedoch, sie

werden lieber als Deutſche auf offenem Felde den Magyaren, die übrigens ihre beſten Freunde bleiben werden, und den Ruſſen, ſammt deren bis heut noch nicht ruſſiſchen Clientel, gegenüber ſtehen, als ſich auf den Rath der Czechen *vermauern* laſſen zum Beſten Deutſchlands. Dies letzte Verlangen iſt jedenfalls höchſt unbillig und jeder redliche Deutſche erſchrickt, wenn den öſtreichiſchen Slaven zugemuthet wird, ſich zu dieſem Zweck herzugeben. Wenn die Deutſchen in Oeſtreich das dargebotene Glück verkennen und ſich dem revolutionären Deutſchland ganz zuwenden, ſo mögen die ſlaviſchen Politiker dieſe Verblendeten vergeſſen und andere Anhänger ihres Projekts ſuchen. Wir zweifeln nicht, daß ſie einen hochherzigen Patron finden werden, der ihnen zum Ziel ihrer Sehnſucht, nichts mit den Deutſchen zu thun zu haben, verhelfen wird. Eines mögen ſie aber bedenken: daß Polen noch nicht frei iſt, ſelbſt wenn Oeſtreich und Preußen ihre Antheile aufgeben. — Haften die Oeſtreicher an dem Begriff des alten Kaiſerthums, ſo werden ſie wohl bei der von den Czechen projectirten Befeſtigung Deutſchlands verwendet werden, ohne daß ſie ſich eigentlich dafür ausgeſprochen haben. Das Zuſammentreffen der Erklärung des Herrn Palacky mit dem Erlaß des öſtreichiſchen Miniſteriums in Bezug auf die in Ausſicht ſtehenden Parlamentsbeſchlüſſe, der Krieg in Italien und die widerholte Behauptung einiger öſtreichiſchen Ausſchußglieder in Frankfurt, daß derſelbe ein deutſcher werden müſſe, wird vielleicht einige Oeſtreicher auf die Vermuthung bringen, daß man mit ihnen etwas ganz Beſonderes vor hat. Aber ſie ſind frei und können ihren Sympathien folgen. Mit einigem Vorbehalt ſtimmen wir ganz mit der Meinung der zuerſt erwähnten Politiker überein und hoffen, daß ſich Alles wieder zu Deutſchland finden wird, was zu ihm gehört. Ueberaus beſorgt ſcheinen die Deutſchen in Böhmen *) zu ſein, denn ihre Berichte lauten ſo kläglich, daß man glauben ſollte, das czechiſche Kaiſerreich ſei bereits conſtituirt und ſie ſelbſt ſchon in Gefahr, als Baumaterial zuerſt zur Feſtungsmauer verwendet zu werden. Sie haben ſich bisher noch nicht darauf beſonnen, daß die Grenzen „*der deutſchen Bezirke und Kreiſe*“ im Norden die Oſt- und Nordſee, im Weſten das Rheinland, im Süden das freie Italien ſind.

E. M—r.

*) *Nicht die in Böhmen wohnenden Deutſchen*, wie ſich ein Correſpondent ausdrückt, ſondern die Deutſchen, die mit gleicher Berechtigung, wie die Czechen, Herren des Landes ſind.

# Aus Paris.

Das neue Frankreich und die alten Parteien. — Die vier Evangeliſten des alten Syſtems. — Girardin, Thiers, Drillon Barrot, Bertin.

Im Gewimmel der ſich überſtürzenden Ereigniſſe thut es von Zeit zu Zeit Noth, irgend einen abſeitigen Standpunkt zu gewinnen, um einige Minuten Athem zu holen und die Seelenkräfte zu neuem Gebrauch zu ſtärken. Einen ſolchen Standpunkt bietet uns am beſten die Hochwarte ungetrübter Betrachtung. Werfen wir nun zunächſt einen Blick auf die ſtreitenden Mächte, welche in der jüngſten Zeit die menſchliche Geſellſchaft bis auf den tiefſten Boden aufgerüttelt zu haben ſcheinen, ſo ſtellt ſich die periodiſche Preſſe als die weitgreifendſte dieſer Mächte heraus. Es dürfte daher nicht ganz undienlich ſein, einige ſich aufdringende Bemerkungen über die neueſte Haltung derjenigen franzöſiſchen Blätter zu machen, die unter der vorigen Regierung die auserwählten Rüſtzeuge der verſchiedenen Parteien waren, und es der neuen Ordnung nicht ganz verzeihen können, ſie um ihre Bedeutung gebracht zu haben. Wir meinen die Preſſe, den Conſtitutionel, das Siecle und die Débats.

Die Preſſe war bis vor wenigen Tagen die denkwürdige Wahlſtatt, wo Emil Girardin ſeine ruhmvollen Windmühlenſchlachten (?) lieferte, in denen Dinte in Strömen floß, und unvergängliche Lorbeeren erbeutet wurden, um die ihn die noch zahlreiche Nachkommenſchaft des glorreichen Geſchlechtes derer von La Mancha unzweifelhaft beneidet. Aber die Pariſer Republikaner verſtehen verdammt wenig Spaß (sic!) und haben ſein kriegeriſches Feuer durch das Sturzbad einer etwas bedenklichen Kundgebung abgekühlt: ſie machten nämlich Miene, ihm einen unerbetenen Staatsbeſuch abzuſtatten und den bleiernen Inhalt ſeiner Setzkaſten in alle die 32 Winde des Compaſſes hinauszuſchicken, mit denen Herr Girardin zu verſchiedenen Zeiten ſchon geſegelt hat. So ſehr wir nun auch einer Rechtspflege abgeneigt ſind, wo die Gewalt in erſter und letzter Inſtanz entſcheidet, ſo wenig können wir es den ängſtlichen Theilnehmern jener Expedition verdenken, daß ſie in einem Zeitpunkte, wo, um mich ſo auszudrücken, alle Poren der Geſellſchaft durch die vorausgegangene Fieberhitze einer Revolution jedem ſchädlichen Luftzuge geöffnet ſind, wo allen wühlenden Umtrieben der freieſte Spielraum gegeben iſt, ängſtlich darüber wachen, daß das Anſehen der Regierung nicht geſchwächt werde. Denn die Franzoſen — was für unhaltbares Zeug auch über ihre Fähigkeit oder Unfähigkeit, ihr Hausweſen zu beſtellen, mancher deutſche Weisheitsſchmied bei ſeinem Lampenlicht mühſam zuſammenſchweißen mag — die Franzoſen fühlen, daß die Regierung jetzt in den Koth herabziehen, wie es Girardin that, die in dieſem Momente ſo nöthige Ruhe und die Wirkſamkeit der Regierungsmaßnahmen gefährden heiße, ohne doch die Wohlthaten eines Oppoſitionsblattes zu bieten. Denn die Oppoſition Girardins hat nichts mit dem wohlthätigen Lichtſtrom gemein, der durch das Medium einer freien Preſſe das Staatsgebäude von allen Seiten durchdringt und die Lenker gleichſam als

ihr stets waches Gewissen begleitet. Seine ganze Stärke bestand in Gehässigkeit, seine Hauptwaffen in Verdächtigungen. Es lag am Tage, daß die gekränkte Eitelkeit, sich bei der Zusammensetzung der Regierung übergangen zu sehen, aus ihm sprach. Auf der klapperdürren Rossinante seiner Leitartikel zog Herr Girardin morgens und abends mit dem ganzen Aufgebot seiner schriftstellerischen Streitkräfte — wahre Janitscharen an Manneszucht und Gascogner an Verläßlichkeit — auf den Kampfplatz und focht gar ritterlich für seine vorgebliche Lieblingsidee, die Regentschaft, die ihn eines schönen Morgens so überkommen sein mag, wie Don Quixote der Gedanke an seine holde Dulcinea. Und wenn ihm auch nur ein Blatt die Ehre erwiesen hätte, ihm zu variren! Das Charivari allein legte bisweilen seine Lanze gegen ihn ein, um ihn in seiner ganzen Erbärmlichkeit zu zeigen und ihn durch Zerrbilder zu geißeln. Müßiges Geschäft! Obwohl nun die Regierung die ihn bedrohenden Diensteiferer zur Ruhe verwiesen und vor das Bureau der Presse eine Schutzwache gestellt hat, so hat Girardin doch erklärt, er werde seine Waffenthaten bis zum 4. Mai einstellen. Wir wüßten in der That nicht genau anzugeben, ob dies ein großmüthiger Zug jener Ritterlichkeit ist, die allen großen Helden der Kriegsgeschichte eigen, oder eine Aeußerung jener weitverbreiteten Krankheit, die der große ungeschlachte Hause mit Gänsehaut, die Studentenwelt aber zarter mit „Manschetten" bezeichnet, wie wohl sie mehr in den Füßen als in den Händen zu Tage tritt.

Der Constitutionel ist noch immer der treue Bannerträger seines Lehnsherrn, des Exministers von 1840. Thiers huldigt der neuen Republik wie ein leichtfüßiger Dandy, der sich bei einer jungen Huldin der Tagesordnung einschmeichelt, indem er ihr hoch und theuer versichert, daß er ihr noch ein reines und ungetheiltes Herz entgegenbringen könne, wenn er auch früher einer andern ganz beseligt die Schleppe nachgetragen habe, da er blos ein Verehrer der Schönheit überhaupt sei, und es auf die Trägerin dieser Schönheit gar nicht ankomme. Ueberdies wäre er ja schon die letzten sieben Jahre hindurch mit seiner Angebeteten über den Fuß gespannt gewesen, da er falsche Zähne und Hautrunzeln an ihr bemerkt habe. Der Constitutionel oder sein Einbläser Herr Thiers — denn trotzdem, daß das Blatt sich oft die nutzlose Mühe gibt, jedes Abhängigkeitsverhältniß zu leugnen, so ist doch die Wesenseinheit beider so unbestreitbar, als die des Bauchredners mit seinem scheinbar abwesenden Mitwirker — Herr Thiers sagt nämlich in einer seiner neuesten Nummern, mit den republikanischen Institutionen hätte er es all' sein Leben lang gehalten, aber es sei ihm weniger um den Namen, als um die Sache zu thun gewesen, weshalb er auch lange mit der vorigen Regierung gegangen sei. Der National als der treue Pflegevater und Busenfreund der neuen Huldgöttin, läßt ihn aber in ihrem Namen mit einem schweren Korbe ablaufen, der dem Geschichtschreiber, oder besser dem Räucherer Napoleons vielleicht den Gedanken eingeben wird, in stiller Ergebung neue Lorbeeren sammeln zu gehen für irgend einen Schlachtenlieferanten, wie Paul Louis Courier die großen Götzen der bisherigen Weltgeschichte nennt. Der National fragt den neubekehrten Schönthuer, ob seine Septembergesetze auch wohl Ausflüsse seiner Sympathie für republikanische Einrichtungen seien. Es verlangte uns zu wissen, was für Schnitzel der gewandte Wortkünstler der Welt wieder kräuseln wird. Nun betheuert der Constitutionel mit überraschter Miene, daß ihn der National ganz mißverstanden habe; es sei ihm im Traume nicht beigefallen, pro domo zu sprechen. Er habe nur von Ausschließlichkeit und allzu strengem Ausmusterungsverfahren abmahnen wollen. Der National und seine Leser sind nun aber einmal so verstockt, sich nicht wie Mäuse mit Speck fangen zu

lassen. Was ist die Moral davon? Antwort: Wer auf zwei Stühlen sitzen will, fällt oft mitten durch.

Das Siecle, das Sprachrohr Odillon Barrot's, mit dem ewigen Wahlspruch: Wasch' mir den Pelz und mach' mir ihn nicht naß, das sich noch vor zwei Monaten die Republikaner des National hübsch vom Leibe zu halten trachtete, hegt zwar jetzt auch, wie es heilig betheuert, die wärmsten Sympathien für die Republik — und wir glauben es ihm trotz seiner Halbheit — aber klagt den National des Ostracismus an, weil er die Wähler dringlichst ermahnt, zum künftigen Gesetzgebungswerk nur Republikaner vom reinsten Wasser zu ernennen. Obwohl man nun Odillon Barrot nichts den Septembergesetzen oder den Zwing-Uri's Aehnliches vorwerfen kann, so fühlt er doch, daß ein vieljähriges Predigen: diejenigen, die eine gründliche Aenderung der Regierungsform wünschen, seien ihm ein Greuel, kein guter Empfehlungsbrief zu einem Sitz in einer Nationalversammlung ist, die einen gänzlichen Neubau begründen soll. Wenn die Männer der ehemaligen dynastischen Opposition dennoch aus den Wahlurnen hervorgehen sollten, so wird dies unseres Erachtens keineswegs ein Anzeichen sein, daß sie mit ihren alten Ueberlieferungen blos redekünstlerischer Großthaten im Volksboden noch Wurzel hat, sondern daß sie mit ihrer eigenen Vergangenheit gänzlich gebrochen hat. Mit andern Worten, das neue Frankreich wird sich aus dem fast abständigen Baum der frühern Halbliberalen keinen Hemmschuh schnitzen, sondern dieser Baum wird hier zu zeigen haben, ob die Verjüngungskraft eines neuen Frühlings ihn noch lebensfähig und triebkräftig findet.

Das Journal des Débats hat wider Erwartung Aller, die seine Antecedentien kennen, gegen die jetzige Regierung Front gemacht, oder vielmehr es hat eine Mittelstellung eingenommen, die ihm gestattete, je nachdem die Ereignisse sich fortsetzen oder umsetzen würden, rechts um oder links um zu machen: Schwenkungen, die es mit erstaunlicher Geschicklichkeit ausführt. Wohl Folge der langen Praxis. Die Ereignisse und das übrige Frankreich erwiesen sich der Republik günstig und doch schien es eine feindliche Stellung der Regierung gegenüber einnehmen zu wollen. Es sprach aber nicht vom hohen Roß herab, wie gegen die „Verblendeten" der frühern Opposition, sondern wie ein deutscher Schulgehilfe ungefähr mit dem Rector Magnificus spricht, dem er ein Gutachten abzugeben hat, und sich durch die zähe Hülle der Herkommensformeln „Mit Respect zu melden;" „unbeschadet dero hochehrwürdige Meinung" zum eigentlichen Kern gar nicht durchschälen kann. Um sich an der Glühhitze der noch aufgeregten öffentlichen Meinung nicht die Finger zu verbrennen, hatte es alle Taschen voll der besten Wünsche für — Frankreich. Das Wort Republik kam darin nur vor, wenn man durchaus nicht Umgang davon nehmen konnte. In seinen ersten Nummern nach der Revolution war es so selten darin zu finden wie Goldsand. Uns schien aber dieses Sprödethun und Schmollen gar nicht befremdlich. Ein Postsattel ist wohl auf alle Pferde gerecht, aber auf einen Elephanten gelegt wird er sich doch als ungefügig erweisen. In den Zeiten, die das Journal des Débats hinter sich hat, war das Ueberlaufen von einer Regierung zur andern, von einem Minister zum andern genau besehn, doch nicht so ehrlos. In dem Feldlager hüben verfocht man ja im Grunde genommen dieselbe verrottete Sache, wie in dem Feldlager drüben. Nur die Losung war eine andere. Haben doch die beiden Männer, in deren krummen Bahnen die Geschicke Frankreichs seit 20 Jahren wie Kometenschweife sich nachschleppen mußten: Guizot und Thiers, jeder zu seiner Zeit und bei günstigem Wetter den politischen Proteus mit Glanz abgegeben. Wie sollte es ein Blatt nicht thun, dessen ganze Geschichte nichts war, als

eine fortwährende Ausübung des Kernſpruches aller Weltklugen: Weß Brot ich eſſe, deß Lied ich ſinge. Aber da der Sprung vom Lobredner Guizot's zum Wortführer der Republik doch etwas halsbrechend war, ſo mußte ſich das Journal des Débats ein wenig ſperren. Nun iſt endlich der Häutungsproceß bis auf weniges vor ſich gegangen, und binnen kurzem können wir vielleicht die erbauliche Freude haben, zu leſen, wie es mit reuiger Zerknirſchung von ſeinen frühern Verirrungen ſpricht, wenn anders Sünder, wie die Débats, ihrer Vergangenheit gedenken. Zeitungsſchreiber verſenken ihr Sündenbündel in den tiefſten Grund des Maculaturkaſtens und die Dinte wird ihr Reinigungswaſſer — ſie ſchreiben anders. Mit jeder neuen Nummer der Débats werden die gepreßten Seufzer immer vernehmbarer, bald in den beſeligenden Schooß der Regierung einzulaufen. Ob dieſe Regierung gleich der vorigen gnadenſpendend ſein wird, können wir nicht mit Beſtimmtheit ſagen. Die Wolle des reuigen Schafes iſt gar nicht zu verachten, wenn man unter Wolle das Talent und den Tact der Débats verſtehen will, ein Gleichniß, das wir nicht gern ohne unſere nachſichtigen Leſer verantworten möchten.

**Moritz Lippner.**

---

## Republikaniſche Stimme über Hecker.

Der Hecker'ſche Verſuch, die Republik durch bewaffnete Schilderhebung einzuführen, konnte nur ſcheitern. Wir bedauern Hecker. Wir desavouiren nicht ſein Ideal, denn es iſt das unſere, wir desavouiren nicht ſeine Perſon, denn er iſt ein edler Menſch, aber wir desavouiren ſeine That: das Beginnen, die Republik durch Gewalt einzuführen — aus Republikanismus. In Einem Falle iſt die Revolution, der Bürgerkrieg auch für ein gebildetes Volk, welches die wahre Selbſthilfe des Naturzuſtandes längſt hinter ſich hat, ſittliche Nothwendigkeit: wenn eine tyranniſche Macht das Volk ſeines unveräußerlichen Rechtes der freien Meinungsäußerung beraubt und ſeine Verbindung zur friedlichen Erkämpfung der Freiheit hindert. Aber nie können wir rechtfertigen, daß die Minorität ſich bewaffne, um durch größere Tapferkeit und Entſchloſſenheit der Majorität eine Regierungsform aufzudringen, die ſie abweiſt. Wir verwerfen den Despotismus und wäre der Despotismus für die Freiheit.

Wenn Hecker die Majorität zu haben glaubte, warum berief er ſie nicht zu friedlichen Volksverſammlungen, ihren Willen an den Tag zu legen? Wer auf bewaffnete Abſtimmung anträgt, erregt den Verdacht, daß er den Muth und die Kraft allein entſcheiden laſſen möchte, was Alle zu entſcheiden das Recht haben. Oder wollte Hecker nur eine Minorität ſtürzen, welche die Freiheit verkümmert, indem ſie ſich auf die Gleichgültigkeit der Menge ſtützt, die jede Staatsform als vollendete Thatſache annimmt? Das iſt ein Irrthum und ein Unrecht. Der Spießbürger iſt nicht gleichgültig, er glaubt in der Republik ſeinen Beſitz gefährdet, und ihr werdet ihn aus Verſtocktheit zum Fanatiker und zum Helden aus Feigheit machen, wenn ihr mit den Waffen kommt.

Und dieſer Fanatismus iſt im Recht. Wer heute noch das Gute aufzwingen will, verletzt ein Menſchenrecht, und ſelbſt wer das Schlechte nur aus Trägheit behält, hat ein Recht, um ſeine Einwilligung gefragt zu werden.

Wir erkennen in der That Hecker's einen Fehler, aber wir verwahren ihn gegen das Verdammungsgeſchrei der Philiſter. Es verdient wohl Verzeihung, wenn der Enthuſiaſt der Freiheit das richtige Urtheil verliert vor Ereigniſſen, bei denen die Fanatiker

des Egoismus so sehr den Verstand verlieren, daß sie durch thörichte Furcht Tausende ihrer Brüder ins Elend und sich selbst in die größte Gefahr bringen. Nein, edler Freund! Du büßest deinen Eifer hart genug, indem er dich in unerfreuliche Verbannung treibt, während wir zu Hause die Freiheit gründen. Aber sie wird bald eine Thatsache sein, die selbst die Philister nicht mehr fürchten, dann wollen wir dich zurückrufen, sie zu pflegen.

C. N.

---

## Das allgemeine deutsche Bürgerrecht;

### in gewerblicher und industrieller Beziehung.

Zu den großen und tiefen Wunden, die das gestürzte Polizeisystem unserer Industrie und Gewerbthätigkeit geschlagen hat, gehört unstreitig auch die Hemmung der wechselseitigen Freizügigkeit der arbeitenden und industriellen Klassen in den verschiedenen Bundesstaaten. Obwohl das allgemeine deutsche Bürgerrecht im 18. Artikel der Bundesakte deutlich und klar vorgezeichnet ist, obwohl die Wiener Schlußakte ausdrücklich verordnet, daß erstere nur in ihrem Geiste weiter entwickelt werden dürfe, so fanden es dennoch unsere Diplomaten und Polizeimänner ihrem persönlichen Interesse angemessener und zuträglicher, das beliebte Bevormundungssystem auch auf das natürliche Recht der Freizügigkeit anzuwenden, wodurch alle Reisenden einer tyrannischen Aufsicht unterworfen wurden und eine spießbürgerliche Gemeindeverwaltung entstand, deren Gesichtskreis nicht weiter als der Schatten ihres Kirchthurmes reichte. Könnte man alle Ausweisungsakten der Polizei und Gemeindebehörden zusammentragen, um statistische Listen anzufertigen, so würde man über die große Zahl derjenigen deutschen Staatsbürger erstaunen, die zwangsweise deutsche Orte verlassen mußten.

Die allgemeine Freizügigkeit unter den deutschen Stämmen ist, abgesehen von ihrer geistigen und sittlichen Bedeutung, schon in gewerblicher und industrieller Beziehung von so überwiegender Wichtigkeit, daß sie in der neuen deutschen Charte, die ohne Zeitverlust in Frankfurt berathen werden soll, nicht fehlen darf und gegen alle offenen und geheimen Angriffe gesichert werden muß. Nachdem das alte Bevormundungssystem auf immer, wie wir hoffen, gefallen ist, darf dasselbe weder von den Regierungen noch von den Gemeinden, unter welchem Vorwande es auch immer sei, mehr ausgeübt werden. Nur eine an staatswirthschaftlichen Blödsinn grenzende Kurzsichtigkeit kann ein solches nur bevorworten. Ein Gewerbtreibender, der an seiner freien Bewegung gehemmt ist, der keinen sichern Rechtsboden unter den Füßen hat, verliert zunächst alle Unternehmungslust, Rührigkeit und Arbeitsliebe, wozu noch materielle Nachtheile hinzukommen, die ihm durch die Ausweisung, sei es aus einem Staate oder einer Gemeinde, thatsächlich zugefügt werden. Häufig ist es denn auch in unserm Vaterlande gekommen, daß Gewerbtreibende, die in einer Stadt ihr gutes Fortkommen begründen konnten, durch die Ausweisung an Orte gewiesen wurden, wo sie kläglich untergehen mußten. Sie wurden gezwungen alle persönliche und geschäftliche Beziehungen, die ihnen werth und lieb geworden und ganz dazu geeignet waren, ihre Existenz zu sichern, durch eine Polizei-Caprice oder eine eben so kurzsichtige als perfide Gemeinde-Chikane, aufzugeben, um, geistig und finanziell gebeugt, sich an einem ganz fremden Orte neue gewerbliche Beziehungen anzubahnen. Wie soll aber ein so Verfolgter, an dessen Her-

zen die Schlange des Mißmuths und der Entrüſtung fortwährend nagt, die Luſt hernehmen, ſeine Exiſtenz und ſeinen Wohlſtand neu zu begründen? Wir wollen den leicht möglichen Fall annehmen, daß ein Baier aus Berlin und ein Preuße aus München ausgewieſen wird, ſo iſt es doch einleuchtend, daß dadurch beide Städte mindeſtens das Reiſegeld, das zu der neuen Ueberſiedlung nothwendig iſt, verlieren müſſen. Ja! es kann auch kommen und mag nicht ſelten eingetroffen ſein, daß Beide dadurch verarmen und das Bevormundungsſyſtem zwei fleißige und nützliche Bürger in Bettler verwandelt. Von der von uns ſo oft gerügten Ausweiſung deutſcher Schriftſteller, deren Exiſtenz nur an gewiſſen Orten möglich iſt, wollen wir hier nicht weiter ſprechen, damit man nicht etwa glauben möchte, daß wir die Sache unſerer Standesgenoſſen, an die wir in dieſem Augenblick wahrlich nicht denken, vertheidigen wollen. Die baldige Einführung des allgemeinen deutſchen Bürgerrechts wird alle dieſe eben ſo perfiden als kurzſichtigen Chikanen beſeitigen und nur dann, wenn dies geſchehen iſt, wird der Deutſche mit Hochgefühl erſt ſagen, daß er ein deutſches Vaterland habe und unſere Induſtrie einem neuen Aufſchwung, deſſen wir beſonders in dieſem Augenblick dringend bedürfen, entgegen gehen könne. Schon Adam Smith hat in dieſer Beziehung ſchlagend bewieſen, daß England ſeine induſtrielle Suprematie nicht den hohen Schutzzöllen, ſondern dem glücklichen Umſtande hauptſächlich zu verdanken habe, daß es früher als alle übrigen Nationer für alle Staatsgenoſſen einen geſicherten Rechtsboden und eine über alle Eingriffe erhabene freie Bewegung ſich zu erkämpfen wußte.

Durch die Einführung des allgemeinen deutſchen Bürgerrechts muß aber auch, wie in Frankreich ſchon der Fall iſt, das Ortsbürgerrecht aufhören, das eigentlich nur ein Schutzzoll gegen die allgemeine Concurrenz iſt. Auch kommt für die ärmern arbeitenden Klaſſen noch der drückende Umſtand hinzu, daß durch die Bezahlung des Bürgergeldes ihnen oft der größere Theil ihres kleinen Betriebskapitals entzogen wird. Selbſt die Gemeinden großer Hauptſtädte, die nur der ungewöhnlichen Vermehrung der Bevölkerung die Errettung vor einem ſchmählichen Bankerott verdanken, haben ſich in dieſem Punkte ſo inhuman und ſelbſtſüchtig gezeigt, daß ſie faſt nie die Bürgergelder erlaſſen, auch ſelten ſtunden und nur die Reichen aufnehmen, die Armen aber unbarmherzig abweiſen möchten.

Nach dem neuen preußiſchen Heimathsgeſetz, das aber von den Polizeibehörden nicht genau und pünktlich befolgt worden, darf Niemanden, der arbeitsfähig iſt, auch wenn er gar kein Vermögen beſitzt, der Aufenthalt und die Niederlaſſung in einer Gemeinde verſagt werden; der Commune ſteht nur innerhalb Jahresfriſt das Recht zu, auf Grund einer nachgewieſenen Nahrungsloſigkeit die Ausweiſung zu beantragen. Dieſer Grundſatz, der uns der allein richtige zu ſein ſcheint, ſollte in dem ganzen Bundesſtaat zur Anwendung kommen und der bisherigen Engherzigkeit, die in manchem deutſchen Lande an das Unglaubliche grenzt, auf immer entſagt werden. Man könnte zwar noch weiter gehen und das Recht des Aufenthalts auch für unbemittelte Kranke und gänzlich Verarmte, die ſich nicht mehr ernähren können, in Anſpruch nehmen, weil im Allgemeinen nicht anzunehmen iſt, daß ſich Jemand eine Gemeinde abſichtlich blos deshalb aufſuche, um ſich von derſelben ernähren zu laſſen und Deutſchland doch zuletzt alle ſeine Arme, gleichviel wo ſie ſich befinden, unterhalten müſſe. Wer aber den übertriebenen Egoismus der kleinen Gemeinden nur einigermaßen aus Erfahrung kennt, wird für dieſe Ausdehnung, ſo hochherzig dieſelbe auch beim erſten Anblick erſcheinen mag, nicht ſtimmen, weil ſie ein fortwährendes Hin- und Herſchieben der Kranken und Verarmten zur Folge haben würde. Die kleinen Gemeinden könnten dann leicht, den Ver-

armten und Kranken Reisegeld geben, um sie auf immer los zu werden und den größern Gemeinden aufzubürden. Was aber die Wanderfreiheit der Gesellen betrifft, die ebenfalls von den Polizeibehörden zum großen Nachtheil für die Entwickelung des Nationalreichthums bisher beengt worden, so dürfte eine besondere Beaufsichtigung und Regelung nur für diejenigen eintreten, die noch nicht großjährig sind. Nur in diesem Falle sollten die Gemeinde- und Polizeibehörden befugt sein, die Stelle der abwesenden Väter und Vormünder einzunehmen. Es bleiben nur noch die bestraften Verbrecher übrig, denen allerdings nach verbüßter Strafe schon deshalb ein gesicherter Rechtsboden eingeräumt werden sollte, damit sie wieder Muth und Lust bekommen, ihre während der Haft meistens ganz vernichteten Existenzmittel neu wieder zu begründen. Nach langen Kämpfen scheint es endlich in Deutschland dahin zu kommen, daß auf die Polizeiaufsicht, die so nachtheilig und störend auf die Thätigkeit der Betroffenen einwirkt, künftig nur durch einen Richterspruch erkannt werden darf. So lange diese dauert, muß natürlich auch der Polizeibehörde die Befugniß zustehen, dem verurtheilten Verbrecher einen Aufenthaltsort anzuweisen. Ist aber die Frist der Polizeiaufsicht abgelaufen, so sollte auch dem Verbrecher schon aus dem juridischen Grunde das Recht der deutschen Freizügigkeit zugestanden werden, weil er seinen Fehltritt durch Abbüßung der Strafe vollständig gesichert hat. Nur in ganz großen Städten, wo die Aufsicht schwieriger und die Gelegenheit zu Verbrechen häufiger ist, sollte den Territorial-Regierungen die Befugniß zustehen, besonders gefährliche, wenn auch bereits bestrafte, Verbrecher auszuweisen. So darf z. B. in Paris kein früherer Galeerenzüchtling ohne Erlaubniß der Polizei sich aufhalten.

Von der neuen deutschen Bundesgesetzgebung hoffen wir schließlich mit Zuversicht, daß sie die deutsche Einheit besonders in solchen gemeinschaftlichen Einrichtungen, die über unser Gesammtvaterland ihre sittliche, geistige und materielle Wirksamkeit ausdehnen, suchen und finden wird. Dann wird es auch nicht zu besorgen sein, daß das für unsere künftige gewerbliche Thätigkeit so höchst wichtige allgemeine deutsche Bürgerrecht zu gering angeschlagen werden wird. Zum kräftigen Schutz desselben, so wie aller andern neuen Rechte und Freiheiten ist aber wie es von selbst einleuchtet, ein deutsches Reichsgericht, zu dem die constitutionellen Kammern die Kandidaten präsentiren, ganz unentbehrlich.

Berlin, im Monat April. v. Schomberg-Gervasi.

---

## Aus Prag.

Graf Stadion, ein vorsichtiger Mann. — Die deutschen Vereine und die czechische Toleranz. — Keine Wahlen in Böhmen für das deutsche Parlament. — Eine Petition an den Kaiser. — Die östreichische Fahne.

Ich komme aus der Sitzung des Nationalcomité. Dieselbe wurde vom Grafen Stadion, einer aristokratischen Puppe, eröffnet; ihm zur Seite war der Bürgermeister Dr. Strobach, welcher der wirkliche Präsident des Comités ist, während der früher gefeierte Graf Stadion nur so mitläuft. Graf Stadion eröffnete die Sitzung mit der Nachricht, daß er von der östreichischen Regierung den Auftrag erhalten habe, in Böhmen die Wahlen für das deutsche Parlament zu Frankfurt auszuschreiben, daß er aber bei dem jetzigen Zustande Böhmens dies für gefährlich gehalten und sein Bedenken nach

Wien berichtet habe. Gestern jedoch ist ihm der Befehl zugegangen, die Wahlen unverzüglich zu veranlassen. Dies habe er nun gethan; natürlich bleibe es Jedem unbenommen, sich von dem Wahlacte auszuschließen. Zugleich hatte er den erhaltenen Befehl der Regierung der neunten Sektion des Nationalcomités zur Meinungsäußerung übergeben. Die Erwartung der äußerst zahlreichen Versammlung, die nicht aus Bürgern und bewaffneten Studenten bestand, war auf's Höchste gespannt. Da erhob sich Graf Wurmbrand und las jenes Ministerialreskript sammt seinen Beilagen. Eine derselben enthielt eine Proclamation eines in Wien zusammengetretenen deutschen Centralcomités, bestehend aus den niederöstreichischen Landständen, dem Magistrate, den Mitgliedern des juristischen Lehrvereins, des Gewerbvereins und der Wiener Kaufmannsvereine (hier erfolgte allgemeines Gelächter), in welcher es unter Anderem heißt, daß den Slaven ihre Nationalität garantirt werde. Die Proklamation forderte weiter auf in den Provinzen Zweigvereine zu bilden, die sich mit dem Centralcomité zu Wien in Verbindung setzen sollten. Hier brach der Unwille in ein tobendes Geschrei aus, und nur mit Mühe gelang es dem allgemein geachteten Bürgermeister Dr. Strobach die Ruhe wieder herzustellen. Hierauf entwickelte Graf Wurmbrand in einer feurigen Rede das Gutachten der neunten Sektion. Es enthielt die Meinung, daß die Beschickung des deutschen Parlaments aufregend, unnütz, gefährlich für das Land (Böhmen), für Oestreich, ja für die Dynastie sei, (ungeheurer Jubel!) und daß eine Deputation gewählt werde, die Sr. Majestät eine Petition überreichen solle, die dahin geht, Se. Majestät von dem Gedanken abzubringen, Böhmen zu den Wahlen für das deutsche Parlament zwingen zu wollen. Die dafür angeführten Gründe wurden mit ungeheuerm Jubel aufgenommen. Die Debatte über die Petition war sehr kurz und befaßte sich nur mit Kleinigkeiten. Dr. Kramer bemerkte, von einem Befehlen der Wahlen könne keine Rede sein, da wir nicht mehr in einem absolutistischen Staate leben. Dr. Strobach äußerte den Wunsch, daß endlich die Petition zum Schlusse gebracht werde. Bei der Abstimmung, da die Nichtbeistimmenden sich erheben sollten, erhob sich Niemand. Dr. Strobach nannte schließlich den heutigen Tag einen glücklichen für Böhmen und des Jubilirens war kein Ende. M—— und H—— waren nicht zugegen. Von Morgen an wird in Böhmen die schwarz und gelbe Fahne neben der roth und weißen flattern.

Nicht wahr, wir Deutschen sind ganze Leute! wenn wir hübsch ruhig bleiben, so erlaubt man uns neben den östreichischen Farben auch die böhmischen zu tragen. — Was sagen Sie zu der Regierung? — — Ich gehe jetzt damit um, in Smichow die Republik zu proklamiren, die unabhängig von Oestreich, Deutschland und Rußland sein wird; hoffentlich wird mir die Regierung keine Hindernisse in den Weg legen. — Es lebe die deutsche Freiheit!

H † S.

# Die polnische Frage.

Bei der Unklarheit, welche über das Verhältniß der östreichischen und preußischen Provinzen des ehemals polnischen Reichs von vornherein herrschte, ließ es sich erwarten, daß die Verwickelungen durch einen einfachen Entschluß nicht zu lösen seien, daß vielmehr jeder Versuch, den sich kreuzenden Tendenzen eine bestimmte Richtung zu geben, so wohlgemeint er auch sein mochte, für den Augenblick wenigstens die Verwirrung nur noch steigern mußte. Diese Einsicht konnte aber die Regierungen keineswegs bestimmen, unthätig dem Laufe der Dinge zuzusehen. Nur möchte ich die wahre Thätigkeit einer Behörde in einer solchen Krisis mit der Wirksamkeit eines einsichtsvollen Arztes vergleichen. Nach dem alten Styl bemühte sich die Medicin, die Natur zu bekämpfen, der Krankheit entgegenzuwirken; die weitere Ausbildung dieser Wissenschaft hat zu der Ueberzeugung geführt, daß man vielmehr der Natur zu Hilfe kommen müsse, daß die einzige Aufgabe des Arztes die sei, dem natürlichen Verlauf freien Spielraum zu lassen und alle störenden Einflüsse zu beseitigen, die Natur gleichsam zu zwingen, ihre Kraft mit Ordnung geltend zu machen.

Hitzige Politiker sind stets für eine Radicalkur, weil diese am einfachsten aussieht; aber diese Einfachheit ist nur scheinbar; die Geschicklichkeit des Chirurgen kann sich wohl bei einer Amputation bethätigen, aber der gesunde Menschenverstand wird zögern, ein Glied zu opfern, so lange man es retten kann.

Die Krankheit lag in diesem Falle eben so in den wirklichen Verhältnissen, als in der Aufregung der Gemüther. Die erste Pflicht der Regierung war es, durch Aufklärung der ersteren die letztere zu beschwichtigen oder wenigstens zu regeln. Betrachten wir, was sie bis dahin in diesem Sinne gethan hat.

Was wollen die Polen? — Die Wiederherstellung des alten polnischen Reichs in den Grenzen von 1772, so haben sich nicht nur polnische Fanatiker geäußert, sondern auch deutsche Legitimitätsschwärmer, in dem Wahne, geschehene Dinge könnten ungeschehen gemacht, durch ein neues Unrecht könnte ein altes gesühnt werden. Diese Anmaßungen klangen gefährlicher, als sie es eigentlich waren; bei der unbeschränkten Herrschaft des deutschen Sinnes in Westpreußen konnte man dem Versuche, diese Provinzen für die polnische Sache zu revolutioniren, ruhig

zuſehen, man konnte ſie nöthigenfalls mit einer ganz gelinden Anwendung von Gewalt hintertreiben. Viel wichtiger war die Frage, was die Polen zunächſt vorhätten?

Auch hier ſchien die Antwort einfach. Die öſtreichiſche und preußiſche Regierung ſollten ihre Provinzen freigeben, alsdann würde man ſich aus Frankreich Waffen und Geld verſchaffen und den weißen Adler gegen Rußland führen, um mit Hilfe einer Inſurrection in Ruſſiſch-Polen, vielleicht auch eines Abfalls von Seiten eines großen Theils der dort ſtationirten Truppen, die Wiederherſtellung Polens anzubahnen.

Daß die Regierungen wirklich geneigt waren, die Polen loszuwerden, daß ſie in dieſer Anſicht vollkommen mit ihren Völkern übereinſtimmten, kann man bei einer ruhigen Ueberlegung nicht bezweifeln. Ihr Intereſſe ging hier mit ihrem Rechtsgefühl Hand in Hand. Die Schwierigkeit lag nur darin, auf welche Weiſe dieſe Freigebung zu bewerkſtelligen ſei.

Sie ließ ſich in zweierlei Formen denken. Entweder konnte die Regierung ihre Truppen und Beamte ohne weiteres hinausziehen und dann den Polen ſagen, nun ſeht ſelber zu, wie ihr euch weiter forthelft. Oder ſie mußte den Verſuch machen, vor der Freilaſſung von Staatswegen eine Reorganiſation der Provinz zu bewerkſtelligen, um es ihr möglich zu machen, nicht blos dem Namen nach auf eigenen Füßen zu ſtehen.

Der erſte Weg wäre vielleicht nur in Krakau möglich geweſen. Hier war die öſtreichiſche Herrſchaft noch nicht alt geworden, die Stadt konnte mit Leichtigkeit zu ihrer republikaniſchen Verfaſſung zurückkehren. Man ſollte ſich wundern, warum die öſtreichiſche Regierung dieſen einfachen Weg nicht wirklich und augenblicklich eingeſchlagen, wenn nicht zwei Bedenken ihm entgegenſtänden.

Einmal würde die Freigebung Krakaus ohne Galizien bei dem argwöhniſchen Charakter der Polen dieſen das Mißtrauen eingeflößt haben, man gebe auf eine vierte Theilung Polens aus, man wolle Galizien behalten. Sodann mußte man fürchten, die neue Republik augenblicklich in einen Krieg mit Rußland verwickelt und in Folge deſſen in kürzeſter Friſt in den Händen Rußlands zu ſehen.

Gegen die unmittelbare Freilaſſung Galiziens ſprach aber das menſchliche Gefühl. Wenn man an die Scenen von 1846 denkt, ſo wird man leicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß ein plötzliches Herausziehen der öſtreichiſchen Truppen aus Galizien eben ſo viel geweſen wäre, als eine Proklamation der fürchterlichſten Anarchie. Wären die polniſchen Edelleute nicht ſo ganz verblendet, ſo mußten ſie einen ſolchen Schritt der Regierung als einen für ſie verhängnißvollen ſcheuen und hintertreiben.

Aber eine Reorganiſation Galiziens in polniſchem Sinne hatte auch ihre unabſehlichen Schwierigkeiten. Man denke daran, daß 1846 die Regierung ſich der

Bauern gegen den insurgirten Adel bedient hat. Was sollten die Bauern, die bis dahin in der Regierung ihre letzte Zuflucht gegen den fürchterlichen Druck, unter dem sie seufzten, gesehen hatten, nun dazu denken, wenn dieselbe Regierung auf einmal die Absicht aussprach, sie diesen Herren gebunden in die Hände zu geben? Es war mit der Ehre der Regierung unverträglich, einen solchen Schritt zu thun, der aller Wahrscheinlichkeit nach zur sofortigen Folge einen Bürgerkrieg gehabt hätte. Oder sollte sie, was weit sichrer in's Werk zu setzen ihre Pflicht gewesen wäre, die agrarischen Verhältnisse nun im Augenblick der Krisis in ihre Hand nehmen und ihr letztes Auftreten durch eine Emancipation der unterdrückten Volksklassen verherrlichen? Das hätte wieder einen Aufstand des polnischen Adels herbeigeführt und die Entwickelung bedeutender Truppenmassen nöthig gemacht, in einem Augenblicke, wo Oestreich anderwärts alle Hände voll zu thun hatte. Von dem Geschrei, das augenblicklich die Polophilen angestimmt hätten, will ich gar nicht reden.

In Anbetracht dieser sich kreuzenden Schwierigkeiten hat die östreichische Regierung bis dahin der Sache zugesehn. Galizien soll sich derselben Vortheile erfreuen, welche Oestreich in den Märztagen erkämpft hat. Aber die Preßfreiheit, welche dem gebildeten Oestreicher ein so wichtiger Fortschritt in der politischen Freiheit ist, wird dem galizischen Bauer nicht viel nützen, und die Aussicht, in den östreichschen Centralständen vertreten zu sein, wird für ihn auch nicht viel Lockendes haben.

Wenden wir uns zu den preußischen Polen, so finden wir hier von Seiten der Behörden eine Reihe von Maßregeln, die aber bis dahin die Frage eben so wenig einer Lösung genähert haben. Der General v. Willisen, dem die Mission zu Theil wurde, Polen zu reorganisiren, weil er das Vertrauen der Polen genoß, ist mehr Enthusiast als Staatsmann. Er machte in seinen übrigens sehr löblichen Versuchen verschiedene Fehler. Einmal handelte er nicht im Einverständniß mit den bestehenden Behörden, und so kam es, daß an demselben Tage Proklamationen an ihn und an den kommandirenden General erschienen, die sich direct widersprachen. Das untergrub den Einfluß der Regierung vollständig und stellte ihn selber in ein zweideutiges Licht. Allerdings lag die Schuld zum Theil in der Unklarheit seiner Stellung. Sodann ließ er sich, im zu großen Vertrauen auf die polnische Nation, von dem polnischen Comité zu Schritten verleiten, deren Bedeutung er nicht übersehen konnte, und die er daher später wohl oder übel zurücknehmen mußte; ein Schwanken, welches das Mißtrauen der polnischen Bevölkerung und die unsichere Stellung der Regierung nur noch vergrößern mußte. Endlich stieß er der deutschen Bevölkerung auf eine Weise vor den Kopf, die ihren gerechten Zorn erregen mußte, und die auf ihrer Seite eine Leidenschaftlichkeit hervorrief, die der polnischen wenig nachgab.

Es sind nicht blos die Deutschen des Großherzogthums, in denen diese Ent-

rüſtung gegen Polen herrſcht, es iſt ganz Weſtpreußen, das ſich durch die ſlaviſchen Tendenzen beeinträchtigt glaubt.

Ich will den Polen ihre eigenthümliche Stellung nicht zur Laſt legen, ich will von den einzelnen Exceſſen nicht reden, die in einer Zeit ſo ungeheurer Aufregung kaum zu vermeiden ſind; aber ich will die Unwahrheit rügen, mit welcher das polniſche Comité in derſelben Zeit, wo es öffentlich von Freundſchaftsverſicherungen gegen Deutſchland überſtrömte, den religiöſen Fanatismus der blinden Maſſe gegen eine vermeintliche antikatholiſche Reaction hervorrief und zur Lüge griff, um das Volk zu ſeinen Zwecken auszubeuten.

Sehr ſpät, auf Andringen der Deutſchen, faßte die Regierung den Entſchluß, mit welchem ſie hätte anfangen ſollen. Sie erklärte, die deutſchen Kreiſe der Provinz der polniſchen Reorganiſation entziehn und den Provinzen Preußen und Schleſien einverleiben zu wollen. Deſto eifriger ſolle an der Umgeſtaltung der übrigen Provinz gearbeitet werden.

In dieſem Augenblick iſt ein ſolcher Entſchluß nicht mehr geeignet, eine von beiden Parteien zu befriedigen. Die Polen betrachten dieſe Trennung als einen Raub, als einen Wortbruch der Regierung. In dem letzten haben ſie ſo ganz Unrecht nicht, denn nach den erſten Erklärungen des General v. Williſen hatte es wenigſtens den Anſchein, als ſolle die Provinz zuſammenbleiben. Die rechtlichen Gründe aber, die ſie gegen die Trennung vorbringen, ſind mehr als ſonderbar. Sie erklären, jene Kreiſe ſeien deutſch geweſen ſchon zur Zeit des polniſchen Reichs; ſie betrachten dieſe Deutſchen als ihre legitimen Unterthanen. Alle ſonſtigen Ereigniſſe der Geſchichte gelten als Rechtsquelle, mit alleinigem Ausſchluß der Zeit von 1772 an. Ein Argument, mit dem ſich nur unſere ſentimentalen Phantaſten der Politik einverſtanden erklären werden. Wenn wir auf dieſe Weiſe argumentiren wollen, ſo ſind die Polen des Großherzogthums *unſere* legitimen Unterthanen. Hätte man dagegen mit jenem Schritt angefangen, und wäre dann ernſtlich an eine adminiſtrative Umgeſtaltung des polniſchen Theils gegangen, ſo wäre eine Wohlthat geweſen, was jetzt als Beeinträchtigung erſcheint.

Aber auch die Deutſchen ſind mit dieſer Wendung nicht mehr zufrieden. Sie fühlen ſich jetzt in ihrer Kraft, ſie fühlen ſich als Brüder. Sie wollen auch die Deutſchen in den eigentlich polniſchen Kreiſen — namentlich aber in der Hauptſtadt — nicht mehr in die Hände der Polen geben. Sie verlangen eine Einberufung der Urverſammlungen in jedem Kreiſe und eine Befragung derſelben, ob ſie deutſch bleiben, ob ſie polniſch werden wollen; und ſie ſind überzeugt, daß die Juden und der größere Theil der polniſchen Bauern ſich für die preußiſche Regierung gegen das polniſche Adelsreich erklären werden.

Es kommt noch ein mächtiger Umſtand hinzu, der für ihre Anſicht ſpricht. Die Feſtung Poſen iſt von der Regierung mit ſchweren Koſten als Grenzveſte gegen den Oſten errichtet. Soll Preußen dieſe ohne Weiteres aufgeben? Es

wird alsdann eine von den zwei Möglichkeiten eintreten: entweder fangen die freigelaſſenen Polen ohne Weiteres einen Krieg mit den Ruſſen an, ſie werden geſchlagen und Poſen wird eine ruſſiſche Feſtung, wenn ſich nicht Preußen ebenfalls in einen Krieg mit Rußland einlaſſen wollte, der ebenſo zwecklos als gefährlich wäre. Oder die panſlaviſtiſchen Tendenzen, die jetzt ſchon von mehreren Häuptern der polniſchen Partei — z. B. Herrn v. Nigolewski — mit unerhörter Frechheit laut ausgeſprochen werden, gewinnen in Poſen die Oberhand; es wird in Poſen ohne Weiteres die ruſſiſche Regierung ausgerufen und wir haben einem Feinde eine unſerer wichtigſten Schutzwaffen geradezu ausgeliefert.

So iſt die Lage; was iſt nun aber unter dieſen Umſtänden zu thun?

Daß mit Einverleibung der deutſchen Kreiſe trotz des Widerſpruchs der Polen augenblicklich und mit der größten Energie fortgeſchritten werden muß, unterliegt keinem Zweifel. Eben ſo darf die militäriſche Occupation der Provinz in Verhältniſſen, die dem Kriegszuſtande ſo nahe kommen als möglich, nicht aufgegeben werden. Endlich iſt ein genaues Einverſtändniß mit Oeſtreich in Beziehung auf die polniſche Frage die einzige Möglichkeit einer entſchiedenen Haltung in einer Zeit, wo die Fortdauer eines preußiſchen Staates überhaupt in Frage geſtellt iſt.

Wenn die deutſche Nationalverſammlung zuſammengetreten iſt, wird Preußen mit Freuden die Laſt einer Verantwortlichkeit, die es allein nicht mehr zu tragen im Stande iſt, auf die Schultern des Geſammtvaterlandes wälzen.

S.

# Aus Wien.

## I.

### Die Wiener Universität und ihre Stellung.

Eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in unserem öffentlichen Leben bot unstreitig die Wiener Universität. Wer es von früher gekannt hat, dieses mittelalterliche Institut, diese große Rumforder Suppenanstalt der Wissenschaft, wo Jedem sein Portiönchen Wissen zu- und angewiesen wurde, diese k. k. privilegirte Fabrik von verschiedenen gröberen Sorten Disciplinen, die sich der Staat als Monopol zu wahren gewußt hatte, dieses Erziehungsinstitut von lebendigen Maschinen und abgestorbenen Geistern — wer dies Institut früher gekannt hat, der muß in den Tagen der Geburt Oestreichs erstaunt gewesen sein über das rege frische Leben, das aus diesen finstern Mauern hervorging, über den jungen gewaltigen Hercules, den jene alte abgelebte und ausgemergelte Mutter zur Welt brachte.

Die Wiener Studenten sind erst am 13. März geboren worden. Vorher gab es keine solche. Es fehlte jedes innige Zusammenleben in und durch die Wissenschaft, es fehlte der jugendliche frische frohe Muth, der die Jünger und Träger der höchsten Lebensideen beseelen soll, es fehlte jener Stolz, der eben in diesem Bewußtsein sich aufrecht erhält und die Kraft des Geistes sich zu wahren weiß. Es waren Leidensgefährten, die sich zusammen langweilten, die zusammen auf der Marterbank der Prüfungen saßen, die zusammen auf den Augenblick der Erlösung hofften, und insoferne waren sie eine Körperschaft, als es die sind, die in einem Gefängnißhause zusammen leben.

Der 13. März hat die Wiener Studenten ins Leben gerufen. Jetzt — sind sie eine Körperschaft. Das eine Bewußtsein verbindet sie, daß sie die Leibgarde der Freiheit sind, daß sie die Wächter sein sollen, welche die Geister, die schon gerne wieder einschlafen und zur Ruhe wollten, wach erhalten sollen, daß sie eigentlich die Opposition in Oestreich sind. — Wer es weiß, wie nothwendig in einem constitutionellen Staat ein solches Oppositionsferment ist; wie bei uns, so lange wenigstens der Reichstag nicht vollkommen zum Dasein und zum Leben gekommen ist, die einzelnen intelligenten Köpfe, die ein Stillstehen Oestreichs bei den bisherigen Errungenschaften und ein constitutionelles Leben bei einer absolutistischen und vergangenheitstrunkenen Bureaukratie für unmöglich halten, — vereinzelt und kraftlos unter der Masse „guter Bürger" dastehen würden, — der muß dieses Einigungsmoment, die Körperschaft der Studenten, als höchst heilbringend und wichtig ansehen. Und allerdings zeigt es sich auch, daß alle wahrhaft liberalen Geister, alle, denen es nicht um ein gewisses freies Staatsleben allein zu thun ist, innerhalb dessen Gränzen sie ihren Ehrgeiz befriedigen und Carrière machen können, sondern die eine vollkommene Umgestaltung des alten Systems wollen und ein wahrhaft freies, den Begriffen des constitutionellen Lebens angemessenes Staatsleben — sich den Studenten anschließen, um nicht vereinzelt und mit ungenügender Kraft sich dem Strome entgegenwerfen zu müssen.

Die Bewegung der Märztage ging aus den Köpfen einiger weniger tüchtiger und kluger Männer hervor, die den Augenblick für passend hielten, die Zeitumstände zu nützen wußten, und das ganze Staatssystem so durchschaut hatten, daß sie vollkommen überzeugt waren, es sei so morsch, daß es bei dem ersten Anstoß stürzen müsse. Die Studenten waren das Werkzeug. Als sich die ersten kühnfordernden Stimmen erhoben und es wagten Staatsverbrecher zu sein — *standen sie ganz allein. Die eigentlichen Wiener Bürger und der große Volkshaufe verstand nicht, was sie wollten.* Die Gutdenkenden und Liberalen fürchteten für die Köpfe dieser tollkühnen jungen Leute, die Geld- und Adelsaristokratie lachte sie aus. Die ersten Opfer, welche fielen, regten das Mitgefühl des Volkes auf und warben ihnen Bundesgenossen.

Handwerker und Proletarier halfen mit, — bei Hofe wurde man ängstlich und begann zu zittern. Metternich mußte fort. Jetzt begann die Revolution populär zu werden. Die Bürger, welche tausende von kleinen Tyrannen drückten, hofften Abhilfe, die modernen Freiheiten wurden gefordert, man wollte nicht hinter Deutschland zurückstehen und der Hof gab nach. Die bewegte Stadt, einzelne drängende Stimmen, die Lage Europas, die Unzufriedenheit der Provinzen, — wirkten dazu mit.

Jetzt, glaubten die Wiener, sei die Revolution zu Ende. Weit gefehlt, *ein Straßenauflauf war zu Ende, eine Bewegung der Bürgerklasse halb vollendet. — Die Revolution begann erst.*

Das war nothwendig vorauszusenden, um die eigentliche Stellung der Studenten, denn diese machen die Universität aus, zu begreifen. Die Professoren zogen sich theils ganz zurück, theils arbeiten sie jetzt der Bureaukratie in die Hände, nachdem sie anfangs die Bewegung geleitet hatten.

Die Bürger glaubten, daß sich die wildtobenden Fluthen leicht und schnell in ihr früheres Bett würden zurückleiten lassen. Die Gewerbe litten darunter, der Handel, der Credit stockte. Allein — sie hatten sich verrechnet. Die Bewegung ließ sich nicht eben so leicht abwiegen, wie sie ihre Waaren abwogen, und die Triebkräfte und Federn konnten in ihrer Größe nicht nach den Regeln der doppelten Buchführung gegen einander gerechnet werden. Jetzt erst begann der ruhige Strom, der ihre Kähne trug, Wellen zu werfen und Woge häufte sich auf Woge. Im Interesse dieser Mittelklasse, die überall ein großes Gewicht in die Wagschale des öffentlichen Lebens zu werfen hat, liegt es immerhin, Ruhe, Ordnung und Sicherheit so viel als möglich zu befördern, weil sie durchaus nur ihre materiellen Interessen wahrt und die Freiheit auch nur in so weit wünscht und begreift als sie mit dieser in der nächsten und innigsten Verbindung steht, indem sie das geistige Interesse und den Zusammenhang desselben mit dem Nationalwohlstand, somit auch mit dem jedes Einzelnen weder zu übersehen im Stande ist, noch überhaupt ein fernliegendes Ziel je in's Auge fassen kann.

Diesem Factor stehen die Studenten geradezu entgegen. Die Studenten und überhaupt die freie Intelligenz, der der Liberalismus mehr als eine Speculation oder ein Beförderungsmittel ist, sieht weiter, sieht die höheren, größeren, bedeutenderen Zwecke. Wir wollen nicht eben behaupten, daß dies mit vollem klarem Bewußtsein geschieht, nein — es ist eine dunkle, aber nichts desto weniger sichere Ahnung, die die jungen Geister in jedem einzelnen Vorfalle, der die Idee der Freiheit negirt, in jedem Lebenszeichen der alten, todten begrabenen Polizeiwirthschaft, in jedem Athemzuge der Reaction, an deren Geburt so viele aristokratische Hebammen und bureaukratische Geburtshelfer arbeiten, — eine Gefahr erkennen läßt, die ihren höchsten und heiligsten Interessen droht. Sie haben eine ganze kommende Welt zu hüten, sie sollen den Lebensfrühling Oestreichs begrüßen, was Wunder also — wenn sie ein Wehgeschrei erheben über jeden Nachfrost, über jeden Schneeschauer, den der vorübergezogene Winter noch herübersendet. Sie haben ja die ersten keimenden Sprossen der Freiheit zu bewahren, die eben hervorgucken aus der mit einem Schneeleichentuche bedeckten Erde! —

Diese Leibgarde der Freiheit hat nun aber eine ziemlich schwierige Stellung. Sie steht allein da, als von Gottes Gnaden befugte Opposition. Und wer nur irgend den letzten Vorgängen in Oestreich gefolgt ist, begreift, daß sie obendrein bei uns doppelt nothwendig ist. Diese Opposition hat aber gegen sich: *die gesammte Aristokratie*, die von vorhinein der neuen Ordnung der Dinge gram war, *die bürgerliche Mittelklasse*, die ebenso wie sie vorher begeistert war über diese jungen, kühnen, selbstverläugnenden Studiosen, jetzt nicht genug Arges über dieselben zu sagen weiß, weil diese durch ihr ewiges Lärmen und unnützes Demonstrationswesen die Herren und ihr Geschäft gar nicht zur Ruhe kommen lassen. Diese Mittelklasse ist durch die Nationalgarde vertreten. Endlich *die gesammte Bureaukratie*, welche in jeder Weise

die Errungenſchaften des Freiheitskampfes zu ſchmälern ſucht, und jeden Fuß breit Rechts ſtreitig macht, es auch nicht an Verſuchen mangeln läßt, durch Ausdauer und portionweiſe wieder zu bekommen, was ihr im Sturm und durch Schnelligkeit genommen worden, die aber in der Studentenſchaft aufmerkſame Beobachter ſieht, die die geringſte Bewegung nach Rückwärts eiferſüchtig zu hindern ſuchen und bei jedem Eingriff in ihr gutes Recht den Herren auf die Finger klopfen. Es iſt ein höchſt beſchwerlicher Campagnedienſt. Immerwährend angegriffen, von vorn und rückwärts geneckt, hat ſie unaufhörlich auf der Hut zu ſein — dieſe Leibgarde der Freiheit. Sie darf nicht ſchlafen! Und dieſe ihre Stellung muß ſie, unterſtützt von allen Wohldenkenden, ſo lange behaupten, bis das conſtitutionelle Leben in Oeſtreich geregelt ſein wird, und eine Oppoſition auf geſetzlichem Wege ſich wird gebildet haben, bis dahin wünſchen wir ihr Glück als dem Vorpoſten der k. k. öſtreichiſchen Oppoſitionsarmee! G

## 2.

Symptome der Reaction. — Eine Hurter'ſche Polizeiphraſe. — Maßregeln gegen Dr. Schütte, den Club der Volksfreunde u. A. — Das Sicherheitscomité der „guten Bürger." — Die Parlamentswahlen. — Bundesſtaat oder Staatenbund. — Sendboten nach Italien. — Geburtstag des Kaiſers. — Laube's Karlsſchüler.

Die Reaction iſt in vollem Gang! — Es thut mir weh, indem ich dieſe Zeilen niederſchreibe, aber leider weiſen alle Symptome darauf hin.

Einer der erſten Schritte in dieſer Beziehung war die Entfernung des Dr. Schütte. Ich habe ſchon das letzte Mal berichtet, daß er der Regierung ein Dorn im Auge war, weil er die freieſte ungeſchmälertſte Entwicklung unſerer conſtitutionellen Inſtitutionen mit beredten Worten predigte. Man warf ihm auch Communismus vor; ob der gegründet iſt, weiß ich nicht. Jedenfalls war die Art und Weiſe, wie man ihn entfernte, eine vollkommene Mißachtung aller conſtitutionellen Freiheit. Er wurde zur Polizei vorgeladen, und als er dahin fuhr, ſetzten ſich plötzlich „Polizeivertraute," wie man ſie hier nennt, mouchards, in ſeinen Wagen, escortirten ihn, und alle Anzeichen ſprechen dafür, daß er über die Grenze geſchickt worden iſt. Die Wiener Zeitung ſpricht zwar in einem amtlichen Artikel davon, daß er auf polizeilichen Vorſchlag eingewilligt habe, nach Prag abzureiſen. Allein wir kennen dieſe Freiwilligkeit ſehr gut; und jener Ausdruck erinnert gar ſehr an die prächtigen Tiraden Hurter's und Jarke's aus dem ancien régime. Es ſteckt etwas Hurterſches in dieſer „polizeilichen Freiwilligkeit." — Die Rechtsverletzung liegt nun in der Entfernung von Wien und aus Oeſtreich ohne Verhör, Vertheidigung, gerichtliche Procedur, Urtheil. Es iſt eine Strafe ex improviso, ein Standrecht ohne vorhergegangene Erklärung deſſelben. Daß dieſe Entfernung an einem Ausländer geſchehen ſei, klingt gar ſchlecht, wenn man die Begeiſterung der Bureaukratie für das „einige Deutſchland" bemerkt hat. Ein guter Anfang zum „deutſchen Staatsbürgerrecht," wenn man einen Deutſchen „Ausländer" nennt. Das Unpolitiſche des Schrittes lag darin, daß erſt jetzt Schütte zu einer Bedeutendheit, zu einer Celebrität geworden iſt, daß man ihn zum politiſchen Märtyrer gemacht hat, und das war gewiß das Unklugſte, was unſer Miniſterium nur irgend thun konnte. — Dieſer Schritt erregte die heftigſte Erbitterung, namentlich bei den Studenten, die ſich ſogleich an Pillersdorff deshalb mit der Bitte um Erklärung dieſes inconſtitutionellen Schrittes wandten, und darauf, als dieſe Erklärung nicht genügte, einen ſehr heftigen und ſcharfen Proteſt gegen dieſe Verfahrungsweiſe bei dem Miniſterium ſelbſt und beim Erzherzog Franz Carl einlegten. Pillersdorff entließ ſie mit dem Endreſultat, er werde die Sache unterſuchen laſſen, könne aber nicht verſprechen, daß er das Reſultat dieſer Unterſuchung bekannt machen werde. Zum Kaiſer konnten ſie nach mehrfachen vergeblichen Verſuchen nicht gelangen. Uebrigens hielten ſie ſich bei dieſem Proteſt durchaus nur an das Princip und die Verfahrungsweiſe, indem ſie von der Perſon, an der dieſe Rechtsverletzung be-

gangen worden, und ob dieſe ſtrafbar ſei oder nicht, mit Recht ganz abſtrahirten. — Auch die Schriftſteller, welche ſich von vornhinein gegen Schütte ausſprachen, haben ſich gegen die Art und Weiſe, wie er entfernt wurde, dennoch auf das Entſchiedenſte erklärt. — Dem Club der „Volksfreunde," einer Verſammlung von ultraradicaler Färbung, iſt das Local, in welchem er ſich bisher verſammelte, auf polizeiliches Einſchreiten, von deſſen Inhaber fernerhin verweigert worden. — Auch von anderen Inhaftirungen auf liberale Aeußerungen hin, namentlich durch die Nationalgarde, iſt häufig die Rede, und wir können verbürgen, daß dieſelben kein leeres Gerücht.

Ein zweiter reactionärer Schritt iſt die Errichtung eines „Sicherheitscomités." Es ſoll nämlich allen Nationalgarden und allen von dieſen abgeordneten „guten Bürgern" das volle Anſehen von „obrigkeitlichen Perſonen" verliehen werden, ſo daß ſie unter dem höheren Schutze ſtehen, den unſere Strafgeſetze dieſen einräumen. Dieſe haben einzuſchreiten gegen Alle, „die ſich die Aufreizung gegen die Regierung oder die Störung der geſetzlichen Ordnung zu Schulden kommen laſſen oder ihnen die Abhaltung von öffentlichen Reden und Verſammlungen, welche zu geſetzwidrigen Exceſſen was immer für einer Art aufzuregen beabſichtigen, unmöglich zu machen." Damit iſt die Redefreiheit und das Aſſociationsrecht vollkommen vernichtet. Es ſoll jedem bornirten oder böswilligen „guten Bürger" (man hätte das Philiſterthum nicht charakteriſtiſcher bezeichnen können) zuſtehen, in jeder Aeußerung eine Aufreizung zu erkennen, den Urheber derſelben einzufangen, Clubs und Reden zu verbieten, und jeden Freidenkenden und Freiſprechenden, der den „guten Bürgern" nicht gefällt, zur ſtrafrechtlichen Behandlung oder Entfernung aus den öſtreichiſchen Staaten zu arretiren. Sie ſehen, die Reaction macht Fortſchritte. Wir werden uns bald nach Sedlnitzky umſehen und das „Miniſterium des Innern" künftighin lieber in eine k. k. Polizeihofſtelle verwandelt ſehen. — Auch dagegen hat die Studentenſchaft proteſtirt und ihr Proteſt wird heute dem Bürgerausſchuſſe Wiens übergeben werden. Die jungen Leute müſſen immerwährend dagegen proteſtiren, was die alten Zöpfe Dummes und Verkehrtes machen.

In Bezug auf die Wahlen nach Frankfurt iſt aus Abgeordneten des Bürgerausſchuſſes, des juriſtiſchen und kaufmänniſchen Leſevereins und des Gewerbevereins ein Wahlcomité zuſammengeſetzt, welches die Candidatenliſten anzufertigen und die nöthigen Schritte behufs der Wahl einzuleiten hat. Im juriſtiſchen Leſeverein waren heftige Debatten über „Bundesſtaat" oder „Staatenbund" und in welchem Sinne die Abgeordneten zu wirken hätten. Das Miniſterium entſchied ſich für „Bundesſtaat," inſoferne dies das Recht nicht aufhöbe, daß der einzelne Staat die Bundesbeſchlüſſe in ihrer Geltung von ſeiner Sanctionirung abhängig machen könne (?).

Eben ſo ſoll ein Comité nach Italien aus Abgeordneten des Bürgerausſchuſſes, der Univerſität und des Gewerbevereins, um dort vermittelnd und pacificirend aufzutreten, abgeſendet werden. — Morgen ſoll der Geburtstag des Kaiſers, der wegen der Charwoche verſchoben werden mußte, gefeiert werden. Man ſpricht von der Proclamation der Conſtitution für morgen; zugleich aber geht allgemein das Gerücht von einer revolutionären Bewegung, die morgen ſtattfinden ſolle. Von wem dieſe ausgehen werde, in welchem Sinne und zu welchem Zwecke, darüber ſind die Gerüchte mit ſich ſelbſt uneins. — Wir müſſen hier, wie ſchon früher, gegen den Begriff der Octroirung ſprechen, da derſelbe mit dem Patent des 15. März im ſchärfſten Widerſpruch ſteht. Sollte aber die Conſtitution nicht auf liberaler und der breiteſten Baſis fußen, ſo iſt allerdings von den durch die oben bezeichneten reactionären Schritte auf's Höchſte erbitterten Gemüthern Aller, die eben keine „Philiſter" oder „Bureaukraten" ſind, das Schlimmſte zu erwarten. — Heute wird nach der Charwoche das Burgtheater wieder mit den „Karlsſchülern" von Laube eröffnet, die hier zum erſten Male gegeben werden. G.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

## Adolph Schmidt's

# Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit ꝛc.

(Geschrieben kurz vor der deutschen Revolution.)

(Schluß.)

Wir glauben einigermaßen einen Ueber- und Durchblick des Werkes gegeben zu haben. Es leuchtet wohl ein, daß hier eine Schilderung auf einander folgender und ruhig und unmerklich sich auseinander entwickelnder Zustände gegeben ist; daß es sich nicht selten um das Schwierigste handelt, nämlich jene dauernderen, in weite Zeitstrecken hinreichenden und langsam sich fortbewegenden Momente, die man Alterthümer nennt, den Augen der Leser deutlich in ihrer Flüssigkeit zu zeigen. Und wir nehmen nicht Anstand, nachdem wir die Arbeit gewissenhaft und theilweise ganz genau geprüft, dies Buch als ein Werk der fleißigsten Forschung und der überlegtesten Behandlung zu bezeichnen. Wie das Ganze durch erhellende und erwärmende Gedankenblitze belebt werde, haben wir angedeutet. Wir hätten aber des vortrefflichen Einzelnen noch weit mehr herausheben können. So bildet unstreitig das 8. Cap. über die Belletristik in seiner Gründlichkeit, Lebendigkeit und Deutlichkeit einen Glanzpunkt. Aber noch mehr als dies bedeutet das 5. Cap. über den literarischen Verkehr u. s. w., das voll von neuen Aufschlüssen und Ergebnissen und uns an und für sich ein kleines Meisterstück historischer Kritik erscheint. Von Speciellerem zu reden, gibt z. B. die scharfe Charakterzeichnung des Tacitus (S. 230) ein unwiderlegliches Zeugniß von der Fähigkeit des Verfassers, sich so recht in jene Stimmungen hineinzuleben. Ganz dasselbe gilt auch vom Leben das Thrasea Pätus (S. 352 ff.) Das hindert uns indeß nicht, gewisse Mängel und Lücken, die man ihm auch anderwärts vorgeworfen, nicht in Abrede zu stellen. So bekennen wir mit den Schwegler'schen Jahrbüchern (Septemberheft 1847) übereinzustimmen, wenn dort eine gewisse Vollständigkeit vermißt wird in Ausführung der Arten der Denkfreiheit und des Gedankenzwanges, wie namentlich in Bezug auf Mimik und Plastik; auch finden wir den Proselytismus nicht gehörig hervorgehoben. Es ist in der That wohl mancherlei dahin Gehöriges anzutreffen, nur scheint es uns nicht mit gleichförmiger Aufmerksamkeit behandelt. Auch dünkt uns der vorausgehende historische Ueberblick etwas dürftig und nicht ganz

genau. Wir müssen daher gleichfalls mit dem Recensenten in den Jahrbüchern daran Anstoß nehmen, daß für das Morgenland das freie Denken unbedingt als eine Unmöglichkeit erklärt, Griechenland dagegen die unbedingte Denkfreiheit zuerkannt wird, da uns ja nothwendig der Gedanke an die jüdischen Propheten und an den Geistesdruck in Sparta kommen muß. Außerdem hätten wir wohl noch manches Kleine auf dem Herzen. Z. B. wünschte ich, der Verfasser hätte dem zur Charakteristik jener Zeit unstreitig höchst bedeutsamen Ovid, dessen moralischer Charakter von ihm selbst (S. 292) über Horaz und Properz gestellt wird, die gleiche Ausführlichkeit wie diesen beiden angedeihen lassen.

Allein wir halten alle diese Ausstellungen in Betracht des Geleisteten doch nur für Kleinigkeiten. Der Grund des Plans sowohl als der Ausführung erscheint uns unangreifbar. Denn — man kann es nicht genug wiederholen — die Fackel des Verständnisses seiner Gegenwart mit ihren Bedürfnissen hat den Geschichtschreiber in der Vergangenheit auf die rechten Pfade geleuchtet. Dies prägt sich auch in der ganzen Darstellung aus, wodurch denn das Werk mit einem frischen, ihm durchaus eigenthümlichen Reize angethan erscheint. Hier kommen wir nun freilich in den Fall, eben das an dem Buche am meisten zu rühmen, was Andere mit dem heftigsten Tadel verfolgen zu müssen geglaubt: das sogenannte Modernisiren nämlich. Wir bekennen: so ist es uns eben recht. Wir fordern es sogar, daß der Geschichtschreiber das „Alterthum fruchtbar mache, daß es warm und voll an uns herantrete." Wer über den Tacitus selbst historisch mit zu berichten hat, kann eine Periode nicht auf eine Weise beschreiben, wie es Tacitus gethan, der sie zum Theil selbst mit erlebt hat. Wir haben von unserm Standpunkte aus jetzt weit andere Dinge zu sehen und zu erkennen, weit andere Räthsel zu lösen, die für jenen großen Geschichtschreiber noch nicht vorhanden waren. — Wenn also der Verfasser (S. 225) vom Jungstoicismus spricht, so ist das ganz gut und wir nennen das: Lehren und begreiflich machen. Wenn es heißt: „Plato suchte das Heil wesentlich auf communistischen Wegen" — so wüßten wir nicht, wie man sich treffender ausdrücken könnte. Wenn er ferner (S. 262) vom „frivolen Offiziercorps" redet und die Staatsreligion „Kirche" und die Priester nach Pers. 215 „Dickwänste" nennt, so finden wir das sehr richtig, sehr verdeutlicht, sehr gut. — Was kann man denn auch dafür, wenn Einem bei Schilderung der Lex Julia et Papia Poppaea (S. 300) das gleich ohnmächtige preußische Ehegesetz einfallen muß?!

Aber was rede ich viel, um zu empfehlen, was sich von selbst empfiehlt! Ist es doch nur die „Literarische Zeitung" welche (Nr. 38 und 40, 1847) als ein der Wissenschaft unwürdiges Organ, unter andern Kunstgriffen hauptsächlich sich jenes schwächlichen Vorwurfs bedient hat, um (aus leicht durchscheinenden Motiven) unser Buch bei dem Publikum zu verdächtigen. — Ueber jene sogenannte Recension fühlen wir uns im Interesse der Wahrheit und des Guten gedrungen, einige

Worte beizufügen. Kein Wunder zwar, daß ſich ein Dunkelmann, wie der Recenſent, an der ewigen Wahrheit der Geſchichte ärgert, — ſind doch in Rußland die Geſchichtswerke des Tacitus verboten. Aber die offenbare und blinde Böswilligkeit jenes halb kleinmeiſteriſch kritiſirenden, halb denuncirenden Geſchreibes, womit man das Buch vor Laien und Gelehrten zu vernichten ſich abmüht, iſt vielleicht nur in unſern Tagen eine Möglichkeit. Der Recenſent ſcheint gar nicht zu ahnen, daß er mit ſeinem vermeintlichen Haupttadel: das Buch ſei geſchrieben, um zwiſchen den Zeilen geleſen zu werden, vor der vernünftigen Welt nur das bewirkt, daß man auch ihn ſammt Seinesgleichen und was ſie im Schilde führen, recht gut aus ſeinen eigenen Zeilen herausliest? Aber dennoch erachten wir uns verpflichtet, um der ganz Ungelehrten willen und in Rückſicht auf unſere Zeit, wo die Schreier ſo oft der großen Maſſe imponiren, einige jener Ausſtellungen zur Probe zu geben. Noch ein anderer Grund bewegt uns dazu. Es iſt dem Recenſenten (wie es uns ſcheint) etwa ein oder zweimal gelungen, in gewiſſen Einzelnheiten dem Verfaſſer einen Fehler nachzuweiſen; womit er denn nach ſeiner Art ſich des vollen Rechts rühmt, das Ganze als unwiſſenſchaftlich zu verdammen.

„Auf unerhört großartige Weiſe ſei die römiſche Geſchichte durch den Verfaſſer gefälſcht" — dies aber vorzüglich darum, weil das religiöſe Bewußtſein bei den Alten von dem nationalen gar nicht verſchieden geweſen. Deshalb ſei auch kein Glaubenszwang möglich geweſen. Die philoſophiſchen Lehren des Alterthums ſeien nichts weniger als eine neue Religion geweſen. Uebrigens hätten die Machthaber nur das Praktiſche zu fürchten. — Wie ſophiſtiſch! — Findet ſich denn im Alterthum eine rein nationale Religion? Nein! der Polytheismus iſt das Gemeinſame. National war die Religion bei den verſchiedenen Völkern wohl auch, wie es ja überhaupt nie anders ſein kann, und wie auch die chriſtliche Kirche im Mittelalter es war, wo man eine deutſche, franzöſiſche und engliſche Kirche mit Recht unterſcheidet. Die philoſophiſchen Lehren waren allerdings keine neue Religion, als welche immer nur allmälig aus dem Leben entſtehen kann, von dem ſie geſchichtlich offenbart wird. So entſtand früher der Polytheismus, ſo keimte damals das Chriſtenthum auf. Jene Philoſophien hingegen konnten ihrer Natur nach nicht anders als negativ ſein. Aber zugleich waren ſie vorbereitend und bedeuteten eine gänzliche Umwälzung der geſammten menſchlichen Denkweiſe; ſie waren daher die Vorboten einer neuen poſitiven Religion. — Es iſt auch zuzugeben, daß, wenn irgend wo, dem praktiſchen Römervolke Staat und Kirche Eins und daſſelbe, daß ihnen politiſches und religiöſes Bewußtſein auf das engſte verbunden war. Aber um ſo gewiſſer war deshalb im politiſchen Despotismus zugleich der kirchliche enthalten; ſie waren Eins und einig. Und will etwa Recenſent im Ernſte behaupten, daß auch der politiſche Freiheitsdrang den Zwingherrn nicht praktiſch und nicht fürchtenswerth erſchienen? Das wäre doch ein wenig lächerlich.

Recenſent ſpöttelt über die Anſicht des Verfaſſers, daß er die von ihm behandelte Periode „eine Uebergangsperiode großer idealer Entwicklung nennt.“ Auch wir ſind der Meinung und haben nichts zu entgegnen, als das derjenige, dem das nicht ſo vorkommt, wenig das Panorama der Univerſalgeſchichte, die Geſchichte im Ganzen und Großen betrachtet zu haben ſcheint.

Recenſent ruft empört aus: „Wie kann man unſrer Zeit die Schmach anthun, ſie mit dem saeculum corruptissimum zu vergleichen? Darauf iſt ruhig zu antworten: Die Geſchichtſchreibung hat keine Sympathien und Antipathien. Sie weiß zwar, daß nichts genau ſo wieder geſchieht, was einmal geſchehn, aber Aehnlichkeit findet ſie viel, wie ſehr auch die Erſcheinungen dem Grade und der Modalität nach verſchieden; überall bemerkt ſie die Einheit in der Mannigfaltigkeit, und nur, indem ſie darauf hinweiſt, vermag ſie fruchtbringend zu lehren. — Recenſent ſcheint wirklich gar nicht zu ahnen, was menſchlich ewig in der Weltgeſchichte iſt, noch, daß gewiſſe ſittliche Grundforderungen für alle Zeiten und Verhältniſſe gelten. Er ſagt z. B.: daß ſolche Forderungen (der Lehrfreiheit u. ſ. w.) den römiſchen Despoten gegenüber lächerlich erſcheinen, *fühle* ein Jeder (!) Ueberhaupt liebt er es ſehr, ſich auf das Gefühl zu berufen und mit demſelben zu beweiſen. Denn triviale Phraſen, als: „wo es Sclaven gibt, gibt es auch Despoten“ können unmöglich für Beweiſe gelten. — Die Anſchauung Schmidt's, daß noch viel Herrliches im Heidenthum geweſen, das durch den Despotismus in ſeiner Blüthe unterdrückt worden, iſt ihm entſetzlich. Wir bekennen uns zu der nämlichen Anſicht. Wir meinen, die Keime des Chriſtenthums, das auch ein Zeichen jener Zeit war, ja das größte und ſtärkſte, hätten ſich vielleicht friſcher und lebensvoller entfaltet, als unter den obwaltenden Umſtänden möglich war. — Wenn Recenſent ferner aufſtellt: nur durch die Soldatenmacht habe der Despotismus ſich erhalten, nicht durch die orthodoxe Religion — ſo hat das in der That einen Schein für ſich. Aber man könnte doch auch erwidern: Wie aber? wenn das aufgeklärte Volk ſich aufgerafft hätte, wenn patriotiſche Begeiſterung die Bürger wieder zu Soldaten und die Soldaten wieder zu Bürgern gemacht hätte?! —

Nun einiges Einzelne. — Zuvörderſt (um dem Recenſenten zu zeigen, daß wir gerecht) merken wir an, daß auch uns der Verfaſſer in der Erklärung jener Stelle aus Acta App. (28. 16.) zu irren ſcheint und daß wir den Paulus nicht blos unter polizeilicher Aufſicht, ſondern für angeſchmiedet halten. So kommt es uns vor, wir weiſen indeß die Möglichkeit, unſrerſeits geirrt zu haben, nicht ab. — S. 421 citirt aber Schmidt eine Stelle aus Suetons Buch de claris rhetoribus, damit zu bewahrheiten, daß man in den Schulen häufig ſehr rationaliſtiſch gedacht. „Saepe fabulis fidem firmare, aut historiis demere (quod genus θέσεις et ἀνασκευὰς et κατασκευὰς Graeci vocant).“ — Dieſe letzte Parentheſe hat Schmidt weggelaſſen. Das legt ihm nun der Recenſent, kleinlich genug, als eine

unredliche Schlauheit aus. Denn durch jenen Beisatz ergebe sich ja, daß nur von bloßen rhetorischen Uebungen die Rede sei. Nun Schmidt hat sich wohl auch nicht erkühnt, das verhehlen zu wollen, wie es seine Worte jedem Unbefangenen bezeugen; er will an jener Stelle zunächst von nichts, als von rhetorischen Uebungen sprechen. Aber die Sache bleibt dennoch dieselbe. Denn daß man auf der Schule in solcher Weise sich exercirte, zeugt doch mindestens von großem religiösen Indifferentismus. Als wenn übrigens der Verfasser den mehr und mehr um sich greifenden Rationalismus nicht auch sonst noch durch andere Citate genugsam belegt hätte! (z. B. S. 331 die Meinungen über die Egeria). — In ähnlicher Art krittelnd sticht Recensent das Citat aus Juvenal (2. 3.) auf: „Qui Curios simulant et Bacchanalia vivunt," worin Schmidt mit Recht Heuchelei bezeichnet glaubt. Hier sei von keiner Religion die Rede! sagt er. Von christlicher Religion freilich nicht. Aber wir meinen, in der Nachahmung des Curius liegt neben der Genügsamkeit die alte römische Sitte überhaupt, welche nie ohne Frömmigkeit bestand. Was will denn der Recensent? Steift er sich doch sonst so sehr auf die Meinung, daß nationales und religiöses Bewußtsein dem Römer nicht verschieden war?! — Ganz ebenso erbittert er sich ferner über S. 307 und 308, wo der Verfasser, Juvenal folgend, den Weibern mit ihrer Unzüchtigkeit Hang zu abergläubischer Frömmelei schuldgibt. Recensent will aber wissen, Juvenal stellte nie Unzucht und Heuchelei in einem weiblichen Individuum zusammen dar, er zeige blos, einige Weiber seien unzüchtig, einige heuchlerisch. Es ist wirklich, als ob sich der Recensent vor der Bestätigung muckerischer Thatsachen fürchte. Und diese Dinge sind doch zu allen Zeiten vorgekommen, und ihr psychologischer Grund so durchsichtig. Im Uebrigen verräth er ein sehr schwaches Verständniß der innerlich sehr unter sich zusammenhängenden Genregemälde des römischen Meisters. Unmöglich kann er den ganzen Juvenal mit Aufmerksamkeit gelesen haben! Er vergleiche nur einstweilen Sat. 6 V. 529. 605. 538. 557. Wem aber das im Allgemeinen nicht genug schlagender Beweis für das Bestehen der Scheinheiligkeit sein sollte, der denke nur an die Persönlichkeiten des Vellejus und des Valerius Maximus, deren Bilder der Verfasser so trefflich abgezeichnet hat (S. 330 und 334). — Einen andern Widerspruch wähnt Recensent dem Verfasser nachgewiesen zu haben, indem er die von Tigellinus verfolgten Stoiker Offenbarungsgläubige nennt (S. 346 ff.) als welche sie ja doch, nach des Verfassers Ansicht, der princeps und seine Rathgeber nicht hätten verfolgen können. Das ist aber geradezu Unwissenheit. Denn wenn irgend eine philosophische Sekte in ihrem Verhältnisse zur Religion mit unsern heutigen Rationalisten verglichen werden kann, so ist es gewiß diese. Auch Schmidt sagt nichts anders (vgl. S. 216). — Einen entsetzlichen Lärm endlich macht der Recensent über Schmidt's Erzählung vom Tode des Pätus nach Tacitus. Man kann es aber ruhig jedem unparteiischen Beurtheiler überlassen, zu bestimmen: ob wirklich in irgend einem Punkte der Text

des Tacitus verfälscht ist, oder ob nicht blos das manchem heutigen Leser Dunklere lebendiger gemacht worden! —

So viel scheint zu genügen. Es ist ungefähr das, was von den Aus- und Aufstellungen der literarischen Zeitung eine Art von Schein hat. Wir fordern indeß jeden Berufenen auf, das Uebrige nachzulesen. Alle leidenschaftlichen und persönlichen Ausfälle haben wir übergangen, wie billig.

---

Aber ich kann nicht umhin zum Schlusse noch einige Stellen aus dem Buche hier beizufügen. Sie sind fast gleichen Inhalts. Sie sind wiederholte ernste Mahnungen, welche sich dem Verfasser bei getreulicher Betrachtung der fortlaufenden Geschichte von Zeit zu Zeit immer wieder jedesmal wie neugewonnen und dadurch mehr und mehr sich bestätigend, ungesucht von selbst aufdrängen. Sie mögen aber zugleich dem künftigen Leser ein Zeugniß sein, welches Geistes der Geschichtschreiber ist, den er vor sich hat.

Die Geschichte spricht zu ihm S. 170:

„Freilich ist jedes religiöse Prinzip, und also auch das heidnische, ein Bestandtheil des Wahren, so lange nämlich alle übrigen geistigen Entwicklungen des Menschen demselben harmonisch entsprechen; aber eben dieses Wahre wird auch wieder zu einem Unwahren, das einem neuen Prinzipe allmälig weichen muß, sobald jenes harmonische Verhältniß zu der Gesammtbildung des Geistes sich in eine Disharmonie auflöst. Denn die Wahrheit ist zwar eine ewige, gleichwie die Gottheit; aber die irdischen Bestandtheile des Wahren entfalten sich in der Zeit und wechseln wie die Generationen des Menschen."

Ferner S. 179:

„Der moralisch ethische Gesichtspunkt nur kann den stets so eifrig moralisirenden Plutarch, der doch selbst als Philosoph den sinnlichen Vorstellungen des Heidenthums nicht blindergeben war, dazu vermocht haben, Euhemerus als den Zerstörer des Glaubens eben so entschieden zu verdammen, wie ihn nachmals die Kirchenväter priesen. Denn so leicht wandelt sich das Urtheil der Welt über eine Weile in das gerade Gegentheil um, und nur zu oft wird das erste „Schuldig" der Mitwelt in zweiter Instanz von der Zukunft cassirt."

Ferner S. 190:

„Das aber erscheint als der höchste Widerspruch gegen die Vernunft, wenn die Macht die Keime des Neuen zwar wahrnimmt, aber von dieser Wahrnehmung gleich wie von einem Gespenste aus der epikureischen Seligkeit der Ruhe aufgescheucht, nur deshalb zur Thätigkeit sich emporrichtet, um die frischen Triebe gleich wucherndem Unkraut auszuroden. Wohl der Menschheit, daß die Geschichte jederzeit solche Widersprüche aufhebt und frei macht, was der Augenblick bindet! Der heidnische Rationalismus und das Christenthum galten als Seuche und als Gift der Neuerung, weil jener die Pflugschaar, dieses das Saatkorn der neuen Zukunft war; doch die Geschichte hat die Seuche in ein Heil der Erde, das Gift in Mark und Blut der Völker umgewandelt und die Nachwelt hat gesegnet, was die Mitwelt verfluchte. Das ist das Schicksal aller Prinzipien, aller Wendepunkte in der Entwicklung des Geistes, von denen sich kein Sterblicher vermessen sollte, den letzten erschauen zu wollen; und doch ist aller geistige Zwang nur eine Folge solcher

Vermeſſenheit: immer will man das Beſtehende und Herkömmliche bannen, als ob es das Letzte und Ewige ſei."

Solche ſind die Hauptreſultate der Schmidt'ſchen Arbeit. —

Dresden, im Februar 1848. **Richard Treitſchke.**

---

Vorſtehendes war geſchrieben kurz vor dem Ausbruche der deutſchen Revolution und vor dem Sturze der Cenſur. Jetzt hätte es wohl nicht des vielen Redens gebraucht! Doch halte ich meine Recenſion für ein dienliches Hilfsmittel zur Erkenntniß der bodenloſen deutſchen Jammerzuſtände von geſtern, welche jedoch unter dem Dämmerhorizonte mehr gefühlt als von Allen ganz durchſchaut werden konnten, welche ſich uns heute aber mit dem plötzlich hereinbrechenden Lichte als die abſcheulichſten Fratzen darſtellen. — Das Gold des Schmidt'ſchen Buchs bleibt aber und kommt nun erſt recht zu Tage. Leſet es jetzt, Ihr lernt daraus noch mehr, als Euch die letzte Zeit gelehrt. Es war und iſt noch ein prophetiſches Buch! — **R. T.**

---

# Aus Paris.

Ein blinder Janus. — Blanqui, Cabet und die Communiſten. — Sobrier und die Montagnards, die republikaniſche und Stadthauswache. — Der Portier der Polizeipräfectur. — Die Wahlen.

Taſchereau mit ſeiner fürchterlichen Revue retroſpective gleicht einem blinden Janus, den die Ultras des neuen republikaniſchen Olymps, in Ermangelung der ehemals beliebten Proſcriptionsmittel, zum blutloſen Nachrichter der Februarrevolution gemacht haben. Iſt Frankreich durch die Corruptionsſcandale des Jahrs 1847 noch nicht genug demoraliſirt, iſt das Vertrauen noch nicht tief genug untergraben, und glaubt man durch die Veröffentlichung der Namen derer, die aus den geheimen Fonds bezahlt wurden, die Geſellſchaft wirklich ſäubern zu können? Wo das Uebel ſo groß, wo namentlich die höhere Schichte der Geſellſchaft ſo gewaltſam in den Strudel des Genuſſes hineingezogen worden iſt, da kann die Veröffentlichung dieſer Aktenſtücke durchaus keinen höhern Zweck, keine Beſſerung erreichen, ſondern allenfalls nur dazu dienen, eine unbeliebt und längſt anrüchig gewordene Partei an den Pranger zu ſtellen. Wie gefährlich dieſes Spielen mit der ſeidenen Schnur ſelbſt für die Spieler iſt, beweiſen die tollen Gerüchte, die ſich an die jetzige Macht Taſchereau's knüpfen. So erzählt man von ihm, er behaupte die Aktenſtücke zu beſitzen, welche die Traktate der geſtürzten Regierung mit Armand Marraſt wegen der Vertheidigung der Pariſer Feſtungswerke im National enthielten. Dieſes Gerücht erweckt nun natürlich den Verdacht, die Verleumdung Marraſt's, der bekanntlich zur gemäßigten Partei gehört, gehe von den Ultras im Schooße der Regierung aus und dieſe Ultras weiden ſich überhaupt an den Wirkungen der Revue retroſpective. Uebrigens war zur Zeit der Entſtehung der Feſtungswerke nicht Marraſt, ſondern Baſtide Director des National, und da es derſelbe Baſtide war, der auf ſeinem Poſten als Generalſecretär am Miniſterium des Auswärtigen, Taſchereau die betreffenden Manuſcripte verſchaffte, ſo ſtellt ſich die Unwahrſcheinlichkeit des erwähnten Gerüchtes von ſelbſt heraus. Die Revue retroſpective hätte einen weit würdigeren, wahrhaft zeitgemäßen Beruf erfüllen können, wenn ſie ſich zur Aufgabe gemacht hätte, die diplomatiſchen Kunſtſtücke durch Veröffentlichung der geheimen Akten in ihrer ganzen Nacktheit darzuſtellen. Sie hätte zeigen müſſen, daß es ihr um die Sache und nicht um die Perſonen zu thun iſt. Wollte man einwenden, es ſei bei der Geſtaltung der neuen Dinge nöthig, das Volk mit ſeinen Verräthern bekannt zu machen, ſo iſt dies ſehr unhaltbar, denn die wirklichen Verräther werden es bei der Oeffentlichkeit der Candidaturen und Wahlen nicht wagen aufzutreten, und dann hätte man die That eines Jeden ja erwägen und ihn verhältnißmäßig beſtrafen können, anſtatt die Schuldigſten, die Schuldigen und die Unſchuldigen dem übereilten Urtheile der verblendeten Maſſe preiszugeben. Eine Menge Perſonen konnten ihre Dienſte und Unterſtützungen nur aus den geheimen Fonds erhalten, weil man ſie unter keiner andern Rubrik in die Staatsausgaben bringen konnte. Herr Taſchereau aber ſtellt den Spion, den feilen

Schriftſteller und den Bettler an ein und denſelben Pranger. Für das Blanqui'ſche Aktenſtück in der erſten Nummer hätte Paris übrigens theuer zahlen können, und da die ganze Angelegenheit noch nicht beendet iſt, ſo werden die Nachwehen vielleicht auch nicht ausbleiben. Blanqui behauptet bekanntlich, daß das Aktenſtück von der gemäßigten Regierungspartei, die ſeinen Einfluß fürchte, untergeſchoben ſei, und bisher hat Taſchereau den Beweis der Authenticität noch nicht geliefert. Blanqui's Vertheidigungsſchrift, obgleich das Werk einer unglücklichen exaltirten Natur, iſt von erſchütternder Wirkung. Erinnert man ſich nicht beim Leſen der folgenden Worte, des Schickſales unſerer eigenen Demagogen in den Kerkern Preußens und Oeſtreichs? „Wer von meinen Genoſſen," ſagt Blanqui, „hat den Kelch des Leidens ſo tief als ich geleert? Ein ganzes Jahr hindurch das Hinſchmachten eines geliebten Weibes, das fern von mir in Verzweiflung unterging, und dann zwei volle Jahre eines endloſen Beiſammenſeins, (tête-à-tête) in der Einſamkeit der Zelle mit dem Schatten der Hingeſchiedenen: das war mein Leiden, meines allein in dieſer danteſchen Hölle. Ich verlaſſe ſie mit gebleichtem Haupte, an Leib und Seele gebrochen und nun ſchreit man mir: Tod dem Verräther! entgegen!"

Cabet hat an dieſem Streite dadurch Theil genommen, daß er Blanqui's Ausſage, „Ledru-Rollin habe ſich mit ihm unterreden wollen," beſtätigt. Während in der letzten Woche ganz Paris mehrere Tage hindurch unter den Waffen ſtand, weil man ernſtlich einen Handſtreich der Communiſten befürchtete, erklärt Cabet auf das Entſchiedenſte jeder gewaltſamen Maßregel fremd zu ſein. Cabet iſt auch in der That mehr Repräſentant der communiſtiſchen Ideen, während Blanqui als Mann der That ſich bei günſtiger Gelegenheit an die Spitze ihrer Actionen ſtellen würde. Die Einwohner von Paris haben ſo ziemlich ohne Ausnahme begriffen, daß eine neue Umwälzung, von welcher ſich die Regierung in der vorigen Woche bedroht glaubte, nur communiſtiſcher Natur ſein könnte und die 200,000 Mann ſtarke Nationalgarde iſt daher auf den Ruf der Trommel, drei Tage lang für den eigenen Heerd unter die Waffen getreten. Die Communiſten mußten auf dieſe Weiſe von ihrer Vorausſetzung, daß die Bourgeoiſie feig ſei, bedeutend zurückkommen und ſie würden ungewöhnliche Gelegenheiten abzuwarten haben, bevor ſie einen neuen Angriff wagen können.

Zwiſchen den Communiſten und der radikalen politiſchen Partei ſtehen in Paris Volksmaſſen, die ſich Montagnards nennen. Der organiſirte Theil unter ihnen zeichnet ſich durch die geliebte rothe Farbe aus, die ſie an Binden und Gürteln tragen. Der Citoyen Sobrier, ein alter „Wühler", der gegenwärtig die wüthende „Commune de Paris" herausgibt, hat ſolche Montagnards als Leibwache auf ſeinem Zeitungsbureau. Dieſes befindet ſich in dem prachtvollen Palaſte der ehemaligen Civilliſte der Herzogin von Orleans, in der Straße Rivoli, in welchem Sobrier ein Appartement gemiethet zu haben behauptet, während die Oppoſitions-Journale Ledru-Rollin vorwerfen, er habe der Redaction das Lokal unentgeldlich eingeräumt. Das eigentliche Corps der Montagnards aber bildet die Leibwache Cauſſidière's des neuen Polizeipräſidenten. Es beſteht aus dem Kern der Februarkämpfer, die am 28. unter der Anführung Cauſſidière's und Sobriers die Präfectur einnahmen und ſeitdem auch nicht wieder verließen. So kühn und entſchloſſen ſie ſich bei jeder neuen Gefahr des Kampfes zeigten, ſo wenig laſſen ſie ſich jetzt einer Disciplin unterwerfen, ſie behandeln den Präfekten wie einen ihrer Kameraden, leben und ſterben aber für ihn.

Ein Beiſpiel von der Autorität, die ſie ſich anmaßen, iſt folgendes. Bei der communiſtiſchen Manifeſtation vom 16. wurden mehrere Individuen, die aufrühreriſche

Broſchüren verbreiteten, verhaftet und nach der Polizeipräfectur abgeführt. Als die Gefangenen dort angekommen waren, machten die Montagnards kurzen Prozeß und befreiten ſie unter dem Vorwande, daß ſie die Citoyens als honette Leute kennten. Indeß ſoll es Cauſſidière neulich doch unternommen haben, ihnen eine ernſte Strafpredigt zu halten und einen neuen Aufenthaltsort im Blindeninſtitute anzuweiſen. Daß man keine förmliche Auflöſung des Corps wagt, beweiſt, wie viel Rückſichten man mit den Februarkämpfern zu nehmen hat.

Bei weitem zahlreicher und disciplinirter iſt die „Volks-“ oder „republikaniſche“ Garde, die aus Infanterie und Cavallerie beſteht und vom Präfecten commandirt wird. Charakteriſtiſch iſt es, daß die Offiziere dieſer ſogenannten Garde auf ihren Kappen eine kupferne Medaille mit einer rothen Jacobinermütze tragen. Außerdem exiſtirt noch eine etwa 400 Mann ſtarke Garde des Stadthauſes, die ebenfalls aus Kämpfern am entſcheidenden Tage ſelbſt gebildet worden iſt.

Während der Vertheilung der Fahnen am Triumphbogen erzählte mir ein Montagnard „comme quoi“ Delahodde von Cauſſidière „attrappirt“ worden ſei. Die Geſchichte hat wirklich etwas Tragi-komiſches und ich will daher ihren noch nicht bekannten, ergänzenden Theil wieder erzählen. Delahodde beſuchte den ehemaligen Polizeipräfecten in der Regel Nachts um 2 Uhr und wurde vom Portier der Präfectur eingeführt. Als er nun zur Belohnung ſeiner republikaniſchen Verdienſte von Cauſſidière zum Generalſecretär der Polizei ernannt worden war, ſtörte ihn der Portier, der ihn unter dem Namen von Monſieur Pierre kannte, und er ſchickte ihn deshalb fort. Der Portier ging nun beichten und da es dem Präfecten ohnehin ſchon aufgefallen war, daß Delahodde ſich beſtändig um einen gewiſſen Aktenſtoß herumbewegte, ſo fand er die Beweiſe ſeiner Spionirerei ohne weitere Schwierigkeiten.

Während ich dieſes ſchreibe, wird die nächſte Zukunft Frankreichs durch die Wahlen entſchieden. Aller Wahrſcheinlichkeit nach trägt die gemäßigte Partei den Sieg davon, denn die Provinzen ſind dem Radikalismus noch mehr abhold als die Bürgerpartei von Paris. Die Republik wird der Form nach beibehalten werden, aber der Kampf iſt darum nicht beendet, denn die Republik wird von den verſchiedenen Parteien verſchieden verſtanden. Je weniger die ſocialiſtiſchen Reformen diesmal realiſirt werden, deſto näher wird Frankreich von einer neuen Revolution bedroht. Es wälzt wie Siſyphus den Stein.

Den 29. April. **Dr. F. S. Bamberg.**

---

## Aus London.

Die Chartiſten. — People und Mob. — Proctor und Carlyle. — Handelsſtockung. — Die Irländer und ihre Lordings. — Bunſen, der Prinz von Preußen und die pommerſche Vendee. — Freiligrath-Schmaus. — Metternich und Guizot. — Citoyen Brougham.

Die engliſchen Blätter ſprechen mit Spott und Verachtung von den Chartiſten und die deutſchen Zeitungen reden ihnen dies nach und bewundern England, wie es erfolgreich den Forderungen dieſer Aufrührer widerſtanden. Hat es das?

Die Chartiſten gehören nicht der neuen Zeit an. Ihre Forderungen an das Gouvernement ſind ſehr alt, und die Männer, die ſie ſtellten, haben ſie ausdauernd im Sinne behalten und von der Zeit die Bewilligung deſſen gehofft, was der Augenblick nicht

gewähren wollte. Indeſſen haben ſich dieſen Chartiſten alle Jene zugeſellt, denen weniger an den ſechs Punkten der „Charter," als daran gelegen, die Rechte des Menſchen vertreten zu ſehen, der ehrlich vor dem Angeſichte Gottes ſein Brot zu verdienen wünſcht. Und dieſe Klaſſe betitelt man mit dem Ehrennamen „the mob." Spricht man von „people," ſo meint man damit reſpectable Leute, die ein Gewerbe treiben, das ſie ſo nährt, um auf der Straße nur im Sonntagsrocke ſpazieren zu gehen, „mob" aber ſind alle jene, die in der freien Luft im ſchmutzigen Anzuge ehrenwerth ihren Tagelohn ernten. Sind dieſe Leute aber nicht auch Engländer? Sind ſie nicht auch Kinder des Landes, und wenn ihrer hundert Tauſende die Stimme erheben und darum bitten, daß man auch einmal an ſie in der Sitzung des Parlaments denke, auch einmal ihre Rechte bedenke, der Verbeſſerung ihrer Lage eine Berückſichtigung ſchenke — ſollte das mit Hohnlachen zurückgewieſen werden?

Man wundert ſich, daß ſie ſo wenig Sympathie unter der Mittelklaſſe gefunden! Was iſt natürlicher? Die Gewerke, die kleinen Kaufleute, alle „trades people" — ſie alle wünſchen keine Veränderung, ſie alle ſind zufrieden mit dem Beſtehenden. Sie haben ihr „Vote" und müſſen von den höhern Klaſſen leben, die ſie daher gerne ſo reich, mächtig und angeſehen wiſſen, als nur möglich, damit es ihnen dann recht zur Ehre gereiche, für irgend eine große Perſonage zu arbeiten. Eine Stufe höher, und dieſe Liebe zu dem Beſtehenden wird noch ſtärker. Hört man hier von „Chartiſten," ſo denkt man gleich, die Leute haben es darauf abgeſehen, den höhern Klaſſen etwas zu nehmen; man denkt an „égalité," und dies Wort, das dem Engländer über alles zuwider iſt, macht ihn ſo krank, daß er lieber noch die „liberté" opferte, als ſich mit einem ſo häßlichen Dinge einzulaſſen. Sympathie kann alſo der „mob" von England nicht finden, als — bei dem „mob," und dazu gehören alle Fabrikarbeiter, Bergleute und Ackerbauer, und die Zahl aller dieſer zuſammen iſt nicht gering und macht ein hübſches „Chartiſtencorps" aus. Aber es fehlt ihnen an Anführern, an gediegenen Männern, die ihre Sache führen. Die lächerliche Rolle, die Herr O'Connor ihnen kürzlich aufgenöthigt, war nicht danach, ihrer Sache einen ernſten Anſtrich zu geben. Und „le droit de l'homme" iſt im guten alten England noch gar zu wenig verſtanden, ſelbſt die Liberalen hier können durchaus kein ſolches Princip anerkennen; der Menſch als Individuum iſt ihnen nun einmal nichts. Es iſt darum für den Fremden außerordentlich ſchwer, dieſen kalten, fremden Ton gegen Untergebene anzunehmen, den hier der bon ton fordert und der die Leute zu wahren Maſchinen herabwürdigt. Die Folge davon iſt, daß die Engländer auf dem Continente gegen Handwerker und Kaufleute ſo grob erſcheinen, was ſie durchaus nicht zu ſein glauben; es iſt nur Gewohnheit, weil Jemand, der ihnen dient, kein gentleman mehr iſt.

Zwei Männer nur haben den Chartiſten und ihren Rechten das Wort geredet, Proctor, der Dichter, der ſchon vor ungefähr 10 Jahren den möglichen blutigen Ausgang ihrer Anſprüche beſang, und Thomas Carlyle, deſſen Buch über Chartism 1840 erſchien und das jetzt wieder als Grundlage aller Behandlungen dieſes Stoffes vorgenommen wird. Er ſagt darin: „Allgemein herrſcht die Anſicht (1840), daß die Lage der Proletarier eine Unheil weiſſagende ſei; daß etwas geſagt und gethan werden müſſe, ſie zu ändern. Und ſicher kann dieſe Anſicht nicht trügen, zu einer Zeit, wo eine „National-Petition" von vier Männern getragen einem reformirten Unterhauſe vorgelegt iſt, und wo die Chartiſten, anderthalb Millionen an Zahl, den Groll der Nichtbewilligung im Herzen tragen. Mir individuell iſt dieſe Sache ſeit lange als eine Unheil bedeutende vorgekommen, und wenn nicht etwas in Bezug darauf geſchieht, ſo

wird die Sache für ſich ſelbſt etwas thun, und das auf eine Art, an der Niemand ſeine Freude haben wird. Die Zeit iſt wahrlich da, wo man dieſen Gegenſtand in Betracht ziehen ſollte, um ernſtlich dann zu handeln."

„Den Zeitungen nach iſt es mit den Chartiſten vorbei; das Reform-Miniſterium, heißt es, habe dieſe Chimäre zerſtört und das auf die erfolgreichſte Weiſe. So ſagen die Zeitungen, und doch wiſſen die meiſten Leſer, daß freilich wohl die „Chimäre" des Chartiſtenthums zerſtört iſt, aber nicht die Realität. Man hat ſie verhindert, wie in den letzten Monaten, in wilden Tönen ihre Anforderungen kund zu machen, ſie ſind einem Naturgeſetz gewichen, aber der Geiſt des Chartiſtenthums lebt fort; das iſt die bittere Unzufriedenheit, die, wachſend, ſich zu wahnſinniger Höhe ſteigert, es iſt das Unrecht, das in der Lage und Stellung der Proletarier Englands liegt."

So ſchrieb Thomas Carlyle im Januar 1840. Und die Wahrheit ſeiner Worte hat ſich bewährt. Der Geiſt des Chartiſtenthums hat fortgelebt und jetzt auf's Neue einen Ausdruck geſucht, den 150,000 bewaffnete Conſtables verhindert. Die Zeitungen ſagen wieder, es ſei vorbei, und freuen ſich, daß England ſo viele loyale Bürger aufzuweiſen gehabt; — aber wieder hat man eine „Chimäre" und nicht die Sache zerſtört, die jetzt zu einer furchtbaren Criſis heranreift. Schon haben ſich viele Stimmen erhoben, die das frevelhafte Scherztreiben mit dem bittern Ernſte, der die armen Leute zu ihrer Petition vermochte, auf das ſchärfſte tadeln, ſo daß ihre ſcheinbare Niederlage ihnen ſchon zum ſchönen Siege geworden iſt, — zum Siege in dem Sinne, daß ſich Männer für ſie erheben, die ihnen das Recht zuerkennen, gehört zu werden, und die laut darauf dringen, daß dies geſchehe. So mögen ſie auch ohne Gewaltthaten ihr Ziel erreichen. Es iſt eine Möglichkeit; aber auch nur eine ſolche. Unterdeſſen ſitzt alles in ſtummer Erwartung, von jeder kommenden Stunde etwas hoffend, fürchtend und vermuthend. Handel und Wandel ſtehn ſtill; ſchwer befrachtete Schiffe werden wieder entladen, weil der Continent dem Kaufmanne keine Sicherheit gewährt. Bei den Eiſenbahnen in Frankreich haben ſehr viele verloren. Herr Mac Gregor, der die meiſten Actien beſaß, iſt hingeeilt zu retten was er kann. Irland iſt in furchtbarer Bewegung. Das Volk bewaffnet ſich und bereitet ſich heimlich zum Kampf, — um — der Himmel weiß was zu erreichen. Bei Limerik exerciren jede Nacht 9000 Mann mit Piken auf einem Felde. Sie wollen „Repeal;" ſie wiſſen aber nicht was ſie wollen; — Schottland war Anfangs auch lange unzufrieden, kein eigenes Parlament zu haben, bis es endlich im Laufe der Zeit eingeſehen, wie vortheilhaft dieſe Verbindung mit England geweſen und daß das Nationalgefühl keineswegs dabei gelitten. Was ſollte das arme Irland machen, wenn es mit ſeinen eignen Lords zu thun hätte, die ſich wenig um das Land kümmern, dem ſie angehören. Da hat neulich wieder ſo ein ſauberer Herr, Lord Ventry, 2500 Menſchen von ſeinem Gute fortgejagt, weil ſie ihre Rente nicht zahlen können. Solche Lords, die nichts verſtehen, als in der „Saiſon" in London mit ſtrohfarbenen Handſchuhen ſpazieren zu gehen, dieſe ſind das Unglück des Landes. Zum erſten Mal nimmt England jetzt lebhaften Antheil an den Vorgängen auf dem Continente. Der Engländer iſt ſonſt im gewöhnlichen ruhigen Fortſchritt der Zeit ſo ganz mit ſeinen heimiſchen Debatten beſchäftigt, daß er kaum einen Blick auf die paar Zeilen auswärtiger Correſpondenz wirft, die in einer Ecke ſeines großen Blattes wie verloren anzutreffen waren, jetzt aber brachten wir ſie in großen Buchſtaben oben an. Mit unſrer Vertheidigung der Herzogthümer gegen Dänemark iſt man allgemein unzufrieden und kann das Gerechte dieſes Verfahrens nicht begreifen, und einem Nationalgefühl verzeiht der Engländer nichts auf Koſten

der Gerechtigkeit. Bunsen hat sein Bestes gethan, aber seinen König damit nicht weiß gewaschen. Auch ist er nicht die Person darnach. Der Engländer verachtet einen Mann, der seine Politik den Zeitumständen, oder mehr noch persönlichem Vortheil opfert; er duldet lieber Alles, als das. Als daher Herr und Madame Bunsen mit den deutschen Farben geschmückt in einer Gesellschaft erschienen, wandte jeder Engländer mißvergnügt das Auge ab. -- Man sagt, daß er dem Prinzen von Preußen in einer Intrigue mit Pommern beistehe, das die Vendeé zu spielen gedenke. Gewiß ist, daß häufig Staffetten gehen. Die Deutschen hier amüsiren sich an der Idee, die pommerschen Junker die Legitimisten spielen zu sehen, und haben keine übergroße Idee von den Thaten, die sie unter der Führung dieses mordlustigen Prinzen verüben werden. — Freiligrath zu Ehren gaben seine jungen Landsleute noch einen großen Schmaus. Sie hätten auch Bunsen dazu laden sollen, damit er sich an den deutschen Farben ergötze, mit denen sie geschmückt sind. Freiligrath hat ein Bischen Deutschthum unter den jungen Herrn eingeführt, die ohne ihn wie eine verlassene Herde zurückbleiben werden, welche nicht weiß, woran sie sich mit den neu erwachten patriotischen Gefühlen halten. Wenn nicht etwa Metternich seine Stelle einnimmt? Er ist mit seiner Prinzessin im Brunswick-Hotel als Herr Mittigua abgestiegen. Ihm fehlt es wahrscheinlich nicht an Geld. Sein Leidensgefährte, Herr Guizot, will Sprachunterricht geben, eine Idee, die für Engländer, als höchst demüthigend, etwas sehr beklagenswerthes hat. Ob sie nun noch zu sich einladen können, ist die Frage! — Wenn ein Prinz so etwas thut, so ist das „piquant;“ aber ein Minister — der Fall ist noch nicht vorgekommen. Uebrigens sollte doch auch ein Engländer begreifen können, daß Guizot's Armuth weit ehrenvoller für ihn ist, als wenn er mit Crösus Schätzen prahlen könnte! —

Lord Brougham's Anfrage wegen des französischen Bürgerrechts, hat vielen Spaß gemacht. Punch vergleicht ihn mit Undine, sagt, er habe wie sie keine Seele, und etwas so mysteriös Abstoßendes und Anziehendes, daß man vergeblich heraus zu finden suche, wo der Anziehungspunkt sitze. — Mit Louis Philipp war er früher so intim, daß England oft besorgte, er möchte in vertraulichen Unterhandlungen den Staatsbürger vergessen und aus der Schule plaudern. So wie nun sein Busenfreund gefallen, will er sich naturalisiren lassen; — welch' schlechtes Compliment! **Amely.**

---

## Zur Charakteristik des französischen Unterrichtswesens.

Obgleich der Stoß, der im Februar den Julithron umwarf, auch Herrn v. Salvandy, den Großmeister der Universität, einen eingefleischten Aristokraten, traf, und an seine Stelle einen jungen, der deutschen Sprache kundigen, in Magdeburg geborenen Mann, Carnot, den Erben eines berühmten Namens setzte, so waren dennoch die Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens so eigenthümlich französisch, daß ihre Schilderung als ein Beitrag zur Sittengeschichte anzusehen ist, um so mehr, als Umgestaltungen darin bis jetzt nicht vorgenommen sind.

Das Erziehungswesen gliedert sich in zwei Hauptzweige ab, in Elementarunterricht, der als unterer und oberer Elementarunterricht (instruction élémentaire primaire und instruction élémentaire secondaire) die Schule von ihrer untersten bis zur höchsten Stufe des Gymnasialunterrichts umfaßt, und den höhern Unterricht (instruction supérieure), welcher unsern Universitätsstudien entspricht.

Zuvörderſt iſt hier eine Bemerkung über die Bedeutung des Wortes Univerſität in franzöſiſchem Sinne zu geben. Man verſteht darunter in Frankreich nicht die den vorbereitenden Schulen folgenden höheren Specialanſtalten, noch das ihnen gewidmete Gebäude, ſondern Alles, was im Gegenſatz zu wiſſenſchaftlichen Privatunternehmen, amtlich und öffentlich dem Bereiche des Unterrichtsminiſteriums anheimfällt. Ein professeur de l'université iſt alſo jeder Gymnaſialprofeſſor; jeder Beamter öffentlicher Erziehungshäuſer ein employé de l'université. Unſern Univerſitäten mit ihren vier Fakultäten entſprechen in Frankreich Specialſchulen, als Rechtsſchulen, ärztliche Schulen, Normalſchulen. Dieſe letzteren (écoles normales) ſind die Bildungsanſtalten für Philologen; ihre Schüler ſind in Frankreich uniformirt; ſie tragen einen ſchwarzen Leibrock mit blauen Palmen auf dem Kragen. — In Paris findet man allerdings zwei Anſtalten, die einen allgemeineren Charakter haben, die Sorbonne und das Collège de France. Dieſe beſitzen zwei Fakultäten, die faculté des sciences, welche ſich mit Mathematik, Naturkunde u. ſ. w. beſchäftigt und die faculté des lettres, deren Lehrgegenſtände alte und neue Sprachen, Geſchichte, Philoſophie ſind. Dieſe Anſtalten entſprechen alſo ziemlich der philoſophiſchen Facultät einer deutſchen Univerſität.

Da es dieſem Aufſatze nicht ſowohl auf ſtatiſtiſche Langweiligkeiten, als auf Veranſchaulichung nationaler Eigenthümlichkeiten ankommt, ſo führt er den Leſer in ein Auditorium der Sorbonne ein. Da wird es ihm freilich wenig gefallen; das iſt nicht der weite, hohe, wohlthuend helle Raum eines Berliner Hörſaals; es iſt ein beengtes, ſtinkend dumpfes, erſtickend heißes Gemach, deren jede Facultät der Sorbonne auch nur eins beſitzt; die ſich übereinander erhebenden Bänke ſind wahre Muſter von Unbequemlichkeit. Wir haben eben noch Zeit, das im Vergleich mit unſerer ſtudirenden Jugend durchſchnittlich größere Alter der Pariſer Studenten zu bemerken, ihr durchaus nicht renommiſtiſches Benehmen, ihre bürgerliche, nicht kleinſtädtiſch ſich hervorthuende Tracht, als die Thür des Hintergrundes aufgeht und der Pedell das nie fehlende Glas Zuckerwaſſer hineinbringt, dem bald der Herr Profeſſor folgt. Dieſem fehlt das rothe Bändchen der Ehrenlegion im linken Knopfloche ſelten. Der Vortrag der deutſchen und franzöſiſchen Profeſſoren iſt durchaus verſchieden. Während jener gründlich zu belehren ſucht, bei Einzelnheiten gern verweilt, zur Unterſtützung von allen Orten Citate herbeiſucht, ſelten ſich deſſen bewußt wird, daß er langweilt, und wenn er es weiß, dennoch mit großer Kühnheit in demſelben Schlendrian bleibt, ſucht dieſer durch Wort und Gebärde zu feſſeln; ſeiner Rede fehlt ſelten die fließende Fertigkeit, die anmuthige Form; ihm ſtehen die Mittel zu Gebote, durch einen Vergleich mit der Gegenwart, durch ein kühnes Witzwort zu wirken. Dort die Ruhe bis zum Phlegma, hier die Beweglichkeit bis zur Marktſchreierei. — St. Marc-Girardin, Exdeputirter, ein durch Geſchmack und Gelehrſamkeit ausgezeichneter Verfaſſer literariſcher Werke, iſt eine der Hauptzierden der Sorbonne. Keine gelehrte Bleichheit, kein vernachläßigtes Aeußere! Jugendliche Lebendigkeit liegt in ſeinem Auge, in ſeinem Ausdrucke, in ſeiner Bewegung. Der Saal ſeiner Vorleſung iſt immer voll, gewöhnlich überfüllt. Beginnt er nun, uns die Literaten der Vergangenheit zu ſchildern, als hätte er mit ihnen gelebt, uns ihre Thorheiten zu erzählen, als wäre er ihr Freund geweſen, als umgäben ihn noch dieſelben Verhältniſſe, ſo hört man keinen Laut im Saale; man lauſcht, wie in einem Salon, wo ein geiſtreicher Erzähler durch natürlichen Ausdruck die Comparſen der Geſellſchaft um ſich ſchaart, und erſt wenn bei einer feinen Anſpielung, bei einem wohlgezielten Schlage die Stille durch ein allgemeines Gelächter der jugendlichen Kehlen, durch ein allgemeines Händeklatſchen und Bravorufen unterbrochen wird, erinnert man ſich, daß man in der

Sorbonne iſt. Die Sitte hat es nämlich mit ſich gebracht, das Händeklatſchen auch für dieſe Vorleſungen zu erheiſchen; dies wäre kein Uebelſtand, könnte es die Befriedigtheit der Zuhörer ausdrücken; es iſt aber in dem Grade Gewohnheit geworden, daß es der hergebrachte Schluß jedes Vortrages iſt, ſelbſt eines langweiligen, der vielleicht nur fünf oder ſechs Zuhörer herbeizuziehen gewußt hatte. — Die Vorleſungen auf der Sorbonne und dem Collége de France ſind unentgeltlich und inſofern jungen Deutſchen zu empfehlen, die nach Paris gehen, um das Franzöſiſche zu erlernen und gewöhnlich nicht wiſſen, wie ſie das anfangen ſollen.

Die Gymnaſialſtudien beruhen, wie in Deutſchland, auf der Grundlage der alten Sprachen, des Lateiniſchen, wie des Griechiſchen, welches ſich erſt ſeit der Julirevolution in das Unterrichtsweſen eingebürgert hat, indem man erſt ſeit dieſer Zeit ungefähr eine Schulgrammatik dieſer Sprache beſitzt. Der Uebergang vom Gymnaſium (collège bis zur Märzrevolution, ſeitdem lycée) zur Univerſität wird durch eine unſerem Abiturientenexamen ähnliche Prüfung vermittelt, in deren Folge man Baccalaureus, bachelier-ès-lettres wird. Wie ſich doch der Unterſchied zwiſchen Nationen in Kleinigkeiten groß zeigt! Hat man das Abiturientenexamen gemacht, ſo iſt man in Deutſchland nichts, gar nichts; man hat den freien Willen, Student werden zu wollen oder nicht. In Frankreich dagegen mag man ſein, was man will, mag Student werden oder nicht, ſo empfängt man dennoch den ſtolzen Titel eines „mit Lorbeeren Gekrönten," wie es das Wort Baccalaureus ausdrückt. Auch in Deutſchland haben die Abiturienten einen Titel, eine Art Schmutztitel, den ihnen die Studenten geben: Maulеſel oder Fuchs. Das hat ein recht deutſches Ausſehen neben „Lorbeer gekröntes Haupt."

Die Lorbeeren ſpielen in der That in Frankreich eine große Rolle, und am Ende des Juli, mit dem das Schuljahr ſchließt, und wo im ganzen Umfange des Landes Schulprüfungen ſtattfinden, bildet der Abſatz dieſes edlen Krautes für die Fruchthändler (herboristes) eine ebenſo reiche Einnahme, wie in Revolutionen der Abſatz von Lichtern zur Illumination für die Gewürzkrämer. Denn jeder Junge und junge Mann, der eine Belohnung erhält, wird mit einem Lorbeerkranze! geſchmückt. Ja, deutſche Jungen! ich hoffe und bin überzeugt, daß ihr vor Scham in die Erde ſinken möchtet, wollte man euch für ein lateiniſches Thema ohne Fehler, oder für eine gut gelöſte mathematiſche Aufgabe Lorbeerblätter auf's Haupt drücken. Gegen Ende Juli iſt für die Lyceen von Paris und Verſailles eine allgemeine Preisbewerbung, deren Ergebniſſe in einer feierlichen Verſammlung auf der Sorbonne, wo ſämmtliche Univerſitätsmitglieder in europäiſch-ſpießbürgerlichem Pompe zugegen ſind, öffentlich bekannt gemacht werden. Der glückliche Bewerber erhält mit ſeinem Preiſe zugleich den Lorbeerkranz, und in demſelben Augenblicke, wo dieſer das jugendliche Haupt berührt, ertönt ein gewaltiger Tuſch. Dieſes Marktſchreierthum iſt die Schwäche der Franzoſen. Daphne war die Geliebte des Gottes der ſchönen Künſte, und ſeit ſie zum Lorbeer verwandelt worden war, wurden nur noch Apollo's Auserwählte damit geſchmückt, Sophokles, Virgil, Taſſo. — Wie würdig reihen ſich ihnen die franzöſiſchen Gelbſchnäbel an!

Die Gymnaſien haben dieſelbe Klaſſenanzahl, wie die deutſchen; die erſte Klaſſe, unſer Prima, wird durch zwei Abtheilungen erſetzt, welche die rhetoriſche und die philoſophiſche Klaſſe (kurzweg rhétorique und philosophie) heißen. Die Uebung, welche man auf deutſchen Gymnaſien unter dem Namen „deutſcher Aufſatz" kennt, iſt auf den franzöſiſchen Anſtalten völlig unbekannt. Auch iſt ihr nicht allzuſehr das Wort zu reden. Sie hat unſre hohlen Denker erzeugt. Ebenſo wenig kennt man lateiniſche Aufſätze. Der Geſchmack der Nation verräth ſich in der Wahl der hauptſächlich gele-

senen lateinischen Schriftsteller. Aus Titus Livius werden nur die gesammelten Reden gelesen; dagegen stehen Florus und Seneca mit ihren starken Farben und ihrem rhetorischen Tone hoch in Gunst. Die lateinischen Komiker werden eben so wenig erklärt. Vom Lesen nach metrischen Grundsätzen ist weder für lateinische noch für französische Verse die Rede. Die französische Sprache wird nach sehr guten Handbüchern in den unteren Klassen gründlich gelehrt. Die deutsche Sprache wird an allen Gymnasien, größtentheils von Deutschen, vorgetragen, eben so die englische von Engländern. — Die Gedächtnißübungen sind nicht so vernachlässigt, wie bei uns; sie sind im Gegentheil fast übertrieben; ich nenne es nicht übertrieben, wenn täglich in den Vor- und Nachmittagsstunden erlernte Aufgaben hergesagt werden; ich nenne es aber übertrieben, wenn Geographie und Geschichte auf diesem geistlosen Wege gelehrt werden. In den höheren Klassen tritt für die Geschichte ein anderer Uebelstand ein, weil hier ein, gewöhnlich zwar sehr gehaltvoller historischer Vortrag gehalten wird, der aber die Selbstthätigkeit des Schülers durchaus nicht im Auge behält. — Die Lehrstunden der Pariser Gymnasien dauern von 8 bis 10 Uhr Vormittags, von 2½ bis 4½ Uhr Nachmittags, mit Ausnahme des Donnerstag Nachmittags, an dem die Klassen nicht gehalten werden. Die lernende Jugend Frankreichs kennt also nicht die traurige Knechtschaft der unsrigen, welche sechs Stunden an die Kopf und Herz beengende Schulstube gebunden, außerdem noch manche Stunde ihres grünen Lebens der grämlichen Muse opfern muß. Dafür besitzen aber die jungen Franzosen ein weit härteres Loos. Der deutsche Knabe eilt, wenn die Glocke ihre ersehnten zwölf Schläge gethan, leichten Muthes auf die Straße, frei, wie der Vogel der Lüfte, um nach Hause zu gehen, heim in die süße Gefangenschaft des elterlichen Hauses, in die wohlthuenden Fesseln der Familienzucht. Der arme französische Knabe! Die Sitte hat es mit sich gebracht, daß sich Mütter und Väter der Erziehungssorgen entschlagen, erstere mit Mode und Gesellschaft, letztere mit Wahl, Bürgerwache u. s. w. beschäftigt. Der Sohn wird nun auf das Gymnasium oder in eine Pension gebracht. Die sechs Pariser Gymnasien haben nämlich zwei Klassen von Zöglingen, theils solche, die in der Anstalt Wohnung, Kost und Beaufsichtigung haben (internes), und solche, die nur den Lehrstunden beiwohnen (externes). Die ersteren haben eine Art Uniform, die in einer braunen Tuchweste, einem braunen Leibrocke und schwarzen Hosen besteht, nun aber eine den Farben der Republik entsprechende Umgestaltung erhalten soll. Die letzteren gehören den in ungeheurer Anzahl in Paris vorhandenen Pensionen an. Die Externen und Internen werden nach beendigten Lehrstunden in die unheimlichen Studiensäle geführt, wo sie in lautloser Stille unter der Aufsicht eines sogenannten maître d'étude sich zu den neuen Lehrstunden vorbereiten. Das erwähnte französische Wort ist wieder in so französischer Eigenthümlichkeit verfaßt, daß es einer nähern Beleuchtung werth ist. Ein Studienmeister! Klingt der Titel nicht, als müsse er einem der ersten Beamten des Unterrichtswesen angehören? Und dennoch, welch' ein trauriges, jämmerliches Brot essen diese Studienmeister. Schlecht besoldet, von ihren Vorgesetzten zurückgesetzt, von den Zöglingen als Spione gehaßt, Sclaven der Zeit und der Uhr, nur mit Bewachen in Lehrstunden und auf Spaziergängen beschäftigt, sind sie die Parias der französischen Universität, obgleich ihnen der Minister des Unterrichts, der Großmeister der Universität — das Großmeisterthum war Herrn von Salvandy's Steckenpferd — einen neuen Amtsrock versprochen hatte. Denn der Rock hat auf die Franzosen trotz ihrer Revolutionen einen bedeutenden Einfluß. Die Professoren der höhern Gymnasialklassen besteigen den Lehrstuhl stets in der Amtstracht, welche mit der unsrer protestantischen Geistlichen übereinstimmt.

Die geſchilderte Einkaſernirung der Familienſöhne in Gymnaſien und Penſionen iſt auch der Grund davon, daß uns die Pariſer Straßen ſo ſelten in den an uns vorüberwandelnden Phyſiognomien jugendliche Friſche und jugendliche Züge zeigen. Junge Leute oder Mädchen gehen überhaupt nicht allein auf den Pariſer Straßen; die Eltern halten darauf, daß ſie ſtets und namentlich auf der Straße unter Obhut und Aufſicht ſind. Die jungen, noch den Schulbänken angehörigen Franzoſen ſieht man nur an gewiſſen Tageszeiten, unter der Führung eines Studienmeiſters, in langen Reihen, zwei und zwei, den Klaſſen zuwandern. Der innere Hofraum empfängt ſie, in deſſen Mitte ein Trommelſchläger ſteht, welcher ſein Auge unverwandt auf die große Schuluhr wendet. Es ſchlägt acht; die Trommel wirbelt, die Züge trennen ſich und Jeder ſucht ſeine Klaſſe auf. Um zehn Uhr verkündet die Trommel wiederum das Ende der Lehrſtunden; bereits ſtehen die Studienmeiſter (von den Zöglingen pions beſpitznamt), im Hofe, bilden ihre Züge und gehen mit denſelben in die Studirſäle (études).

Wir haben bis jetzt die gut organiſirten Theile des Schulweſens kennen gelernt, ſeine kranke Seite iſt das Volksſchulweſen; die Statiſtiker Frankreichs und jeder Aufenthalt in einem franzöſiſchen Dorfe geben darüber traurige Belege; über die Hälfte der Bewohner des herrlichen Landes kann nicht leſen; ein Schulzwang, der ſich auf alle Perſonen ausdehnt, iſt nicht vorhanden; die ſittliche Befugniß der Dorfſchullehrer (instituteur primaire) wird nicht genau unterſucht. Beiſpiele, daß unter ihnen verworfene Menſchen, daß unter ihnen Verbrecher ſind, ſind nicht ſelten. Hier iſt der Wirkungskreis eines republikaniſchen Unterrichtsminiſteriums, hier iſt das unbeſtellte Land des menſchlichen Herzens, hier iſt zu ſäen. Welch' ein Volk müßte das franzöſiſche werden, wenn es zu ſeiner politiſchen Befähigtheit die Segnungen eines volksmäßigen Unterrichts hinzufügte. Doch leider geht bis jetzt aus keiner Verordnung des vorläufigen Unterrichtsminiſteriums hervor, daß es Vervollkommnung des Volksſchulweſens als Hauptgrundlage, als Hauptbeſtandtheil ſeines Wirkens betrachte!

**Büchmann.**

---

# Die östreichische Constitution.

Die Völker Oestreichs besitzen seit dem fünfundzwanzigsten April dieses Jahres Garantien ihrer Freiheit, vor welchen sich noch vor wenigen Monaten ihre kühnsten Wünsche scheu zurückzogen; Garantien, deren Ertheilung selbst von den östreichischen Liberalen und Politikern für eine politische Unmöglichkeit gehalten wurde. Was man in Oestreich stets für den ersten Anlaß zum Zusammensturz der Monarchie, zur Trennung der Nationalität hielt, soll jetzt dazu dienen die separatistischen Tendenzen zu paralysiren und den wankenden Grundbau des Kaiserreiches zu befestigen. Wir haben also ganz unbezweifelt eine Revolution und eine ganz radicale. Wie könnte man heute das als Heilmittel anwenden, was gestern der allgemeinen Ueberzeugung nach den Tod bringen mußte? Zwischen dem Versprechen und der Proklamirung der Constitution lag ein für Oestreich unerhört kurzer Zeitraum, so daß man überzeugt sein kann, die Revolution habe in ihrer Wirkung von unten hinauf bereits die letzten Bausteine, welche die Spitze der monarchischen Pyramide bilden, inficirt. Die Constitution und das östreichische Volk reiften einander nicht erst langsam entgegen, jene in den Bureaus der Staatskanzlei, dieses durch die Einflößung homöopathisch verdünnter Freiheiten; aber die Politik des Erzhauses glaubte eine Chance für sich zu haben, wenn sie den verlangenden Nationen die ersehnte Frucht selbst vom Baume brach, und geputzt und geschält präsentirte. Der nach einem provisorischen Wahlgesetze zusammenberufene Reichstag wird daher im Namen des östreichischen Volkes die Constitution entgegennehmen und nur einzelne Paragraphe, welche in der Verfassungsurkunde ausdrücklich bezeichnet sind, einer Erklärung unterziehn. Solche Punkte sind: das Preßgesetz, das Petitions- und Associationsrecht, die bürgerlichen und politischen Rechte der Nichtkatholiken und die Aufhebung der Beschränkungen in Bezug auf den Grundbesitz, das definitive Wahlgesetz für den Reichstag, die näheren Bestimmungen in Rücksicht der Verantwortlichkeit der Minister, die Institutionen der Provinzialstände, die Municipalordnung. So wichtig es ist, daß die Entscheidung über die vorliegenden Gesetzvorschläge einem Parlamente überlassen sei, bei dessen Zusammensetzung das Princip der Volksrepräsentation geltend

gemacht wurde, so bedenklich mag es wieder erscheinen, daß die Gesetzgebung bezüglich dieser wichtigen Rechte einem Reichstage zukommt, welcher nach einer provisorischen Wahlordnung zusammentrat.

Unter den Ländern, auf welche die Verfassungsurkunde Anwendung findet, wird das lombardisch-venezianische nicht genannt. Es scheint daher, daß man im Falle der Wiederunterwerfung dieser Länder eine besondere Verfassung, welche zugleich das Verhältniß der italienischen Gebietstheile zu den übrigen Bestandtheilen der Monarchie aussprechen wird, zu erlassen entschlossen ist. Auch Siebenbürgen, Croatien und Slavonien behalten gleich dem ungarischen Königreiche ihre bisherigen Verfassungen. Niemanden wird es in den Sinn gekommen sein, die neue Constitution auf diese Länder ausdehnen zu wollen. Die östreichische Monarchie war immer zum Theil constitutionell.

Die östreichische Reichsverfassung enthält alle Grundsätze eines freien constitutionellen Zweikammersystems; und man muß gestehen, daß der Sprung, den das östreichische Volk aus dem Sumpfe des Absolutismus auf den Damm des Constitutionalismus gethan hat, eben so gewaltig als kühn war, wenn man bedenkt, wie unvorbereitet er geschah, und über wie viele Bedenklichkeiten er hinwegsetzte, die selbst die westlichen Nachbarn während eines mehrjährigen constitutionellen Lebens nicht ganz überwinden konnten. Der Umstand, daß die östreichische Verfassung eine oktroyirte ist, wird dieser Behauptung nicht entgegentreten, denn das neue verantwortliche Ministerium war gewiß keinen Augenblick im Zweifel darüber, wie Viel man zum Wenigsten geben mußte.

Das Recht des Kaisers, verurtheilte Minister zu begnadigen, macht die Constitution zwar von dem Einschreiten einer der beiden Kammern abhängig; aber durch die Zusammensetzung des Senates, der zum Theil aus Mitgliedern bestehen wird, welche vom Kaiser willkürlich auf Lebenszeit ernannt werden, bleibt einem verurtheilten Minister ziemlich gegründete Hoffnung auf Begnadigung *). An dieser ersten Kammer, welche gegen ein Unterhaus, in dem die Opposition in der Mehrheit ist, willkürlich durch einen Pairsschub verstärkt werden kann, müssen Vorschläge, wie sie vom Repräsentanten des Volkes ausgehen können, nur zu oft scheitern. Alle Gesetze bedürfen der Zustimmung beider Kammern und der Sanktion des Kaisers. Die erste Kammer aber wird bestehen: 1) aus den Prinzen des kaiserlichen Hauses nach vollendetem 24. Jahre; 2) aus den vom Kaiser ohne Rücksicht auf Stand und Geburt ernannten Mitgliedern; 3) aus Hundertundfunfzig Mitgliedern, welche von den bedeutendsten Grundbesitzern aus ihrer Mitte gewählt werden. Wird die Mehrheit dieser Kammern conservativ sein? Höchst wahrscheinlich. —

*) Die Verantwortlichkeit der Minister, so wie die Bestimmung der anklagenden und richtenden Behörde, wird durch ein besonderes Gesetz geregelt.

Sehr bemerklich wird unter solchen Umständen der Mangel eines Gesetzes, welches bestimmt, daß eine von der Deputirtenkammer unterstützte, aber von der Majorität des Senates verworfene Bill, wenn sie vom Unterhause in einer bestimmten Zeit zum zweiten oder dritten Mal wieder unverändert an die erste Kammer gelangt, falls sie nicht Veränderungen in der Constitution betrifft, von derselben angenommen werden müsse und somit die Zustimmung des Kaisers erhalten kann.

Auch von einem zweiten Standpunkt betrachtet, ist diese Zusammensetzung der ersten Kammer von großer Bedeutung. Die Frage, ob Oestreich deutsch oder slavisch sein wird, rückt ihrer Lösung immer näher. Für's Erste wird wohl nur über die Präponderanz des einen oder des andern Stammes entschieden werden. Von einem eigentlichen Föderativsystem kann im Kaiserthum Oestreich wohl nicht die Rede sein; die Mühe, für alle seine Länder eine Constitution, eine Reichsverfassung zu ersinnen, wäre umsonst verwendet gewesen. Diese Frage nun wird nicht mehr von einer Hofkanzlei entschieden werden, welche nie etwas von der Existenz slavischer Völker zu wissen vorgab, sondern von den Nationalitäten selbst. Von beiden Seiten wird man einen offenen Kampf zu vermeiden suchen und lieber auf friedliche Weise für die Interessen der Nation, welche, wie uns die Gegenwart lehrt, in Oestreich nicht immer philosophisch betrachtet werden, arbeiten und wirken. Im östreichischen Parlament nun müssen nach der Sachlage, die für die nächste Zukunft zu erwarten steht, sehr bald und die meisten Begegnungen der beiden Nationalitäten vor sich gehen, die jedesmal zu einem furchtbaren Kampfe führen können, sobald nicht ein drittes Element, auf kluge Weise beschwichtigend, hinzutritt. Diese dritte Macht wird im Senate existiren, vorausgesetzt, daß der östreichische Kaiser die richtigen Wahlen trifft. Diese lebenslänglichen Senatoren können ebenso durch Unentschiedenheit wie durch offenes Hinneigen auf die eine oder andere Seite Oestreichs Integrität und seine Reichsverfassung gefährden. Im ersten Falle regierte das Unterhaus allein, im zweiten würde ein Aufstand der Nationen provocirt, denn die Verbindung der Völker durch eine Constitution ist noch zu neu.

Im Entwurfe der Constitution ist der alte Styl der östreichischen Kanzleien noch so wenig ausgerottet, daß man glauben könnte, er habe schon lange in einem Bureau vollendet gelegen, natürlich nur wenn man von ihrem Gehalte ganz absieht, und man hat oft Mühe die nunmehrige Freiheit der östreichischen Bürger herauszulesen. Der Paragraph 19 lautet: „Die Freiheit der Rede und Presse ist nach vollkommener Auflassung der Censur durch die Verfassungsurkunde gesichert.“ Wer erinnert sich bei dem Worte „Auflassung“ nicht an ein Netz, welches bisher jede Regung der Presse und der Meinung umgarnt hat, nun aber geöffnet wurde, jedoch so, daß man es jeden Augenblick wieder zuziehen kann? Man setzt natürlich nicht voraus, daß dies geschehen wird; aber nicht zu bestreiten ist, daß die Worte: „Die Censur ist

ein für alle Mal aufgehoben, sie darf nie mehr eingeführt werden," eine mehr beruhigende Kraft ausüben würden *).

Die Emancipation der Nichtkatholiken ist nirgends ausgesprochen. Die Constitution beruft sich sogar auf die beschränkende Gewalt früherer Gesetze, ohne das Versprechen zu ertheilen, dieselben einer Revision zu unterwerfen. So wird im Paragraph 31 den Deutschkatholiken die freie Ausübung des Gottesdienstes nicht gesichert, weil der Deutsch- und Christkatholicismus kein durch Gesetze anerkanntes Glaubensbekenntniß ist, wiewohl im Paragraph 17 allen Staatsbürgern volle Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährleistet wird. Eine Hindeutung auf eine später zu bewerkstelligende Emancipation enthält wohl der Paragraph 27: die Beseitigung der in einigen Theilen der Monarchie gesetzlich bestehenden Verschiedenheiten der bürgerlichen und politischen Rechte einzelner Religionsconfessionen, so wie die Aufhebung der der Erwerbung aller Arten von Grundbesitz noch entgegenstehenden Beschränkungen, werden den Gegenstand dem ersten Reichstage vorzulegender Gesetzvorschläge bilden. Es ist nur zu wünschen, daß die Worte „bürgerliche und politische Rechte" eine bessere Auslegung erhalten, als sie bisher in Oestreich erfahren hatten.

Der ungeheure Schritt, den Oestreich gethan, verringerte sich bei der Emancipationsfrage zu einem sehr mäßigen Vorwärtsbewegen und Joseph's II. Toleranzpatent wird dadurch neuerlich als eine ganz absonderliche Erscheinung im östreichischen Kaiserthum herausgestellt. Hierzu muß noch bemerkt werden, daß die Gesetzgebung über die Beseitigung jener Hemmnisse, welche den Nichtkatholiken ihre staatsbürgerlichen Rechte verkümmern, einem Reichstage übertragen wird, der nach einer provisorischen Wahlordnung zusammentritt. Den Juden ist die freie Ausübung des Gottesdienstes gesichert. — Ueberhaupt leidet der dritte Abschnitt der Constitution, welcher von den staatsbürgerlichen und politischen Rechten der Staatseinwohner handelt, fast durchgehends an Unklarheit und Unbestimmtheit. Die meisten Paragraphe enthalten nur Versprechungen und auf ihrer Basis wären die Bewegungen des politischen und bürgerlichen Lebens in Oestreich noch immer höchst unsicher, wenn nicht gefährlich. Nach den ersten Reichstagen wird dieser Abschnitt erst seine vollste Wichtigkeit erhalten.

Noch ist das Haus des Oestreichers nicht seine Burg. — Das Militair behält bis auf Weiteres noch immer seinen abgesonderten Gerichtsstand, obwohl ein gleicher Gerichtsstand allen Staatsbürgern zugesichert wurde. Die eigenthümlichen Militärverhältnisse Oestreichs mögen in dieser Beziehung hinderlich sein.

Das definitive Wahlgesetz wird ein Elaborat des Reichstags sein. Einzelne

*) Das provisorische Preßgesetz scheint ohne bindende Kraft geblieben zu sein.

Punkte der Conſtitution ſollen erſt dem Parlament, für welches noch keine conſtitutionelle Wahlordnung beſteht, zur Berathung überlaſſen werden: man erſieht daraus, daß der Guß der öſtreichiſchen Conſtitution noch nicht vollendet iſt; noch fehlt der Verfaſſung die vollendete Ausprägung.

Die Oeffentlichkeit der Parlamentsſitzungen iſt beſchränkt. Auf den Antrag von zehn Mitgliedern oder des Präſidenten wird die Kammer entſcheiden, ob von der Oeffentlichkeit der Verhandlungen eine Ausnahme gemacht werden ſoll. Das Reglement in Bezug auf die Geſchäftsordnung werden ſich die Kammern ſelbſt geben; bis dahin werden ſie ſich an ein Proviſorium halten.

Vor der Proklamirung der Verfaſſung erhoben ſich Stimmen in Oeſtreich gegen das Zweikammerſyſtem. Sie waren vereinzelt und fanden keine Berückſichtigung. Oeſtreich will ein großes Kaiſerreich bleiben, es will ſich der Meinung, daß von nun an blos die großen Nationen Großmächte ſein werden, nicht anſchließen, es will in ſeiner exceptionellen Stellung bleiben: das Zweikammerſyſtem in ſeiner jetzigen Zuſammenſtellung kann ihm dies möglich machen. Die Partei in Oeſtreich, welche noch die Vereinigung mit Deutſchland, die Einheit Deutſchlands auf ihr Programm ſetzt, wird von jetzt an eine revolutionäre ſein. Die Conſtitution läßt den Begriff der Kirche ganz unberückſichtigt und weiſt derſelben keine beſtimmte Stellung an. Im Widerſpruch damit ſcheinen die Geſetzespunkte hinſichtlich der nichtkatholiſchen Confeſſionen zu ſtehen. Vorausſetzungen in Betreff der katholiſchen Kirche kommen nirgends vor.

Den 2. Mai. Heinrich Schindler.

# Die Lage von Böhmen.

Prag, den 29. April.

Die Tagesfrage, in welcher sich nun die ganze politische Bewegung in Böhmen concentrirt, bildet der Beitritt Oestreichs zum deutschen Bunde. Sie wird um so heftiger debattirt, da sie zugleich eine entscheidend nationale ist und die czechische und deutsche Partei in zwei große Lager getheilt hat. Der erste Conflict, in welchem das Princip der Gleichstellung beider Nationalitäten und die Deutschen den Kürzeren zogen, entstand durch das Tragen der deutschen Cocarde. Das Nationalcomité, welches bekanntlich meist aus den czechischen Mitgliedern der Wenzelsbadversammlung besteht, erkannte das Recht der Deutschen, als freie Bürger ihre Nationalfarben zu tragen, an, nahm ihnen jedoch, „zur Verhütung von Reibungen," das Versprechen ab, diesem Rechte zu entsagen *). Für diese Demüthigung belohnte man die deutsche Deputation, indem man die Mitglieder derselben in das Nationalcomité aufnahm. Zu gleicher Zeit jedoch verstärkte sich die czechische Partei durch die Aufnahme von neuen Mitgliedern. Die Forderung, daß Mähren und Schlesien mit Böhmen zu einem Kronlande vereinigt werden sollen, hatte indessen die Deutschböhmen sowohl in Wien als in Böhmen wach gerufen und die Agitation zu Gunsten der deutschen Sache begann nun in sämmtlichen deutschen Kreisen wirksam zu werden. Die Deputationen von Stadt zu Stadt, so wie die Correspondenzen mit dem Wiener Verein der Deutschböhmen stärkten das Bewußtsein der Deutschen, so daß endlich auch die in Prag lebenden Deutschen einzelne Versammlungen hielten, aus welchen sich ein „constitutioneller Verein" bildete, der nun von Tag zu Tag an Kraft und Vertrauen im ganzen Lande gewinnt. Bereits haben die aus der deutschen Deputation aufgenommenen Mitglieder des Nationalcomités ihren Austritt erklärt und durch entschiedene Protestation begründet. Ich führe beispielsweise aus dieser Protestation den Umstand an, daß Graf Mathias Thun einigen Saatzer Bauern, welche sich Aufklärung über die Nationalfarben erbaten, entgegnete: „daß es der größte Verrath am Vaterlande sei, die deutsche Cocarde zu tragen oder die dreifarbige Fahne aufzustecken." Die Ernennung von Wahlcommissären, welche das Nationalcomité zur Leitung der Wahlen zum böhmischen Landtage beschloß, so wie die Berathungen über die Beschickung der Frankfurter Versammlung riefen nun in den letzten Tagen die heftigsten Protestationen nicht blos von deutschen Städten, wie Reichenbach, Saatz u. s. f., sondern aus durchaus von Czechen bewohnten Städten gegen die ganze Wirksamkeit und die Competenz des „sogenannten Nationalcomités" hervor. Mit Recht wird in denselben die Constituirung des Nationalcomités als Vertretung der gesammten Landesinteressen bestritten, da in demselben nicht einmal die Prager Bevölkerung, geschweige die Landkreise gehörig oder aus freier Wahl repräsentirt sind. Auch die Ernennung von Wahlcommissären wird als Bevormundung von Seiten einer nicht autorisirten Behörde, als welche sich das Nationalcomité gerirt, bezeichnet.

Noch heftiger erheben sich diese Stimmen in Bezug auf die Frankfurter Parlamentswahlen. Das Ministerium des Innern hatte die Wahlen für das deutsche Parlament

---

*) Besaß also das Nationalcomité nicht so viel Kraft und Vertrauen im Volke, um durch sein Ansehen dabei Reibungen zu verhüten?

vor mehreren Tagen in sämmtlichen Provinzen ausgeschrieben. Der Gouverneur Graf Stadion bewährte auch in dieser Sache, wie während der ganzen Zeit seit den Märztagen, seine Schwäche und Taktlosigkeit. Da er zu gleicher Zeit Präsident und Spielzeug des Nationalcomités ist, wagte er nicht, die Verordnung des Ministeriums zur Ausführung zu bringen, ohne dieselbe vorher dem Nationalcomité mitzutheilen. Das Nationalcomité hat nun in seiner Sitzung vom 26. beschlossen, daß die Parlamentswahlen in Böhmen einstweilen nicht stattfinden sollen. Zu gleicher Zeit schickte es eine Deputation mit einem diesen Beschluß begründenden Promemoria an Se. Majestät (nicht an das Ministerium) nach Wien. Diese Denkschrift, welche die Entscheidung wegen der Parlamentsbeschickung von Seiten Böhmens dem nächsten Landtage überlassen will, ist ganz in dem sophistischen und zugleich handgreiflich versteckten Sinne abgefaßt, wie Palacky's bekannter Brief. Die Czechen läugnen darin den Verband Böhmens mit Oestreich und Deutschland durch die bisher bestandenen Verträge, „indem es sich jetzt nicht um den früher bestandenen Bund der deutschen Fürsten, sondern um einen freien Bund der freien Völker handelt," beschließen aber in derselben Sitzung neben den böhmischen Landesfarben auch die österreichisch-kaiserlichen zu tragen, zum Zeichen, daß Böhmen (d. h. das souveräne Nationalcomité) keine Separation von Oestreich wolle." Nebstdem warnen die Herren vom Nationalcomité, daß die „Aufregung," welche die Parlamentswahlen hervorbringen würden, „nicht nur für Böhmen allein, sondern für den ganzen Kaiserstaat bedenklich wäre" und befürchten von der Frankfurter Versammlung „Gefahr für die Verfassung des östreichischen Kaiserstaates, ja selbst für die Dynastie!" — Aus diesen wenigen Andeutungen erkennen Sie, wie diplomatisch das Nationalcomité zu Werke geht und wie es sein System der Einschüchterung nicht blos gegen die Deutschgesinnten im Lande, sondern gegen Sr. Majestät Regierung selbst befolgt. Die Böhmen, d. h. das Nationalcomité will keinen Anschluß an Deutschland, weil es für die Gesammtmonarchie und die Souveränität der östreichischen Regierung zarte Befürchtungen hat und bekämpft selbst die Souveränität der östreichischen Gesammtmonarchie, indem es den staatsrechtlichen Verband Oestreichs mit Deutschland nicht anerkennt und die Entscheidung des verantwortlichen östreichischen Gesammtministeriums hinsichtlich der Wahlen zum deutschen Parlament von dem Beschlusse des böhmischen Provinziallandtags abhängig macht. Der wahre Hintergedanke der Czechen bei ihrer so oft ausgesprochenen Anhänglichkeit an die Gesammtmonarchie ist einzig und allein: daß sie ein östreichisches selbstständiges Kaiserreich so lange brauchen, bis sie sich in sich selbst und in der Verbindung mit den übrigen östreichischen Slaven gehörig zur Begründung eines eigenen Reichs gekräftigt haben. Die sanguinische Hoffnung jedoch, daß ein slavisches östreichisches Kaiserreich möglich sei, in welchem sich die deutschen und ungarischen Provinzen einverleiben lassen, hegen kaum die nationalsten unter den Czechen. —

Die Deutschen haben zu gleicher Zeit eine Deputation an das Ministerium nach Wien gesendet, um die Wahlen nach Frankfurt zur Ausführung zu bringen. So liegt es nun in den Händen des Ministeriums die nationale Frage für Böhmen für den Augenblick derart beizulegen, daß es bei den ausgeschriebenen Wahlen für alle jene Wahlbezirke, welche Abgesandte nach Frankfurt schicken wollen, verbleibt. Nimmt die Regierung auch diesmal ihre Verordnung zurück, so wissen wir nicht, was wir von einem Ministerium halten sollen, welches weder das Vertrauen irgend einer Partei noch das Ansehen der executiven Gewalt besitzt. Die Anarchie hier zu Lande nimmt stets mehr überhand. Das Gubernium und die Kreisämter, so wie die Dominialgewalten

bestehen nur mehr dem Namen nach. In Eile, einem kleinen Städtchen, hat ein entlassener Sträfling mit einer Rotte von 300 Menschen den Bürgermeister und den Magistrat abgesetzt und sich zum souveränen Herrn erklärt, indem er sich und seiner Schaar den Eid leisten ließ. In der Gegend von Podiebrad jagen Raubschützen und andere Tagediebe das beste Wild, erschlagen die Förster und fällen Holz in der herrschaftlichen Waldung nach Belieben. Aehnliche Excesse fürchtet man auch an anderen Orten. Ueberhaupt nimmt die Landbevölkerung an dem nationalen Streit bis jetzt gar keinen Antheil, gibt den Propagandisten kein Gehör und ist nur für die bessere Gestaltung ihrer materiellen Lage und Erhaltung des Friedens besorgt. Noch ist es daher Zeit, der Gefahr eines Bürgerkrieges vollends auszuweichen, wenn die Regierung energisch in ihrem Wirken auftritt, den Landtag so schnell wie möglich zusammenberuft und die Volksbewaffnung unter Leitung der Gemeindevorstände auch über das ganze flache Land erstreckt. Tritt der Landtag zusammen, werden die Gesetzentwürfe über Munizipalordnung in's Leben treten, so werden auch die Parteien, welche sich jetzt als nationale gegenüber stehen, wahrhaft politische werden, welche in der Bewegung des constitutionellen Lebens jede nationale Eifersucht verschmähen. Kleinliche Demonstrationen, wie das Bestehen einer eigenen czechischen Gardelegion (Swornost, Eintracht genannt), in altczechischem Costüme können sich die Deutschen ganz gut gefallen lassen, da die Lächerlichkeit mit der Fürchterlichkeit oft Hand in Hand geht. Die Czechen selbst erzählen die lustigsten Geschichten von diesen begeisterten Patrioten.

Der Adel hier nimmt bis jetzt keinen Antheil an der Bewegung mit Ausnahme jener Herren, welche bereits als Landstände zu den Liberalen gezählt wurden und nun meist zu den eifrigsten Revolutionsmännern des Nationalcomités gehören. Die deutschen Adeligen jedoch, so wie die reicheren Bürger wagen nicht mit einer entschiedenen Farbe hervorzutreten.

Die Studenten haben in diesem Augenblicke den Fakultätenstreit auszufechten. Die Verordnung des Unterrichtsministers, daß die Fakultäten durch eigene Wahl den Studienrath bilden sollen, und daß die Universität Abgeordnete zum Landtage wählen solle, gibt zu verschiedenartigen Auslegungen und kleinen Kämpfen Anlaß. Die alten Zöpfe unter den ordentlichen Professoren wollen die Dozenten nicht zum Lehrkörper der Fakultät mitgezählt wissen; andererseits bestehen die Studenten darauf, ebenfalls Wähler der Universität für den Landtag zu sein. Es werden nun alle Streitpunkte wahrscheinlich an das Ministerium nach Wien zur Beilegung überschickt werden. —

Die Verfolgungen gegen die Juden sind hier noch nicht zu Ende. Der kleinste Anlaß wird vom Pöbel zu Thätlichkeiten benützt. Doch scheint es sich immer mehr zu bekräftigen, daß der bürgerliche Handelsstand selbst an der Aufreizung und Organisirung der brutalen Volksjustiz mannigfachen Antheil habe. Die Nachrichten, welche von den blutigen Judenverfolgungen in Preßburg heute anlangen, erregen hier allgemeine Indignation. Man sieht aus dem Benehmen der dortigen Bürgerschaft, so wie aus der Art, wie man hier von Seiten des Nationalcomités*) nichts zur Beruhigung der gedrückten Ghettobewohner thut, daß Gleichstellung der Glaubensbekenntnisse, Brüderlichkeit und gleiches Staatsbürgerrecht blos leere Worte im Munde der liberalen Oestreicher sind. — „Gott schenke uns bald Ruh' und Frieden oder — Metternich!" rufen die „Gutgesinnten" hier und in Wien. B. Fr.

*) Vom Bundespräsidium spricht kein Mensch mehr.

# Aus Stuttgart.

Das Vaterland in Gefahr. — Ausgleichung der Parteien. — Die Abgeordneten-Wahlen für Frankfurt. — Dr. Strauß und Ch. Hoffmann. — Ein Wunder. — Dr. Mentzel. — Adreſſe gegen Demokratie. — Volksbewaffnung. — Weingärtner-Cenſur. — Deutſches Volksblatt von Dr. Rieß. — Tod der Mad. Wittmann. — Schluß des Hoftheaters.

Das Vaterland iſt in Gefahr! O dieſer Ruf, möchte er doch mit ehernen Zungen die letzten Regungen deutſchen Sinnes aus dem Schlafe läuten. Der Orkan der Zeit hat das Steuerruder des Staatsſchiffes wie Binſenrohr geknickt. Nun rathſchlagen zwei Parteien, um, jede nach ihrer Art, ein neues zu verfertigen und eine klopft der andern auf die Hände. Unterdeſſen ſchießt das Schiff dahin auf den treuloſen, empörten Wogen; das Schiffsvolk betet und flucht, jauchzt und heult durcheinander; die Paſſagiere in der erſten Cajüte ſtöhnen: Hätten wir unſer altes Steuerruder noch! Das Vaterland iſt in Gefahr. Im Innern Reaction oder communiſtiſcher Terrorismus, von Außen die Grenze bedroht durch kriegsluſtige Feinde; unſer Heer nur in der Uebung gegen Mitbürger als kampffähig erkannt, die Volksbewaffnung an Coterienthum und Kleinigkeitskrämerei krankend, endlich der böſe Grundſatz: „Was kann ich Einzelner dazu thun?“ und der Vorwurf gegen Andere, entweder freundſchaftlich: „Sei ruhig, was brauchſt Du Dich hineinzumiſchen“, oder gar grob: „Halt's Maul, was willſt Du, unbekanntes oder unbedeutendes Individuum, uns Geſetze und Verhaltungsregeln vorſchreiben?“ — — Das iſt das vaterländiſche Miſere, welches dem Feinde Deutſchlands Wohl auf dem Präſentirteller entgegenträgt. Und dieſes Miſere, wie könnte es mit einem Male abgewendet werden, nur mit dem Willen einer Einigung. Seid einig, einig, einig! Warum könnt ihr's nicht ſein? Muß denn erſt jeder Einzelne getroffen werden, ehe ſich die Geſammtheit zur Abwehr der gemeinſamen Schläge zuſammenſchaart, wie in vergangenen Zeiten? Wer erkennt nicht, wer wagt den oberſten Satz zu beſtreiten, daß die Wendung der Dinge der Demokratie ihre Rechte verſchafft hat. Vox populi, vox dei — dieſes Sprichwort, wenn irgend wahr, hat ſich jetzt bethätigt. Zu was noch Streitigkeiten um Formen, ehe dieſe Demokratie eine Wahrheit geworden durch die Alles kräftigende Zeit. Reicht euch, ihr Deutſchen, jetzt einmal brüderlich die Hände, ſuspendirt dieſe Formenfragen auf günſtigere Stunden, einigt euch zu ſtarker Abwehr nach Außen. Schon hat die franzöſiſche Republik bedenkliche Noten an zwei Hauptmächte, die in's Künftige *ein* Band mit uns vereinigen ſoll, wegen Polens und der Lombardei erlaſſen; die Verſöhnung Ledru Rollin's mit Lamartine iſt unter feindſeligen Auſpicien für Deutſchland geſchehen. Mögen jene Noten auch wirklich theilweiſe Gerechtes fordern, ſo darf ſich doch Deutſchland nichts *abtrotzen* laſſen; wer wollte das wagen, wenn es *einmüthig* daſteht? Wahrhaftig, dieſe Einigung iſt ja kein ſchweres Ding. Die Streitfragen drehen ſich namentlich um Fragen der innern Verwaltung, deren Beantwortung nur durch wohlerwogenes Für und Wider ſich herausſtellen kann. Wenn dieſes Für und Wider leidenſchaftslos, in gerechter Vertheilung von Sonne und Wind, ausgemittelt wird, dann wird ſich's zeigen, welche Anſicht das Volkswohl, welche Einzeln-Intereſſen im Auge hat. Der natürlichſte Kampfplatz iſt die Abgeordnetenverſammlung in Frankfurt. Dort kommen die Männer des Volksvertrauens zuſammen, womöglich durch directe Wahlen berufen. Jeder eigenſinnige Verſuch, angenommenen Grundſätzen auf eigene Fauſt gewaltſam Geltung zu verſchaffen, wird jetzt zum Verrath am Vaterlande. Und nun, wenn wir unſre Sache der Majorität der Frankfurter Kammer anvertraut haben, ſollen wir einig zuſammenhalten, nicht

gegenseitig schimpfen oder verdächtigen, und jede Anreizung zur Uneinigkeit zurückweisen, komme sie von Freund oder Feind. Das ist jetzt der wahre Beruf des Vaterlandsfreundes, die Parteien zu vermitteln.

In Stuttgart erhält sich fortwährend die öffentliche Ruhe, zur Ehre aller Fractionen sei es gesagt, aufrecht. Weder Aufläufe noch Demonstrationen haben seit dem Crawall wegen des Unterofficiers Gartenrieht (welcher übrigens freigesprochen worden ist) stattgefunden. Die Wahlen sind in Ordnung vor sich gegangen, größtentheils im Sinne der monarchisch-constitutionellen Majorität. Stuttgart sendet nach Frankfurt den Chef des Cultus, Dr. Paul Pfizer; als Ersatzmann ist Banquier Federer gewählt, früheres Mitglied der Kammer-Opposition, ein Mann, dessen redlicher Wille höher, als seine Fähigkeit für diese Sendung, zu veranschlagen. Leider ist Dr. Strauß im Ludwigsburger Wahlkampfe unterlegen. Die meisten Angehörigen dieses Bezirks sind Pietisten erster Classe mit Eichenlaub. Der von ihnen gewählte Cb. Hoffmann, protestantischer Geistlicher, angestellt im sogenannten Salon, einer pietistischen Erziehungsanstalt bei Ludwigsburg, hat durch ein Wunder obgesiegt. In der Nacht vor dem Entscheidungstage erschien ihm Jesus Christus, legte die Hand auf sein Haupt und sagte: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Ich gebe Dir meine Stimme zur Frankfurter Versammlung.“ Die Erzählung dieses Traumes vermehrte den fanatischen Eifer der Gläubigen für einen Mann, den der heilige Geist bis zur Verfinsterung beschattet hat; Strauß mußte sich mit dem moralischen Siege begnügen, den er, ein neuer Daniel, in dieser Löwengrube gefeiert hat. Am Meisten wurde er von den durchgängig intelligenten Ludwigsburgern und von den katholischen Wählern unterstützt. Die naive Erklärung Hoffmann's, wodurch er alle die Rechte und Freiheiten, zu deren Vertretung er nach Frankfurt geht, als unpassend für unsere Zeit bezeichnete, wäre wirklich sehr komisch, wenn sie nicht sehr traurig wäre. Wolfgang Mentzel hat sich ebenfalls um eine Abgeordnetenstelle beworben, fand aber, unseres Wissens, keinen Anklang.

Als Curiosum führe ich Ihnen die Adresse einer würtembergischen Gemeinde an, welche sich feierlichst gegen demokratische Tendenzen verwahrt. Die Volksbewaffnung ist noch nicht in's Reine gebracht; immer noch gibt es Exclusive, die eine Eintheilung nach dem Gewichte des Geldbeutels wünschen. Es haben sich dieser Tage wieder ihrer Zwanzig in dieser Richtung blamirt. — Der Redacteur des kürzlich erwähnten Eulenspiegels, Pfau, hat vergangene Woche Gelegenheit gehabt, Stoff zu einem Commentar über Preßfreiheit zu sammeln. Da er nämlich, in freilich zu sehr auf die Spitze getriebener Consequenz, mehrere gekrönte Häupter mit etwas unzarten satyrischen Anspielungen anfiel und dabei selbst hiesige Verhältnisse nicht schonte, empfing er einen Besuch von sechs Weingärtnern, den Schildhaltern der Stuttgarter Loyalität, welche ihm sowohl, wie seinem Mobiliar eine vollständige Zerschlagung androhten, sofern er seinen Witzen nicht eine bessere Wendung gäbe. O Deutschland, jetzt brauchst du kein Repressivgesetz mehr; stelle nur neben jeden Literaten eine dergleichen handfeste Nachcensur, ein Pendant zum Thadden'schen Galgen, hin! Alles Unglück rührt ja ohnehin, wie so Viele gegenwärtig behaupten, von den Literaten her, die ihre Meinung offen sagen und dadurch das Volk aufreizen! —

Schließlich erwähne ich eine Zeitung, welche unter der Redaction eines Dr. Rieß als deutsches Volksblatt mit dem 1. Mai in's Leben treten soll. Der Prospect verspricht Vermittelung der politischen Kämpfe; die Vertretung katholischer Interessen scheint uns im Hintergrunde zu stehen. Nous verrons! — Vor vierzehn Tagen starb hier die seit achtzehn Monaten geisteskranke Schauspielerin Mad. Wittmann, ehedem ein

Stern erſter Größe am Stuttgarter Theaterhimmel. Einem Gerücht zufolge ſoll die hieſige Bühne baldigſt bis zur Herbſtſaiſon geſchloſſen werden, da die jetzige Theilnahmloſigkeit des Publikums den höchſten Grad erreicht hat.

J. E. Hartmann.

## Aus Brüſſel.

Geſpräch in einem Eſtaminet. — Die Aſſociation liberale. — Conſtitution und Republik. — Große und kleine Staaten. — Franzöſiſcher Zeitungskrieg. — Der Witz des Charivari. — Eine alte Rechnung. — Die Warnungen des National. — Lamartine iſt gut! —

„Belgien iſt in dieſem Augenblick das ruhigſte Land Europas; ein großer Triumph für einen ſo kleinen Staat, der den revolutionärſten Nachbar von der Welt hat!“ rief neulich ein Fremder, dem ich in der Allee verte unſern Corſo, unſere geſchmackvollen Equipagen und die allerliebſten Toiletten unſerer Frauenflora zeigte. „Ihr zahlt jetzt etwas mehr Steuern, geht fleißiger ins Café und müßt mehr Zeitungen leſen, voilà tout!“ — „Machen auch fleißiger Bankerott,“ warf ich ein. — „Bah, das kommt anderswo noch nebenbei. Ich ſpreche von der politiſchen Ruhe. Auf dem ganzen Feſtlande lodert die Revolutionsflamme, in Rußland raucht es wenigſtens und ſelbſt im freien Altengland gähren die gebundenen demokratiſchen Elemente wie der Dunſt im Dampfkeſſel, nur bei euch ſcheint mir eine Revolution gradezu unmöglich, weil ſie Luxus wäre; ein unverantwortlicher, lächerlicher Luxus.“ Mein Freund ſchwärmte ſofort und bemerkte viel Richtiges über den demokratiſchen Geiſt, der im geſelligen Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Volksklaſſen herrſche und den gerade unſere zahlreichen Fransquillons, die unermüdlichen Propagandiſten der franzöſiſchen Demokratie, „naiv“ d. h. dumm nennen. Vollends große Augen machte er, als ich ihn des Abends in ein echtes Brüſſeler Eſtaminet vor dem Namürer Thor führte. Das Faro in dieſem ſaubern, von Gaslicht und blankem Zinngeſchirr ſtrahlenden Bierhauſe iſt weit berühmt und verſammelt allnächtlich eine Unzahl von Stammgäſten, deren moſaikartige Zuſammenſetzung Niemanden auffällt, als eben einem Fremden. Da ſitzt der Bürgermeiſter von Jx....., der zuweilen ſeinen Leopoldsorden trägt, was ihn aber nicht abhält, mit ſeinem Bottier einen Smauſejas zu ſpielen oder von einem alten Gärtnerburſchen ſich um eine Pfeife Taback bitten zu laſſen und ihm ſtillſchweigend den Beutel hinzuſchieben; ein Polizeikommiſſär, ein flamiſcher Baron, der bei der Poſt angeſtellt iſt, ein Paar romantiſch bebartete Zeichner und ein ſtockflamiſcher Bauer in blauer Blouſe ſaßen mit den zwei Erſtgenannten um den runden Tiſch, Thonpfeife rauchend und Politik ſchwazzend. Der Baron hatte heut ſehr republikaniſche Sympathien und ſprach ſeine Bewunderung für Lamartine aus, aber der Ledru, meinte der Gemüſegärtner, ſei doch auch un fameux gaillard ... mais une canaille qui va f— en l'air toute la boutique, verſetzte der Bottier, der ſein Spielchen beendet hatte. Er hat ſich jetzt zum 99. Mal mit Lamartine ausgeſöhnt, was heißt das? Das heißt, daß Lamartine ſich wieder ein bischen weiter bekehren ließ; zuletzt wird er nach Rollin's und L. Blanc's Pfeife tanzen und die Pillen der Montagnards mit ſeiner Suade vergolden. O, der Rollin iſt nicht ſo dumm wie er ausſieht. — Dumm ſieht er auch nicht aus, ſagte der Polizeikommiſſär, aber ſeid nur ruhig, die franzöſiſchen Wahlen zur Aſſemblée nationale ſind on ne peut pas mieux ausgefallen und es iſt gut, daß ſelbſt die vier Ultras gewählt ſind, denn ſonſt hätten ſie gleich zu conſpiriren angefangen. — Das werden

ſie ſo auch nicht bleiben laſſen, erwiederte einer von den Zeichnern, aber das große Feſt am 5. Mai möchte ich ſehen. Sapristie, das muß ſchön werden. Wie wär's, Herr Bürgermeiſter, wenn Sie der Gemeine vorſchlügen, uns zwei auf ihre Koſten nach Paris ſpazieren zu laſſen, — eine Affaire von dreihundert Francs — wir malen dann die ganze Komödie und hängen ſie in die Maiſon communale zum ewigen Angedenken! — O, ſolche Geſchichten zu arrangiren, das verſteht Niemand wie die Franzoſen, rief der flamiſche Baron. Denkt euch nur den großen Triumphwagen und das Geſpann von acht Ochſen mit vergoldeten Hörnern, dann den Eichbaum, den Lorbeer- und Oelbaum darauf, dann hinter den Ochſen die lange Proceſſion; die ſchönen Reden, die man da halten wird, die coloſſalen Statuen von Frankreich, Deutſchland und Italien... Alſo unſere Belgique fehlt im Programm? rief der Gärtner, kopfſchüttelnd .... ja, ſie denken, Belgien gehört ſchon ohnedies zu Frankreich ... und dann das große Banket unter den Zelten und das Feuerwerk! —

God verdecke! fuhr der Blouſenmann dazwiſchen, und mit den acht Ochſen wollen ſie ganz Paris ſatt machen? — Allgemeines Gelächter. — Drôle! ſagte der Commiſſär, die ſind ja nur zur Parade und werden wahrſcheinlich ſpäter auf Koſten der Republik gefüttert und jeden Faſtendienſtag um die Boulevards geführt. — Ach ſo! verſetzte der Bauer trocken, indem er ſeinen Stummel tiefer in den Mund ſteckte. Ich möchte auch nicht von ihnen eſſen an dem Feſttage, ſie werden ſich ſo embêtiren, daß kein Stückchen Fett daran bleibt. Allen Reſpect vor einem franzöſiſchen Ochſen; mehr Knochen als Fleiſch und mehr Haut als Knochen. Ein flamiſches Kalb iſt mehr werth als ein franzöſiſcher Ochſe, darum brauchen ſie auch in Paris keinen Freitag zu halten, denn ihr gras iſt nicht beſſer als unſer maigre. — Schau, ſchau! das hat ihm ſein Paſtor weisgemacht, ſagte der Artiſte; indeſſen, die Hauptſache, Monſieur Krapps, iſt nicht das Eſſen, — es wird wahrſcheinlich kalt ſein, — ſondern die Moral und das Pittoreske. Auf die Ochſen folgt ein Pflug, von Garben und Blumen umgeben. — O, eine ſchöne Idee, rief der Bürgermeiſter; der Pflug bedeutet Frieden. Wenn ſie nur Wort halten! — Und dann, ſchrie der peſſimiſtiſche Stiefelkünſtler, habe ich gehört, daß ſich alle Pariſer um den Hals fallen werden. Der Ackerbau wird mit der Fabrikation fraterniſiren, ſo iſt jede Concurrenz der Intereſſen für die Zukunft unmöglich. Ferner wird der 5. Mai beweiſen, wie ruhig und artig ſich das Pariſer Volk benimmt, — wenn man ihm ein pyramidales Banket gibt mit Feuerwerk, Muſik und Gefrorenem. Es wird nur bald an den nothwendigen Sous fehlen, um das Spectacle zu wiederholen, ſollten die Gamins wieder unruhig werden. — Décidément, Sie ſind ein Retrograde, Citoyen! ſagte der Baron lachend. — Décidément, Sie ſind ein Montagnard, Herr Baron, antwortete der Schuhmacher u. ſ. w. u. ſ. w. —

Die guten Leute ſehen zwar nicht weit über ihren localen Horizont, aber innerhalb ihrer Geſichtsweite urtheilen ſie ziemlich richtig. Von einem Haß der verſchiedenen Volksklaſſen gegen einander, von einem Fanatismus für ſociale Theorien iſt bei uns keine Rede; der Liberalismus hat gerade in den letzten Jahren auf geſetzlichem Wege die ultramontanen Politiker aus dem Felde geſchlagen und einer von ſeinen lauteſten Vorkämpfern, der Deputirte Verhaegen, hat ſich an die Spitze einer neuen „Aſſociation liberale" geſtellt, die an der Conſtitution ſtandhaft feſthalten will, im Gegenſatze zur „Alliance," die von republikaniſchen Elementen nicht ganz frei iſt. Dieſer neue Verein verſpricht im ganzen Lande eine erdrückende Majorität zu erhalten. Man fühlt jetzt nur zu ſehr, wie ſtolz Belgien auf ſeine Conſtitution ſein kann. Sie iſt, ſeit dem Tage ihrer Geburt, im reinſten Sinne des Wortes eine Wahrheit ge-

weſen, während die franzöſiſche Charte eine Lüge war und die franzöſiſche Republik allem Anſcheine nach nichts Beſſeres ſein wird. Die conſtitutionelle Monarchie, welche bei uns millionmal mehr freiſtaatliche und urdemokratiſche Elemente nicht geſchaffen, ſondern erhalten und geſchützt hat, als die Franzoſen jemals gewollt oder begriffen haben, — dieſe conſtitutionelle Monarchie iſt das Palladium aller Patrioten geworden. Eine belgiſche Revolution könnte daher nur durch ein Mirakel zu Stande kommen.

Dennoch wird mir bei dieſem großen Triumph unſeres kleinen Staates zuweilen bange. Die vollſte Freiheit ſichert heutzutage nicht die Unabhängigkeit kleiner Staaten und ich gäbe von ganzem Herzen die Hälfte unſerer Freiheiten hin für die uneinnehmbare Stellung und den gewaltigen Dreizack des ariſtokratiſchen Altengland. Der demokratiſche Sinn ſtammt bei uns nicht von 1830, er iſt ein Erbſtück von Jahrhunderten, eine Frucht unſeres trefflichen Gemeindeweſens; ferner gibt es einen brabantiſchen, einen flandriſchen, einen Antwerpner Patriotismus: das belgiſche Nationalgefühl aber iſt noch jung und den großartig freien Formen unſeres Staatsweſens fehlt es noch meiſtens an dem ausfüllenden Inhalt. Wir haben z. B. die unbedingteſte Preßfreiheit in Europa, aber keine Preſſe. So geht es auch in andern Dingen. Ich weiß nicht, ob gar viele Belgier ſich möchten todtſchießen laſſen, nur um nicht franzöſiſch zu werden. Hätte aber ſelbſt das belgiſche Nationalgefühl jenen Grad der Intenſität erreicht, zu dem es in zwanzig Jahren fernerer Unabhängigkeit gelangen muß, ſo fehlt ihm der materielle Nachdruck. Unſere Armee hat man auf die Höhe von 100,000 Mann hinaufgeſchraubt, — eine ſchwere Laſt für das kleine Land, — und doch könnte dieſe Streitmacht höchſtens den erſten Choc einer Eroberungsarmee eine Zeit lang aufhalten. Andere Mächte würden uns freilich nicht in franzöſiſche Hände fallen laſſen; jedenfalls aber würde dann Belgien das Schlachtfeld liefern und die Zeche bezahlen.....

Man weiß dies Alles in Paris ſo gut wie hier und iſt wüthend darüber, daß wir ſo ungefällig waren, keine Revolution zu machen; eine wenn auch nur ſcheinbar freiwillige Proclamation der Republik hätte Belgien in eine bloße dépendance Frankreichs verwandelt und weder England noch Deutſchland einen Vorwand zur Intervention gegeben. Jetzt dagegen liegen die Karten ſo, daß Frankreich ganz Europa herausfordern müßte, um das verachtete Belgien ſich einzuverleiben. Die franzöſiſche Preſſe iſt daher nicht im Stande, ihren Grimm zu verhehlen. Die Brüderlichkeit unſerer Nachbarn geht ſo weit, daß die belgiſchen Soldaten, welche die Freiſchaaren bei Risquonstout zurücktrieben, im Meſſager du Nord assassins und esclaves de Leopold, unſer ganzes Land aber kurzweg pays stupide apoſtrophirt wurde. Die jämmerlichen Katzenmuſiken, die uns der Pariſer Charivari bringt, erwähne ich nicht. Seine Galle iſt größer als ſein Witz, da er zu Lügen ſeine Zuflucht nimmt; aus zwei belgiſchen Compagnien macht er 10,000 Mann und aus einigen tauſend Freiſchärlern ein Paar hundert Knaben und Jünglinge. Trauriger Humor! Seit jener Affaire wird keine Gelegenheit verſäumt, um uns Verlegenheiten zu bereiten und Reibungen hervorzurufen. In frühern Jahren hatte Frankreich eine Geldentſchädigung von 38 Millionen für ſeine Hülfeleiſtung in Antwerpen von uns verlangt, auf gehörige Vorſtellung aber ſeinen Anſpruch fallen laſſen. Plötzlich meldet ein Fransquillon in einem malcontenten brüſſeler Blatte, die Republik habe die Forderung erneuert. Darauf antwortete die wohlunterrichtete Independance, es ſei kein wahres Wort daran. Si, si (doch, doch), entgegnete der Fransquillon; das Miniſterium will's nur nicht Wort haben. Auch ſei Nichts erſtaunliches daran, außer daß die Forderung nicht früher gekommen. Natürlich widerhallt

der Guckguckruf sogleich in der französischen Presse und bestürmt die provisorische Regierung, sie möchte doch in diesen schweren Zeiten dem Gouvernement Leopold, dem Schwiegersohn Louis Philipp's, sogleich die Rechnung einschicken, indem die „Belgier selbst" die Schuld anerkennen . . . Es würde zu viel Zeit und Raum kosten, wäre am Ende auch nicht erquicklich, alle diese kleinen perfiden Umtriebe zu schildern. Nur noch eine kleine interessante Fehde muß ich berühren.

Nachdem weder Freischaaren, noch Emissäre, noch kleiner Zeitungskrieg uns irre gemacht, setzt der National, das Organ des provisorischen Regenten A. Marrast, sein Sprachrohr an den Mund und schreit: „wehe! wehe! Belgien schläft! Es schläft im Schatten seines Königthums ꝛc. ꝛc." Jerichos Mauern fielen vor einem Posaunenton, aber die Blague des National bläst kein belgisches Dorf um. Die hiesige „Independance" antwortete in vier vortrefflichen Leitartikeln und bewies dem besorgten Propheten, daß Belgien seit 18 Jahren keinen Augenblick geschlafen, sondern ohne großen Lärm rüstig und ungehindert an seinem Fortschritt gearbeitet hat; nicht blos am politischen, sondern selbst an jenem socialen Fortschritt, den die Pariser Theoretiker als die große Aufgabe und die nagelneue Erfindung der Republik ausherolden. Louis Blanc und Albert sind noch nicht weit über ein Arbeitsnachweisungscomptoir hinausgekommen und während sie von Regeneration der Gesellschaft und philosophischen Principien deklamiren, welche vom Hotel du Luxemburg aus den tour du monde machen würden, haben sie noch nicht eine jener trefflichen Armenanstalten eingeführt, die Belgiens und Hollands Stolz sind; noch nicht eine jener mannigfachen Einrichtungen zum Wohl der arbeitenden Klassen, wie Waschhäuser, Nachtasyle u. s. w., welche in dem despotischen England seit langen Jahren ohne Revolution gegründet wurden und welche die Communen Brüssels eifrig nachahmen. — Wie gesagt, jene vier Artikel der Independance waren vortrefflich und doch haben sie mir in der Seele weh gethan, denn sie zeigten die Schwäche Belgiens, welches einem pariser Schreier, wie der National, gegenüber sich bescheiden und solid darüber verantworten muß, daß es keine Revolution machen will. Es war als legte ein erwachsener und vernünftiger Mann einem wilden Gamin Rechenschaft ab über die Verwendung seiner Zeit und riefe: Schonung, ehrwürdiger Gassenjunge; ich bin wahrlich kein Tagedieb! Wenn der National die Wahrheit hören wollte, dann allerdings würde aus der Vertheidigung eine Lection, aber —

Ich schließe diesmal mit der kurzen Bemerkung, daß die gemäßigte Partei unter den Pariser Revolutionsmännern für Krieg ist. Auch der National zählt jetzt zu den Moderantisten. Lamartine aber heißt bei seinen Freunden: „die politische Aeolsharfe", in die gemeine Club- und Coalitionsintriguensprache übersetzt, heißt es: Lamartine ist „gut"; er wird schon avanciren, man muß ihn nur zu behandeln wissen und sein ästhetisches Gefühl schonen. So sprach man von ihm, als er noch dynastisch war, und beruft sich auf die Fortschritte, die er binnen einem halben Jahre gemacht. Er hat die Hoffnungen seiner Freunde nicht getäuscht und wird sie auch ferner nicht täuschen. Ein Krieg wegen Polen oder Italien liegt auf der Hand; es wird kein Eroberungskrieg sein, sondern ein heiliger Krieg im Namen der Menschheit! —

Ende April.

* * *

# Eine Fahrt nach Frankfurt.

## I.

Von der allgemeinen Bewegung, die alle Verhältnisse Deutschlands in gewaltsamem Umschwunge mit sich fortreißt, ist Ein Institut unberührt geblieben, die fürstlich Thurn- und Taxissche rothe Postkutsche, die uns in 22 Stunden von Eisenach nach Frankfurt führt. Sie geht den alten legitimen Trott, als ob sie vier Wochen geschlafen, als ob sie von der ganzen Revolution nichts gehört hätte. Der fieberhafte Pulsschlag der Zeit hat dies aristokratische Blut nicht in Wallung gesetzt. Im fürstlich Thurn- und Taxisschen Palais zu Frankfurt, wo der deutsche Bund zur Miethe wohnt, geschehen Dinge, die jedem wackern, hoch-, hochwohl-, wohl- und hochedelgebornen Unterthan eines der 34 freien Männer von Gottes Gnaden die Apoplexie zuziehen könnten; der k. k. Bundespräsidialgesandte ist nicht allein genöthigt, mit Weinhändlern, Advokaten und ähnlichen apokryphischen Größen zu verkehren, als wäre er ein Mensch wie andere auch, er empfängt gar von ihnen Gesetze, und ein „hoher" oder „wohllöblicher" Ausschuß der Funfziger — über die Titulatur ist die junge Generation noch nicht recht mit sich im Reinen — hat ihn zu seinem Briefträger ernannt. Wundert euch, so viel ihr wollt, ihr Gläubigen der heiligen Allianz; ein jüdischer, bürgerlicher Arzt, der wegen Hochverraths und anderer Unarten mehrfach in Untersuchung gewesen, der also — abgesehen von seiner ganz und gar nicht courfähigen Herkunft — nach der Erklärung des Herrn v. Rochow im königl. preußischen Landtagsausschuß einen „Knacks" für sein ganzes Leben wegbekommen hat, dieser höchstens in Beziehung auf sein Doctordiplom Wohlgeborne hat die Verwegenheit, die sämmtlichen Excellenzen, die bei Thurn- und Taxis tagen, seine Briefträger zu nennen! Ja er will ihnen selbst diesen einträglichen Posten nur aus besondern Rücksichten zugestehen, er will sie nur unter der Bedingung zu seinen Diensten verwenden, daß sie ehrliche brauchbare Leute sind; und den bestehenden Excellenzen kann er dies Zeugniß nicht ausstellen, sie sind nicht zuverlässig, und er fordert die Regierungen auf, besser qualificirte Subjecte zu schicken, von denen man eine Untreue in der Expedition ihrer Posten nicht voraussetzen darf. Es liegt in dieser bürgerlichen Indelicatesse mehr

revolutionärer Stoff, als in den blutigen Revolutionen von Wien und Berlin wenn die kühnen Rebellen die ſchwarz-roth-goldne Fahne auf die Barrikaden pflanzen und mit Steinen und Flintenſchüſſen den König und ſeine Truppen zurückweiſen, wenn der Plebejer ſeine nackte Bruſt dem Kartätſchenhagel entgegenſetzt und in kühnem Todesmuth für die Freiheit ſein Leben einſetzt, ſo iſt das zwar eine ſehr unruhige Wirthſchaft und wohl geeignet, eine leidende Königin in Bekümmerniß zu ſetzen, aber es hat zugleich etwas Romantiſches, Chevalereskes; und wenn ein gekröntes Haupt für tragiſche Reminiscenzen empfänglich iſt, ſo darf es mit einem gewiſſen Stolz auf „ſeine" Rebellen blicken, es kann bei einigem romantiſchem Schick eine derartige Revolution mit zu den Edelſteinen ſeines Staates zählen; die Hauptſtadt der Uckermark darf ſich dann auch in dieſer Branche mit Paris meſſen und der neugierige Reiſende wird Berlin nicht mehr blos ſeiner italieniſchen Oper, ſeines Thiergartens und ſeiner Eckenſteher wegen aufſuchen, die Stadt hat dann auch etwas Hiſtoriſches, ſie hat ihre Revolution, und die Conditorei von d'Heureuſe, wo man ſonſt nur Damen-Chokolade trank, wird in den Notizbüchern wanderungsluſtiger Engländer eben ſo aufgezeichnet werden, als das Hotel de Ville oder der Pfeiler im Marienburger Rempter, den König Jagello durch eine treuloſe Kugel mit ſammt dem grandioſen Gewölbe über den Häuptern des kühnen Heinrich Reuß und ſeiner Deutſchritter zuſammenſtürzen wollte, dieſen alten Vorkämpfern gegen das polniſche Uebergewicht.

Aber das Geſchäft eines Briefträgers hat nichts Romantiſches, nichts Chevalereskes; es iſt nicht „herzerwärmend," es iſt die gemeine Proſa des Lebens. Die Grobheit der Volksmänner gegen ihre ehemaligen Herren, ohne den Beigeſchmack von blutigem Heroismus, iſt der eigentliche Triumpf des plebejiſchen Geiſtes über die Hofetikette der heiligen Allianz. Karl X., Ludwig Capet und ſeine Getreuen, ſie wurden wenigſtens enthauptet und konnten ſo als Märtyrer in jedem beliebigen Fouqué'ſchen oder ſonſtigen veilchenblauen Roman beſungen werden; Marat und Robespierre haben wenigſtens die romantiſche Aureole eines blutigen Fanatismus, aber eine ordinäre Grobheit kann kein Romanſchreiber ſeinem Griſetten-Publikum ſchmackhaft machen, und der Briefträgerpoſten, zu dem ein hoher Bundestag degradirt iſt, raubt ihm für alle Zeiten den poetiſchen Nimbus eines tragiſchen Unterganges. Wenn ſonſt die Könige ihre beſiegten Nebenbuhler auf das Schaffot oder in den ewigen Kerker ſchickten, ſo fand ſich nachher ein Shakeſpeare, der ihr Leid zum Liede machte, oder ein Byron, der aus der Dämmerung jedes unterirdiſchen Gefängniſſes eine ſüße Melancholie zu ſingen wußte, wie das Wieſel aus einem Hühnerei; als aber König Heinrich den Prätendenten der weißen Roſe zu ſeinem Küchenjungen machte, war es mit der Poeſie, dem Ritterthum und dem Mittelalter zu Ende; der britiſche Poet mußte mit dem Untergang des letzten Ritters, mit Richard III., den Vorhang fallen laſſen und konnte nur in einem

zierlichen Nachspiel etwas von Hochzeit, Geburt einer liebenswürdigen Prinzessin und dergleichen murmeln.

Wenn die Frau Gräfin v. Hahn-Hahn für eine neue seelische Empfindsamkeitsgeschichte eine passende locale Grundlage sucht, so rathe ich ihr jedenfalls das Thurn- und Taxische Palais ab; vom Briefträger zum Postsecretär ist nur ein kleiner Schritt, und selbst in einem Eckensteher liegt viel weniger Notare, viel mehr Waldursprünglichkeit, als in diesem sonst überaus nützlichen, der bürgerlichen Gesellschaft unentbehrlichen Geschäft. Was hilft die alterthümlich solide Bauart dieses Hauses, was hilft selbst der vollkommen legitime und aristokratisch weiße Bart des alten Portier, wenn die plebejische Idee „Briefträger" ihren Schatten über diesen verfallenen Tempel der Diplomatie des alten Europa wirft. Selbst der Kaisersaal hat durch die neuen Ereignisse sein historisches, ruinenhaftes Interesse verloren; er scheint es vorausgeahnt zu haben, denn er hat die alten Kaiserbilder renovirt, sie sehen ganz Düsseldorfisch jungferlich aus und passen nun ganz wohl zu der jungen Demokratie, die sich unter ihnen sammelt und im ersten Gefühl ihrer neuen Wichtigkeit noch nicht recht weiß, welche Haltung sie annehmen soll.

Dagegen will ich die Thurn- und Taxissche Diligence jedem Belletristen empfehlen, der auf Leihbibliotheken speculirt. Es geht die Sage von Räuberbanden, die sich in jenen Gegenden sammeln, man kommt durch Wälder und über Berge, und fährt man einmal des Nachts durch das Gepolter des Pflasters aus seinem Schlafe auf, so sieht man sich von allen Seiten von bewaffneten Knaben und Jünglingen umgeben und kann sich in der halben Traumseligkeit, in welche der bedächtige Trott einlullt, in irgend eine mittelalterliche Reichsstadt, in irgend eine Fehde mit den ritterlichen Schnapphähnen, deren Burgen als Ruinen auf den Höhen zerstreut sind, oder auch in irgend einen Kinderkreuzzug versetzt glauben.

Ich merke aber, daß die Romantik der Postkutsche mich selbst aus meiner rationalistischen Natur getrieben hat, daß ich, anstatt den Faden der Begebenheit regelmäßig abzuspinnen, wie ein alter Epiker in medias res, aus Leipzig in die Thurn- und Taxissche Kutsche übergesprungen bin. Ich will suchen, diesen Fehler durch einen zweiten Sprung wieder gut zu machen.

„Also," sagte einer von den Funfzigern zu mir, indem er mich in Frankfurt in meiner Qualität als Berichterstatter begrüßte, „also man ist bei Ihnen auch zu der Einsicht gekommen, daß hier die Geschichte gemacht wird?"

„Nein," antwortete ich bescheiden, „wenigstens weiß man bei uns noch nicht, worin diese Geschichte besteht und ich habe mich eben hier danach erkundigen wollen."

Wäre ich weniger bescheiden gewesen, so hätte ich sagen können: Ich wollte die großen Männer von Angesicht zu Angesicht sehen, die als Leitsterne der deut-

ſchen Nation u. ſ. w. u. ſ. w. Für den Beſcheidenen iſt aber das Bewußtſein der Unwiſſenheit die Quelle der Weisheit.

Es ſcheint übrigens dieſe Unwiſſenheit — über den Umſtand nämlich, daß Deutſchlands Geſchichte gegenwärtig in Frankfurt gemacht wird, doch noch ziemlich allgemein zu ſein; ſo viel ich ſehen konnte, war bei all den Deputationen, die in Frankfurt beſtimmte Zwecke durchzuſetzen ſuchten, ich der einzige, der ſich aus rein hiſtoriſchem, alſo wiſſenſchaftlichem Intereſſe daſelbſt aufhielt. Ich kam mir vor wie der einzige auswärtige Abonnent einer für Europa beſtimmten Zeitung, die vorläufig ſich mit den Functionen eines Localblattes begnügen muß.

Zwiſchen dieſem Entſchluß und der Thurn- und Taxisſchen Diligence vermittelt die thüringer Eiſenbahn. Es hat trotz der Vortrefflichkeit der Wagen, der beſten, die ich bisher auf irgend einer der mir bekannten Bahnen gefunden habe, etwas Unbehagliches, an den anmuthigen Gegenden, die man früher in ſtudentiſcher Spritzfahrt gemüthlich durchlebt, mit moderner Gemüthloſigkeit vorüberfliegen zu müſſen, noch dazu unter ſo kriegeriſchen Umſtänden. Auf den Eiſenbahnen iſt von nichts anderem die Rede, als von den Wahlen, von den Schleswig-Holſteinern und den Aufſtänden der Arbeiter gegen die Fabrikanten, der Bauern gegen ihre Herren. Große Städte gewinnen dadurch nur noch einen neuen Reiz, in dieſer anmuthigen Natur iſt es ein Mißlaut. Freilich haben jene Bewegungen auch keinen äſthetiſchen Zweck. Von Außen ſieht man in den Städten nur die ſchwarz-roth-goldne Fahne flattern und dieſe Farben ſtimmen gut zuſammen; die meiſten Geſchichten, die man hört, laſſen ſich in der Erzählung noch immer beſſer an, als wenn man ſie unmittelbar vor Augen hätte. Der Preuße wird fortwährend durch die gute Meinung, die man über ſein liebes Vaterland durch ganz Deutſchland zu haben ſcheint, empfindlich verletzt, und doch, wenn man bei Erfurt wieder die alten preußiſchen Helme ſieht, ſo kann man die Erinnerung an den 19. März, an dem die Truppen gegen das Volk geſchoſſen, nicht ganz verwiſchen. Die Vorwürfe gegen Preußen kreuzen ſich übrigens auf eine närriſche Weiſe; die kleinen Staaten, die früher durch Preußen geknechtet waren, ſcheinen nun an ihm ihr Müthchen kühlen zu wollen, es gibt keinen patriotiſchen Verein und keine Tabagie, in der nicht fulminante Decrete gegen Preußen erlaſſen werden. Namentlich erhob ſich bei der Niederlage des holſteinſchen Freicorps bei Flensburg ein wahrhaft beſtialiſches Rachegeſchrei gegen Preußen; den Tag vor meiner Abreiſe von Leipzig war in dem deutſchen Verein ein Vortrag über jenes Gefecht gehalten worden, nach dem man glauben mußte, die preußiſchen Truppen hätten in ruhiger Promenade zugeſehen, wie die Dänen ihre deutſchen Brüder gemordet. Daß dieſe Promenade in einer Diſtance von fünf Meilen ſtattfand, ſchien unerheblich. Wenn ich nicht irre, beſchloß man damals, eine Klage in Frankfurt gegen Preußen einzureichen, und ähnliche Klagen liefen zu Dutzenden ein. Daß ſich

in den Angriffen gegen den König von Preußen eigentlich nur die Abneigung gegen Preußen ſelbſt Luft macht, iſt ſeitdem wohl zur Genüge anerkannt.

„Ein Einiges Deutſchland!“ iſt der Ruf aller Patrioten. Verſteht ſich, daß wir Reuß-Schleiz-Greizer, oder wie wir ſonſt heißen, den Mittelpunkt ausmachen. Die Krähwinkelei iſt Deutſchlands ſchlimmſter Feind.

Dort oben auf den Höhen der Wartburg, von wo aus man jetzt die ſchwarz-roth-goldne Fahne auf den Thürmen Eiſenachs flattern ſieht und zugleich die Herankunft der fürſtlich Thurn- und Taxisſchen Poſtkutſche erwarten kann, dort war es, wo die Romantik des Mittelalters die Krähwinkelei mit einem kühnen Wurfe von ſich zu ſchleudern verſuchte. — Es fand ſich damals, daß das deutſche Vaterland im neuen Jeruſalem lag, im Himmel, wo kein Unterſchied mehr ſein werde zwiſchen den Heſſen-Darmſtädter Unterthanen und den Frankfurter Reichsſtadtphiliſtern.

In dieſen Gedanken ſchlafen wir in der Poſtkutſche ein und wachen in Fulda auf, wo ſich einige Gymnaſiaſten zu uns geſellen, die ſich auf die Politik ſchon trefflich verſtehen. Die ſocialiſtiſche Frage hat ſie beſchäftigt und ſie durchſchauen die geheimen Motive in der Politik der preußiſchen Diplomaten.

In Hanau kam uns ein Trupp Polen entgegen, die ſchwarz-roth-goldne Fahne auf der einen, die roth und weiße auf der andern Seite des Wagens flatternd. Die verſammelte Menge jauchzte ihnen entgegen. Hanau war die einzige Stadt, die gleich auf den erſten Anblick eine geſchehene Revolution verrieth. Es war nicht allein die Menge von Tricoloren, die faſt aus jedem Fenſter herauswehten, es war auch in der äußern Haltung des ſehr kräftigen Menſchenſchlags etwas Herausforderndes, ich möchte ſagen, etwas revolutionär Impertinentes.

In Frankfurt dagegen dominirt die Meßſtimmung entſchieden über die Revolution. Die politiſche Bewegung wird zwar mit großer Aufmerkſamkeit verfolgt, aber wie mir wenigſtens ſchien, vorzugsweiſe in ihrem Einfluß auf die Börſe.

Frankfurt hat überhaupt viel Aehnlichkeit mit Leipzig, es iſt überall viel hübſcher, aber es iſt daſſelbe Genre, die Straßen wie die Promenaden, welche letztere ihrer ungemein freundlichen Lage wegen eine gewiſſe Berühmtheit haben. Der Main mit ſeinen ſchönen Quais iſt freilich ein weſentlicher Vorzug, und mit den Muſeen, dem Goethe Standbild u. ſ. w. kann Leipzig auch nicht wetteifern. Ich muß übrigens geſtehen, daß ich ſo roh geweſen bin, Goethe's Haus nicht aufzuſuchen; noch heute weiß ich nicht, wo es ſteht.

Dagegen habe ich mir das Theater mehrmals angeſehen, und kann ſagen, daß das Schauſpiel dem bisherigen Leipziger unendlich nachſteht — es hat eine einzige liebenswürdige Schauſpielerin, Frl. Hausmann; der Hauptheld, Herr Breuer, zeichnet ſich durch Abſcheulichkeit aus. Die Oper möchte der Leipziger

ungefähr die Wage halten; mit Ausnahme einer ziemlich guten Donna Anna, Frl. Brandt, iſt ſie ſehr unerfreulich.

Die Männer der Politik hatte man oft genug Gelegenheit, zu betrachten. Nachmittags war regelmäßig eine Sitzung des Fünfziger-Ausſchuſſes, Vormittags in der Regel; und des Mittags wie des Abends traf man Fünfziger, Siebzehner, einige Bundestagsgeſandte und Deputirte aus allen möglichen Gegenden in dem engliſchen Hof zuſammen.

Die Sitzungen des Fünfziger-Ausſchuſſes waren zuerſt in einem ziemlich kleinen Saal des Römers; die Zuſchauer waren in eine enge Verzäunung eingepfercht, ein großer Theil mußte regelmäßig zurückgewieſen werden. Wer Connexionen im Ausſchuß hatte, bekam ein Plätzchen außerhalb dieſer Einpferchung. Einigermaßen wurde dieſem Uebelſtande abgeholfen, als ſpäter die Sitzungen in den Kaiſerſaal verlegt wurden. Uebrigens gehörten die Damen zu den regelmäßigſten Beſuchern, und es kamen auch 9—10jährige Knaben vor, die über die Politik beim Nachhauſegehen tapfer raiſonnirten.

Man wird die Thätigkeit — oder wenn man will die Unthätigkeit des Fünfziger-Ausſchuſſes am beſten verſtehen, wenn man ſich ſeine eigenthümliche Lage vergegenwärtigt. Er ging aus einer Verſammlung hervor, die über ihre eignen Abſichten eben ſo im Unklaren war, als über ihren Einfluß. Das ſogenannte Vorparlament war einberufen von 51 „gutgeſinnten" Männern, um über die neue Verfaſſung des deutſchen Reichs zu berathen. Rechtlich hatte es alſo keine andere Geltung, als etwa die Germaniſten-Verſammlung, oder der Verein deutſcher Landwirthe. Was es factiſch für eine Geltung haben ſollte, hing von ſeiner Thätigkeit ab.

Die radikale Partei hatte die Abſicht, ſich zum Central-Ausſchuß aller Radikalen, zum permanenten Comité d'insurrection zu machen. Sie wollte mit Bewußtſein den Rechtsboden aufgeben, ſie wollte mit den rechtlich beſtehenden Gewalten, dem Bundestag und den einzelnen Monarchen nichts zu thun haben, ſie wollte die Zügel der Revolution in die Hand nehmen.

Bei der furchtbaren Aufregung der Gemüther in der damaligen Zeit iſt es die Frage, ob ſie nicht überall eine ſehr ſtarke Partei gefunden haben würde, die ſich ihr angeſchloſſen hätte. Frankfurt war ein günſtiger Ort, um gleichſam aus einem geheimnißvollen Hintergrund die Aufregung zu ſchüren; es iſt diejenige Gegend Deutſchlands, in welcher die Republik den ſchnellſten Zugang findet. Zugleich hatte das Ganze, am Sitz des Bundestags, eine Art hiſtoriſchen Anſtrich. Man dachte ſich es ungefähr ſo, den Bundestag der heiligen Allianz durch einen Bundestag der Revolution zu erſetzen. Aber abgeſehen davon, daß die beiden deutſchen Großmächte ziemlich außer dem Spiel blieben — von dem preußiſchen Landtag war ein einziges Mitglied erſchienen —; daß Wien und Berlin ſchon

durch ihr physisches Gewicht eine revolutionäre Centralisation nach Frankfurt hin unmöglich machten, waren es zwei Umstände, welche jenem Vorhaben widersprachen.

Einmal bestand ein großer Theil der Versammlung aus Männern, die ganz und gar nicht revolutionär waren. Eine entschieden radikale Versammlung in Deutschland zusammen zu fügen, hatte ganz andere Schwierigkeiten, als in Frankreich. Frankreich ist in Paris vollkommen vereinigt, und Paris wird allenfalls durch die Kraft der Fäuste dominirt. Man lese in den Untersuchungen über den 10. August 1792, wer waren diese Männer, die dem Volk die Richtung zur Republik gaben? Von Namen sehr wenige; aber entschlossene Abenteurer, Polen, Amerikaner, Italiener u. s. w., die Muskeln und Lunge genug hatten, die Populace zu führen.

Ein solcher Ausschuß war in Deutschland unmöglich. Frankfurt hätte man schon revolutioniren können, es ist ja schon eine Art Republik, aber damit war wenig gethan. Wenn die Versammlung auf das übrige Deutschland einen Einfluß haben wollte, so mußte sie sich auf die Namen der Mitglieder stützen. Deutschland hat wenig öffentliche Namen; sie beschränken sich auf die ständischen Notabilitäten und die Schriftsteller. Die ersten waren zum Theil sehr liberal, aber ebenso an die gesetzlichen Formen gewöhnt und zum Theil, wie die Badenschen, in kleinstädtische Interessen verstrickt. Die letztern sind entweder zünftig oder unzünftig: im ersten Falle haben sie kein revolutionäres Feuer, im zweiten keinen Credit.

Wenn man sich also von radicaler Seite über die Zusammensetzung des Vorparlamentes beschwert hat, so ist das eine Absurdität, es konnte nicht anders zusammengesetzt sein, als es war. Entweder es suchte sein Gewicht in seinem Namen, dann war es nicht revolutionär; oder nicht, dann war es ohne Autorität.

Der radicalen Partei stellte sich also eine „rechte Seite" entgegen, die das Vorparlament in die Bahn des Gesetzes zurückzulenken strebte. Gesetzlich konnte man auf keine Weise auf die Völker wirken, denn diese hatten noch gar keine gesetzliche Existenz; man mußte die Fürsten und ihre Vereinigung, den Bundestag in's Auge fassen, und diesen durch das moralische Gewicht der Versammlung zu liberalen Entschlüssen bewegen — zur Einberufung eines allgemeinen deutschen Parlaments und zur Verwirklichung der constitutionellen Freiheiten in den einzelnen Staaten.

Das letztere war geschehen; und ein deutsches Parlament hatte der Bundestag, auf den Antrag der von der Regierung ihm beigeordneten Vertrauensmänner, bereits einen Tag vor dem Zusammentritt des Frankfurter Vorparlaments, auf die nächste Zeit angeordnet, und diese Anordnung den Fürsten auferlegt.

Diejenigen Männer, von denen die Einberufung des Vorparlaments ausgegangen war, hatten aus ihrer Mitte eine „Siebner Commission“ erwählt, die Grundzüge der neuen constituirenden Versammlung vorzubereiten, und sie zuerst dem Vorparlament, dann, auf die Autorität der ganzen Versammlung gestützt, dem Bundestag zur Beschlußnahme vorzulegen. Hier war also durchaus gesetzlicher Weg; es kam noch dazu, daß mehrere von den neuen Bundestagsgesandten, so wie mehrere der Siebzehner, sämmtlich politische Freunde der Siebner, an der Versammlung Theil nahmen.

Was hatte also die Versammlung nach der Ansicht der Siebner für eine Aufgabe?

Lediglich diese: die von ihnen entworfenen Grundzüge, die sich zum Theil auf den materiellen Inhalt der neuen Verfassung selbst bezogen, etwa durch Acclamation, oder doch mit unwesentlichen Modificationen, anzunehmen, und dann auseinander zu gehen, nachdem sie die Ausführung ihrer Beschlüsse in die Hände des Bundestags niedergelegt.

Diese Männer hatten sich in Bezug auf die Versammlung, und gewissermaßen auch auf den Bundestag, verrechnet. Der letztere, dem der ungesetzliche Einfluß einer großen Versammlung denn doch bedenklich vorkommen mochte, war ihr, wie schon gesagt, zuvorgekommen; er hatte den Inhalt der Siebner Beschlüsse zu den seinigen gemacht, und war dadurch mit dem „Vorparlament“ in Concurrenz getreten. Ein heilsamer Entschluß, wenn er die Kraft hatte, ihn durchzuführen; ein sehr bedenklicher, wenn er später sich genöthigt sah, ihn zurückzunehmen. Denn wenn nun die Versammlung zusammenkam, und in Erfahrung brachte, sie sei unter den obwaltenden Umständen überflüssig, so war es höchst natürlich, daß sie sich — in fugam vacui — gegen das Siebnerprogramm als Constituante gerirte.

Man denke nur! eine aufgeregte Versammlung von mehrern hundert — bedeutenden und unbedeutenden, jedenfalls aber von ihrer Wichtigkeit innig durchdrungenen Männern — soll zusammentreten, und ohne Weiteres erklären: unser Zusammentritt ist nun überflüssig, und wir gehn nach Hause.

Das konnte nicht geschehn. Es ist gegen die menschliche Natur überhaupt, am meisten aber gegen die Natur einer aufgeregten Zeit.

Die Versammlung fing damit an, das Siebner Programm abzuweisen, und — mit Ausschluß aller materiellen Fragen — über die Art der Einberufung der constituirenden Versammlung selbstständig zu berathen.

Eben so aber verwarf sie den Vorschlag der radicalen Partei, sich für permanent zu erklären; nicht weniger den Vorschlag, den Bundestag nicht eher mit der Ausführung ihrer Beschlüsse — eben jener Briefträgerei — zu bevollmächtigen, bevor diese von den anrüchigen Mitgliedern, den Unterzeichnern und Helfershelfern der Wiener und Karlsbader Beschlüsse purificirt worden sei.

Die Versammlung hielt sich in einem wunderlich unklaren Juste Milieu. Daß sie ein anderes Wahlverhältniß decretirte, als der liberale Ausschuß, lag zum Theil in ihrem natürlichen Wunsch, doch etwas zu thun, und sich nicht blos auf Acclamationen zu beschränken; denn das Verhältniß 1:50,000 konnte am Ende eben so viel und eben so wenig für sich anführen als das 1:70,000; theils aber auch darin, daß sie liberaler war als ihr Ausschuß. Daß sie es den einzelnen Regierungen nicht anheimstellt, die Wahl zu dem Nationalparlament allenfalls aus den Ständen hervorgehen zu lassen, daß sie vielmehr die Nothwendigkeit der Urwahlen behauptet, kann ihr nicht genug gedankt werden.

Die Hauptsache war nun, wie sie sich eigentlich das Verhältniß der neuen repräsentativen Behörde zu den bestehenden Gewalten dachte.

Die conservative Partei hatte die Ansicht, dieselbe solle im Einverständniß der einzelnen Staaten, also, wenn man consequent sein will, unter Vorbehalt der Ratification, die Grundlage der neuen Verfassung feststellen.

Die radicale Partei wollte ihr die ganze Souveränität des Volks, das sie repräsentirte, beilegen, also das Recht, die Verfassung nach ihrem eignen Gutdünken festzustellen, die einzelnen Staaten mochten dazu sagen was sie wollten.

Die Versammlung wählte einen Mittelweg. Die Constituante solle allerdings dieses Recht haben; es solle ihr aber unbenommen bleiben, sich, falls sie es wolle, mit den einzelnen Staaten (Regierungen) darüber zu vereinbaren.

Ferner beschloß sie, zur Ausführung dieser Bestimmung einen Ausschuß aus ihrer Mitte zu erwählen, der darüber zu wachen habe, daß die Regierungen in allen Punkten jenen Bestimmungen nachkämen.

Der erste Schritt des neuen Ausschusses war ein sehr wichtiger. Eine der mächtigsten Regierungen, die preußische, hatte die Wahlen bereits nach der Bundestagsbestimmung, die einen Tag vor dem Zusammentritt des Vorparlaments abgefaßt war, anordnen und auch bereits vollziehen lassen. Der Ausschuß protestirte energisch dagegen beim Bundestag, und dieser sah sich veranlaßt, den materiellen Inhalt der Beschlüsse des Vorparlaments zu dem seinigen zu machen, und ihn als solchen den einzelnen Regierungen zur Ausführung anheimzugeben.

Die positive Thätigkeit des Ausschusses war damit zu Ende. Die Beschlüsse des Vorparlaments waren legalisirt, und es blieb ihm nur noch übrig, darüber zu wachen, daß das gesetzlich Beschlossene auch zur Ausführung käme. Eine rein negative — und ich muß hinzusetzen, langweilige Aufgabe, denn die unausgesetzte, abstracte Wachsamkeit, ohne eigenthümliche Beschäftigung, macht müde und erbittert.

Ueberblicken wir noch einmal die Stellung des Ausschusses.

Er hatte sein Mandat vom Vorparlament, einer an sich durchaus ungesetzlichen Versammlung, die dabei im gewissen Sinn durch die legitimen Gewalten

ſanctionirt war. Dieſes Mandat war factiſch zum Theil erfüllt, zum Theil negativ; er ſelber aber fühlte eben ſowohl das Bedürfniß, ſich zu beſchäftigen, als die moraliſche Befähigung, irgend etwas — Unbeſtimmtes — aber weſentlich Wohlthätiges für Deutſchland durchzuſetzen. Er war geneigt, ſelber das Heft der Regierung in die Hand zu nehmen, wenn auch nur unter Vermittlung des Bundestages, obgleich er weder die nähere Einſicht in die einzelnen Verhältniſſe des Staatslebens beſaß, noch auch andere Mittel zur Ausführung ſeiner Beſchlüſſe, als Proclamationen, Commiſſionen und Decrete.

Der Bundestag, der ſeine Exiſtenz einmal nicht ignoriren konnte, ſah in ihm ein zwar gefährliches, aber nicht unbrauchbares Mittel, ſich beim Volk Vertrauen zu verſchaffen, indem man alle Beſchlüſſe zur Unterdrückung der Republikaner, zur Verſtärkung der Bundes-Centralgewalt im Ausſchuß vorher in Anregung bringen, und als Beſchluß des Ausſchuſſes dem Bundestag empfehlen laſſen konnte. Im Uebrigen ſah er in ihm eine Verſammlung, die man höflich behandeln, mit der man in gutem Einvernehmen bleiben müſſe, ohne ihr allzuviel Einfluß zu verſtatten.

Ganz in derſelben Stimmung gegen den Ausſchuß waren die ſüddeutſchen liberalen Regierungen, deren vorzüglichſte Anhänger den eigentlichen Stamm des Ausſchuſſes bildeten.

Die öſtreichiſche Regierung war einem nachtheiligen Einfluß am wenigſten ausgeſetzt; ſie nahm den weiter nicht näher erörterten Namen des Fünfziger-Ausſchuſſes in ihre amtlichen Berichte auf, und richtete ſich formell nach den in Uebereinſtimmung mit dem Bundestag abgefaßten Beſchlüſſen deſſelben, natürlich unter dem Vorbehalt, ſie ſpäter zu ratificiren oder nicht. Zu Anfang hatte ſie wohl die Anſicht, durch ſeine Vermittelung die deutſche Kaiſerkrone zu erlangen und ſie zu den übrigen goldenen Laſten, die ſie trug, hinzuzufügen. Dieſe Illuſion der öſtreichiſchen Regierung und des öſtreichiſchen Volkes, die deutſche Kaiſerkrone zu nehmen und die öſtreichiſche nicht zu laſſen, iſt nur aus dem erſten Taumel der neuerworbenen, ungewohnten Freiheit erklärlich. Seitdem iſt eine Reaction erfolgt, wie ſie aus einem zu heftigen Rauſch hervorzugehen pflegt, und man beginnt von allen Seiten das deutſche Weſen und deſſen Vertreter als das Verderbniß Oeſtreichs zu fliehen.

In der eigenthümlichſten und ſchwierigſten Lage war der preußiſche Staat. Ihm war der Ausſchuß — mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen, auf die ich ſpäter zurückkommen werde — entſchieden feindlich geſinnt, und darin waren die Radikalen unter Blum's, die Conſervativen unter Anführung der Badenſer, vollkommen einig. Die preußiſche Regierung und derjenige Theil des preußiſchen Volks, der noch preußiſch geſinnt war — und das iſt kein geringer Theil — mußte den Ausſchuß mit eben ſo entſchiedenem Mißtrauen betrachten.

Die eigentlichen Republikaner ſahen in einem Verein, in denen Männer wie Soiron und Mathy dominirten, ein reactionäres Inſtitut.

Dagegen waren alle Männer, die mit ihrer Regierung, ihrem Magiſtrat oder mit ſonſt etwas unzufrieden waren, geneigt, ſich an den Ausſchuß zu wenden, bei ihm ihre Regierung zu verklagen, und ihn um Sonnenſchein und ſchönes Wetter zu bitten. Von einer demokratiſchen Behörde konnte man wenigſtens eine gefällige Aufnahme aller Adreſſen erwarten.

Da alſo der Ausſchuß ſonſt nichts zu thun hatte, ſo konnte er ſich damit beſchäftigen, über alle Adreſſen und Petitionen zu berathen und Decrete abzufaſſen. Eine Beſchäftigung, die dem Beſchäftigten ſelber ſo imponirt, daß man ſich nicht wundern darf, wenn der größte Theil des Ausſchuſſes der Anſicht war, die einzige Behörde in Deutſchland zu ſein, deren Beſchlüſſe allgemein anerkannt würden. —

Wenn man dieſe eigenthümliche Stellung des Ausſchuſſes im Auge behält, wird man die „Geſchichte, die er macht," zu deren Schilderung, inſoweit ich Augenzeuge war, ich mich nun wende, leichter verſtehen.

Ein zweites Element ſind dann die einzelnen Perſönlichkeiten, mit deren Charakteriſtik der nächſte Artikel beginnt.

Julian Schmidt.

# Aus Prag.

Zwei Deputationen. — Die Scene im Convictſaal.

Noch einen Tag eher, als die panſlaviſche Partei mit ihrem Proteſt gegen die Wahlen nach Wien zog, wurde eine Deputation der Deutſchen eben dahin geſchickt, mit der Erklärung, daß die deutſchen Kreiſe Böhmens auf den Wahlen beſtänden und den Anſchluß Böhmens an Deutſchland mit allem Nachdruck herbeiwünſchten. Die Regierung in Wien iſt in ſlaviſchen Händen, die Habsburger, denen nicht ſo viel daran liegt, daß ſie deutſche Fürſten ſind (?) als daß ſie überhaupt Fürſten — ſei es auf einem czechiſchen oder „weſtſlaviſchen" Throne bleiben, hegen gegen die Czechen eine ganz beſondere Zärtlichkeit. Die Folge davon war, daß die ſpäter abgegangene Deputation der Czechen früher vorgelaſſen wurde, als die deutſche Deputation und eine gnädigere Aufnahme fand. Indeß ſprachen die deutſchen Deputirten — Moritz Hartmann war unter ihnen — energiſch, ſie ſchilderten die Abſicht der deutſchen Kreiſe, ihre Deputirten zu wählen als feſt beſchloſſen — und da man jetzt in Wien nichts ſo ſehr vermeidet, als einen Anlaß zu neuen Conflikten, ſo erwiederte der Miniſter Pillersdorff der Deputation: jeder Theil der Bevölkerung ſolle ſeinen Willen haben, der deutſche ſolle wählen, indeß der böhmiſche nicht wählt.

Am 29. war die Deputation der Deutſchen aus Wien zurückgekommen. Sie ſollten den deutſchen Mitbrüdern in Prag den Erfolg ihrer Sendung ankündigen und ſo war denn für den Abend eine Verſammlung der Deutſchen im Convictſaale angeſagt. Eine Deputation des Fünfziger-Ausſchuſſes in Frankfurt, aus den Herren Wächter und Kuranda beſtehend, war den Tag zuvor angekommen, um eine Vereinigung zu Stande zu bringen Beide Herren ſollten als Gäſte die Verſammlung beſuchen. Da begab ſich eine Scene, die deutlich darthat, mit welchen Waffen die czechiſche Partei ihren Kampf auszufechten gedenkt. Als Einer der Deputirten die Antwort des Miniſters meldete, die den Deutſchen in Böhmen die Wahlen erlaubt, brach ein gellendes Pfeifen los, man ſtürmte die Rednerbühne und nöthigte die Mitglieder des Comités zum ſchleunigen Abzug. „Sie wollen uns an die Deutſchen verkaufen," ſchrie ein wüthender Haufe, einige Anführer der czechiſchen Partei, den Säbel an der Seite, die rothe altczechiſche Zipfelmütze auf dem Kopfe, hatten Mühe, den Aufruhr zu dämpfen, den ſie ſelber angezettelt hatten und der nun blutig werden zu wollen anfing. Herr Hawlizek, der Redacteur der „Narodny nowiny" und Stimmführer einer großen Partei, hielt auf der von Czechen überflutheten Rednerbühne eine lange Rede, worin er erklärte, die Parlamentswahlen der Deutſchböhmen würden nie und nimmermehr Gültigkeit haben, ein Anſchluß Böhmens an Deutſchland könne und werde nie zu Stande kommen. — Nur das Einſchreiten der Garden und das Erſcheinen des Bürgermeiſters machte dem wüthenden Auftritt ein Ende. Die Haufen zerſtreuten ſich, aber die Aufregung der ganzen Stadt dauerte bis tief in die Nacht hinein fort. Als ich um Mitternacht nach Hauſe ging, zogen Schaaren von Arbeitern an mir vorüber, die das Lied

Wipal nemce — d. h. — Vertilg den Deutſchen,
Cezo semce! — Den Fremdländer!

in lautem Chore ſangen.

T. T.

## Judenverfolgungen.

Es gibt eine Anarchie, die nicht aus der Sturmfluth politiſcher Leidenſchaften, ſondern aus faulem Sumpf entſpringt; die nicht von Exaltados und Gewaltrepublikanern, ſondern von ſervilen Pfahlbürgern, von „Fanatikern der Ruhe“ ausgeht. Beweis ſind die empörenden Judenverfolgungen, die an manchen Orten jetzt losbrechen. Man bürdet ſie mit Unrecht dem „niedern“ Pöbel allein auf; höherer Pöbel hetzt den niedern. So in Prag, wo das Haus eines Juden geſtürmt wird, weil er den „beſtehenden Verordnungen zuwider“ (wie in der Deut. Allg. gemeldet wurde) außerhalb der Judenſtadt wohnte. Alſo die böhmiſche Revolution beruft ſich auf die Polizeiverordnungen aus der Zeit des Abſolutismus, und der Ghettozwang, den der Papſt in Rom abſchafft, ſoll in Prag verſchärft werden! Gute Ausſichten für die Civiliſation des künftigen weſtſlaviſchen Kaiſerthums! Noch abſcheulicher hat das Philiſterium gegen die wehrloſen Juden in dem deutſch-ungariſchen Preßburg gewüthet und zwar während der chriſtlichen Oſtertage! Hier hat vor Allem der Magiſtrat ſich barbariſch benommen. Nachdem die Juden ohne Unterſchied des Geſchlechts und Alters blutig mißhandelt worden waren und die rohe Maſſe ihr Müthchen an ihnen gekühlt hat, verbannt der Magiſtrat die Verfolgten, anſtatt ſie zu beſchützen, aus der Stadt. Dieſe weiſe, muthige und humane Verordnung einer loyalen und löblichen Behörde wird das Signal zu einem neuen Halloh! Der Pöbel wehrt den Vertriebenen zur Fortſchaffung ihres Hausraths Wagen oder Schubkarren zu gebrauchen! was ſie nicht auf ihrem Rücken fortſchaffen können, müſſen ſie zurücklaſſen. Die Kranken werden aus den Betten geriſſen und auf die Straße geworfen! Halb ihre Kranken und Kinder, halb einige Reſte ihrer Habe ſchleppend, wird die jüdiſche Bevölkerung unter den fortwährenden Mißhandlungen und dem grauſamſten Hohn der Maſſe nach dem Schloßberg getrieben; keuchend, weinend und blutend. Der Pöbel weidet ſich an der Angſt der Erſchöpften, die nicht raſch genug fliehen können und ſeiner Fauſt zum Opfer fallen. Der Schloßberg wird zu einer Art von modernem Calvarienberg, denn eine menſchlicher denkende Minderzahl von Preßburgern iſt allein nicht im Stande, der ſchändlichen Menſchenhetze Einhalt zu thun. — Es fragt ſich jetzt, was das verantwortliche ungariſche Miniſterium beſchließen wird. Männern wie Koſſuth und Déak kann ſolch' entehrendes Treiben nichts weniger als gleichgiltig ſein. Der Magiſtrat wird ſeine Ohnmacht vorſchützen, nun eine ohnmächtige Behörde muß abdanken oder abgeſetzt werden. Der Krämerzunft aber, die vom Brodneid verblendet, meiſt im Stillen den Kreuzzug wider die Juden predigt, ſollte doch ihr eigenes Heil lieber ſein als das Verderben einiger Concurrenten. Sie gibt der Reaction eine furchtbare Waffe gegen ſich in die Hand, denn ſie zeigt, daß ſie für die Freiheit nicht reif iſt und trotz aller Nationalgardenſpielerei ſich nicht ſelbſt regieren kann. Endlich ſollten dieſe Philiſter, die ſich den ſtolzen Namen Bürger anmaßen, nicht mit der Pöbelwuth ſpielen. Sie iſt eine zweiſchneidige Waffe. Es iſt ſchwerlich anzunehmen, daß der Haufe bei der Plünderung eines Trödelmarkts die verſprochene Beute findet. Einmal im Zuge, wird er tolerant werden und keinen Unterſchied des Glaubens kennen, dann gnade Gott auch Denen, die ihm zuerſt: Pack an! zugerufen haben. Es gibt auch unter dem Chriſtenvolk Leute, die ihr Geld lieb haben!

— nn.

---

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

# Deutschlands Pflicht gegen Italien

## und gegen sich selbst.

„Der deutsche Geist hat eine Umwandlung erlebt!“ sprechen viele Leute, andre sagen: „Deutschland hat sich auf den Weg zu politischen Reformen begeben!“ Nein, meine Herren, „Deutschland hat eine Revolution begonnen und die ersten Acte dieses welterschütternden Dramas vortrefflich gespielt!“ Die Todesangst der altverknoteten Kanzleiperücken, die Hohlköpfigkeit des Schranzenwesens und die Herzlosigkeit des Spießbürgerthums von einem halben Hundert Residenzen erzittern vor dem Gedanken, dem Kinde seinen rechten Namen zu geben. Das Reactionsgelüste des unsterblichen Jesuitismus in allerlei Uniformen windet sich wie eine Schlange über den vom Weltkampfe dröhnenden Boden und versucht alle denkbaren Ränke, um wenigstens es dahin zu bringen, daß in Deutschland das große, verhängnißreiche, patriotische Drama in seinen folgenden Acten nicht in Schiller's Geist und Schwung einem Wilhelm Tell ähnlich, sondern wie Kotzebue's deutsche Kleinstädter fortgespielt werde und mit einer lustigen Hochzeit schließe. Durch Wortverdrehung und Sinnentstellung will man den Herzensdrang beschwichtigen, den Verstand einlullen, den Gedanken an das, was geschehen und was bezweckt ist, dem Volke abgewöhnen; dem furchtbar erwachten Löwen will man begreiflich machen, daß er eigentlich nur ein wohlerzogener Hofhund sei, der den Anstand nicht so sehr verletzen dürfe, ohne Kette und Halsband herumzulaufen. Den schönen praktischen Stolz des erwachten Selbstbewußtseins will man mit Redensarten von angeborner Weisheit, deutscher Mäßigung, deutschem Edelmuth, deutscher Oberhoheit, Verachtung aller andern Nationalitäten ꝛc. betäuben, benebeln, in einen unfruchtbaren, unpraktischen Hochmuth verwandeln, weil man weiß, wie schwer wahrer Stolz, wie leicht läppischer Hochmuth sich gängeln läßt.

Nein, meine Herren! Lassen Sie immerhin das Volk klar einsehen, was es gewollt und was es gethan hat, sagen Sie ehrlich gerade heraus: das deutsche Volk bedurfte einer Revolution und hat wirklich eine Revolution tüchtig begonnen.

Laſſen Sie uns die ſchöne Hoffnung, daß es auch klug und männlich genug ſein werde, dieſe ſchöne Revolution ſegensreich durchzuführen. Ja, revoltirt hat Deutſchland, nicht reformirt, und Deutſchland hat ſich dieſes Revoltirens weder zu ſchämen, noch vor deſſen natürlichen Folgen zu fürchten. Seit den Zeiten von Huß und Luther, und in noch höherem Grade ſeit Frankreichs Umwälzung von 1789 erſtrebten Rationalismus und Liberalismus der edelſten Patrioten eine unerläßliche Reform, d. h. zeit- und menſchheitsgemäße Aenderungen, Beſſerungen, Veredlungen, Vervollkommnungen des Oberbaues mit Beibehaltung des Grundbaues. Sobald Rationalismus und Liberalismus von der zwiefachen Fruchtloſigkeit ihres Strebens ſich endlich überzeugt hatten, mußte bei allen Tüchtigen und Guten der Gedanke an Revolution erwachen und zur That werden. Aber die Revolution iſt nicht Zweck, wie Herr v. Metternich und Genoſſen der Welt weis machen wollten, ſondern ſie iſt nur ein Mittel zu Erreichung des höhern Zweckes und zwar — das einzig mögliche Mittel.

Der Grundbau unſers bisherigen deutſchen Staatsweſens war purer Abſolutismus, bunt verlarvt, behangen und gewappnet mit Patriarchalismus, Feudalthum, Chriſtenthumsſchein, Wiſſenſchaftsnebel, Aberglauben an ein göttliches und hiſtoriſches Recht, Kaſtengeiſt, Ständeſpielerei, Heeresmacht, Kanzleiennacht, die Throne waren mit Actenſtößen thurmhoch umwallt und Ströme von Dinte bildeten die Burggräben. Oder mit andern Worten: das alte Grundprincip beſtand darin, daß ſich die regierende Dynaſtie als von Gott eigens berufene Herren und Eigenthümer des Landes und des Volkes betrachtete, mithin das Volk nur als Lehnswaare auch da noch behandeln konnte, wo mildere Sitte, ſchlaue Staatskunſt und in juſtinianiſchem Rechtskram verſunkene Wiſſenſchaft die Leibeigenſchaft nicht aufgehoben, ſondern ihr nur einen andern Namen gegeben hatten. Wo die Dynaſtie Obereigenthümer des Bodens und Herr des Volkes iſt, da iſt das Volk leibeigen, wenn gleich es nur Unterthan genannt wird, und des Herrn Streben kann nicht wohl ein anderes ſein, als — den Leibeigenen durch alle denkbaren Mittel ſich auch zum Seeleneigenen zu machen. Wo die Dynaſtie Obereigenthümer des Bodens und Herr des Volkes iſt, da erſcheint natürlich auch ihr Wohl als Zweck des Staates und das Volk nur als Mittel zu möglichſter Erfüllung dieſes Zweckes, die Dynaſtie hat nur Rechte, das Volk nur Pflichten.

Auf dieſem Grundprincipe beruhte bis heute das geſammte deutſche Staatsweſen. Die Geſchichte und Erfahrung haben ſattſam gelehrt, daß es ewig unmöglich bleiben wird, auf dieſem Princip einen geſunden und dauernden Reformbau aufzuführen. So kam man auf den natürlichen Gedanken, zu einer Revolution zu ſchreiten, d. h. das Grundprincip ſelbſt umzuſtürzen, und er that es, indem er der Dynaſtie die Majeſtät und Souveränität des Staates entzog und das neue Princip der Volksſouveränität aufſtellte. Auch dieſes wurde bald als ein ein-

ſeitiges, unfruchtbares und anarchiſirendes Princip, ſelbſt in einer Republik erkannt. So ſchuf der moderne Radikalismus das neue monarchiſche Princip, wonach Dynaſtie und Volk beide durch das Staatsgrundgeſetz coordinirte, gleich berechtigte und gleich verpflichtete Staatsgewalten ſind, die Majeſtät und Souveränität weder jener noch dieſer inwohnt, ſondern lediglich dem Staate als Inbegriff von beiden ertheilt wird. Weder angemaßte, irrationelle Gewalt der Dynaſtie, noch anerkannte, irrationelle Uebermacht des Volkes herrſcht oder regiert fortan, ſondern lediglich das von der rationellen Staatsmajeſtät ausgehende Grundgeſetz.

Die Aufſtellung und Durchführung dieſes Grundprincips war der Zweck und das Reſultat der deutſchen Revolution von 1848. Wer zu dieſem Werke der Noth und der Nothwendigkeit aufgefordert hat, wer an deſſen Durchführung auf irgend eine Weiſe lebendigen Antheil nimmt, der muß ſich auch allen daraus entſpringenden Folgen und Folgerungen unterziehen, für ſie ringen mit Wort und That, mit Blut und Leben.

Von allen natürlichen Folgen dieſes Grundprincips Deutſchlands ſeit dem Februar 1848, muß ich hier nur einige erwähnen, weil ſie unmittelbar unſern Gegenſtand berühren.

Das neue deutſche Staatsgrundprincip kann den Beſitz durch Eroberung nicht mehr als ein Recht heilig achten, ſondern nur als ein hiſtoriſches Ergebniß der Uebermacht und Gewalt betrachten. Denn man kann einer Dynaſtie nicht mehr ein Land abnehmen, weil keine Dynaſtie ein Land mehr *hat*. Eben ſo wenig kann eine Dynaſtie mehr ein Land auf irgend eine Weiſe veräußern, noch aus demſelben Grunde ein Land zum Geſchenk erhalten, weil ſie nicht Obereigenthümer und Herr, ſondern nur ein mitberechtigter Theil des Staates iſt. Die republikaniſche Regierung ſteht dieſem Grundprincipe gemäß unter demſelben Verhältniſſe, wie die monarchiſche Dynaſtie. Wenn daher heute die deutſchen Stämme von Elſaß und Lothringen ihren feſten Willen erklären, nicht mehr zu Frankreich, ſondern zu ihrem Mutterſtaate Deutſchland halten zu wollen, ſo muß morgen ganz Deutſchland unter Waffen ſtehen und für die deutſche Nationalität beider Stämme den letzten Blutstropfen einſetzen. Will der ſchweizer Canton Neuenburg heute ernſtlich nichts mehr von einem König von Preußen wiſſen, ſondern feſt an ſeine helvetiſche Nationalität ſich anſchließen, ſo muß der deutſche Staat ihn losgeben, und das preußiſche Volk übt eine arge Inconſequenz gegen ſein eigenes Revolutionsprincip, wenn es ſeinem Könige gegen Neuenburg beiſtehen will.

Venedig und die Lombardei ſind der Boden und der Wohnſitz zweier italieniſcher Stämme. Sie waren nicht von dem *Staate* Oeſtreich, ſondern von der *Dynaſtie* Oeſtreich erobert oder als erobertes Land erworben. Sie bildeten bisher keinen eigentlich integrirenden Theil des Staates Oeſtreich, noch weniger des Staates Deutſchland, ſondern eine der Dynaſtie Oeſtreich zugemeſſene Lan-

desstrecke, eine Art dynastischen Feudaleigenthums. Aber nach dem, auch vom östreichischen Staate angenommenen Revolutionsprincipe, kann die Dynastie Oestreich ebenfalls nicht mehr als Obereigenthümer und Herr eines Landes und Volkes betrachtet werden, beide können auch nicht mehr zum Privatvermögen einer Dynastie gehören, weil das neue Princip weder Hörige noch Unterthanen mehr kennt, sondern nur Staatsbürger. Erklären mithin Venedig und Lombardei bestimmt und feierlich, daß sie weder Eigenthum der Dynastie Oestreich, noch Staatsbürger des neuen Staates Oestreich und Deutschland sein, sondern der Nationalität Italiens angehören wollen, so handeln Oestreich und Deutschland schnurgerade ihrem neuen Staatsgrundprincip entgegen, wenn sie Venedig und die Lombardei zwingen wollen, bei Oestreich zu bleiben. Die Macht zu solchem Zwange haben sie vielleicht, aber nach ihren eigenen Grundsätzen gewiß kein Recht.

Aber, ganz abgesehen von dem Rechtspunkte, entsteht die Frage: ist es politisch und vernünftig, die italienischen Länder Venedig und Lombardei zu zwingen, daß sie Provinzen, Staaten von Oestreich oder Domänen von dessen Dynastie bleiben?

Seit tausend Jahren beschäftigt die Frage über Italien die deutschen Politiker unablässig; sie auf dem Wege der Gewalt zu lösen, vergeudete das deutsche Reich Milliarden an Geld und das Leben von Hunderttausenden seiner Söhne. Nicht aus schnöder Eroberungslust oder aus blindem Hasse führte Deutschland diesen Kampf so beharrlich durch Jahrhunderte fort, sondern lediglich kraft der Allgewalt eines Verhängnisses, begeistert von einem Traume, gebannt von einem Aberglauben, hingerissen von einem Dynastienwahne, später gezwungen durch alle hieraus entsprungenen Folgen einer verkehrten, verderbten, der Vernunft und der Menschheit Hohn sprechenden Politik.

Karl der Große hatte neben vielen schönen Träumen auch den einer Weltherrschaft geträumt und dessen Verwirklichung bis an sein Ende beharrlich erstrebt. Karl der Große war dahin und seine Nachfolger in dem getheilten Reiche, der Kaiser von Deutschland und der König von Frankreich erbten zwar nicht seinen Geist und seine Macht, aber seinen Traum. Dieser Traum einer Weltherrschaft, auf zwei im Herzen von Europa neben einander wohnende Dynastien vererbt und von beiden verfolgt, wurde zu einem Verhängnisse für Europa, von dessen Zauber eigentlich erst die Revolution von 1848 uns ganz befreien kann.

Dieser Traum wurde zu einem Verhängnisse für Europa und mußte es werden, weil lediglich die Dynastien die Herren der Staaten, die einzigen Träger und Inhaber der Geschichte waren, der Geist und Wille der Dynastie herrschte und regierte, die Unterthanen gehorchten als Vasallen (Adel, Freie) oft mit geheimem Sträuben, als Aftervasallen blind und stumm, während Clerus und Mönchthum immer mächtiger zwischen Dynastie und Volk sich eindrängten, eine neue

Macht, einen Staat im Staate bildeten, einen Staat über dem Staate täglich kühner erſtrebten.

Die wechſelnden Dynaſtien der deutſchen Kaiſerhäuſer und der Krone Frankreichs rangen um die Verwirklichung jenes Traumes, ſo lang keine dritte Macht in Europa mit ihnen ſich vergleichen konnte. Sie ſetzten dieſes Ringen auch dann noch fort, nachdem andere Mächte gleicher oder momentan überwiegender Kraft neben ihnen erſtanden waren. Drei Mal ſchien ſich dieſer Traum verwirklichen zu wollen: ein Mal für Deutſchland unter Karl V., zwei Mal für Frankreich unter Ludwig XIV. und unter Napoleon.

Beide Dynaſtien ſuchten beharrlich die Verwirklichung ihres Traumes vor Allem in Italien. In Italien thronte der geiſtliche Autokrat einer Welt und eine Suprematie über ihn mußte wohl die würdigſte Aufgabe des dynaſtiſchen Stolzes und Herrſcherwahnes ſein. Italien iſt, gleich Deutſchland, in viele Länder und Herrſchaften zerſtückt, war es früher ja noch vielfältiger als jetzt, bildete mithin keine concentrirte Einheit, bot von allen Seiten Blößen und Lücken und Schwächen, willkommen dem Herrſchergelüſte, der Diplomatie und ihren Ränken, welchen nur die wachſende Anmaßung der Päpſte ſeit Gregor VII. an Macht und Schlauheit und Gewiſſenloſigkeit, mit wechſelndem Glücke die Wage halten konnte. Schwert und Dolch und Gift und Heirathen und Corruption und offener Verrath wurden von den Wahlkaiſern Deutſchlands, von der Dynaſtie Habsburg, von den franzöſiſchen Valois und Bourbonen für gleichtreffliche Mittel zu dem Zwecke gehalten: Beide wollten ja nur herrſchen, herrſchen um jeden Preis. Und Millionen um Millionen der Völker von Frankreich, Spanien und Deutſchland wanderten nach Italien, und Hunderttauſende aus den Völkern von Frankreich und Deutſchland wurden auf italieniſchem Boden geſchlachtet, lediglich um der zur Idioſinkraſie geſteigerten Herrſchluſt der Dynaſtien dort Fürſtenſitze und Einfluß zu verſchaffen. Frankreich und Deutſchland wurden unter dieſen wiederholten Anſtrengungen oftmals erſchöpft, Italien ſelbſt von dem höchſten Flore des Wohlſtandes und geiſtigen Schwunges in Wiſſenſchaft und Kunſt, allmälig zu dem bedauerlichſten Zuſtande intellectueller, moraliſcher und materieller Unkraft herabgeſtimmt, welcher jeden Gedanken an Selbſtſtändigkeit, jedes Gefühl nationaler Würde vernichten mußte, dafür gleichen Grimm und Haß gegen Franzoſen und Deutſche in den Herzen nährte. Aber in Deutſchland und Frankreich ſchrieb man Geſchichte und publiciſtiſche Betrachtungen, welche nichts anderes lehrten, als tiefſte Verachtung der italieniſchen Intelligenz und des italieniſchen Charakters, und welche einer ganzen Reihe von franzöſiſchen und deutſchen Geſchlechtern den ſinnloſen und unglückſeligen Aberglauben, „Frankreich oder Deutſchland müſſe um jeden Preis ſeinen politiſchen Einfluß in Italien, die Hegemonie in Italien erkämpfen und erhalten," ſo tief einprägten, daß dieſer Aberglaube ſogar jetzt noch als heilige Lehre gepredigt wird.

Im alten Staatengebäude der Dynastien von Gottes Gnaden und der Unterthanenheerden von Gottes Ungnaden, mag jene Lehre von der Nothwendigkeit eines Herrschaftseinflusses auf andere Nationalitäten noch verzeihlich, gewissermaßen sogar natürlich erscheinen. Im neuen Staate muß diese Lehre geradezu als sinnwidrig anerkannt werden.

Der höchste Grad von Freiheit bedingt den höchstmöglichen Grad von Kraft des Staates. Die Kraft eines Staates beruht aber auf dem innern geistigen und moralischen Zusammenhange, auf der möglichsten Homogeneität seiner Bestandtheile, und diese ist nur bei vollkommener Freiwilligkeit, also nur bei gleicher Nationalität denkbar. Darum ist Frankreich ein unverwüstlich mächtiger Staat, Rußland nur ein pomphafter Koloß mit thönernen Beinen.

Der Italiener kann in dieser Beziehung niemals ein aufrichtiger und treuer Gehilfe für Oestreich werden, denn niemals wird er freiwillig ein Unterjocher sein wollen. Ein mächtiger Unterjochter an einer Flanke ist aber eine wesentliche Lähmung und Minderung der Staatskraft, statt deren Vergrößerung, denn schonen und hätscheln muß man ihn im Frieden, und in jedem bedenklichen Augenblicke sein Gebiet besetzen, daß er nicht etwa abfalle. Die Dynastie Oestreichs hat an Titeln, Nimbus und Glanz durch ihre Herrschaft über Venedig und Lombardei gewonnen, der Staat Oestreich hat sich damit eine fast ganz nutzlose Last aufgebürdet, wenn auch einige Fabriken und die Agiotage diese Last des Ganzen zu ihrem besondern Vortheile benützen konnten.

So lang indessen ganz Italien ein zerstücktes, willenloses Spielzeug in der Hand des Despotismus geblieben, so lang mochte auch die altdiplomatische Marotte, „daß Oestreich und durch dieses Deutschland seinen Einfluß in Italien behaupten müsse, um Frankreichs Einfluß zu hemmen und zu vernichten," noch einige Bedeutung haben, weil eine im Finstern schleichende Diplomatie in der That die Welt regierte. Aber seitdem Italien einstimmig den Absolutismus verdrängt, dem Jesuitismus den Tod geschworen und durch Einigkeit im Streben die Einheit eines neuen Bundesstaates in Europa eingeleitet hat, seitdem ist die Lehre von der Nothwendigkeit jenes Einflusses eine Chimäre. Denn ein auf Freiheit gegründeter Bundesstaat von 22 Millionen Seelen ist in sich stark genug und wird eben so wenig Frankreichs wie Deutschlands Werkzeug sein, sondern seine Unabhängigkeit und Selbstständigkeit aufrecht erhalten können.

Der östreichische Staat und Deutschland gewinnen daher unverkennbar durch ein vernünftiges Aufgeben jener italienischen Anhängsel. Oestreich und Deutschland haben mit ihrer Selbstbefreiung von altem Jammer und alter Sklaverei zugleich die heilige Pflicht übernommen, Dynastien- wie Volkseitelkeiten einer reinern Ansicht vom Staate, der Ruhe und dem Glück der Zukunft zum Opfer zu bringen. Oestreich und Deutschland üben damit nicht einen Act der Großmuth, wie so viele Philister sprechen, sondern lediglich eine Pflicht gegen sich selbst und ihre Zukunft.

Aber dieſe Pflicht erſcheint noch heiliger und dringender in dieſem Augenblicke der großen Entſcheidung, welcher Oeſtreichs und Deutſchlands ganze Kraft und ganzen Enthuſiasmus erheiſcht.

Oeſtreich muß ſich um jeden Preis der Metternich'ſchen Schmach von Rußlands Hegemonie, von Rußlands beinahe unmittelbaren Eingriffen und Fortſchritten nach Weſten entwinden.

Gleicher Beruf und gleiche Pflicht gebieten Oeſtreich wie Deutſchland, raſch und entſchloſſen im Südoſten zu einem Befreiungswerke zu ſchreiten. Frei muß die Donau für die Lande, welchen ſie entſtrömt, in das Meer gelangen können. Keine Bevormundung von Moldau und Walachei mehr! Kein Landweg mehr nach Conſtantinopel für ruſſiſche Heere offen! Dort muß eine neue, feſte Grenzmark, ein „bis hierher und nicht weiter!" gegen das Czarenthum gezogen werden. Den Seeweg nach Conſtantinopel für Rußlands Eroberungsflotten unfahrbar zu machen, werden die italieniſchen und deutſchen Flotten wohl bald im Stande ſein. — Dort erblüht allen deutſchen Landen eine neue Handelswelt und ein unermeßlicher Markt, welcher wohl reich aufwiegen wird, was man vielleicht im Einzelnen durch Freigebung Italiens an manchen Orten verliert.

Sollen Oeſtreich und Deutſchland dieſe heiligſte ihrer Pflichten mit Erfolg üben können, ſo müſſen ſie den Rücken frei haben. Dieſer Kampf ſteht bevor, er iſt unvermeidlich, gleichviel ob heute von Oeſtreich und Deutſchland in's Leben gerufen, oder morgen von dem Czaren geboten. Aber offenbar ſtehen Oeſtreich und Deutſchland im Vortheile, wenn ſie ſelbſt dieſen Kampf beginnen, jetzt beginnen, ſtatt ſich erſt darauf einzulaſſen, wenn der Ruſſe es bequem finden wird.

Darum erſcheint es als Vernunftpflicht für die Staaten Oeſtreich und Deutſchland, der Dynaſtie Oeſtreich kategoriſch ihr Halt! gegen Italien zuzurufen, und nicht zu dulden, daß einer vielhundertjährigen Chimäre neue Millionen, neues Blut, die edelſte Kraft Oeſtreichs, alſo auch Deutſchlands geopfert, vielleicht die ganze Zukunft beider Staaten nutzlos auf das Spiel geſetzt werde. Freunde bedarf Deutſchland im Weſten und Süden, der freie Staat bedarf keiner Unterjochten! Die Waffen des freien Deutſchlands ſollen und dürfen nicht zur Knechtung anderer Nationalitäten geſchwungen werden. Deutſchlands Kraft darf weder für den Augenblick geſchwächt, noch durch einen neuen Knechtungsſieg in Italien von Neuem für die Zukunft gelähmt und gebunden werden! — —

In dem Augenblick, wo ich dieſen ehrlichen Erguß meines Herzens ſchließen will, wiederholt ſich eine früher verlachte Kunde: „Das öſtreichiſche Kaiſerhaus trage Bedenken, dem Bundestage ſich unterzuordnen, die öſtreichiſche Miniſterialwelt und Diplomatie glaube mit einem vollſtändig ſouveränen Großmachts-Oeſtreich allein fortan beſtehen zu können, und das öſtreichiſche Volk lebe der Ueberzeugung, daß ihm nur dann ein Heil erblühen könne, wenn Lombar-

dei und Venedig zwar frei und constitutionell, aber von einem östreichischen Prinzen regiert würden."

Was hierüber das östreichische Kaiserhaus betrifft, so hätte man in der That großes Unrecht, ihm jetzt schon eine klare und verständige Ansicht der Dinge zuzumuthen, von ihm zu fordern, daß es sich plötzlich dem süßen Rausche eines seit undenklichen Zeiten durch die Familie vererbten Herrschaftstraumes entheben solle; daß es den jetzigen, so bedenklichen Katzenjammer seiner sämmtlichen Zustände für das anerkennen müsse, was er wirklich ist: für eine natürliche Folge menschheitswidriger Grundsätze, durch Jahrhunderte befolgt, für eine natürliche Folge jenes Wahnes von göttlichem und natürlichem Dynastienrechte und jenes unseligen l'état c'est moi! Es gehört mehr als ein gewöhnliches Wunder dazu, um plötzlich eines Morgens mit Vernunft in Kopf und Herzen zu erwachen, wenn man Zeitlebens den Glauben an die Unvernunft eingeathmet und wie eine Religion heiligst gepflegt hat. Man kann ein höchst gutmüthiger und in manchem Betrachte ehrenwerther und liebenswürdiger Mensch sein, man kann die Gerechtigkeit über Alles achten, und dennoch als Fürst in den seltsamsten Vorurtheilen und Verblendungen befangen sein; man kann jenes vage Gefühl von Gerechtigkeit und Menschenliebe recht warm in der Brust tragen, und dennoch als Fürst stets ungerecht und unmenschlich denken wie handeln, so lange man seinen Willen als die einzige Quelle betrachtet, woraus alles Recht fließen könne.

Von der östreichischen Ministerialwelt und Diplomatie Anderes fordern, als sie bisher geleistet hat, ist, nach dem gelindesten Ausdrucke, sehr naiv! Man ändert über Nacht ein Staatsgrundprincip und verlangt von denselben Leuten, welche im entgegengesetzten Princip erzogen und grau geworden sind, daß sie plötzlich dem Vernunftstaate ihre Kräfte ehrlich widmen sollen. So lange Leute des tiefgewurzelten Major-Domusthums an der Spitze des östreichischen Staates stehen, hat Oestreich alle Gedanken an ein reines und ernstes Vorwärts aufzugeben, und Deutschland hat auf Oestreichs Brüderlichkeit nur so lange zu rechnen, als es nicht dem Czechenthum gefallen wird, seinen Vasallen in Wien zu Deutschlands Feind zu machen.

Ein östreichischer Prinz auf einem sogenannt selbstständigen lombardisch-venetianischen Thron ist für Italien, Oestreich und Deutschland nur eine Fortsetzung der alten verrotteten Geschichte unter neuem Namen und in einer neuen Einkleidung, wodurch für den Augenblick die Ruhe hergestellt und ein neuer Kriegszustand für die ganze Zukunft bereitet wird.

Was heißt in der That ein östreichischer Prinz auf jenem Throne? Eine Wiederaufwärmung des alten dynastischen Gelüstes, der altdynastischen Vetternschaften und Erbverbrüderungen, eine stillschweigende Sanktion des todtgeschlagenen feudalistischen Popanzes des Obereigenthumsrechts einer Familie über Land und Leute, Land- und Leibeigenschaft! Was wird anderes daraus, was

kann anderes daraus werden, als eine verhängnißreiche Wiederanknüpfung jener unſeligen diplomatiſchen Ränke zwiſchen Frankreich und Oeſtreich, jener jammervollen Eiferſüchtelei auf den gegenſeitigen Einfluß in Italien, jenes ewigen, alle Kraft und Zuverſicht raubenden Zuſtandes eines bewaffneten Friedens, worin auch Deutſchland unabwendbar verflochten wird? Was wird und muß hieraus für Italien ſich ergeben? Unabwendbar die alte Wortbrüchigkeit, Treuloſigkeit, Verrath, Reaction, Zerwürfniß, Lähmung, geheime Geſellſchaften, neue Demoraliſation eines kaum zu einigem Bewußtſein gelangten Volkes, und neues Revolutionsgebrüte. Italien, als ein großes einiges Glied in der europäiſchen Staatenkette, iſt unrettbar verloren, und abermals verdammt, unter Scheinfürſten von Modena und Parma ſein Leben zu verkümmern, in geheimer Eiferſucht zwiſchen Piemont, Lombardei und Neapel ſeine ſchönſten Kräfte gegen ſich ſelbſt zu kehren und ſeine landwirthſchaftlichen Zuſtände nur zu verbeſſern, um bald wieder bequeme Schlachtfelder für Franzoſen und Oeſtreicher zu bereiten.

Und was hat Oeſtreich davon? Den Hochgenuß, ſagen zu können: unſer Kaiſer hat doch recht behalten! Das Glück, jährlich ein paar Millionen mehr an Heeresmacht zu vergeuden, um das vetterliche Einmiſchungsrecht in alle italieniſchen Dinge wahren zu können! Die Ehre und den beneidenswerthen Ruhm, von Rußlands Willen fort und fort abhängig zu bleiben, mehr und mehr in Rußlands Vaſallenſchaft zu verſinken, weil ſeine Dynaſtie ewig für Italien, Ungarn und Galizien beſorgt, überall die Hände gebunden hat. Wohlan, will die öſtreichiſche Nation eine unfruchtbare, ſchmachvolle und ewig mit neuen Gefahren drohende Vetterſchafts-Oberhoheit ihrer Dynaſtie in Italien der innigſten Freundſchaft und Verbrüderung mit dem freien Deutſchland vorziehen, ſo ſtürze es ſich in ſein unvermeidliches Verderben, Deutſchlands Freiheit wird deshalb nicht untergehen, des übrigen einigen Deutſchlands Macht bleibt ſtark genug, um ſich ſelbſt zu behaupten, und allen kaiſerlichen Gelüſten von Petersburg und des ruſſiſchen Vaſallenthums zu Wien trotzen zu können, ohne auf Frankreichs Hülfe zu bauen!

Aber, nein, edle Oeſtreicher, handelt nicht alſo, reißt den künſtlichen Flor von euren Augen, enthebt euch einem alten Blendwerke. An der Hand Deutſchlands könnt und werdet, ja müßt ihr im Oſten zehnfach an wahrem Glanz und Glück, an wirklicher Macht gewinnen, was ihr an Scheinglanz im Weſten hingebt. An der Donau hinab grünt euer Canaan, am Po und Mincio ſäet ihr nur Drachenzähne, welche über kurz oder lang als lombardiſche Veſpern aufgehen werden. Nur mit Deutſchland und im Geiſte wahrer Freiheit könnt ihr groß und geachtet bleiben; mit Rußland und im Geiſte Rußlands handelnd — müßt ihr unrettbar untergehen!

Uebrigens wähne ſich Oeſtreich um des Himmels Willen nicht Sieger in Italien, wenn vielleicht Radetzky wieder einigen Boden und einige Treffen ge-

winnt. Wähnt ja nicht, daß Frankreichs Republik eine östreichische Suprematie in Italien abermals dulden werde, oder daß Deutschland in einem Kampfe um Italien, ohne sehr triftige Veranlassung, eurem Herrscherdünkel gegen Frankreich beistehen wird. Schämt ihr euch vielleicht nicht, auf Rußlands Hilfe zu bauen? Wohlan, kann euch dort Rußland helfen, woran übrigens zu zweifeln, so hat Rußland noch niemals umsonst geholfen. Will es euch helfen, so geschieht es wahrlich nur, um scheinbar eurem Kaiser, nicht um der Nationalität Oestreichs beizustehen, damit es Oestreich in seinem Kaiser um so sicherer und schneller verderben und knechten könne. Jeden Gulden, den ihr Italiens Wiedergewinnung hingebt, jeden Tropfen Bluts, den ihr eurem Hochmuthe und der Ländersucht eurer Dynastie verspritzt, opfert ihr lediglich zu Gunsten eures größten und heimtückischsten Feindes — dem Czarenthum. Die Fesseln, welche ihr kaum halb gebrochen habt, schmiedet ihr selbst von Neuem, schlingt ihr selbst um eure Hände! Narren sagen euch, ihr übtet Großmuth gegen Italien, wenn ihr Venedig und die Lombardei freigebt, — Narren sagen euch dies, denn ihr übt damit nur eine dringende Pflicht gegen euch selbst, gegen eure Ehre, gegen eure Freiheit, gegen eure ganze Zukunft!

Ende April. L.

# Eine deutsche Kriegsflotte.

Deutschland, an drei Meeren gelegen, mit seinen 40 Millionen Einwohnern hat ein einziges, wahrhaftes Kriegsfahrzeug, wenn man die wenigen, meistens mit Italienern bemannten östreichischen Kriegsschiffe nicht mitzählen will, während Holland, Dänemark, Sardinien, Neapel, die Türkei — geschweige denn gar England, Frankreich und Rußland — doch so viel Kriegsschiffe besitzen, um ihre Küsten vor einem feindlichen Ueberfall zu schützen, ihrer Handelsflagge auch in fernen Meeren Schutz gegen etwaige Unbill zu gewähren. Ein Land aber, das Seeküsten besitzt und keine Kriegsschiffe zum Schutz derselben hat, ist immer nur halb bewaffnet, jedem fremden Feind leicht zugänglich, hat es sonst auch hunderttausende von Bajonnetten, umgibt ein noch so furchtbarer Gürtel von Kanonen starrender Festungen seine Binnengrenze; hat dies doch auch das schlaue, gewiß allen unnützen militärischen Ausgaben sehr abholde Nordamerika hinlänglich erkannt, und so sehr es sein Landheer auf die kleinste Stärke herabzusetzen sucht, so wenig spart es an seiner Flotte und scheuet keine Ausgabe, um diese auf einem achtungsgebietenden Stand zu erhalten, ja von Jahr zu Jahr noch zu vermehren. Machen wir aber jetzt nicht an uns selbst die traurige Erfahrung, was es heißt, einen Krieg zu beginnen, ohne eine Flotte zu besitzen? Das kleine Dänemark mit kaum 1½ Millionen Einwohnern ist dem großen Deutschland ein gefährlicher Feind, weil es 4 — 6 mittelgroße Fregatten und 16 — 18 kleinere Korvetten und Kriegsdampfschiffe in See zu bringen vermag. Nicht allein, daß es die Operationen seines Heeres in Schleswig auf die wirksamste Weise dadurch zu unterstützen vermag, nein, es lähmt jetzt auch den gesammten Seehandel von ganz Deutschland, hält unsere langen Ost- und Nordseeküsten in beständiger Furcht eines Ueberfalles. Kein deutsches Schiff mag jetzt den schützenden Hafen verlassen; wenn es sich zu zeigen versucht, ist es eine leichte Beute der dänischen Kaper, und unsere Flaggen insgesammt mußten schon vor dem Danebrogskreuze sich neigen.

Jeder, der ein Herz für Deutschlands Ehre und Größe im Leibe hat, muß vor Zorn über diese Demüthigung erröthen. Und dabei haben wir eine Handelsflotte, nächst der englischen die zahlreichste der Welt, die es an Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit mit jeder aufzunehmen vermag und an unseren Nord- und Ostsee-

küſten wohnen ſo wackere Matroſen, wie ſelbſt Britannien ſie nicht beſſer auf der Planke ſeiner ſtolzeſten Fregatte aufweiſen kann. Eichen und Tannen aber wachſen in unſeren Forſten ſo kernig und ſchlank, daß der ſachverſtändige Holländer und Engländer deutſches Schiffsbauholz vor Allem gern kauft, Eiſen und Kupfer umſchließen unſere Berge in Menge und deutſche Leinewand iſt weit und breit bei allen Völkern der Erde bekannt. Aber unſer Holz verkaufen wir Fremden, damit dieſe Schiffe daraus bauen, unſeren Handel zu ſchmälern, unſere Flagge zu demüthigen; unſere Bergleute laſſen wir auswandern, weil wir ihnen daheim keine Arbeit geben mögen und unſere Leinweber verhungern vor unſeren Augen im erzwungenen Müßiggang. Keines Pfennigs Werth brauchte Deutſchland dem Auslande zu zollen und es könnte ſich die größten und beſten Kriegsſchiffe bauen und manchem müßigen Arbeiter ſo einen Verdienſt ſchaffen, der für des ganzen Vaterlandes Heil reiche Zinſen tragen würde. Auch an intellectuellen Fähigkeiten für den höheren Seedienſt hätten wir in Deutſchland keinen Mangel und mehr noch als ſie jetzt vorhanden ſind, würden ſie für die Zukunft ſich finden, wenn wir ſie nur brauchten und uns für ihre Heranbildung einige Mühe gäben. Sind doch uns allein ſieben Mecklenburger bekannt, die in der holländiſchen, franzöſiſchen und ruſſiſchen Kriegsmarine ſehr geachtete Offizierpoſten bekleiden, und als der Czar von Rußland vor einigen Jahren ſich den fähigſten und dabei zuverläſſigſten höheren Offizier ſeiner Flotte auswählte, um auf den Werften von Neu-York den Bau des rieſigen Kriegsdampfſchiffes „Kamſchatka“ zu leiten, ſo war dies ein Mecklenburger, eben ſo wie der treue Begleiter des Prinzen von Joinville auf allen ſeinen Meeresfahrten aus dieſem kleinen Lande gebürtig iſt. Gewiß alle dieſe hätten lieber ihre Dienſte dem eigenen Vaterlande geweiht, hätte daſſelbe ihnen nur Gelegenheit gegeben, ihre Neigung für den Seedienſt zu befriedigen, ja Manche würden noch gern wieder mit vielen Erfahrungen bereichert zu uns zurücktreten, böte eine deutſche Kriegsflotte ihnen paſſende Gelegenheit dazu. Wie manchen wackern Kapitän zählt nicht auch unſere zahlreiche Kauffahrerflotte, der bei einiger vermehrter theoretiſcher Kenntniß dem Kommando eines Kriegsſchiffes keine Schande machen würde. Wer alſo da ſagt, wir hätten kein Material uns Schiffe zu bauen, keine Mannſchaft zu ihrer Bemannung, keine Führer zu ihrer Leitung, der kennt entweder unſere deutſchen Seeküſten nicht, oder ſchnöde Selbſtſucht oder ängſtliche Philiſterei ſpricht aus ſeinen Worten.

Daß wir jetzt, wo wir im augenblicklichen Krieg mit Dänemark befangen ſind, wo ein anderer Krieg mit Rußland uns vielleicht nahe bevorſteht, nicht mehr Zeit haben uns eigene Kriegsſchiffe für den dringendſten Schutz zu bauen, iſt gewiß. Da iſt es jetzt zu ſpät, wir hätten früher dabei anfangen müſſen, und müſſen jetzt nothgedrungen warten, bis ein günſtigerer Augenblick wieder dafür eintritt. Aber zu ſpät iſt es noch nicht, uns gleich eine andere Hilfe, die genügen wird und genügen muß, ſobald wir das Ding nur recht anfaſſen, zu ſchaffen, und jeder

Tag, der hierbei verloren geht, ist ein Verlust für ganz Deutschland. So lange wir nur Kriegsschiffe bedürfen, um unsere Küsten gegen Dänemark und etwa gegen Rußland, dessen Flotte auch in Wirklichkeit nicht so übermächtig ist, wie sie auf dem Papiere aussieht, zu vertheidigen und etwa Gleiches mit Gleichem vergeltend, die Kaperei unserer Handelsschiffe durch Wiederkapern der feindlichen auszugleichen, bedürfen wir im Nothfall keiner sehr großen Kriegsschiffe. Kleine, schnellsegelnde Fahrzeuge in genügender Zahl und tüchtig bemannt, würden auch dazu hinreichend sein. Diese können wir aber für nicht zu theuern Preis in großer Auswahl bekommen. In unsern Nord- und Ostseehäfen liegen bei der gegenwärtigen Handelsstockung eine Menge kleinerer Fahrzeuge unbenutzt da und viele tüchtige Seeleute treiben sich geschäftlos am Lande umher. Von diesen Fahrzeugen wähle man sich nach Bedarf 90 bis 100 Stück, die besonders tüchtig gebaut und anerkannt schnell im Segeln sind, von einer Größe von 20 bis 40 Last, so daß sie 4 bis 12 leichte Kanonen und Raketengeschütz gut tragen können, aus und suche dieselben für eine billige Jahresmiethe und der Garantie gegen etwaige Beschädigung oder Verlust von den Eigenthümern zu miethen. Wir sind überzeugt, daß man für nicht zu hohe Kosten eine genügende Anzahl von solchen passenden Fahrzeugen erhalten kann, denn die Rheder derselben werden wohl geneigter sein, billig zu vermiethen, als ganz nutzlos im Hafen liegen zu lassen. Auch mehrere kleine Dampfschiffe, wie Deutschland in allen seinen Häfen jetzt schon viele zählt, wird man unschwer erhalten, und diese besonders dürften sehr gute Dienste leisten. Ein großes, auch gleich zum Kriegsgebrauch ausgerüstetes Dampfschiff hat Preußen schon an seinem „Adler," der von Stettin nach Petersburg den Postdienst verrichten sollte. Namentlich auch von den Hamburger Dampfschiffen, die von dort nach den englischen Häfen fahren, sind mehrere so groß, daß sie leicht in gar nicht zu verachtende Kriegsschiffe umgewandelt werden könnten. Kanonen, 4 bis 500 an der Zahl, die auch zum Seegebrauch passend wären, vermöchte Deutschland wohl aufzutreiben und vorläufig aus seiner Landmacht zu entnehmen, die dann wieder aus den großartigen Geschützgießereien, die mehrere Staaten besitzen, leicht nachgeliefert werden könnten.

Tüchtige Mannschaft für diese so improvisirten Kriegsschiffe wäre aber in genügender Auswahl aus unsern zahlreichen Matrosen zu bekommen, und es hält sehr leicht, binnen einigen Wochen in unseren Nord- wie Ostseehäfen 14—1500 Matrosen anzuwerben, die es mit jedem Seevolk der Welt und gar mit den Russen oder Franzosen, wenn uns vielleicht von diesen ein Krieg drohen sollte, aufzunehmen bereit sind. Auch Führer für diese Kriegsschiffe, die mit allen Eigenheiten der Küsten genau bekannt wären, und dadurch vor dem Feinde Manches voraus hätten, ließen sich bei einiger Sorgsamkeit aus der Zahl der jetzt unbeschäftigten deutschen Kauffarthei-Capitäne finden. Zur Bedienung der Kanonen, wie auch sonst zur Bewaffnung der Schiffe mit Büchsenschützen, müßte ein

eigenes deutſches Marinecorps gebildet werden. Gewiß in dem Bundescontingent von Oldenburg, Hannover, den Hanſeſtädten, Mecklenburg und Preußen fänden ſich 5—6000 Mann Artilleriſten und ſonſtige Soldaten nebſt den dazu nöthigen Offizieren, die ſo viel an die See gewöhnt ſind, daß ſie in gar kurzer Zeit für den Dienſt auf den Schiffen vollkommen tauglich wären. Wenn auch eigentliche Matroſen jetzt ſelten mehr unter den Truppen dieſer Staaten gefunden werden, da nach der vor einigen Jahren in den meiſten derſelben erlaſſenen Beſtimmung jeder Matroſe, der eine Reihe von Jahren auf einheimiſchen Schiffen dient, vom Militärdienſt befreit iſt, ſo gibt es doch fortwährend eine Menge ehemalige Fiſcher, Küſtenfahrer, Schiffszimmerleute; kurz an die See gewöhnte Leute in denſelben. Sehr häufig hat man dieſe, da es meiſt ſtarke, gewandte und ziemlich intelligente Burſchen ſind, zur Artillerie genommen, und ſo ließe ſich wohl die nöthige Zahl für dieſen Schiffsdienſt zuſammenfinden. Auch Oeſtreich wird an ſeinen illyriſchen Küſten bald die genügende Zahl tüchtiger Seeleute auftreiben können, um ſeine geretteten Schiffe ſo zu bemannen, daß es alle nationalen Italiener, die nicht freiwillig auf denſelben fortdienen wollen, gänzlich entbehren kann. Dieſes Soldaten- und Artilleriſtencorps müßte an der Nord- und Oſtſeeküſte vertheilt, unter einem beſondern, vom Bunde ernannten Führer ſtehen, und ſein Hauptzweck, die Bewachung unſerer Küſten ſo wohl in den etwaigen Strandbatterien als auch durch Dienſt auf den erwähnten kleinen Fahrzeugen ſein. Erforderten es etwaige dringende Umſtände, ſo wäre ihre Verwendung im Landdienſt immer noch zuläſſig, und ſie würden auch dort ein vortreffliches Elitencorps bilden. Verwendete doch z. B. Napoleon ſeine Seeſoldaten nach Bedarf auch zum Landdienſt und die ſogenannte „Mariniersgarde“ zeichnete ſich namentlich bei Leipzig und mehreren anderen Gelegenheiten rühmlichſt aus.

Wir glauben entſchieden, daß eine Flottille ſolcher kleiner, gut bewaffneter Fahrzeuge bei einem Küſtenkriege von dem größten Nutzen ſein, und es nicht allein mit der däniſchen, ſondern auch ruſſiſchen, ja wohl gar franzöſiſchen Flotte aufnehmen könnte. Beſonders ein Landen feindlicher Truppen an unſeren Küſten vermöchte ſie vollkommen zu hindern, denn größtentheils ſind dieſe ſo flach, daß große Linienſchiffe oder Fregatten doch nicht nahe an ſie herankommen, und Truppen nur mit Böten ausſetzen können. Es kommt bei ſolcher Küſtenvertheidigung nicht immer auf die Größe der Schiffe an, ihre Leichtigkeit und gute Führung vermag es oft, erſtere zu erſetzen. Die kleinen engliſchen Schiffe zerſtreuten die ſpaniſche Armada, die ſchwediſche Scheerenflotte ſchlug wiederholt in mehreren Seetreffen des vorigen Jahrhunderts die große ruſſiſche Flotte. Und ſo werden auch Deutſchlands Schiffe Deutſchlands Feinde von unſeren Küſten abzuhalten vermögen. Auch als Kaper feindlicher Handelsſchiffe vermöchten ſolche kleine bewaffnete Kriegsſchiffe vielfachen Nutzen zu gewähren und hätten wir jetzt nur einige Dutzende derſelben, Dänemark könnte keine ſo ſtolze Sprache uns gegenüber

führen, uns nicht ungestraft unsere Handelsschiffe rauben. So würden gewiß die nicht so sehr beträchtlichen Kosten der Miethe und sonstigen Ausrüstung dieser kleinen Schiffe durch ihren vielseitigen Nutzen bald reichlich gedeckt. Haben wir aber Frieden, so geben wir sie ihren früheren Eigenthümern wieder zurück, auf daß sie dann von Neuem ihre friedlichen Fahrten beginnen und unseren Handel kräftigen können.

Aber nicht allein mit dieser so improvisirten Flotte für den nothwendigsten und dringendsten Bedarf muß sich Deutschland begnügen, wir müssen auch, kehrt Ruhe und Ordnung erst nur einigermaßen zurück, allen Ernstes dahin streben, uns mehrere größere Schiffe anzuschaffen, die auch zu ferneren Expeditionen tauglich sind. Die deutsche Flagge ist zuerst in diesen Tagen von einem Handelsschiff in einen andern Welttheil getragen, wir müssen nun auch dafür sorgen, daß sie von dem Maste eines stattlichen Kriegsschiffes sich bald entfaltet und dadurch allein erst sich Achtung und Ehre erwirbt. Nicht mehr wie früher darf das Schicksal unserer friedlichen Kauffartheischiffe in fernen Meeren ganz von der Laune oder Gnade des kleinsten Fürsten dort abhängig sein, eine schützende Macht muß ihnen zur Seite stehen, etwa ihnen angethane Unbill sogleich nachdrücklichst ahnden zu können. Dazu bedürfen wir eines Geschwaders stattlicher Kriegsschiffe, und das vereinigte Deutschland ist reich genug, sich solche zu erbauen, da es nur seines einheimischen Materials dazu bedarf, und auch nicht an tapfern Söhnen zu arm, sie hinlänglich zu bemannen. Es wäre eine lächerliche Illusion von uns, nur den Gedanken hegen zu wollen, schon in den nächsten Dezennien eine Flotte schaffen zu wollen, die es im ernsten offenen Seetreffen mit der englischen oder nur amerikanischen aufnehmen könnte. So etwas ist selbst bei dem besten Willen nicht so leicht gethan, und viele Jahre und eines Vereins der glücklichsten Umstände bedürfte es, wenn ganz Deutschland nur eine Flotte herstellen wollte, die ein Viertel der Stärke und Tüchtigkeit der englischen erreichen sollte. Solchen Gedanken müssen wir gleich von vornherein aufgeben und bedenken, daß Großbrittanien mehr als zwei Jahrhunderte und Milliarden über Milliarden Gelder bedurfte, um seine Flotte zu dem zu erheben, was sie jetzt ist, die Beherrscherin aller Meere. Einen Seekrieg mit England wird daher Deutschland nie aushalten können und es dürfte auch jemals schwerlich zu einem solchen kommen. Aber 8—10 tüchtige Kriegsschiffe, 4—6 leichte Fregatten und 12—16 kleinere Korvetten, Briggs, Kutter u. s. w. vermögen wir uns zu bauen und in See zu halten, und diese reichen auch vollkommen für den beabsichtigten Zweck aus. Nicht mehr vermag dann Dänemark oder etwa Rußland unsere Kauffahrer ungestraft wegzunehmen, nicht mehr ein Pascha von Aegypten oder irgend eine südamerikanische Republik, unserer Flagge durch willkürliche Behandlung alle mögliche Schmach anzuthun, wie es jetzt geschieht, ohne daß wir etwas anderes demselben entgegensetzen können, als demüthige Bitten und klägliche Entschuldigungen.

Daß die norddeutſchen Küſtenſtaaten ſolche Schiffe nicht allein bauen und unterhalten können, iſt gewiß, ganz Deutſchland müßte zu den Koſten derſelben beitragen. Eben ſo wie wir jetzt ſchon deutſche Bundesfeſtungen an unſeren ſüdlichen Grenzen haben, zu deren Erbauung auch der an den Geſtaden des Meeres wohnende Deutſche ſein gleiches Schärflein beitrug, eben ſo muß auch zu dieſen „ſchwimmenden Wällen“ der im Binnenland Wohnende mit beiſteuern. Keine preußiſche, hannöverſche, mecklenburgiſche Kriegsflotte wollen wir, ſondern eine deutſche. Daher müſſen wir an unſeren Seegeſtaden allgemeine Bundeswerften errichten, auf denen unſere Fahrzeuge gebauet werden, und ein gemeinſames, und dem Reichsoberhaupte oder dem Parlamente verantwortliches Obercommando muß für die ganze Flotte beſtehen, wenn ihre Stationen auch zerſtreut an der ganzen Oſt- wie Nordſeeküſte oder dem adriatiſchen Meere ſind. So nur kann die nöthige Einheit und der nöthige Ernſt in die Sache kommen. Daß wir alle dieſe Schiffe nicht gleich auf einmal bauen können, iſt entſchieden, denn unſere finanziellen Kräfte würden dazu nicht ausreichen, aber zwei bis vier größere Dampfer oder Fregatten und vier bis ſechs kleinere Schiffe können wir alljährlich recht gut vom Stapel laufen laſſen, ohne daß es ein zu großes Opfer für das geſammte Deutſchland erforderte. Auch die Unterhaltung der Schiffe und ihrer Bemannung würde nicht unerſchwinglich ſein und es gäbe manche Mittel, dieſelbe wohlfeiler zu machen.

So könnten die Schiffe, welche zu Expeditionen in weit entlegene Länder verwandt würden, immer wohlhabende Reiſende, die dafür zahlten, mit an Bord nehmen, wodurch die Unterhaltungskoſten gemindert würden. Auch einzelne Frachtgegenſtände, beſonders Proben von deutſchen Fabrikaten, um dieſen dadurch vermehrten Abſatz zu verſchaffen, könnten immer mitgenommen werden und ſo auch einen kleinen Beitrag zu den Koſten der Expeditionen liefern. Eben ſo könnte durch Herbringung fremder Waaren, z. B. naturhiſtoriſcher Seltenheiten für unſere Muſeen, wilder Thiere für unſere zoologiſchen Gärten u. ſ. w., Manches gewonnen und auch ſo dem ganzen Deutſchland Vortheil gebracht werden. Einzelne Kriegsdampfſchiffe wären aber füglich zum regelmäßigen Poſtdienſt zu benutzen, wodurch die Koſten ihrer Unterhaltung, ja vielleicht auch die Zinſen ihres Erbauungscapitales gedeckt werden könnten. Werden doch z. B. im mittelländiſchen Meer franzöſiſche Kriegsdampfſchiffe zum Poſtdienſt verwandt, warum könnte nicht ein Gleiches bei uns geſchehen und unſere Schiffe die Verbindung Deutſchlands mit Rußland, England, Schweden, Holland, Frankreich, die jetzt größtentheils in den Händen anderer Nationen iſt, vermitteln helfen? Wir führen alles dies hier nur darum an, um zu beweiſen, daß die Herſtellung und Erhaltung einer für unſere Zwecke genügenden Flotte, nicht gar ſo unermeßliche Summen koſten würde, wie Manche in übertriebener Furcht wohl hie und da glauben. Freilich wenn man Summen unnütz wegwerfen will, ſo geht dies auch

recht gut hiebei an, bei zweckmäßiger Eintheilung aber läßt ſich auch manches erſparen, ohne dem Zwecke zu ſchaden. Die Bemannung dieſer Schiffe müßte natürlich aus der Bevölkerung der Seeküſten genommen, ihre Beſoldung aber aus der gemeinſamen Marinekaſſe bezahlt werden. An tüchtigen Matroſen aller Art würde es nicht fehlen und auch geeignete Seeoffiziere würden wir uns bald heranbilden können. Der Deutſche hat alle Anlage zu einem guten Seemann, dies hat er von alten Zeiten her durch Thaten hinlänglich bewieſen. Um aber auch den Söhnen des Binnenlandes, beſonders denen der gebildeten Stände, die Neigung hätten ſich dem deutſchen Seedienſt zu widmen, Gelegenheit hiezu zu geben, müſſen in mehreren Hafenſtädten eigene Marine-Kollegien errichtet werden, in denen jeder Deutſche, gleich viel aus welchem Lande er gebürtig wäre, das Recht hätte einzutreten. Hier müßten dieſe Zöglinge vom Knabenalter an ſowohl theoretiſch wie praktiſch für den Seedienſt erzogen und ſo zu tüchtigen Seeoffizieren ausgebildet werden. So würde manchem feurigen Sohn des Binnenlandes, der ſo gerne ſeine Thatenluſt in fernen Meereszügen ſtillen möchte, und jetzt ſchmerzlich die Gelegenheit dazu vermißt, dieſe verſchafft, und dadurch nicht allein ihm, ſondern auch dem ganzen Vaterlande, dem er ſo auf zweckmäßige Weiſe nützlich ſein könnte, während er jetzt oft daheim durch wilden Uebermuth nur läſtig wird, ein Dienſt erwieſen. Es iſt gewiß ein großer Vortheil für die innere Ruhe und Geſetzmäßigkeit Englands, daß ſeine Kolonien und ſeine Flotten ſo manchen unruhigen Geiſtern Gelegenheit verſchaffen, ihren Drang nach wechſelvollerer Thätigkeit, den ſie daheim nicht befriedigen konnten, draußen zu des Vaterlandes Wohl und Nutzen auszulaſſen. So muß es auch ſpäter in dem einigen, ſtarken Deutſchland geſchehen, was auch ſich in andern Welttheilen ſolche Gelegenheit ſuchen wird.

Dies ganz kurz unſere Anſichten über eine deutſche Kriegsflotte. Wir hoffen jetzt mit Zuverſicht, daß in nächſter Zeit ſchon ein kräftiger Anfang gemacht werde. Beeilen wir uns hiemit, bevor es zu ſpät iſt.

J. v. W.

---

# Die Wiederauferſtehung des heiligen römiſchen Reichs.

Noch einmal ſattelt mir den Hippogryphen, ihr Muſen,
Zum Ritt in's alte romantiſche Land.

Der alte Barbaroſſa, der in ſeinem Kyffhäuſer über dem langen Warten recht müde geworden und ernſtlich eingeſchlafen war, erlebte in unſern Tagen eine große Freude. Es iſt etwa zwei Jahre her, daß ſich ein ungezogener Poet mit ihm unterredete: Heinrich Heine, der letzte Ritter der alten liederlichen Romantik, der in ſeinen träumeriſchen Spaziergängen ſich einmal in das alte Nebelreich des Mittelalters verirrte und im Anfang mit dem guten Kaiſer ganz cordial verkehrte, bis die jung-deutſche Ungezogenheit dem alten Herrn vor den Kopf ſtieß. Damals wurde er ſehr aufgebracht, der ehrliche Flachsbart, und nahm ſich vor, auf lange mit den Deutſchen nicht wieder zu verkehren; ſein müdes Haupt ſank wieder auf den Tiſch von Marmorſtein und es kümmerte ihn nicht, daß die Raben noch immer in langweiligem Flug um den Kyffhäuſer kreiſten und das alte Lied krächzten: der römiſche Kaiſer hat abgedankt und der deutſche Bund beſteht aus 38 ſouveränen Familien.

Da wallfahrtete vor ein Paar Tagen eine eigenthümliche Schaar Biedermänner durch das grüne Waldgebüſch dem Zauberſchloß des Hohenſtaufen zu. Sie waren befrackt, aber unter dem Pariſer Frack ſchlug ein friſch fromm froh freies Herz; das Symbol des modernen Bewußtſeins, die Brille, beſchattete ihre von Gedanken gefurchten Züge, aber darunter leuchtete das biedere deutſche Träumerauge, die blaue Blume der Romantik; ſie waren müde vom Wandern, denn ihre Chauſſure gehörte dem Zeitgeiſte an, aber unverdroſſen ſchwangen ſie eine große roth-ſchwarz-goldne Fahne über ihren Häuptern und brachen von Zeit zu Zeit in den Biercomment aus: „Es lebe Friedrich Rothbart, der conſtitutionelle Kaiſer der vereinigten Deutſchen!“

Als der Zug am Kyffhäuſer angekommen war, trat ein Bedienter in der kaiſerlich Hohenſtaufiſchen Livree ihnen entgegen und fragte. „Zu wem wünſchen Sie, meine Herren?“ — „Wir wollen Sr. Majeſtät unſere unterthänige Aufwartung machen.“ — „Wen habe ich die Ehre zu melden?“ — Wir ſind 17 Hofräthe, Profeſſoren des römiſchen Rechts und Vertrauensmänner des deutſchen Bundes,

und als ſolche mit einer wirklichen geheimen Miſſion an Se. Majeſtät bevollmächtigt.“ — „Se. Majeſtät hält ihr Mittagsſchläfchen, aber belieben Sie vorläufig in ein Seitenzimmer zu treten, ſobald der Herr aufwacht, werde ich Sie ſogleich einführen.“

Ich muß beiläufig bemerken, daß der Kammerdiener nicht in der alten Rüſtung, von Kopf bis zu Fuß geharniſcht erſchien, er war Rokoko gekleidet; in ſeiner Jugend hatte er bei Herrn v. Gentz gedient und die Liebesbriefchen ſeines Herrn zu den ſchönen Füßen der europäiſch-amerikaniſchen Tanznotabilität Fräulein Fanny Elsler niedergelegt. Er war Mitarbeiter am Berliner politiſchen Wochenblatt geweſen und war nur durch Kabale aus einem einträglichen Dienſt entfernt; als die Gräfin von Landsfeld mit den Rittern der Legitimität, den Patres der Geſellſchaft Jeſu, in Conflict gerieth, kam er mit ſeinem eigenen Herzen in Colliſion; der chevalereske Sinn und die Loyalität ſtritten mit ſeinen ariſtokratiſchen Sympathien; die Gewohnheit der ſchönen Spanierin, mit der Cravache ſchnell bei der Hand zu ſein, gab den Ausſchlag; er verließ

„verlaſſen und traurig wandernd“

den bairiſchen Hof und trat bei Kaiſer Friedrich als Geheimſecretär in Dienſt; ſeine Hauptaufgabe war, den Herrn durch Vorleſen des Fouquéſchen Zauberrings allabendlich in ſanften Schlaf zu wiegen.

Der alte Kaiſer empfing die Deputation auf ſeinem Lehnſtuhle. Er ſah etwas aufgedunſen aus, er hatte ſich in der tödtlichen Langeweile ſeines Kyffhäuſer Aufenthalts das Trinken angewöhnt. Er konnte beim Eintritt der gelehrten Männer eine leichte Verwirrung nicht verbergen. Sie ſtellten ſich vor als rechtskundige Vertrauensmänner der deutſchen Nation, berufen, die Rechte und Privilegien der deutſchen Stände feſtzuſtellen. Der Kaiſer ſchmunzelte, er erinnerte ſich zu ſeiner Zeit auf der Roncaliſchen Ebene eine ähnliche gelehrte Verſammlung berufen zu haben; er wußte, was die Gelehrſamkeit in ſolchen Fällen zu bedeuten habe. Indeß fragte er nach den nähern Umſtänden, die dieſem neuen Kaiſergeſetz vorangegangen ſeien.

Man erzählte ihm zuerſt von dem liberalen Papſt, der in ganz Italien das nationale Bewußtſein wieder erweckt habe, deſſen Name das Feldgeſchrei der Mailänder Inſurgenten wäre. — Die Zeiten haben ſich wenig geändert, bemerkte er darauf, es war in meinen Tagen gerade ſo. — Man berichtete ihm dann weiter von dem vierzigjährigen Interregnum des römiſchen Reichs, von der bisherigen Unabhängigkeit der deutſchen Fürſten, von den vielfältigen Kriegen, in die man zur Aufrechthaltung der deutſchen Herrſchaft verwickelt ſei, von den Unruhen, welche die großen Kronvaſallen in ihren eigenen Erblanden bedrohten und von der Nothwendigkeit, bei ſo dringenden Umſtänden die Reichseinheit wieder herzuſtellen.

Man habe ſich zu dieſem Behuf an ſie, die gelehrteſten Männer der deutſchen Hochſchulen, gewendet, ſie haben nun in alten Chroniken nachgeſchlagen und ge-

funden, daß es einen römiſchen Kaiſer gegeben, daß er in Frankfurt gekrönt ſei; ſie haben ebenſo von einem Reichstag und einem Reichskammergericht gehört. Auf dieſe Grundregel hätten ſie die geſpannteſte Aufmerkſamkeit gerichtet.

„Aus einem treulich fortgeſetzten Bemühen iſt uns endlich eine Arbeit erwachſen, die der beſonnenen Pflege und einer zeitigenden Frühlingsſonne gar ſehr bedarf, wenn aus ihr etwas zum Heile des Vaterlandes erblühen ſoll. Dieſes Deutſchland, welches die viel hundertjährigen Strafen ſeiner Entzweiung getragen hat, muß ſeine Volks- und Staatseinheit jetzt erreichen. Allein in jener Zerſtückelung, welche für unſer Vaterland ſo traurige Früchte getragen hat, liegen dennoch zugleich vielfältige Keime verborgen, welche unzertreten bleiben müſſen, wenn unſere Zukunft fröhlich gedeihen ſoll. Die Bedeutung unſerer reichsfürſtlichen Dynaſtien iſt durch die Stürme weniger Wochen nicht entblättert. An unſere Fürſtenhäuſer knüpft ſich nicht blos die alte Gewohnheit des Gehorſams, welche ſich durchaus nicht beliebig anderswohin übertragen läßt, ſondern die einzige Möglichkeit, dieſes weitſchichtige, vielgeſtaltige Deutſchland allmälig in die Staatseinheit einzuführen, die ſich aus höheren Gründen nicht länger entbehren läßt. Einheit läßt ſich auf deutſchem Boden nur durch eine unabſehliche Reihe von Freveln erreichen und am Ziele würde das Gefühl völliger Verödung und Rathloſigkeit die Gemüther überwältigen; denn es wäre ein plötzlicher, leichtſinniger Bruch mit unſerer ganzen Vergangenheit.

Es iſt nun gänzlich nothwendig, daß Deutſchland ein Reich werde, dies iſt aber unmöglich, denn die deutſchen Fürſten geben ihre Souveränität nicht auf. Man könnte ſie allerdings beſchränken, theils durch ihre Landſtände, theils durch den vom deutſchen Volk gewählten Reichstag; aber dadurch würde die Souveränität der Fürſten angetaſtet, die einzige Staatseinheit Deutſchlands. Sie ſind bisher immer uneinig geweſen, und es läßt ſich erwarten, daß dieſe Uneinigkeit unter den ſchwierigen Umſtänden der Gegenwart ſich noch vergrößern werden. Die Eigenthümlichkeit und Unabhängigkeit der meiſten Staaten darf nicht verkümmert werden, es iſt die Urſache von Deutſchlands Ohnmacht, und die Treue zu den angeſtammten Fürſtenhäuſern, dieſer edelſte Zug des deutſchen Weſens, die ſo weit gegangen iſt, überall Barrikaden aufzuwerfen und den Soldaten heißes Waſſer auf den Kopf zu gießen, wird ſich nur befriedigen, wenn die Reichsſtände das unumſchränkte Recht haben, über Deutſchland zu beſchließen, was ſie wollen; die Fürſten, dieſe Beſchlüſſe zu realiſiren oder nicht; die Landſtände, ſich an dieſe Ratification zu kehren oder nicht. Die Souveränität der Fürſten wird auf dieſe Weiſe verdoppelt; den Reichsſtänden und den Landſtänden gegenüber. Eben ſo ſind beide Claſſen von Ständen ſouverän. Je größer die Fülle der Souveränität iſt, deſto freier der Staat. Darum müſſen wir zu dieſer vielfachen Souveränität noch eine höchſte Souveränität hinzufügen, die wie der Geiſt Gottes verklärend über den Waſſern des deutſchen Staatsweſens ſchwebt, den Erbkaiſer, der eben ſo

geneigt ist, den Unabhängigkeitssinn der deutschen Fürsten als den demokratischen Geist des deutschen Volks zu choquiren." —

Barbarossa hörte aufmerksam zu, aber die Verwirrung in seinen Zügen mehrte sich mit jedem Worte. Endlich sagte er: warum erzählen Sie mir das alles, meine Herren?

Der Professor machte eine Pause. — Es kommt bei dem Kaiser alles darauf an, daß er so legitim und so romantisch als möglich ist. Was das erste betrifft, so wird an der Legitimität der Hohenstaufen Niemand zweifeln. — Was ist das, Legitimität? fragte der Kaiser. — Ein Begriff, der sich mehr fühlen als beschreiben läßt, der aber jedenfalls sehr in's Ideale spielt. Es hatte sich seit dem Tod des guten Kaiser Konrad eine geheime Gesellschaft gebildet, die Kronenwächter, welche den doppelten Zweck hatten, für die Propagation jenes erlauchten Hauses, freilich durch Vermischung mit bürgerlichen Blut, in Prosa wie in Versen zu sorgen — Hofrath Raupach und andere gehörten in unserer Zeit zu diesem Orden; theils die Krone der Hohenstaufen in einem gläsernen Schlosse auf einem hohen Berge in Tyrol aufzubewahren. Herr v. Arnim, königl. preuß. Edelmann und Gemahl der Bettine, hat die Geschichte dieses Ordens geschrieben, und wir selber haben die Ehre, Mitglieder desselben zu sein. Zur Ehrenwartschaft wurde in der Regel ein Hofrath genommen. Vor einigen Jahren hat der Ordensbruder Victor Hugo durch ein sehr grausliches Stück, les burgraves, die Aufmerksamkeit wieder auf Ew. Majestät gelenkt; er hat nachgewiesen, daß Sie nicht im Kalykadnus ertrunken seien. Anfangs hatten wir zwar, wir müssen es gestehen, die Augen auf einen andern Herrn geworfen; romantisch genug ist er, aber theils leidet sein Haus an zu rationalistischen Antecedentien, theils hat er selber zu viel Realität, er wird fett. Wir brauchen einen Kaiser, der nur Ideal ist, denn der Communismus greift fürchterlich um sich. Der Thron des römischen Reiches ist wieder aufgerichtet, möge Ew. Majestät geruhen, ihn zu besteigen. Die sieben Erzämter sollen demnach folgen.

Es entstand eine Pause; der Kaiser versank in Nachdenken. Man glaubte, er sei eingeschlafen, aber plötzlich erhob er das stattliche Haupt, fixirte scharf die 17 Hofräthe und sagte langsam: Meine Herren! Was Sie mir gesagt haben, verstehe ich nicht ganz. So viel scheint mir klar zu sein, daß Sie mir den Thron meiner Väter wiedergeben wollen; Sie scheinen selbst geneigt, die Erblichkeit, dieses unausgesetzte Streben meines Hauses, mir von freien Stücken einzuräumen. Ich spreche Ihnen meinen tiefgefühlten Dank aus. Aber haben Sie wohl überlegt, meine Herren, daß meine Existenz nur eine Fabel ist? daß diese ganze Kyffhäusergeschichte nirgend anders besteht, als in der Phantasie!

Die Professoren fuhren zurück. — Ist es möglich, daß die destructive Philosophie auch in die Schattenwelt eingedrungen ist? auch die Legitimität gibt sich dazu her, diese herz- und gemüthlose Theorie jener trocknen Menschen, im Angesicht

der roth-ſchwarz-goldnen Fahne, uns, den Männern des burſchenſchaftlichen Vertrauens, gegenüber zu proclamiren? Man begnügt ſich nicht damit, uns den hiſtoriſchen Chriſtus ſtreitig zu machen, man will uns auch den Kyffhäuſer rauben? Wo ſoll das deutſche Gemüth ein Aſyl ſuchen, wenn auch die markige Heldengeſtalt eines Barbaroſſa ſich in gemüthloſes Traumweſen verflüchtigt?

Dem Kaiſer ſchwoll die Kollerader. — Gemach, meine Herren, vergeſſen Sie nicht, wo Sie reden, und mit wem Sie reden. Ich bin der Kaiſer, und in meinem Hauſe, und was ſind Sie bei Licht beſehen, als gemeines Bürgerpack? Zwei, drei Edelleute unter ihnen, was will das ſagen? Merket Euch, ihr Burſchen, daß man Leute eures Gleichen wohl dazu gebraucht, um Manifeſte auszuarbeiten, und auf roncaliſchen Feldern den Municipien Wind vorzumachen, aber nicht, um ſich Sottiſen ſagen zu laſſen. Wenn ihr ſo hungrig ſeid nach Realität, ihr meineidigen Vaſallen, bei meinem Bart, ihr ſollt ſie haben! Heda! wo ſind meine Büttel?

Der Haupthofrath erſchrack, faßte ſich aber bald wieder. — Erſtens ſind wir immer liberal geweſen; wir haben Zeitungen gegen die Jeſuiten wie gegen die Radicalen geſchrieben, wir haben mehrmals proteſtirt, wir haben in den Kammern Reden gehalten, und vom Adel wollen wir nichts mehr wiſſen. Und zweitens — wie kommſt du mir vor, alter Burſche? Haſt du nicht ſelbſt geſagt, daß du nirgend anders exiſtirteſt, als in unſerer Einbildung? Was ſollen wir uns vor unſern eigenen Träumen fürchten? Entweder du exiſtireſt, dann mußt du dich gebärden, wie wir es haben wollen, oder du exiſtireſt nicht, und dann haſt du nichts mitzureden.

Der Kaiſer pfiff, der Kammerdiener — ehemals Mitarbeiter vom Jarcke'ſchen Wochenblatt und ſelbſt Hofrath — erſchien mit einigen abenteuerlichen Knappen.

Werft dieſe naſeweiſen Burſchen zur Thüre hinaus und laßt keinen wieder herein. Ich ſehe, daß die Raben noch immer flattern, und will in meinem Schlafe nicht geſtört werden.

Die Hofräthe ſahen ſich außerhalb des Gewölbes. Keine Spur von Thüren war wieder zu ſehen, die Raben ſtimmten ein Spottlied an.

Was iſt nun zu thun? ſagte der Eine nach einer Pauſe.

Es bleibt uns nichts anders übrig; wir müſſen nun doch nach Berlin gehn.

X. Y. Z.

# Aus Preßburg.

Anarchie und Reaction. — Die deutſchen Bürger in Peſth gegen die Juden. — Die Judenverfolgung in Preßburg. — Kroatiſche Wühlereien. — Sturm. — Der Rubel auf Reiſen. — Oeſtreichs rathloſe Politik. — Perfidie gegen Polen. — Warum Ungarn nicht 10 Millionen jährlich zahlen will.

Die Verhältniſſe bei uns werden immer verwickelter und unſere Regierung muß ihre ganze Energie aufbieten, all die Schwierigkeiten zu bekämpfen, denen ſie täglich begegnet. Die verſchiedenen Parteien geben ihr gar viel zu ſchaffen und es fehlt oft der gehörige Nachdruck, mit dem manche ſich breitmachende Prätention zurückgewieſen werden mußte. Unſer Militär iſt größtentheils in Italien und die Nationalgarde im Allgemeinen auch nicht gehörig bewaffnet. Das Miniſterium muß demnach oft nachgeben und die Ultra-Radikalen (!) unſeres Landes bedenken nicht, daß in einer ſolchen Zeit, wo Anarchie und Reaction den glorreichen Ereigniſſen der europäiſchen Revolution den Sieg ſtreitig zu machen ſuchen, die Regierung ſchwächen das Land ſchwächen heißt. Zwar iſt nicht zu leugnen, daß unſere Miniſter auch nicht unfehlbar ſeien, aber der gute Wille iſt ihnen nicht abzuſtreiten und Fähigkeit nicht minder. Letzteres gilt wenigſtens von einem Theile derſelben. In Peſth mußten die Juden, die in der Nationalgarde eingeſchrieben ſind, vorläufig vom Dienſte ſuspendirt werden. Das iſt eine ganz abſcheuliche Maßregel, die uns durchaus nicht zur Ehre gereicht und doch war ſie eine nothwendige. Die Bürger, und namentlich die Bürger deutſcher Zunge, ſind von einem ſolchen ſpießbürgerlichen Geiſte durchdrungen, ſie hängen ſo feſt an ihren Privilegien, daß die Miniſter zu dieſem Schritte genöthigt waren. Auf die Nationalgarde konnten ſie natürlich nicht rechnen, da die Bürger ſich ganz unmenſchlich gegen die Juden gebärden, und Militär ſtand ihnen keines zu Gebote, wenigſtens nicht genug, um einen aufgewiegelten Pöbelhaufen in Schach halten zu können. Die Univerſität und die Legion der Honoratioren ſind zwar dem Treiben der Bürger fremd, aber ſie haben auch nicht genug Sympathie für die Juden (für Geſetz, Ordnung und Menſchlichkeit) und vielleicht auch nicht für die Regierung, um dieſer ſo kräftig an die Seite zu treten als es die Dringlichkeit der Umſtände erforderte.

Hier ging die Sache noch weiter und ich mußte Zeuge von barbariſchen Auftritten ſein, welche Spindler's Phantaſie Ehre gemacht hätten. Erlaſſen Sie mir die Details dieſer „chriſtlichen Räubergeſchichte," es mag Ihnen genügen, zu wiſſen, daß ſich reiche Bürger des 19. Jahrhunderts nicht entblödeten, den Pöbel gegen die Juden Preßburgs zu hetzen und deren Leben und Eigenthum auf eine ſo ſchändliche als grauſame Weiſe zu gefährden. Bei Beginn des Krawalls ſahen die Bürger ganz ruhig zu, und die Reveille der Nationalgarde wurde nur tauben Ohren und unchriſtlichen Herzen getrommelt. Erſt als die patriotiſchen Spießbürger fühlten, daß es ſich denn doch auch um ihre Sicherheit handeln könnte, wenn man den bezahlten und aufgeſtachelten Pöbel ſo fortwüthen ließe, bequemten ſie ſich, dem Militär und den wenigen menſchlicher fühlenden Bürgern, ſo wie den noch hier anweſenden Mitgliedern der Magna-

tentafel, die auf das erste Lärmsignal ausgerückt waren, zu Hilfe zu kommen. Der Minister des Innern, Bartholom Szemere, erließ eine kräftige Proklamation an die Preßburger und schickte den Neutraer Vicegespann, Casimir Tarnóczy, als untersuchenden Kommissär hierher. Es frägt sich um völlige Entschädigung der Beraubten, um Bestrafung der Schuldigen und, falls Grund dazu, auch um Auflösung der hiesigen Nationalgarde. —

Der wohlthätige Einfluß unserer frühern Bastardregierung in Wien macht sich noch immer geltend. Die Reaction hat ihre Gelüste, die goldne Aera Metternich's wieder zurückzuführen, noch immer nicht verloren. Die Saat war ausgeworfen und nun beginnt sie zu keimen. In Croatien und im Norden Ungarns, unter den Slovaken zeigen sich die Folgen der wohlmeinenden k. k. östreichischen Politik. Als die Kroaten ihre bekannte Deputation hierher schickten, um gegen die Vorfälle auf dem ungarischen Reichstage, wo sie doch sowohl an der Deputation als Magnatentafel vertreten waren, zu protestiren, erhielten sie vom Monarchen die Antwort, daß sie sich an ihre gesetzliche Regierung, an das ungarische Ministerium zu wenden haben. Im Vorzimmer meinten aber gewisse officielle Ministerorgane, daß die Kroaten das haben werden, was sie sich nehmen, und darum ging auch die Deputation, trotz der erhaltenen abschlägigen Antwort, ganz wohlgemuth nach Hause. Man beschloß zu nehmen. Seither wiegeln die Kroaten selbst den ruhigen Landmann gegen Ungarn auf, und sie phantasiren von Nichts Geringerem als von gänzlicher Lostrennung Croatiens von Ungarn. Jene Partei, welche bisher blindes Werkzeug von M. Appony u. Comp. gewesen, jene Partei, die sich gegen Alles stemmte, was unsere gemeinschaftlichen constitutionellen Interessen fördern konnte, jene Partei, welche gegen die allgemeine Besteuerung, gegen Aufhebung der Robot, gegen Abschaffung der Kreishauptleute (Administratoren), gegen Preßfreiheit stimmte, ist nun mit den jetzigen Errungenschaften nicht zufrieden und verlangt vollkommene Lostrennung. Mich haben sie niemals getäuscht mit ihren Nationalpetitionen, die sie vorschoben, um ihre russisch slavischen Tendenzen zu verhüllen. Schon im Februar sprach ich es in Ihrem Blatte aus, daß es den Croaten um gänzliche Losmachung von Ungarn zu thun und daß die Sprache nur ein Vorwand sei! Im Norden werden wieder die Slovaken aufgewiegelt. Ihr Großmeister ist der Redacteur Stúr. Während dieser früher in seinem Blatte immer gegen die Czechen loszog, sattelte er nun plötzlich um, predigt Vereinigung mit Böhmen, reist nach Prag mit der dortigen czechischen Partei zu fraternisiren und sich im vorhinein an der großen Zukunft des zu gründenden Slavenreiches zu ergehen. Russische Emissäre beehren uns fortwährend und bringen Rubel und Ducaten ihren Brüdern den Slovaken und Croaten. So kommt es auch, daß einige Sturianer die russische Cocarde tragen. Unter solchen Verhältnissen erläßt das Wiener Ministerium eine Ordonanz, welche den Anschluß Oestreichs an Deutschland (d. h. den eigentlichen wirklichen Anschluß) verbietet. Das constitutionelle Ministerium will lieber einen Bund mit Rußland schließen und der juridisch-politische Verein, die Pflanzschule der künftigen Minister, facht das k. k. Bewußtsein der Wiener Bürger zu k. k. Hellsehen an. Darum werden die Polen auf's Schmählichste behandelt, darum jagt man sie dem Russen in die Arme. Ist doch der Russe unser Vetter und wird uns schützen vor den demokratischen Ansprüchen der neuen Zeit. Krakau wird bombardirt. In Galizien wird die Hetze von 1846 völlig organisirt. So toll trieb es die Bureaukratie in Oestreich noch nie, auch in ihrer Blüthezeit nicht als jetzt in Galizien. Der Adel erläßt dem Bauer die Robot, da heißt es in den Circularen der Kreishauptleute: nur der Kaiser könne diese schenken, der Edelmann

habe nicht das Recht hierzu. Vor wenigen Tagen erschien ein anderer Erlaß; der Kaiser schenkt die Robot, erwartet aber, daß der Bauer den Kreisämtern auch fernerhin den unbedingtesten Gehorsam schenke. Auf diese Weise wird mit Polen verfahren! Es ist gar nicht abzusehen, wozu eine solche infernalische Politik führen soll. Wenn die Freunde des Volkes dieses nicht aufklären, wenn namentlich Ungarn nicht auf Verfolgung einer würdigern Politik nach außen dringt, sind wir der größten Gefahr preisgegeben. Hiezu kommt noch, daß der Wiener schon ganz revolutionsmüde geworden und durch die würdigen Bestrebungen des juridisch-politischen Vereins der Bewegung in die Schuhe schiebt, was auf Rechnung gerade der Reaction gebracht werden müßte. Die finanziellen Verhältnisse in Oestreich werden auch immer drohender und man muthet uns Ungarn zu, uns mit einer jährlichen Rente von 10 Millionen Gulden an der Staatsschuld zu betheiligen. Die Wiener Kaufleute sind ganz aufgebracht darüber, daß die Ungarn dergleichen zurückweisen. Wofür sollten wir zahlen? Etwa dafür, daß man unsere Industrie unterdrückt, daß man bei uns auch keine Meile Straßen baute auf Kosten der Regierung, dafür, daß man unsere Bergwerke aussog, dafür, daß man unsere Producte mit einem ungeheuren Zoll belegt, daß man uns Administratoren auf den Hals schickte, die uns tyranniſiren wollten? Die östreichischen Provinzen und namentlich Italien, die haben doch wenigstens ihre materielle Wohlfahrt der Regierung zu danken, sie haben eine Industrie — während wir gar nichts haben als — Reue darüber, daß wir diesem unseligen Treiben so lange zugesehn.

S.

---

## Aus Wien.

Der juridisch-polit. Leseverein und die Staatenbündler. — Wenn die Reaction nur könnte! — Wahlumtriebe. — Ungarn für Deutschland. — Zanini's Entlassung. — Neue Vereine. — Die Presse.

Der Zustand, in welchem wir jetzt hier leben, ist unhaltbar. Darüber sind alle Meinungen und Parteien einig. Die ehemaligen Liberalen, welche nun ängstlich jedes kräftige Auftreten der muthigen Jugend bewachen, denken jedoch noch immer mit dem „gemäßigten Fortschritt" und der „allmäligen Entwickelung" den Staatswagen zu leiten. Diese Herren, welche größtentheils aus Bureaukraten, Advokaten und dem zaghaften Gewerbestande bestehen, und deren Sammelplatz der juridisch-politische Leseverein bildet, glauben das Privilegium der Intelligenz gepachtet zu haben und sind entrüstet über jede Selbstständigkeit des Urtheils, über jede energische Meinungsäußerung, die ihrer politischen Weisheit entgegentritt. Sie sind zugleich die herzhaften Vertheidiger des Zweikammersystems und des deutschen „Staatenbundes." Unter dem Letzteren verstehen sie entweder gar Nichts, oder was dasselbe: ein großes chimärisches Oestreich, ein Amalgam sämmtlicher Nationalitäten, welches huldreichst dem unbedeutenden Deutschland seine Hand reichen soll. An dieses Wort „Staatenbund" haben denn die Schwarzgelben zugleich den Begriff des ausschließlichen Patriotismus geknüpft. Wenn Sie die „Wiener Zeitung" lesen, werden Sie über die Ignoranz und Aufgeblasenheit der Stimmführer dieser Partei hinlänglichen Aufschluß erhalten. Ihnen gegenüber bilden die wachsamen, vom Geiste der deutschen Revolution*) durchdrungenen Männer, welche das ganze Unglück unserer jetzigen Zustände mit Recht in der rückhaltigen Politik und

*) Dieser Ausdruck dürfte den östreichischen Lesern einen panischen Schrecken einjagen, da man hier die Ereignisse vom 13. März nicht als revolutionär bezeichnen kann, ohne sich als einen „Aufwiegler" zu denunziren.

Halbheit des jetzigen Ministeriums und der Zaghaftigkeit erkennt, eine große, aber durch Zersplitterung schwache Partei. Würden alle die Männer zusammentreten, welche es wahrhaft ehrlich mit dem Staate und der Zukunft Oestreichs meinen, so könnte die Reaction nie die geringste Hoffnung zum Entstehen bekommen. Zwischen und in diesen beiden Lagern befindet sich die ganze große Masse der Bürger, welche ohne Kenntniß der neuen Staatsform, ohne Vertrauen zu irgend welcher bedeutenden Autorität, ohne eigene Willenskraft, die jetzige Anarchie als einen Fluch des neuen Systems verwünschen müssen. Dazu kömmt noch das Stocken der Geschäfte, die gedrückte Lage der Finanzwelt, so daß eine betrübte Stimmung sich aller Gemüther bemächtigt. Der Wunsch nach der Rückkehr des alten Systems ist nicht selten aus dem Munde des „ruhigen Spießbürgers" zu hören. Sie sehen, welchen prächtigen Spielraum nun eine kräftige reactionäre Partei hier hätte. Aber das Ministerium ist zu feige, zum Alten zurückzukehren und zu feige, das Neue zu schaffen. Die Aristokratie ist noch eingeschüchtert durch den ersten Schlag und weiß ihre Sache nicht recht zu packen, die Bureaukratie versteht nur im Trüben zu fischen, aber nicht eine Bewegung nach dieser oder jener Seite hin zu leiten. So liegen wir noch unter dem Schutte des alten Staates und können uns nicht emporringen in die lichte, klare Welt der neuen Zeit.

Die Urwahlen zum deutschen Parlamente haben gestern stattgefunden. Die Umtriebe, welche von der konservativen, sogenannten östreichischen oder staatenbündlerischen Partei zur Aufstellung von konservativen Wahlmännern gehandhabt wurden, haben die Indignation aller Gutgesinnten erregt. Man theilte nicht blos in einigen Wahlbezirken die Wähler förmlich in staatenbündlerische und bundesstaatliche, sondern forderte geradezu zur Wahl gewisser Männer auf, welche als gut östreichisch, d. h. antideutsch, d. h. reactionär gerühmt wurden. Daß unter solchen Leitern der Wahlen auch Freiherr v. Adriani genannt wird, darf uns nach dem Briefe, welchen derselbe als Vorstand des Wahlkomités veröffentlichte, nicht wundern. Die Perfidie, mit welcher sich das Ministerium in seinem offiziellen Artikel von den Beschlüssen des Frankfurter Parlaments lossagt, hat bei den Feinden jeder radikalen, d. h. durchgreifenden Reform des ganzen Staatswesens ungetheilten Beifall gefunden. Es ist nur sehr tragikomisch, daß sich die „guten" Oestreicher gegen jede innigere Verbindung mit Deutschland mit Händen und Füßen wehren, wie die Kinder gegen die heilsame Operation des Impfens. Was wird dieses Sträuben nützen? Die Vorgänge in Galizien, die Beschießung von Krakau, die Auflösung des polnischen Nationalkomités im ganzen Lande, die Aufreizungen der Bauern von Seiten der Beamten, dies Alles treibt die Polen immer mehr der Verzweiflung — und den Russen in die Arme. Die Regierung benimmt sich dort eben so perfid, schwach, kopflos wie überall. In Böhmen nährt sie den czechischen Separatismus durch das Aufgeben der deutschen Sympathien, in Italien wird der Kampf nutzlos fortgeführt werden, Ungarn tritt energisch zu Gunsten der übrigen Nationalitäten auf und neigt sich zu einem Bündnisse mit Deutschland. Nur kurzsichtige, schwache Menschen können blind sein für die nächste Zukunft und die nothwendige Politik der deutschen Oestreicher. Jetzt kann uns ein offener Anschluß an Deutschland vor Bürgerkrieg, ja vor einem europäischen Kriege retten. — Zögern wir aber noch eine Weile, so ist der Abfall aller Nationalitäten eben so gewiß, als daß wir dann um die Aufnahme in den deutschen Bundesstaat flehentlich bitten müssen. —

Gestern wurde die Entlassung des einzigen bürgerlichen Ministers Zanini und die Ernennung des Grafen Latour an seiner Stelle als Kriegsminister kundgegeben. Dies

hat nur dazu beigetragen, die allgemeine Besorgniß vor einer aristokratischen und ministeriellen Reaction zu vermehren. — Die Verfassungsurkunde wird mit Mißtrauen aufgenommen und von der Presse mit ziemlicher Heftigkeit beurtheilt. Der Eindruck, welchen man von der Verkündigung derselben erwartet hat, ist keineswegs vorhanden. Man fühlt zu sehr, wie hoch in den Lüften die Realisirung jeder freien Verfassung bei uns noch schwebt, so lange die Ohnmacht und Hinterlist die Regierungszügel in der Hand haben. — Der Lese- und Redeverein für Studenten, welcher eben begründet wurde, ist zur politischen und parlamentarischen Erziehung unserer Jugend bestimmt und wird mit Eifer ins Werk gesetzt. Zu gleicher Zeit entstehen eine Menge anderer Vereine, welche ohne bestimmtes Programm theils die Ruhe und Niederhaltung jeder Bewegung, theils die Debatte ohne bestimmten Inhalt zum Zwecke haben. Die Presse ist noch immer so schwankend, oberflächlich und gehaltlos, daß sich selbst nicht ganz entschiedene Journale, wie die östreichische Zeitung, vortheilhaft bemerkbar machen. **B. F.**

---

## Die Deutschen in Böhmen.

Es gibt auf Erden keine ungetrübte Seligkeit. Wie glücklich wähnen wir nicht in diesen Tagen die Ultraczechen, welche so nahe am Ziel ihrer Wünsche: Die Deutschen aus dem Lande zu jagen oder zu czechisiren, stehen, und doch fehlt noch viel zu ihrer gänzlichen Befriedigung. Noch ist kein deutsches Kreuzheer in Böhmen eingebrochen, und die Deutschen haben bisher den humanen Bestrebungen der Nationalversammlung nur einen passiven Widerstand geleistet. Sollte diese Epoche der Wiedererhebung der Czechen, der friedfertigen, wie sie vorzugsweise von ihren Historikern genannt werden, ohne einen Tag wie bei Mieß oder Tachau vorübergehen! Wozu haben sie für Flegel und Morgensterne geschwärmt und die Construction von Ziska's Wagenburg studirt? Und sollte sich nicht ein Blinder finden lassen, dem die friedliebende czechomanische Partei, welche vor einigen Wochen proclamirte, daß die Czechen und die Deutschen ein Leib sind, eben so begeistert folgte, wenn er nur die Virtuosität besäße, die deutschen Schädel einzuschlagen? Noch immer ist zu fürchten, daß es in Böhmen, vielleicht selbst in Prag, dem slavischen Jerusalem, entartete Enkel der Hussiten gibt, welche es vorziehen, den modernen Träumereien von Freiheit und Civilisation zu huldigen, selbst auf die Gefahr hin, von den Deutschen, welche vor ihren hussitischen Vätern unbezweifelt geflohn, in Schutz genommen zu werden. Es ist unbegreiflich, warum die constitutionelle östreichisch-czechische Partei zögert, ihren Plan, Böhmen von den Deutschen zu reinigen, in's Werk zu setzen? Was hat sie zu besorgen? Die östreichische Regierung würde zwar das unbedingte Todtschlagen getreuer Unterthanen in einer Zeit, wo sie Geld und Soldaten braucht, nicht gerne sehen, aber hindern kann sie es gewiß nicht. Die Deutschen sind in der Minderzahl und verschlafen; sie reiben sich noch die Augen, um zu sehen, was eigentlich um sie vorgeht. Und das Ministerium? Liebäugelt es nicht mit den Slaven auf die aufmunterndste Weise? Hat es nicht den Deutschen angedeutet, sie sollten sich selbst helfen, wenn sie es verständen. Also im Slaventhum, welches vor vier Monaten noch keine offizielle Berechtigung zur Existenz hatte, findet die östreichische Regierung mehr Chancen für ihr Bestehen! Wer wird noch sagen, daß Oestreich keine Revolution gemacht hat?

Wir erwarten, daß die deutsche Deputation aus Prag von ihrer Mission bei dem Wiener Ministerium mit hinreichender Indignation zurückgekehrt ist, um ihren Lands-

leuten mit wenigen, aber aufrichtigen Worten zu erklären, was sie zu hoffen, was sie zu befürchten haben. Herrn Palacky's Brief an die Frankfurter Versammlung gewinnt unter solchen Verhältnissen freilich ein ganz anderes Verständniß. Die Aeußerung seiner eigenen Antipathie gegen die Deutschen tritt in den Hintergrund, seine Ansichten über die einzig mögliche Stellung Oestreichs zu Deutschland erscheinen nicht mehr vereinzelt, sondern mehr als der Ausdruck einer sehr mächtigen Partei, die seine Entrüstung über die Zumuthungen des fast republikanischen Deutschlands durchgehends theilt, und es war unvorsichtig, Herrn Palacky anzugreifen, da man nicht wußte, wer hinter ihm steht. Und doch sieht dies Alles nur wie Herrn Palacky's individuelle Meinung aus. Unmöglich kann er in dieser kurzen Zeit eine so geniale Jüngerschaft gewonnen haben. Die Deutschen haben sich überlisten lassen. Die östreichischen Deutschen sind mit den diplomatischen Erzeugnissen der Presse noch so wenig bekannt, daß sie aus solchen Briefen noch nicht das neue Programm einer Regierungspartei herauszulesen verstehen.

Die Deutschen in Böhmen, welche bisher nie eine Partei ausmachten, standen den Czechen und besonders den Ultraczechen unläugbar an Energie und Thätigkeit nach. Die ersten Bemühungen der böhmischen Slaven, durch Schrift und Sprache einige Bewegung in das Volk zu bringen, wurde von den Deutschen fast durchgängig mit Theilnahmslosigkeit betrachtet, denn ihr politisches Glaubensbekenntniß hatten die Leiter der czechischen Sache noch nicht aufgesteckt, und keinem redlichen Deutschen fiel es ein, etwas gegen die Bewahrung der slavischen Nationalität einzuwenden. Damit war aber den Freunden des Vaterlandes keineswegs gedient. Die Deutschen sollten nach und nach zur Erkenntniß gebracht werden, daß sie im Grunde genommen in Böhmen nur geduldet seien. Natürlich war diese Beweisführung unter Metternich's und Sedlnitzky's Regiment einigermaßen schwierig und die czechischen Politiker mußten dabei auf die vorsichtigste Weise zu Werke gehen. Das System des alten Wiener Cabinets erlaubte, die verschiedenen Nationalitäten gegen einander mißtrauisch zu machen. Es wurden daher der czechischen Presse Concessionen gemacht, welche die kühnsten Hoffnungen der Deutschen übertrafen, denn sie durfte Mißbräuche rügen, patriotisch sein, Invectiven gegen die Beamten schleudern, gegen die Deutschen polemisiren. — Dies Alles aber nur unter der Bedingung, daß die Slaven nicht offiziell anerkannt werden. Sie konnte sich dies gefallen lassen, da auch ohne amtliche Erlaubniß und Bestätigung die slavische Partei über die Deutschen auf solche Weise einen Sieg erfechten mußte. Ein Theil der Deutschen war so naiv, zu hoffen, daß von dem, was die Czechen erringen würden, auch eine Portion auf ihn fallen werde, denn er wußte ganz gut, daß zuletzt doch ein politisches Pronunciamento folgen müsse, aber die östreichischen Bürgertugenden waren ihm auf so gründliche Weise beigebracht worden (in diesem Fache ist der Deutsche am gelehrigsten), daß er glaubte, sich nicht selbst bei der Mühe betheiligen zu dürfen. Von Deutschland waren die östreichischen Deutschen durch eine Mauer getrennt, an deren einstigen Umsturz kaum Jemand glaubte, und so lebten sie in ihrer politischen Unbekümmerniß dahin. Endlich rückten die czechischen Wortführer mit der Bemerkung heraus, daß man in Oestreich unter einem bedeutenden Drucke lebe. Die Deutschen begingen die Unbesonnenheit, dies zuzugeben. Wer, riefen die Czechomanen, wer aber unterdrückt? Ihr seid die Unterdrücker, die Regierung ist deutsch, die Aristokratie ist deutsch gesinnt, die Deutschen unterdrücken uns, die mächtigste Nation Oestreichs! Die böhmischen Dilettanten in der Geschichte besitzen ein ganzes Arsenal von Beispielen, wie die Slaven seit ihrem Eindringen in's böhmische Land bis auf die heutigen Tage von den Deutschen unterdrückt worden sind. Anfangs fanden sie einigen Widerspruch;

nachdem sie aber den Deutschen durch beträchtliche Zeit vordemonstrirt, sie (die deutsche Nation) hätten seit jeher die böhmischen Slaven geknechtet und wären stets ihre Erbfeinde gewesen, fingen die Beschuldigten in der That an, ihre Verbrechen, wenigstens zum Theil, zu glauben. Offenbar schmeichelte es der Eitelkeit der Deutschen, wenn man ihnen sagte, sie seien so mächtig, daß sie den civilisirtesten Slavenstamm zu unterdrücken im Stande wären, obgleich sie sich ihrer Thaten nicht genau erinnern konnten und meinten, daß die deutschen Fürsten, die mit slavischen Herrschern und Völkern in Berührung gekommen waren, ohne besonderes Mandat ihrer Völker gehandelt hätten. Aber ein solcher Streit, geführt mit historischen Schutz- und Trutzwaffen, findet seine Beendigung immer auf eine unvorhergesehene Weise. Wie erschracken die tyrannischen Deutschen, als die Czechomanen nun weiter argumentirten: „Ihr seid also Eindringlinge, Gäste; werdet Ihr nicht czechisch, so wird man Euch hinauswerfen." Aber die Furcht war nur vorübergehend. Gab es nicht ein Heer von guten Beamten, welches unparteiisch den Deutschen und den Czechen neben einander im Joche gehen ließ? Ertheilte nicht Sedlnitzky's Scepter, der Haselstock, vorurtheilsfrei und mit blinder Gerechtigkeit nachdrückliche Ermahnungen zur östreichischen Einheit und Brüderlichkeit an beide Nationen? Ach, es wird zu Nichts kommen, dachten die schläfrigen Deutschen, der Kaiser ist ja auch deutsch, und wenn sich die Czechen was herausnehmen, so wird die Regierung schon dazwischen fahren.

Seit dem hat die Revolution ihren Weg durch Europa gemacht, vom Ufer des atlantischen Oceans bis an die Weichsel und den Pruth, vernichtend die alte Politik und die erbärmliche Kunst der Regierungen. In Oestreich scheint sie für die Deutschen zu früh gekommen zu sein, für die Slaven zu rechter Zeit. Die Czechomanen vergaßen keinen Augenblick, daß jetzt der erste Moment erschienen ist, welcher ihren Plänen Gelingen verspricht; sie haben sich zeitig genug mit ihren Stammverwandten in Verbindung gesetzt, um auf alle Fälle bereit zu sein, einen Schlag auszuführen. Wen wird er treffen? — Die Deutschen in Oestreich; zuerst jene in Böhmen, ja er hat sie bereits getroffen. Der Fluch des Indifferentismus und der Unterthänigkeit hat sie erreicht. Sie, die da die loyalsten Unterthanen des ganzen Kaiserthums waren, die da Alles vortrefflich fanden, was in Oestreich bestand; die am gehorsamsten sich zeigten gegen die Beamten; die geduldig schwiegen, als ihren Leidensgefährten, den Czechen und Ungarn, parteiische Privilegien in Bezug auf die Presse und das Associationsrecht gemacht wurden: sie werden im Stich gelassen von einer treulosen Regierung im Augenblicke, wo es sich darum handelt, gegen die Brutalität und den Uebermuth einer fanatisirten Masse Schutz zu finden. Die Zersprengung des deutschen Vereins zu Prag durch die Germanophagen verdient durchaus nur die obigen Bezeichnungen.

Für einige Tage können die Deutschen ihre Energielosigkeit noch mit dem ungeheuren Erstaunen entschuldigen, welches durch das Benehmen des östreichischen Cabinets in ganz Deutschland hervorgerufen wurde. Freilich war der deutschen Deputation in Wien die Prophezeihung Kollowrat's: Oestreich werde in wenigen Jahren seine Ministerialbefehle in slavischer Sprache erlassen, unbekannt, und daher gerieth sie durch den frostigen Empfang in Verwirrung; aber es zeigt von der geringen, politischen und diplomatischen Befähigung der Deutschen in Oestreich, daß sie Aufrichtigkeit von der Regierung zu einer Zeit verlangen, da dieselbe morgen das nicht zu halten im Stande ist, was sie heute versprochen. Dies gilt z. B. von der Beschickung der Wahlen zum Frankfurter Parlament durch alle zum deutschen Bunde gehörigen östreichischen Länder. Oder war sie niemals Willens dieselben durchzusetzen? Die

Deutſchen in Oeſtreich, insbeſondere jene in Böhmen, müſſen ſich in kürzeſter Friſt entſcheiden, ob ſie wirklich frei werden wollen durch die Einheit mit Deutſchland, oder ob ſie die Segnungen eines Syſtems zu verkoſten entſchloſſen ſind, welches jetzt ſeine deutſchen Völker ſlaviſch regieren will, nachdem ſich das alte deutſche Regiment über die ſlaviſchen Nationen als unhaltbar herausgeſtellt hat. Der Begriff einer öſtreichiſchen Großmacht, welcher in den Köpfen der politiſch Unmündigen ſpukt und von den Czechomanen benutzt wird, die phlegmatiſchen Deutſchen zu ködern, iſt mit dem der politiſchen Freiheit durchaus unverträglich. Als Föderativſtaat hätte Oeſtreich nur ſo lange beſtehen können, als es nicht im Weſten einen demokratiſchen Nachbar, im Süden ein revolutionäres Italien, im Oſten das einzige ſlaviſche Reich zur Seite gehabt hätte. Ein Föderativſtaat Oeſtreich vermag den vereinigten Völkern Nichts zu geben, was dieſelben nicht bei ihren Stammverwandten, die jetzt unbeſtreitbar ſelbſtſtändige Mächte bilden, weit beſſer finden würden; die Deutſchen und Italiener die Freiheit in Deutſchland und Italien, die öſtreichiſchen Slaven die Möglichkeit zu herrſchen oder ein ſelbſtſtändiges Reich zu bilden durch eine Vereinigung mit den Südſlaven oder den Polen. Will Oeſtreich dem neuen Deutſchland keine Opfer bringen, ſo muß es ſich als eine ſlaviſche Macht proklamiren. Unbeſchadet aller Achtung, die wir vor der Cultur und der politiſchen Weisheit der ſlaviſchen Nationen haben, müſſen wir doch bezweifeln, daß ſich 8 Millionen Deutſche ſo behaglich unter einem ſlaviſchen Scepter fühlen, wie unter einer deutſchen demokratiſchen Regierung. Es iſt mehr als eine individuelle Meinung, daß die außeröſtreichiſchen Deutſchen ihren Brüdern in jeder Bedrängniß Hilfe leiſten und die Rechte der Nation gegen jede Anmaßung zu vertheidigen wiſſen werden; und mit großer Beſtimmtheit läßt ſich vorausſagen, daß eine Regierung, welche blos um ihre Exiſtenz zu friſten die Genoſſen ihres eigenen Stammes auch nur der Gefahr eines ſolchen Kampfes ausſetzt, ſelbſt bei jenem Volke, deſſen Partei ſie genommen, wenig Zutrauen erwecken wird.

Deutſchland kann für dieſen Augenblick den Oeſtreichern, vorzüglich den öſtreichiſchen Deutſchen nichts bieten, als eine Freiheit, die ſich bis jetzt noch nicht einmal über die Frage: Republik oder Monarchie auf demokratiſcher Baſis? zu einigen verſtand, und die Ausſicht auf äußerſt blutige Kämpfe. Das großmächtige Oeſtreich dagegen legt in die Wagſchale ſeinen Ruhm, ſeine Verdienſte um die Civiliſation, ſein Vormauerbewußtſein gegen die Ruſſen — hinterher die Cenſur, die alte Polizei, die Bevormundung! Möglich, daß dieſe letzten Geſchenke durch eine ſlaviſche Färbung etwas anmuthiger werden. Die Czechomanen haben die deutſche Philoſophie verſchmäht, weil ſie eitel Hirngeſpinnſt, natürlich mußten ſie conſequent die deutſche Freiheit ebenſo zurückweiſen. Was die Wiedereinführung der Cenſur und der übrigen abgebrauchten Inſtitute betrifft, ſo ſtellt es ſich heraus, daß Oeſtreich dieſelben unmöglich entbehren kann, ſo lange es daran denkt, Völkerſchaften, deren Sympathien einander feindlich begegnen, in einem Reiche zuſammen zu halten. Und auch der „Frieden um jeden Preis“ iſt nicht geſichert, abgeſehen von der wahrſcheinlichen Störung des neuöſtreichiſchen Glücks durch das übermüthige deutſche Reichsparlament, denn die Verwicklungen an der untern Donau ſind von der Art, daß ihre Löſung kaum ohne die allzeit gefälligen Ruſſen oder die um eine gute Nachbarſchaft beſorgten Deutſchen zu finden ſein wird. Deutſchland muß auf eine offene Erklärung der Oeſtreicher dringen, und dieſe können keine vortheilhaftere abgeben als die: wir wollen lieber ſogleich in der erſten Reihe der Kämpfer gegen das Ruſſenthum ſtehen, als den zweifelhaften Ruhm davon tragen, einige Zeit, aber gewiß keine lange, den unnützen Zwiſchenträger zwi-

schen ihm und den Germanen abgegeben zu haben. Bei der letzten Rolle ist durchaus keine Ehre zu holen und Deutschland wird ihnen dafür auch wenig Dank wissen.

Von welcher Versammlung erwarten die Deutschen in Böhmen ihr Heil? Von dem Provinziallandtage, der vom sogenannten in Prag urplötzlich aus der Erde gewachsenen Nationalcomité eingeschüchtert werden wird? Vom östreichischen Reichstage, wo sie sich nicht blos in der Minorität befinden, sondern auch in der ersten Kammer keine Vertreter der nationalen Interessen haben werden? — Die Czechomanen haben sich großherzig der Deutschen, die unverschuldet in eine so mißliche Lage geriethen, erbarmt und eine Art Vorparlament in Prag ausgeschrieben, welches die Geschicke Oestreichs berathen, die Interessen der Völker wahren soll. Natürlich sind nur die verläßlichen Slaven dazu berufen und die hinterlistigen Deutschen ausgeschlossen *). Gewiß wird es der östreichischen Regierung sehr angenehm sein, daß die Czechomanen ihr den drückendsten Theil der Geschäfte abnehmen, und sie wird sich ohne Zweifel gegen dieselben eben so dankbar beweisen, wie die Deutschen, die jetzt unerwartet einen Beschützer fanden. Glücklicher Weise werden die Wahlen in denjenigen Bezirken, welche sich dem vorberathenden Parlamente und dem Befehle des Kaisers gefügt haben, schon beendet sein, und es ist nicht zu befürchten, daß Kandidaten aus dem czechischen Nationalausschuß auftreten, um sich in die Gefahr zu stürzen, für einen deutschen Reichstag gewählt zu werden. Aber denselben will man zum Zeichen der Hochachtung der Czechomanen vor den Deutschen mit einer Deputation bedenken, die da sehen soll, wie sich die freien Deutschen in der Nähe ausnehmen. Hoffentlich wird man ihnen keine Karten für die Tribune verweigern. Welcher Ruhm für Deutschland, wenn sie mit dem Parlamente zufrieden wären!

Es ist nicht zu läugnen, daß die Versammlung der wohldenkenden slavischen Patrioten wenigstens eine erfreuliche Folge haben wird. Die Deutschen in Böhmen werden sich ganz und gar dorthin wenden müssen, wo ihre Nationalrechte vertreten und geschützt werden. In Prag aber werden nur die slavischen Interessen verhandelt und in Wien die der abstracten k. k. östreichischen Nation. In Deutschland dürfen und werden die deutschen Stämme mit Erfolg für sich selbst sprechen. Mögen sich die Deutschen in Oestreich beeilen, ihre Anhänglichkeit an Deutschland auszusprechen, ehe ihr Gouverneur, Graf Thun, der in seinem östreichischen Amtseifer so weit ging, sogar den Kaiser indirect revolutionärer, den Sturz Oestreichs bezweckender Umtriebe verdächtig zu machen, die Inquisition in Bezug auf das Deutschthum in Böhmen einführt. Und was wird aus den böhmischen Lords werden, die nach der projectirten deutschen Reichsverfassung keinen Sitz im Hause finden sollen? Natürlich darf man lang gehegte Entwürfe nicht gleich aufgeben, und das demokratische Element ist thatsächlich nur bis an die slavische Grenze gedrungen! keinen Schritt darüber. —

In kurzer Zeit feiert die Prager Universität ihr 500jähriges Bestehen. Die Ausschließung und Vertreibung der Deutschen von der Universität würde die Jubelfeier unbezweifelt sehr dramatisch machen. Dann erscheint vielleicht ein deutsches Heer zum Schutz der deutschen Böhmen, ein Kreuzheer, — in Böhmen selbst vielleicht ein Meinhard von Neuhaus.

E. Mi—er.

*) Den Entschluß, diesen Gebrauch vom Associationsrecht zu machen, faßten die constitutionellen, toleranten Slaven kurz nach der gewaltsamen Störung eines deutschen Vereines zu Prag, als derselbe zu den Wahlen nach Frankfurt aufforderte.

# Die badiſchen Freiſchaarenzüge.

Aus dem Oberlande, den 5. Mai.

Wer jetzt eine Reiſe in Baden macht, der möchte glauben in einem einzigen großen Feldlager ſich zu befinden. Ueberall in den Bahnhöfen wie auf den Marktplätzen ſelbſt der kleinſten Ortſchaften, ſtarke Soldatenabtheilungen der bunteſten Art. Hier ein Trupp würtembergiſcher Uhlanen mit den roth und ſchwarzen Fähnleins an den langen Lanzen, den helleuchtenden rothen Chapkas, dort badiſche Dragoner mit hohen blitzenden Helmen, auf großen holſteiniſchen Roſſen, dann heſſen-darmſtädter Chevauxlegers einfach dunkel aber geſchmackvoll uniformirt, eine tüchtige Reitertruppe, die ſchon ihrem Regiment auf Rußlands Eisfeldern hohe Anerkennung verſchaffte; von ihnen in ihren hellen, hübſch dem Auge ſich darſtellenden Uniformen abſtechend, bairiſche leichte Reiter, feſte Burſche aus dem bairiſchen Oberlande, denen man eine tüchtige Kraft im Zuſchlagen anſchaut, und um die Buntfarbigkeit des Ganzen vollſtändig zu machen, endlich die heſſen-kaſſelſchen Huſaren in ihren ſchnürbeſetzten Pelzen und Dolmans. Eben ſo ſieht man auch, theils einzeln detaſchirt, theils zuſammenlagernd, bairiſche, badiſche, würtembergiſche, naſſauiſche, heſſen-darmſtädtiſche und kurheſſiſche Infanterie und Artillerie. Die Truppen des letzten Staates unterſcheiden ſich weſentlich von allen übrigen. Sie haben ſchon ganz den norddeutſchen Typus, ſind nach preußiſchen Vorbildern exercirt und uniformirt, ſtrenge in Haltung und Kleidung, dabei ſind es aber hübſche, muthig ausſchauende Menſchen. Sie laſſen es ſich übrigens gut ſein, im üppigen Badener Land, was freilich gegen ihre armen Berge zu Hauſe gewaltig abſticht, und ein Huſar erzählte mir ganz vergnügt, „ſo viel Wein wie hier der Bauer in einem Tage tränke, hätte bei ihm daheim ſelbſt nicht der Amtmann in einer ganzen Woche.“ Nun es wäre beſſer geweſen, hätte ein Theil des badiſchen Volkes ſich nicht zu ſehr, gleich wie im Rauſche befangen, dem Wahne hingegeben, eine Republik bei ſich einführen zu können. Der viele und wohlfeile Wein der letzten Jahre trägt Manches zu dieſem ganzen Tumulte bei. Hecker, Struve und ihre Helfershelfer haben manchen Gegenden ihres Vaterlandes Wunden geſchlagen, die noch in Jahren nicht wieder vernarben werden. Ja, wild ging es in manchen Theilen des badiſchen Oberlandes zu und es ward von den Freiſchaaren daſelbſt gehauſt, wie in einem eroberten Lande. Haben Hecker, Struve und ihre Führer, der Wirth Weishaar von Lottſtetten und der kaſſirte badiſche Lieutenant Siegel, doch vielen kleinen Ortſchaften gedroht, binnen 6 Stunden würden ſie den Flammen übergeben, wenn ſie ihre bewaffnete Mannſchaft nicht zu dem Zuge ſtoßen ließen. So erhielten ſie manche Verſtärkung, die gezwungen mitging und bei erſter Gelegenheit auseinander lief. Als z. B. drei würtembergiſche Reiter auf 46 bewaffnete Freiſchaaren einſprengten, gaben dieſe ſich gefangen und baten demüthig um Gnade. Man nahm ihnen die Waffen ab und ließ ſie dann wieder in ihre Heimath laufen. Im Ganzen kann man annehmen, daß ſämmtliche Schaaren der Tumultuanten 9—10,000 Mann betrugen, wovon 6,000 gepreßt waren. Der Reſt beſtand aus 11—1200 Mann Freiſchaaren aus Frankreich, größtentheils ehemalige deutſche Arbeiter, doch auch manche Franzoſen, Polen, Schweizer, ja ſelbſt Italiener darunter, die zu 900 Mann ein geſchloſſenes Korps bildeten, ſonſt aber bei den andern Schaaren vertheilt waren, und den badiſchen Haufen unter Hecker, Siegel und Weishaar; dieſe waren aus verſchiedenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt. Den Kern derſelben bildeten verwogene Wildſchützen aus den Forſten des Schwarzwaldes; ſo wie die zahlreichen Schmuggler, welche die lange Grenze Badens gegen Frankreich und die

Schweiz heranbildet. Von Leuten dieſes Schlages ward Gagern gemeuchelmordet, was jetzt durch einſtimmige Ausſagen aller Augenzeugen, ſelbſt einzelner gefangenen Freiſchärler, ganz beſtimmt (?) feſtgeſtellt iſt; von ihnen kommen die Plünderungen der Poſtwagen, Amtskaſſen, einzelner Pfarrhäuſer z. B. bei St. Blaſii. Sie auch verübten die Scheußlichkeit bei Freiburg, die Kanonen, welche ſie der dortigen Bürgerwache abnahmen, mit Nägeln, alten Eiſenſtücken u. ſ. w. zu laden, wie ſie auch mehrere ſchwerverwundete Soldaten, die in ihre Hände fielen, auf die barbariſchſte Weiſe ermordeten. Jetzt haben ſie ſich theilweiſe, in Banden zu 20—50 Mann vereinigt, in die höheren Gebirge des Schwarzwaldes geworfen. Ueberhaupt iſt alles böſe Gelichter des Oberlandes zu den Hecker'ſchen Banden geſtoßen, dort Verdienſt und Befriedigung ſeiner Raubluſt hoffend. Selbſt in Würtemberg, haben die Landjäger verſichert, ſeien während dieſer Zeit alle Vagabonden verſchwunden. Hat man doch ſchon unter den Gefangenen mehrere mit Steckbriefen verfolgte Diebe, Landſtreicher und entſprungene Sträflinge erkannt. Der übrige Theil der Freiwilligen von Hecker waren junge, leicht erhitzte Menſchen, welche durch des Führers unläugbar großartige Beredſamkeit hingeriſſen wurden: Studenten, Handwerker aus Conſtanz, Freiburg und andern Orten, Schullehrer-Gehilfen, kurz, im Uebrigen rechtliche junge Leute. Aeltere verheirathete Männer zogen ſehr wenige freiwillig mit ihm, wenn er auch in allen Städten und Dörfern des Oberlandes eine Menge anſäſſiger Freunde fand, die ſein Unternehmen begünſtigten. Betrübend war die Schlaffheit und oft lächerliche Furcht der Beamten, wenn nicht bei Einzelnen, z. B. bei dem jetzt abgeſetzten Regierungsdirector Peter aus Conſtanz, böſer Wille im Spiel war; dann die verächtliche Muthloſigkeit eines großen Theiles der Bewohner aller Ortſchaften, die zwar den Republikanern abgeneigt waren, aber nicht den Muth hatten ſich ihnen zu widerſetzen. So konnten 60—80 Männer ganz Conſtanz terroriſiren, ſo nahmen 300—400 Freiſchärler der bewaffneten Bürgerwehr in Freiburg ihre vier Kanonen ab, ohne daß ſie den geringſten Widerſtand wagte. Wo Truppen erſchienen, da nahmen die feigen Seelen dieſelben jubelnd auf und bewirtheten ſie möglichſt freigebig, kaum aber waren ſie wieder abgezogen, ſo konnten 10—20 Freiſchärler einen ganzen großen Ort in Contribution ſetzen. Struve war ſchon in Säckingen gefangen und ein würtembergiſcher Offizier mit 30 Uhlanen eingerückt, ihn zu holen; da jammerte der Bürgermeiſter dieſem viel vor und ſagte, die Freiſchärler hätten gedroht, ganz Säckingen in Brand zu ſetzen, wenn der Gefangene nicht frei gegeben werde, und ſo habe er ihn heimlich laufen laſſen. So Mannheim, ſo Offenburg, wo für eine Nacht Republik proklamirt ward. Ganz Baden ſteht in dieſer Hinſicht in einem traurigen Lichte dem übrigen Deutſchland gegenüber, und wenn die Bevölkerung aller unſerer Grenzmarken ſo wenig Entſchloſſenheit beſitzt wie das badiſche Volk in ſeiner Mehrheit bei dieſer Gelegenheit bewies, ſo ſteht es gar ſchlimm um unſere deutſche Schutzwehr gegen fremde Feinde. Wie theuer müſſen aber jetzt einzelne Städte dieſe Muthloſigkeit büßen! Fürchterlich hauſten die Freiſchaaren in Freiburg und plünderten förmlich einzelne Häuſer, arge Zerſtörungen richteten die Kanonenkugeln von beiden Seiten an, große Summen koſtet jetzt der Stadt die Verpflegung der vielen Truppen. Und Mannheim, was faſt von Fremden und Tranſito-Verkehr lebte, hat gar argen Schaden in den letzten Wochen erlitten. Faſt alle Familien, die nur irgend konnten, zogen fort, Reiſende vermieden es, da ſie leicht groben Beleidigungen ausgeſetzt ſein konnten, wie z. B. mehreren engliſchen Damen meiner Bekanntſchaft geſchehen iſt. Viele Kaufleute

ließen sogar ihre Waaren nicht mehr über Mannheim gehen, da sie dort Raub oder Zerstörung derselben besorgten.

Unbegreiflich dürfte es erscheinen, daß ein Mann wie Hecker sich an die Spitze eines solchen Unternehmens stellen konnte. Maßlose Eitelkeit, stets sein Hauptfehler, gänzliche Verkennung der wahren Zustände des Volkes, und geflissentliche Täuschung von Seiten seiner Genossen trieben ihn zu diesem verhängnißvollen Abenteuer. So glaubte Hecker, die auf alle Weise künstlich bearbeiteten badischen Soldaten würden zu seinen Schaaren übergehen. Ein einziger Badenser aber ist zu ihm desertirt, und zwei andere, die vor dem Gefecht bei Kandern übergehen wollten, hieben ihre eigenen Kameraden auf der Stelle zusammen. Dagegen herrschte nach dem Falle Gagern's eine solche Erbitterung aller Truppen ohne Ausnahme gegen die Freischaaren, daß die Offiziere alle Mühe hatten, die nach thätlicher Widersetzung Gefangenen zu schützen. Besonders die badischen Soldaten, welche gesehen haben wollten, daß Hecker selbst auf v. Gagern eine Pistole abgefeuert, hatten ihm den Tod zugeschworen und er hätte entschieden keinen Pardon erhalten, wäre er in ihre Hände gefallen.

Von den Gefangenen, deren Zahl 1500 betrug, hat man fast 300 wegen Hauptschuld verhaftet, die Uebrigen aber laufen lassen. Sonst wurden von den Truppen sechs kleine Kanonen, mehrere Fahnen, Feldwagen, Lazarethe, einige gute Reitpferde der Führer, sehr viele Flinten, Büchsen, Sensen, Spieße, Morgensterne, kurz, Waffen aller Art erbeutet, darunter viele seltne Kabinetsstücke, reich mit eingelegter Arbeit verziert, aber auch manches sehr unbrauchbare Zeug. Auch viele neue französische Nationalgewehre sind darunter.

Was den Muth der einzelnen Führer und Schaaren betrifft, so haben sich die Wilderer und Schmuggler gut geschlagen, besonders bei Freiburg, die übrigen haben selten den Truppen, selbst wenn diese in der Minderzahl waren, Stand gehalten. Hecker hat zwar einige Pistolenschüsse auf die Soldaten gethan, und einen derselben schwer verwundet, doch als er sah, daß die Sache schlecht ging, bald die Flucht ergriffen. Struve soll sich, nach der Aussage seiner Leute, muthlos benommen haben, eben so v. Langsdorff, der in Freiburg von einem Thurme herab gleich einem zweiten Napoleon kommandirte und bald die Flucht ergriff. Wahrhaft erbärmlich benahm sich aber nach einstimmiger Aussage Aller, Herwegh, der die fremden Schaaren, die 900 Mann stark von einer einzigen Compagnie Würtemberger bei Todtnau zersprengt wurden, kommandirte. So wie der erste Flintenschuß fiel, sprang er bleich und zitternd in einen bereitstehenden Wagen, verkroch sich unter dem Spritzleder und ließ seine Frau mit den Pferden davon jagen. Auch Börnstein, der zweite Führer, früher Theaterunternehmer in Linz, hat bald das Haasenpanier ergriffen. Dagegen kämpften Einzelne der Fremden mit erstaunlichem Muthe und schienen den Tod zu suchen. Besonders vier ehemalige preußische Offiziere: der frühere Lieutnant Reinhard Schimmelpfennig aus Trier, verwundete einen würtembergischen Hauptmann und konnte erst nach dem heldenmüthigsten Widerstand gegen drei Soldaten niedergestochen werden; eben so kämpften Lieutnant v. Willich aus Köln, Lieutnant Gustav Otto aus Münster, der französische Lieutnant Delaporte aus Amiens und der frühere Offizier v. Bornstedt aus Potsdam mit verzweifeltem Muthe; ferner Arzt Rode aus Stollberg und Karl v. Embden aus Kiel; die letztern sind gefangen. Niedergehauen ward Advokat Ordemann aus Oldenburg.

Jetzt wimmeln die hiesigen Zeitungen von Steckbriefen gegen die entflohenen Rädelsführer, unter denen besonders viele Gastwirthe sind. W.

# Zur deutschen Verfassungsfrage.

Dieselbe Nummer der Frankfurter Oberpostamtszeitung brachte uns die octroyirte Verfassung des neuen constitutionellen östreichischen Kaiserstaates und den Entwurf, welchen die Vertrauensmänner zur Vorlage an den constituirenden deutschen Reichstag ausgearbeitet hatten. In den nächsten Wochen haben wir einen ähnlichen Entwurf von Seiten der preußischen Regierung für die Berliner Stände zu erwarten.

Es ist keine Frage, daß die ständische Centralisation Oestreichs — die sogar Galizien in sich begreifen will — eben so wie die Preußische der Errichtung eines souveränen deutschen Parlaments entgegentritt. Mächtige Versammlungen, wie die zu Wien und Berlin, werden sich nicht dazu hergeben, locale Fragen zu verhandeln; sie werden nothgedrungen mit dem Frankfurter Parlament in Conflict kommen, wenn man nicht den Muth hat, sie zu integrirenden Theilen des neuen ständischen Körpers zu erheben.

Aus diesem Bewußtsein ging die unvernünftige Forderung des Funfziger-Ausschusses an die preußische Regierung hervor, sie solle ihre constituirenden Stände vorläufig nicht einberufen, d. h. sie solle die Anarchie prolongiren. So lange man die Volkssouveränität des gesammten Deutschlands der Volkssouveränität in den einzelnen Staaten als etwas Anderes gegenüberstellt, werden solche Absurditäten haufenweise zum Vorschein kommen.

Die Aufgabe der gegenwärtigen — gesetzlich-organischen, nicht mehr revolutionären Bewegungen — geht, nachdem man sich gegen die Republik entschieden hat, offenbar dahin, die Souveränität der deutschen Staaten nur soweit zu beschränken, als es die öffentlichen Interessen erheischen. Wer es anders will, wer zu Gunsten einer Republik oder eines Kaiserstaates diese Souveränität aufheben will, der sage es offen heraus! Es ist eine neue Revolution, aber wir würden uns vor einer neuen Revolution nicht scheuen, wenn wir nur Kraft und Vernunft in ihr fänden. Nur die Halbheit führt zu nichts.

Halbheit ist aber Alles, was bis jetzt für die Centralisation Deutschlands geschehen ist. So lange die deutschen Stände den Ständen der einzelnen Staaten entgegengesetzt werden — was bei einer doppelten Wahl unvermeidlich ist — so lange heben sie sich gegenseitig in ihrer Wirksamkeit auf. Wie ist dem abzuhelfen?

Durch ein höchst einfaches Mittel, von dem man sich nur wundern muß, daß man nicht schon darauf gekommen ist.

Vorausgesetzt — was bei der gegenwärtig herrschenden Stimmung eine billige Voraussetzung ist — daß die Verfassungen aller deutschen Staaten auf der breitesten demokratischen Grundlage, auf Urwahlen errichtet werden;

Vorausgesetzt, daß man nicht mit verstocktem Doctrinarismus diese Volksstände durch conservative Adels- oder Geheimrathskammern paralysirt;

Dieses beides vorausgesetzt, frage ich: was für ein vernünftiger Grund ist vorhanden, die deutschen Reichsstände nicht aus den Ständen der einzelnen Staaten hervorgehen zu lassen?

Daß man sich gegen den Versuch Preußens erklärte, aus den alten Feudalständen die Deputirten nach Frankfurt hervorgehen zu lassen, war in der Ordnung; von solchen Ständen ist aber nicht mehr die Rede.

Wenn die Stände der Einzelstaaten mit denen des Reichs auf diese Weise identisch sein werden, so ist an keinen Conflict mehr zu denken. Wir haben dann eine gesetzliche Basis, auf der wir weiter fortschreiten können; wir brauchen keinen Kaiser und kein Oberhaus.

Die von mir vorgeschlagene Verfassung wäre folgende:

1) Jeder deutsche Staat ist ein constitutioneller; die Fürsten müssen ihre verantwortlichen Minister aus der Majorität der Einen Kammer nehmen, die aus Urwahlen hervorgegangen ist.

2) Jede deutsche Kammer schickt in dem durch eine neue Bundesmatrikel festzustellenden Verhältniß der einzelnen Bevölkerungen alljährlich an einem bestimmten Tage ihre Deputirten, mit absoluter Vollmacht, nach Frankfurt in's Reichsparlament.

3) Dieses Parlament wählt alljährlich aus seiner Mitte einen Präsidenten.

4) Jedes verantwortliche Ministerium schickt alljährlich einen Deputirten nach Frankfurt an den Bundestag.

5) Dieser Bundestag hat keine andere Aufgabe, als 1) dem Parlament auf Verlangen officiell Bericht im Namen seiner Regierungen abzustatten, 2) die ihm von dem Präsidenten mitgetheilten Parlamentsbeschlüsse der resp. Regierung zur Nachachtung zu überschicken, 3) über alle Bills, etwa vor ihrer zweiten Lesung, ein consultatives Gutachten abzugeben.

6) Ein Bundesministerium, Bundesgesandte 2c. sind unnöthig. Die Ernennung der Bundesgesandten wird von dem Parlament bestimmten Regierungen übertragen. Der dänische Gesandte z. B. wird wahrscheinlich Preußen, der türkische Oestreich überlassen bleiben. Der betreffende Bundestagsgesandte meldet die provisorische Ernennung dem Parlament und dieses hat die Wahl zu bestätigen oder zu verwerfen. Diese so bestimmten Gesandten treten dann im Namen des Bundes auf.

7) Das Parlament ist zu allen Beschlüssen competent, zu denen sich seine Majorität für competent erklärt.

8) Die Anordnungen des Heerwesens sind in allen Staaten gleichmäßig, nach den Beschlüssen des Parlaments einzurichten. Die Ernennung der einzelnen Offiziere bleibt den Fürsten. Die Ernennung des Bundesgenerals wird in jedem bestimmten Fall vom Parlament einer bestimmten Regierung übertragen und ist vom Parlament zu bestätigen.

9) Die Zoll- und Handelsgesetzgebung fällt ausschließlich dem Parlamente zu. Jeder Beschluß desselben ist bindend, doch steht es den Deputirten der einzelnen Staaten zu, vorher sich von ihren Committenten, den Landesständen, ein Mandat ertheilen zu lassen, obgleich sie rechtlich an dieses Mandat nicht gebunden sein können.

10) Das Parlament ernennt in jedem Collisionsfall zwischen verschiedenen Staaten oder zwischen der Regierung und ihren Ständen ein Gericht, welches in erster Instanz entscheidet. Die zweite und letzte Instanz ist das Parlament.

11) Wenn die Regierung und die Stände eines Staats sich darüber einigen, ihre Souveränität zu Gunsten eines andern deutschen Staates aufzugeben, so haben sie das einfach dem Parlament zu notificiren. Nur wenn einer von beiden Theilen es verlangt, tritt das Bundesgericht ein über Entschädigung einzelner Parteien ꝛc. zu bestimmen. Derselbe Fall ist es, wenn eine Provinz sich von einem bestehenden Staate trennen und einen eigenen Staat bilden will — immer vorausgesetzt, daß die Verfassung den oben angegebenen Grundlagen entsprechend bleibt.

Dieser Vorschlag enthält zwar kein ideales, aber ein leidliches und unter den Umständen mögliches Staatswesen. Es enthält außerdem, mit möglichster Schonung des Bestehenden, alle Mittel und Wege der organischen Entwickelung. Deutschland würde sich vielleicht langsamer, aber sicherer zu einem gegliederten Ganzen entwickeln. Es würden keine neuen, kostspieligen Gewalten nöthig und es fände keine romantische Unklarheit statt.

Eine Kritik des Dahlmann'schen Entwurfs behalte ich mir vor.

Julian Schmidt.

# Aus Paris.

Der Scheideweg. — Kurzer Rückblick. — Ein Wink für deutsche Buchhändler. — Wahlputsche. — Barbès' Vertheidigung. — Resultat der Wahlen. — Die Feinde der Ordnung und die Feinde der Freiheit. — Der 4. Mai. — Kleinlichkeiten. — Ein Gedanke von Lamennais. — Die preußische Verschwörung. — Italien und Polen.

Frankreich und Deutschland, Polen und Italien stehen in diesem Schicksalsjahr 1848 auf dem Scheidewege. Jetzt oder niemals wird die einige deutsche Nation geboren werden; jetzt oder nie wird Frankreich seinen Beruf für die Freiheit bewähren. Die Republik hat diesmal keinen europäischen Kreuzzug, wie vor 56 Jahren, sie hat keine Störung auch nur durch einen bösen Blick zu befürchten: im Gegentheil, die Revolutionen des Festlandes lodern, ein schützender Flammenwall, um ihre Grenzen; die französischen Sympathien sind fast überall in der Majorität, und selbst das ungläubige „perfide Albion" will höher stehen als auf der Zinne der Partei und begnügt sich mit der Rolle eines unbefangenen Zuschauers. Wenn daher diesmal die Republik wieder ein leerer Schall, wieder nicht mehr als ein pomphafter Name und eine glänzende Maske für Bureaukratenzwang im Innern, Diplomaten- und Soldatenherrschsucht gegen Außen würde, dann fiele die Schuld mit ihrem ganzen Gewicht auf Frankreich allein. Ich weiß, Frankreich würde auch diesen Schlag überdauern. Diese unverwüstliche Nation wäre im Stande, ein Jahrzehend voll blutiger Anarchie von Neuem durchzuwaten, ohne zu verzweifeln, ohne zu fallen. Unser ehrliche alte Schlemihl könnte in einem durch Frankreich beschworenen Weltsturm wieder auf hundert Elendjahre seinen irdischen Schatten verlieren, während der Don Juan unter den Völkern wohlgemuth aus dem Schiffbruch an's Land springen, sich leicht abschütteln und sagen würde: Wir haben die Welt befreien wollen; sie will nicht — auch gut. Frankreich würde sich mit Grazie über den Verlust dieser „Illusion" trösten, bald wieder reich und mächtig dastehen und mit anständiger Zuversicht der Welt verkünden, daß es nun endlich auf ewige Zeiten in den Hafen eingelaufen sei; seine officiellen Organe aber würden den Nachbarstaaten von Neuem Weisheit, Mäßigung und Voraussicht predigen. Doch, der politische Credit Frankreichs wäre auf lange dahin; seine zahlreichen Weltverbesserungssysteme, deren anspruchlosestes den Prometheus entfesseln und der Schlange den Kopf zertreten will, würden zum Kinderspott in Europa; die moralische Hegemonie käme an England oder — Rußland.

Also Frankreich vor Allen steht auf einem bedenklichen Scheidewege und man kann dem Gang seiner Revolution unmöglich folgen, ohne bei jedem Schritt und Tritt von abergläubischen Ahnungen ergriffen zu werden. Seit ich Ihnen zum letzten Male schrieb*), sind die buntesten Phänomene, drohende wie schmeichelnde, über unsern Horizont gezogen, die Constellation hat hundertmal gewechselt. Die offene Bewegung der Parteien begann schon in Heimlichkeit und Verschwörung auszuarten, so daß einige Tage lang Niemand aus dem Stand der Dinge klug werden oder Freund von Feind unterscheiden konnte. Eine Kraftdemonstration der Nationalgarde hat schon einmal die Republik vor den Communisten gerettet; die Sprache der Clubs ist heftiger und die wohlwollenden ben trovatos von hinausgeworfenen Jakobinern und ausgezischten bonnets rouges sind immer seltener geworden. Es wäre mir unmöglich, das Versäumte nachzuholen, wo hätten Sie auch Platz dafür? Selbst der Wallfisch unter den europäischen Zeitungen, die „Times" kann mit Noth das Detail der hiesigen Ereignisse in seinen Riesenspalten unterbringen und von dem pikanten Memoirenstoff, der mit tropischer Ueppigkeit aus

*) Vor fünf Wochen. D. Red.

unſerm vulkaniſchen Boden aufſchießt, nur Weniges andeuten. Man müßte eigens eine Revue zur Beobachtung der dritten franzöſiſchen Revolution gründen. Die Idee wäre ſo übel nicht, das Unternehmen gäbe eine Vorarbeit für künftige Hiſtoriker und einen nutzreichen Revolutionsſpiegel für die geſammte Zeitgenoſſenſchaft.

Wir ſind alſo bei der Eröffnung der Aſſemblée nationale, am 4. Mai. Die Wahlen für dieſelbe ſind an vielen Orten, Dank den Bemühungen von Ledru-Rollin's Commiſſären, ziemlich ſtürmiſch ausgefallen, in Rouen z. B., wo die Stimmkugeln von ſchwerem ſechspfündigem Kaliber und die Urnen Kanonenläufe waren; trotz der Barrikaden, die von den Ouvriers zwei Tage lang vertheidigt wurden, ſetzte dort die gemäßigte Partei ihre Sache durch; darüber Zetergeſchrei im Lager der Ultras. Die Bourgeoiſie, heißt es, habe das wehrloſe Volk muthwillig niedergemetzelt und Blanqui, der den garſtigen Flecken auf ſeiner Ehre und ſeinen gefährlichen Einfluß im Club behalten hat, erläßt grellrothe Maueranſchläge und Adreſſen an das „verrathene Volk". In Limoges, Elboeuf ꝛc. ſiegte die Blouſe über die Redingote, ebenfalls durch Putſch mit Schießpulver und blankem Eiſen; dieſen unregelmäßigen Wahlmodus findet die hieſige Sobrier-Blanqui-Barbés'ſche Clique ganz in der Ordnung. Der letztere (Barbés) hat ſich übrigens auf eclatante Weiſe von einem abſcheulichen Verdacht gereinigt. Eine giftige Blindſchleiche hatte ausgeſprengt, daß Barbés, als er wegen ſeiner republikaniſchen Verſchwörung in den dreißiger Jahren zum Tode verurtheilt geweſen, fleißig aus dem manuel du chretien gebetet und dadurch Gunſt und Gnade in den Augen der Prinzeſſin Clementine gefunden habe. Abſcheulich! Doch mit der vollen Entrüſtung und dem ganzen Stolz einer edlen Seele erhebt ſich Barbés gegen dieſe Verleumdung und ſchildert ausführlich, wie er ſeine vermeintlich letzten Stunden zugebracht; daß er das Glück gehabt, in der Zelle Alibeaud's gefangen zu ſitzen, was ſeinen Geiſt in die erhabenſte Philoſophen- und Märtyrerſtimmung verſetzte; daß er endlich, wie der Henker vor der Thüre ſchien, weder den dreieinigen Gott noch die Heiligen, ſondern die vier Evangeliſten: St. Juſt, Robespierre, Couthon und Baboeuf angerufen und ſich dadurch wunderbar geſtärkt gefühlt habe... Die Majorität aller Claſſen lächelt mitleidig über dergleichen neurouſſeauiſch ſein ſollende Bekenntniſſe und wir wollen hoffen, die kleine Terroriſtenpartei wird zuletzt gezwungen ſein, ſich vom politiſchen Gebiet auf das der Speculation und des Myſticismus zu flüchten. Barbés, Blanqui, Sobrier und Genoſſen würden ſich als jakobiniſche Mucker, als Derwiſche einer neuen religiöſen Secte beſſer ausnehmen wie als gewöhnliche Straßendemagogen.

Das Reſultat der Wahlen iſt für die gemäßigte Partei höchſt günſtig ausgefallen; vielleicht günſtiger als den wirklich Gemäßigten lieb und heilſam iſt; denn auch die ſogenannten Gemäßigten hier zu Lande pflegen kein Maß zu kennen. Ihrem lauten Triumph antwortet ſchon das Wuthgeſchrei aus dem entgegengeſetzten Lager und die verſchiedenen ſocialiſtiſchen, communiſtiſchen, hierarchiſchen und moderantiſtiſchen Factionen dürften ſich bald zu zwei großen feindlichen Armeen concentriren. „Die Einen," ſagte ein lachender Miſanthrop öffentlich, „werden von uns Feinde der Ordnung geſcholten und wir Andern, ſagen jene, ſind nicht die beſten Freunde der Freiheit. Ich fürchte, wir haben Recht und ſie auch..." Bezeichnend iſt, daß im Ganzen, außer Albert, nur vier Arbeiter gewählt werden und zwar gerade ſolche, die Louis Blanc's Theorien unbarmherzig zu kritiſiren gewagt hatten. Ein Omen, über das man ſich nur freuen kann. Weniger erfreulich iſt, daß gegen dreihundert mundfertige Advokaten, untern denen gewiß über die Hälfte Rabuliſten ſind, in die Verſammlung kommen. Der Süden Frankreichs hat größtentheils legitimiſtiſch, d. h. ultramontan gewählt, was eine unangenehme Verſtärkung der gemäßigten Seite geben kann. Wer ſich darüber wundert, muß Frankreich nicht kennen. Merkwürdiger Weiſe aber wundern ſich ſelbſt Solche über dieſe nothwendige Folge des allgemeinen Stimmrechts, die ſeit Jahren in der Agitation um das suffrage universel mit der ultramontanen Partei gemeinſame

Sache machten. Es gab indeß auch im Süden Ausnahmen; daß z. B. Toulouse republikaniſch wählte, hat man gewiß dem Herrn Léotade und der armen Cecile Combettes zu verdanken.

Emile Girardin und Thiers ſind durchgefallen, dagegen wird Lacordaire ſeine ſalbungsvolle Beredſamkeit zum erſten Mal in einer politiſchen Kirche ertönen laſſen.

Das große Feſt, bei dem die acht großen Ochſen mit vergoldeten Hörnern, die Statuen der verbrüderten Völker ꝛc. figuriren ſollen, iſt aufgeſchoben, aber die Eröffnung der Aſſemblée nationale, die geſtern ſtattfand, iſt vom ſtrahlendſten Maiwetter begünſtigt geweſen. Das Gedränge war entſetzlich, das hundertmal wiederholte Geſchrei: Vive la Republique! muß man bis über den Rhein gehört haben. Beiläufig geſagt, hat man des Abends auch hie und da: Vive Ledru-Rollin! gerufen. Im Arrangement der Proceſſion ſelbſt frappirten einige Kleinigkeiten und forderten zu boshaftem Spott heraus. Lamartine und Ledru gingen brüderlich neben einander, während Louis Blanc mit Dupont de l'Eure ging. Wozu dieſe kleine Fineſſe, die jedes Kind durchſchaut? Glaubt man dadurch der Welt zu verbergen, daß Lamartine und Rollin nicht mit einander gehen, ſondern in fortwährendem Zwieſpalt leben? Ferner ließen die Mitglieder des Proviſoriums auf dem kurzen Wege und beim ſchönſten Wetter von der Welt jeder ſeine prachtvolle Equipage unmittelbar hinter ſich nachfahren; der ariſtokratiſche Renner Rollin's hat durch ſeinen prunkenden Aufputz und ſein dictatoriſches Bäumen und Scharren ſich beſonders unbeliebt gemacht. Mr. Albert, ſpottet man jetzt, hat noch keine Equipage, aber er kleidet ſich ſehr fein und trägt lackirte Stiefelchen. Die Zeit iſt fern, wo er am Sonnabend nach der Februarrevolution, die Schärpe als Regierungsmitglied über der Blouſe, zu ſeinem Prinzipal, dem Mechaniker Batros in der Vorſtadt St. Denis ging, um ſein vierzehntägiges Gehalt zu faſſen. Ein Beweis, daß Albert damals wirklich noch Arbeiter war, obwohl er's jetzt ſchwerlich wieder werden möchte. Lauter Kleinigkeiten, wenn Sie wollen; aber ſie ſind jedenfalls am unrechten Orte. Noch kleinlicher war die Kleiderordnung für die Deputirten, welche Klappenweſten à la 1793 und tricolore Schärpen tragen ſollten. Nun, man konnte die Klappenweſten zählen.

Der greiſe Lamennais, einer der ehrlichſten unter den Regeneratoren Frankreichs, hat einen Conſtitutionsentwurf vorgelegt, in welchem auf Gemeindefreiheit gedrungen wird. Lamennais verdient für den Gedanken eine Bürgerkrone. Wir ſind geſpannt auf das Schickſal dieſes wichtigen Paragraphen. Selbſt jene Blätter, die ihm Beifall klatſchen, machen ihre Vorbehalte; ſie fürchten die „Schwächung und Entwaffnung" der Centralgewalt.

Sie wiſſen ſchon, daß der König von Preußen, im geheimen Einverſtändniß mit Dänemark und Rußland, den ſchleswig-holſteiniſchen Krieg hervorgerufen hat, um die innere Bewegung abzuleiten und durch eine ruſſiſche Armee der Reaction auf die Beine zu helfen? Dieſe Entdeckung hat Ledru's Organ, die Reform, gemacht. Der deutſche Sieg in Schleswig ſcheint ihm nicht zu behagen. Ueberhaupt ſind die Ultras voll Animoſität gegen das Ausland, obgleich ſie ihren Schutzheiligen, den Jakobinern, nachzurühmen pflegen, ſie hätten den Girondins gegenüber Frieden gepredigt. — Von einer Intervention in Italien wird immer ſanguiniſcher geſprochen. Eben ſo ſind die Nachrichten aus Polen Waſſer auf die Mühle der Kriegspartei. Leider kann man den Franzoſen ihre Sympathien für Mailand und Krakau, deſſen Bombardement hier eine furchtbare Senſation macht, nicht verargen und es iſt ſchmerzlich zu hören, daß, während Frankreich und Deutſchland auferſtehen, die unglückliche polniſche Nationalität vollends begraben werden ſoll.

**O. Franz.**

---

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

# Eine Fahrt nach Frankfurt.

## II.

Bereits in dem Vorparlament hatte sich eine rechte und eine linke Seite geltend gemacht; diese wollte die Permanenzerklärung der Revolution, jene die Ableitung derselben in den Weg der gesetzlichen Reform. Wenn auch die eigentlich revolutionäre Partei im Ausschuß nicht vertreten war — durch ihr unzeitiges Austreten hatte sie sich selber den Weg versperrt — so hatte sie doch einen ziemlich langen Schweif zurückgelassen und beinahe bei jeder Abstimmung ließ sich auf irgend eine Weise die principielle Sonderung der beiden Parteien heraus erkennen.

Es wäre schwer, genau zu definiren, worin dieser Gegensatz eigentlich bestand. Am nächsten würde folgende Bestimmung kommen: Die linke Seite war der Ansicht, daß durch die Revolution alle gesetzlichen Gewalten ihre Autorität verloren hätten und daß im Funfziger-Ausschuß alles wirkliche Staatsleben concentrirt sei; daß demnach derselbe ebenso das Recht wie die Pflicht habe, sich — etwa nach Art der römischen Proconsuln oder der französischen Conventsdeputirten — entweder durch Vermittelung seines „Briefträgers," des deutschen Bundes, oder unmittelbar in alle ernsthaften Fragen, die in diesem oder jenem Staat die öffentliche Ordnung störten, mit Rath und That einzumischen.

Ein Beispiel will ich hier anführen. Es war von Seiten des Ausschusses eine Commission ernannt worden, um die Streitigkeiten zwischen den rheinischen Schiffern und den Schleppdampfschiffen auszugleichen, — eine Commission, die wie die meisten oder ziemlich alle des Ausschusses das Unglück hatte, nichts auszurichten. An der Spitze dieser Commission stand Herr Robert Blum, das Haupt der radicalen Fraction. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Frankfurt stattete er in öffentlicher Sitzung seinen Bericht ab. Die Commissarien hatten in Köln von den eben in Aachen ausgebrochenen Unruhen gehört; sie hatten die Eisenbahndirection aufgefordert, ihnen einen Extrazug zur Disposition zu stellen, um diese Unruhen beizulegen; die Direction war bereitwillig darauf eingegangen. In Aachen angekommen, mit den nöthigen schwarz-roth-goldnen Binden, hatten sie sofort den Magistrat und die Stadtverordneten zusammen berufen und sich die Sache

vortragen laſſen. Jene tricoloren Schärpen ſchienen, wie Herr Blum erzählte, die Behörden in Schrecken zu ſetzen und man empfing ſie mit unverholenem Mißtrauen. Die Unruhen waren daraus hervorgegangen, daß die preußiſchen Kriegsreſerviſten von den Proletariern durch häufige Inſulten genöthigt waren, die Stadt zu räumen. Dieſe Reſerviſten hatten ſich, nach Herrn Blum's Ausdruck, *nicht wie die Menſchen, ſondern wie das Vieh benommen*: ſo hatten ſie z. B. einmal die dreifarbige Fahne abgeriſſen und um eine ſchwarz-weiße Fahne *Bacchanalien gefeiert*. — Ich muß bemerken, daß dieſer Ausdruck dem Funfziger-Ausſchuß vollkommen verſtändlich vorkommen mußte, denn es fiel keinem der Herren ein, Herrn Blum um eine nähere Erklärung zu erſuchen. — Es ſei bald dahin gekommen, daß jene Reſerviſten ſich vor der Wuth des „Volkes" nicht auf die Straße wagen durften; man habe ſie einzeln durch Bürgerwachen an den Ort ihres Abmarſches transportiren müſſen. Selbſt hier haben ſie ihr viehiſches Betragen nicht aufgegeben, ſondern der einzelne Reſerviſt habe auf der Straße den Bürgerſoldaten, die ihn escortirten und vor der Wuth der Maſſe ſchützten, die Cocarde abgeriſſen!!!! Als ſie abmarſchiren wollten, ſei das Volk auf ſie eingedrungen, um ſie umzubringen und die Bürgergarde habe ſich dazu hergegeben, dieſe „ſchlechten Menſchen" zu ſchützen, als ſie es nicht anders konnte, durch Flintenſchüſſe. Seitdem erwarte man eine Plünderung der Stadt. — „Wäre ich Regierungscommiſſär geweſen," fügte Herr Blum hinzu, „ſo hätte ich den Magiſtrat und die Stadtverordneten ſofort abgeſetzt, ſo aber begnügte ich mich, meine *Vermittelung* bei den Proletariern anzubieten." Sonderbar! Der Magiſtrat lehnte dieſe Vermittelung höflichſt ab!! Und Herr Blum verließ ſofort die Stadt, um nicht Zeuge der Greuel zu ſein, die ſich nun entſpinnen mußten. Freilich mußte er ſchon auf der nächſten Station erfahren, daß man in der Stadt mit leichter Mühe und ohne Blutvergießen des „Volkes" Herr geworden ſei.

*Gegen dieſen Bericht erhob ſich im Ausſchuß keine einzige Stimme*. Als einige Tage darauf Herr Blum ähnliche „viehiſche Auftritte" vom naſſauer Militär erzählte, wurden ſchon einige Bedenken laut, als er aber einen Brief vorlas, worin den in Baden gegen die Republikaner angewendeten Truppen grobe Exceſſe zur Laſt gelegt wurden, brach ein allgemeiner Sturm von Seiten der conſervativen Badenſer gegen ihn los; was gegen die preußiſchen Truppen vollkommen in der Ordnung erſchienen war, wurde, gegen die Badenſer angewendet, als eine Art Hochverrath angeſehen.

Die preußiſchen Deputirten waren die leidenſchaftlichſten in jedem Angriff auf Preußen; ſie waren groß geworden im Haß des alten Syſtems, und „altes Syſtem" und „preußiſche Regierung" erſchien ihnen identiſch. Alle andern Deputirten ſprachen eben ſowohl im Intereſſe Deutſchlands, als ihres beſonderen Staates — Oeſtreich, Sachſen, Baiern, Baden, Hannover, Braunſchweig ꝛc., nur die Preußen nicht.

Woran lag das? Iſt der preußiſche Staat ſo viel ſchlechter, als alle übrigen deutſchen? Die preußiſchen Deputirten der jetzt zuſammentretenden deutſchen Nationalverſammlung werden unſere Brüder in Süddeutſchland eines beſſern belehren. Es kam einfach daher, daß Preußen ſeine ſtändiſchen Abgeordneten nicht hatte einſchicken können. Unter den Männern der conſervativen Partei, die ſich Preußens annahmen, als die Preußen ſelbſt ihren Staat im Stiche ließen, zeichneten ſich Herr Rüder aus Oldenburg und Herr Paſtor Jürgens aus Braunſchweig aus; ſie thaten es nicht im Intereſſe Preußens, ſondern im Intereſſe der geſetzlichen Entwickelung.

Ganz anders hielten ſich die öſtreichiſchen Deputirten. Wenn ſie auch in allgemeinen Fragen verſchiedener Meinung waren — Wiesner, Kuranda und Schuſelka gehörten offenbar einer liberaleren Richtung an, als ihre übrigen Collegen — ſo traten ſie in allen öſtreichiſchen Fragen wie Ein Mann auf; ein Verfahren, das nur dazu diente, die Achtung vor Oeſtreich, wie vor ſeinen Deputirten zu vermehren, denn man äußere ſich kosmopolitiſch wie man wolle, es macht nie einen guten Eindruck, wenn man ſein politiſches Wirken darauf begründet, das ſittliche Gemeinweſen, dem man bis dahin angehörte, mit Füßen zu treten. Herr Blum, offenbar der Entſchiedenſte unter den Radikalen, ließ es ſich doch nicht einfallen, Sachſen zum Gegenſtande ſeiner Denunciationen zu machen.

Was nun die conſervative Partei, oder die rechte Seite der Verſammlung angeht, ſo iſt es ſchwer, einen beſtimmten Ausdruck für ſie zu finden. Sie war entſchieden gegen die republikaniſchen Beſtrebungen und hielt es demnach für die Hauptaufgabe des Ausſchuſſes, den Regierungen, ſo lange ſie den Anforderungen des Liberalismus nicht entgegentraten, mit entſchiedenem Vertrauen zu Hülfe zu kommen.

Die erſte Schilderhebung der Republikaner hatte eben ſtattgefunden. Herr v. Soiron, Präſident des Fünfziger-Ausſchuſſes, hatte an der Spitze einer Commiſſion die dortigen Verhältniſſe in Augenſchein genommen und bei ſeiner Anweſenheit in der Ständekammer zu Karlsruhe dieſelbe zu einem entſchiedenen Vertrauensvotum für das Miniſterium in der Verfolgung der Inſurgenten veranlaßt. Gleich nachdem er ſeinen Bericht abgeſtattet, berief er eine geheime Sitzung des Ausſchuſſes, um über eine projectirte Verſtärkung der Bundescentralgewalt in Berathung zu treten. Es war der Canzler Wächter aus Tübingen, der den Antrag ſtellte, den Bundestag zu der Ernennung von drei Männern zu ermächtigen, die interimiſtiſch eine Art Dictatur in den innern Angelegenheiten Deutſchlands ausüben ſollte. Unter den Regierungen waren darüber ſchon lebhafte Verhandlungen gepflogen; wie man ſagte, reiſten ſo eben die öſtreichiſchen Abgeordneten Profeſſor Endlicher — für den mit einer Vollmacht von der Redaction des Loyd Herr Hübner eingetreten war — und Schilling nach Berlin. Von jenen drei Dictatoren ſollte einer von Oeſtreich, einer von Preußen geſtellt werden;

über den dritten erfuhr man nichts näheres. Man bezeichnete drei Prinzen als diejenigen, die zu dieser eben so hohen als unklaren Aufgabe bestimmt waren. Eben die Dunkelheit über den Umfang der Machtvollkommenheit, welche diesen Männern zugedacht war, mußte beunruhigend wirken und dem leidenschaftlichen Mißtrauen, welches für den Augenblick beschwichtigt war, neuen Spielraum geben. Die linke Seite der Versammlung erhob sich daher mit eben so großer Energie gegen diesen Antrag, als die rechte ihn unterstützte. Das Hauptargument der ersten war: entweder haben diese Dreimänner keine andre Vollmacht, als welche der Bundestag kraft der ihm inwohnenden ihnen zugesteht, und dann hat der Fünfziger-Ausschuß nicht nöthig, sich einzumischen, oder sie haben eine größere, und dann hat er kein Recht, sie ihnen zu ertheilen. Entweder, sagte Herr Kuranda, wird Oestreich von dieser Dictatur ausgeschlossen, und dann protestire ich dagegen im Namen Oestreichs; oder nicht, dann protestire ich dagegen im Interesse der Freiheit. Es steht mit Oestreich noch keineswegs so, daß wir keine Reaction zu fürchten hätten. — Sprechen Sie in Ihrem eigenen Namen! rief ihm Dr. v. Mühlfeld zu, der bureaukratische Vertreter des alten legitimen Oestreich. Am meisten Mühe gaben sich die Badenser, den Antrag zu unterstützen: er hatte offenbar für sie die größte Bedeutung, denn er war wesentlich gegen die Republikaner gerichtet. Dennoch wurde er nach zweitägigem heißem Kampfe zurückgewiesen. Komisch war es, wie in demselben Augenblick der Stuhl unter dem Antragsteller zusammenbrach.

Es ist bekannt, wie gleich darauf der Bundestag selber an die Berathung dieses wichtigen Gegenstandes ging, wie wenige Tage darauf in einer öffentlichen Sitzung des Ausschusses der frühere Beschluß ratificirt und die bedenkliche Idee des Triumvirats adoptirt wurde. Der Ausschuß hat sich dann zwar in seinen letzten Zügen gegen die Art der Ausführung gesperrt, aber die inzwischen theilweise zusammentretende constituirende Versammlung hat ihm den letzten Rest seiner Autorität geraubt. Eine bestimmte Physiognomie hat die neue Idee noch heute nicht angenommen, und die kaiserlichen Phantasien der modernen Doctrinärs dienen nur noch dazu, einen weitern Schatten darüber zu breiten.

Vielleicht wird bald die Zeit kommen, wo wir einsehen werden, im Rausch unsrer jungen Revolution uns allzuweit in's Land der Träume eingelassen zu haben. Erst haben 51 deutsche Männer in Heidelberg getagt, und dann haben sie aus ihrer Mitte einen Siebnerausschuß gewählt; dieser Siebnerausschuß, von kaiserlich-republikanisch-einheitlich-deutschen Ideen erfüllt, hat eine Versammlung von Notabeln zusammenberufen; diese haben in der Paulskirche eine Nationalversammlung ausgeschrieben und vorläufig einen Fünfziger-Ausschuß gleichsam als provisorische Regierung festgesetzt, und in allen diesen Formen haben sich diese 51, 7, 500 und 50 deutsche Männer als Repräsentanten Deutschlands angesehen, obgleich eben diese Macht, die sie repräsentiren wollten, noch gar nicht existirte.

Die Männer der constitutionellen Monarchie haben die Republikaner aus ihrer Mitte verdrängt und zu Hochverräthern gemacht, aber ihre „constitutionelle Monarchie" war nicht weniger ein Spuk, eine Abstraction, die sie dem concreten, entwickelten Staatsleben entgegensetzten. Die Einheit Deutschlands war ein negativer Begriff gegen die wirklichen Staaten.

Diese abstracte Einheit vermählte sich mit der Kleinstädterei. Ich habe von einem geachteten Deputirten zu dem neuen Parlament allen Ernstes die Versicherung gehört, das Bestehen der einzelnen deutschen Staaten in ihrer Sonderung und Eigenthümlichkeit sei für das Gedeihen Deutschlands nothwendig, zugleich aber die Klage, daß die Existenz Preußens und der specifisch preußische Geist dem deutschen Vaterlande Gefahr drohe. Sachsen, Baiern, Baden, Würtemberg sollen bleiben, aber Preußen soll aufgehoben werden. Nicht Alle sind so frech, es auszusprechen, aber das ist ihr geheimes Ideal: Preußen soll in seine Provinzen aufgelöst werden. Sie denken wie die Communisten, die zur Herstellung der Gleichheit unter den Menschen, weil Einige Lumpen sind, Alle zu Lumpen machen wollen.

Aus diesem Grunde trug auch Herr Biedermann – ich glaube wenigstens, er war es — im Ausschuß darauf an, die preußische Regierung aufzufordern, ihre constituirende Versammlung nicht einzuberufen, bevor das Frankfurter Parlament seine Beschlüsse über die allgemeine Verfassung Deutschlands gefaßt haben würde. Preußen sollte ruhig der wachsenden Anarchie zusehen, bis der unförmliche Klumpen, der für jetzt den Begriff Deutschlands repräsentirt, eine feste, gegliederte Gestalt gewonnen hätte. Während man früher darüber schrie, daß Preußen keine Constitution habe, schreit man nun über das Gegentheil.

Es war Noth für Preußen, sich zu constituiren, nicht nur gegen das wühlerische Treiben unserer eigenen Anarchisten, sondern auch gegen den guten Willen unserer deutschen Brüder. Als Preußen nach den Tagen vom 18. und 19. März in ernstlicher Gefahr war, sich in seine Elemente aufzulösen, fand unser Kampf wie unsre Noth bei unsern deutschen Brüdern eine Aufnahme, die wir nicht vergessen werden. Jetzt steht Preußen anders; die polnischen Rebellen haben die Waffen gestreckt, die constitutionelle Partei hat sich überall consolidirt und gekräftigt, und nach Beendigung des dänischen Krieges wird die Rückkehr unserer siegreichen Truppen die letzten Spuren des unseligen Zwiespalts austilgen, welcher die Söhne Eines Vaterlandes bisher von einander trennte.

Diese Auferstehung Preußens wird die Ueberzeugung hervorrufen, daß das „deutsche Volk" nicht außerhalb des bestehenden Staatsorganismus sich befindet, sondern innerhalb desselben, daß die Einheit Deutschlands nicht in einer Auflösung der bestehenden Staaten, sondern in einer innigen Conföderation derselben zu realisiren sei.

Die Nationalversammlung, aus den wirklichen Wahlen des Volks hervorge-

gangen, wird gegen Preußen eine andre Sprache führen, als dieſe mehr durch ihr eigenes Gefühl als durch die Anerkennung ihrer Mitbürger legitimirten Vertreter des einigen freien Deutſchland. Wenn man von den Aeußerungen der Vertreter auf die Geſinnung ihrer Committenten ſchließen könnte, ſo ſtände allerdings Preußen in einem ſehr ſchlechten Anſehn in ganz Deutſchland. Nicht nur die Badenſer, Würtemberger, Sachſen, ſondern auch die Abgeordneten von Bremen und Hamburg verſicherten im Fünfziger-Ausſchuß, mehr Sympathien für Oeſtreich zu haben als für Preußen. Als die erſte Nachricht von Oeſtreich kam, daß die Wahlen auf den 28. April angeordnet ſeien, wurde ſofort ein ſtrenges Schreiben an Preußen erlaſſen, dem guten Beiſpiel Oeſtreichs zu folgen; dieſes Schreiben wurde zwar zurückgenommen, als den folgenden Tag die amtliche Erklärung des öſtreichiſchen Miniſteriums erfolgte, Oeſtreich könne nur unter Vorbehalt der Ratification deſſen, was in Frankfurt beſchloſſen werde, dem neuen Bundesſtaat beitreten. Köſtlich war der Entſchluß, den darauf der Fünfziger-Ausſchuß faßte, nachdem die verſchiedenartigſten Stimmen ſich laut gemacht hatten: man dürfe auf dieſe Erklärung keine Rückſicht nehmen, denn das Vorparlament habe es anders beſchloſſen. Als ob dieſes Vorparlament ſich irgend eine Autorität über Oeſtreich hätte anmaßen dürfen! als ob die Anarchie, die ſeine Exiſtenz möglich gemacht, eine permanente ſei!

Im Allgemeinen war der Ausſchuß durch den Bundestag verwöhnt, der im Gefühl ſeiner eigenen Ohnmacht ihm gar keinen Widerſtand entgegenſetzte. Der Wahn, durch ein einfaches Decret die Realität aus den Fugen heben zu können, iſt zu ſüß, als daß man ſich ihm nicht gern hingeben ſollte. Wo ein Widerſtand ſtattfand, rührte er von der conſervativen Partei innerhalb des Ausſchuſſes ſelbſt her. Als ſich die Nachricht verbreitete, der Bundestag ſei von den Geſandten Oeſtreichs und Preußens aufgefordert, den Termin der Eröffnung der Nationalverſammlung über den zuerſt angeſetzten Tag, den 1. Mai, hinauszuſchieben, weil beide Staaten bis dahin mit den Wahlen nicht fertig werden könnten, entſtand eine furchtbare Aufregung: „Was! unſere Briefträger wollen das Recht uſurpiren, das nur uns zukommt! ſie wollen uns zu ihren Briefträgern machen! ſie wollen berathen, ob die heiligen, unantaſtbaren Beſchlüſſe des unfehlbaren Vorparlaments zu modificiren ſeien!“ Herr Heckſcher aus Hamburg ſtellte den Antrag, eine fulminante Zurechtweiſung an den Bundestag zu erlaſſen, worin dieſer nicht wie ein Briefträger, ſondern wie ein Schulknabe geſcholten würde; die conſervative Partei ſtellte einen Gegenantrag, der namentlich von Herrn Mathy mit Geiſt und Mäßigung unterſtützt wurde; Herr Venedey, ſeit vielen Jahren Refügié in Paris, eben zurückgekehrt von einem eben ſo romantiſchen als fruchtloſen Kreuzzug gegen Herwegh und den modernen Karl Moor, der in ſeinem Felsſchlund am Bodenſee Deutſchland mit einem Haufen Vagabunden zu einer Republik machen wollte, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöſter geweſen wären, — Venedey, der Erfinder der

Idee der Parlamentstruppen, unterstützte den Heckscher'schen Antrag und ging in seiner poetischen Exaltation so weit, von Intriguen zu sprechen, die zu Gunsten des Bundestages im Schooß des Ausschusses selbst angesponnen seien. Herr Mathy wies diese Insinuation „mit Verachtung" zurück, worauf die Radicalen, an einen ernsthaften Widerstand nicht gewöhnt, zu schweigen anfingen. Die beiden Anträge wurden, als extrem, zurückgewiesen und ein Mittelvorschlag angenommen, von dem sich später ergab, daß er keinen Sinn habe, worauf Herr Mathy es doch wieder zur Beschlußfassung in seinem Sinn brachte, trotz der Protestation mehrerer Mitglieder, die einen einmal gefaßten Beschluß nicht wollten umstoßen lassen.

Und worin bestand dieser neue Beschluß, den man in so und so viel Placaten in allen Straßenecken Frankfurts anzuschlagen verordnete? — In dem nämlichen, worauf Preußen und Oestreich beim Bundestag angetragen hatten: der Termin der definitiven Eröffnung der Nationalversammlung wurde bis spätestens auf den 18. Mai hinausgeschoben.

Man sieht, der Funfziger-Ausschuß wußte nachzugeben, wo er auf einen Widerstand stieß. Davon noch zwei Beispiele nach einer andern Richtung hin.

Die provisorische Regierung der insurgirten italienischen Provinzen hatte an die deutsche Nation — ich glaube wenigstens, daß die Adresse so lautete — durch Vermittelung eines Mailänder Handlungshauses eine Art Zuschrift gerichtet, in welcher perfider Weise die Deutschen als „gelehrte Männer" bezeichnet wurden — ein Schimpfwort, das wir Deutschen uns schon einmal von Lytton Bulwer gefallen lassen mußten. Man hatte den „gelehrten" Deutschen erklärt, daß man sie mit den Oestreichern keineswegs verwechsele; man hatte ihnen zu ihrer Revolution gratulirt und sie aufgefordert, mit ihren italienischen Brüdern gemeinschaftliche Sache zu machen. Herr Pagenstecher aus Elberfeld übergab diese Adresse dem Funfziger-Ausschuß und verfaßte, gemeinschaftlich mit einer eigens dazu gewählten Commission, eine Gegenadresse, worin die „Stellvertreter der deutschen Nation" den Italienern ihre lebhaftesten Sympathien aussprachen, ihnen aber zugleich erklärten, sie seien mit Oestreich Ein Herz und Eine Seele, Oestreich sei deutsch und Deutschland östreichisch; übrigens forderten sie die Italiener auf, Deutschlands Grenze nicht zu überschreiten. Unter der vorausgesetzten Doctrin, Deutschland und Oestreich seien Eins, hatte diese Adresse freilich einen sonderbaren Anstrich; einer Nation, gegen die man Krieg führt, seine Sympathien auszudrücken, ist wenigstens sonst nicht Gebrauch. Diese Seite der Frage machten auch die östreichischen Deputirten geltend, die sich gegen den Gedanken, an die italienischen Rebellen eine Adresse zu richten, wie ein Mann erhoben. Namentlich Herr Schuselka erwarb sich durch eine treffliche Rede zu diesem Zweck die Gunst der Tribunen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß man sich ausschließlich an diesen vollkommen ausreichenden Gesichtspunkt gehalten hätte; so aber suchten sie auf jede Weise die Italiener herabzusetzen, und Herr Hübner, der überhaupt zu jenen

Freunden gehörte, von denen Oestreich mit Recht hätte sagen können, Gott möge es davor bewahren, stellte die Sache ungefähr so dar, als sei die einzige Ursache des italienischen Aufstandes der Neid Venedigs auf Triest gewesen. Ob dieses Argument die Versammlung umstimmte, die vorher der italienischen Sache eben so geneigt zu sein schien, als der polnischen, weiß ich nicht; jedenfalls hatte es, als Herr Pagenstecher seinen Antrag zurückzog, den Anschein, als habe die feste und entschiedene Haltung der Oestreicher die Freunde Italiens eingeschüchtert. Statt jener Adresse an die Italiener wurde eine an die deutschen Tyroler erlassen, sie in ihrem Kampfesmuth gegen die Welschen zu bestärken. „Wiederum steht ihr auf Deutschlands herrlicher Felsenburg u. s. w." „Der Geist Hofer's schwebt über euch u. s. w." Eine Proklamation mußte man schon abfassen, und so richtete man denn eine gegen die Italiener, da man für dieselben nicht sprechen durfte.

Ein anderes Beispiel von äußerlich motivirter Sinnesänderung der Funfziger gab die Hanauer Geschichte.

Diese wurde veranlaßt durch den Aufstand der Republikaner in Baden, ein Aufstand, der die conservative Partei Badens in ihren unmittelbaren Interessen und Gefühlen so verletzte, daß sie über diesen Punkt keinen Scherz verstand. Die Badische Regierung hatte auf Betrieb der Stände die ernstesten Maßregeln ergriffen, und *da ihre einheimischen Hülfsmittel nicht ausreichten, die Republikaner zu unterdrücken*, so hatte sie sich an den Bundestag gewendet, und dieser hatte den umliegenden Regierungen, der Hessischen, Nassauer u. s. w. aufgegeben, ihre Truppen in Baden einmarschiren zu lassen.

Daß der Bundestag dieser Ansicht war, liegt in der Natur der Sache; daß sie aber im Funfziger-Ausschuß kein Bedenken erregte, mußte in Verwunderung setzen. Die Intervention der außerbadischen Truppen in einer Sache, die doch zunächst nur eine badische Verfassungsfrage zu sein schien, — war sie nicht ein gefährliches Präcedenz? Wie, wenn bei der Bewegung in Leipzig in den ersten Tagen des März, wie man damals fürchtete, eine preußische Intervention, meinetwegen im Auftrage des Bundestages, die Frage mit äußerlichen Gründen erledigt hätte?

Ich will keineswegs behaupten, daß diese Ansicht stichhaltig wäre; jedenfalls war sie ein wesentlicher Gesichtspunkt und mußte zur Sprache kommen. Die radicale Partei hat sie nicht zur Sprache gebracht; sie hatte nicht den Muth dazu. Im Gegentheil ließ sie es geschehen, daß Hecker bei dem Fall des General Gagern — gegen die ausdrückliche Erklärung des officiellen Badenser Berichterstatters — als Meuchelmörder gebrandmarkt wurde.

In Folge der Aufforderung des Bundestages rückten nun die Hessen-Casselschen Truppen nach ihrer südlichen Grenze hin. Dies setzte die Hanauer in Besorgniß, die noch dazu in Erfahrung brachten, daß für die Verpflegung der Truppen in ihrer Provinz Lieferungscontracte auf länger als einen Monat hinaus ge-

ſchloſſen wären. Bekanntlich war von den Hanauern die Revolution im Caſſelſchen ausgegangen. Es iſt ein kräftiger Menſchenſchlag, mit ſtarker Beimiſchung franzöſiſchen Blutes, etwas leichtſinnig, aber unternehmend und entſchloſſen. Die Revolution war hier permanent erklärt und factiſch war die Provinz von dem Staatsverband mit Kaſſel gelöſt. Die Hanauer ſchickten eine Deputation an den Funfziger Ausſchuß, die Meinung auszuſprechen, daß dieſe Truppen theils zur Unterdrückung der Provinz, theils zur Einſchüchterung der Nationalverſammlung beſtimmt ſeien; in beiden Fällen verlangten ſie augenblickliche Entfernung derſelben, widrigenfalls ſie erklärten, ſich mit gewaffneter Hand ihrem Einmarſch zu widerſetzen. In ihrer Eingabe war die Anſicht mit eingefloſſen, daß es überhaupt nicht in der Ordnung wäre, durch fremde Truppen die bewaffnete Abſtimmung eines ſouveränen Staats zu hintertreiben. Fremde Truppen! welches Attentat gegen das ſich ſo eben in ſeiner Einheit fühlende Deutſchland! Die badiſchen Deputirten, in ihren theuerſten Intereſſen angegriffen, erhoben ſich heftig gegen die Bittſteller; der Präſident Soiron — Marquis v. Soiron, wie ihn die Hanauer nannten — drang in ziemlich gereiztem Tone auf ihre Zurechtweiſung und es wurde denn auch eine ziemlich barſche Antwort beſchloſſen. Die Hanauer Deputirten, die angeſehenſten Männer ihres Volkes, waren entrüſtet: „Meine Herren, ſagte der Eine von ihnen gleich nach der Sitzung zu einigen der Funfziger, wir ſind eine revolutionäre Behörde und werden gehängt, wenn die Reaction ſiegt, und Sie ſind gleichfalls eine revolutionäre Behörde und werden in demſelben Fall ebenfalls gehängt; ich dächte alſo, wir gingen höflich und collegialiſch mit einander um.“ Dieſe mit großer Gelaſſenheit vorgetragene Anſicht wirkte mehr, als die heftigen Demonſtrationen der übrigen Deputirten. — „Hätten Sie uns gleich geſagt, daß Sie die gemäßigteſten Ihrer Provinz ſeien, ſo würden wir anders entſchieden haben.“ — Zunächſt beſchloß der Ausſchuß noch denſelben Nachmittag die ſcharfe Abfertigung in eine höfliche zu verwandeln. Den folgenden Tag erſchienen die Hanauer wieder, begleitet von 30 bis 40 Landsleuten; ſie erklärten, ſie haben bei ihrer Rückkunft die Abgeordneten aller Gemeinden ihrer Provinz verſammelt getroffen, und dieſe haben ihnen erklärt, ſie wollten augenblicklich unter die Waffen treten, wenn nicht ſofort ein günſtigerer Abſchied ihnen zu Theil würde. Sie wollten den Truppen ein Nachtquartier zum Durchmarſch gönnen, mehr aber nicht; ſie wollten ſie gar nicht hereinlaſſen, wenn ſie nicht vorher die Sicherheit hätten, ſie ſofort wieder loszuwerden; und ſie wollten ſie herauswerfen, wenn ſie trotzdem länger blieben.“ „In Erwägung der eigenthümlichen Lage Hanaus“ beſchloß der Ausſchuß, augenblicklich — jede nähere Erkundigung wurde abgeſchnitten in Anbetracht der dringenden Gefahr — den Bundestag zu veranlaſſen — ſofort die Entfernung der Truppen aus der Provinz Hanau zu bewerkſtelligen. Welches geſchah.

Noch von Zeit zu Zeit ließen sich einzelne Hanauer in Frankfurt sehen; man sah sie mit einer gewissen Scheu an, wie die Sturmvögel, die irgend ein Unheil verkündeten. Der Eine von ihnen — Theobald — der schon früher an demagogischen Umtrieben betheiligt, sich längere Zeit im südlichen Frankreich aufgehalten hatte, zeichnete sich durch eine geistvolle, oft kühne Auffassung der gegenwärtigen Bewegung und durch eine originelle Darstellung aus. Die Hanauer Verhältnisse haben überhaupt etwas durchaus Originelles, und wir werden vielleicht nächstens Gelegenheit haben, eine Skizze derselben zu geben. —

Wenn die Hanauer Deputirten mit dem Ausschuß nicht gerade säuberlich umgingen, so traten andere Deputationen mit um so größerer Verehrung auf. So namentlich eine aus Hannover, die sich über die reactionären Umtriebe ihrer Regierung beschwerte, und gegen das Unternehmen, auf die alten feudalistischen Stände die neue Verfassung zu gründen, den Schutz des Ausschusses in Anspruch nahmen. Ich weiß in der That nicht, was der Ausschuß darauf beschlossen hat; wahrscheinlich hat er eine Commission niedergesetzt und eine Proclamation erlassen.

Von Posen waren zwei Deputationen anwesend, eine Polnische, bestehend aus Dr. Riegolewski, dem Sohne des Deputirten in Berlin, eine Deutsche, wovon der eine — Director Kerst — im Auftrage seiner Provinz einen Sitz im Ausschuß in Anspruch nahm, wie man es auch den Oestreichern zugestanden habe. Diesem Gesuch wurde nicht gewillfahrt, theils aus formellen Gründen, theils weil man dann, um unparteiisch zu sein, sich genöthigt sähe, auch Herrn v. Riegolewski einen Sitz anzuweisen. Ueberhaupt war der Ausschuß in seiner Mehrzahl sehr für die Wiederherstellung des polnischen Reichs; es wurden sehr lange und tönende Declamationen darüber gehalten; Herr Reh erinnerte daran, daß bereits König Sobieski durch die Entsetzung von Wien Deutschland vor den Türken gerettet; Herr Schuselka erklärte die Idee, die deutschen Kreise von Posen abzulösen, für einen neuen Völkermord, eine vierte Theilung Polens! Herr Robert Blum benutzte die Gelegenheit, die preußische Regierung als den Ausdruck aller Perfidie, Gewissenlosigkeit und Tyrannei darzustellen, und man war sehr geneigt, derselben die ernstlichsten Vorstellungen zu machen und die gemessensten Befehle zu ertheilen, wenn man nur darüber hätte einig werden können, was man befehlen wolle. Um unparteiisch richten zu können, wollte man eine Deputation nach Posen schicken, die Sache zu untersuchen; man kam davon zurück, weil man sich daran erinnerte, daß vor Rückkehr derselben der Ausschuß in jedem Fall aufgelöst sein würde. So kam man endlich zu dem einzigen vernünftigen Entschluß, Nichts zu beschließen.

So leicht überhaupt der Beschluß wurde, wenn etwas ganz Allgemeines, Heroisches und Weltgeschichtliches anzuordnen war, so dürftig wurde der Rath, wenn über einen bestimmten Gegenstand, über ein Detail ein Rath ertheilt werden

ſollte. So war eine Commiſſion ernannt, die Volksbewaffnung zu arrangiren. Dieſe beſchloß, die öſtreichiſche Communalgarde und die preußiſche Landwehr zu empfehlen und außerdem eine roth-ſchwarz-goldne Armbinde anzurathen. —

Indem ich nun auf die einzelnen Perſönlichkeiten übergehe, ſchicke ich voraus, daß mein Aufenthalt von wenig Tagen natürlich nur zur Darſtellung der äußern Erſcheinung berechtigen kann.

Ich fange vom Präſidenten an. Herr v. Soiron, Mitglied der liberalen Oppoſition der zweiten badiſchen Kammer, jetzt conſervativ gegen die Republikaner. Eine ſtattliche, derbe Figur, volle Baßſtimme, feſtes durchdringendes Auge, eine echte Präſidentenhaltung; in ſeiner Sprache langſam und ungeübt und daher wenig fürs Reden, aber zum Vorſitzer einer Verſammlung unter den Funfzigern am meiſten geeignet; ſehr ſelten mit ſeiner perſönlichen Anſicht in die Debatte eingreifend, in Aufrechthaltung der Ordnung derb bis zur Grobheit, aber ſo, daß keiner durch dieſe Grobheit beleidigt wird, denn ſie trägt zugleich das entſchiedene Gepräge der Gutmüthigkeit. Ein gelinder, ſehr gelinder Anſtrich von ariſtokratiſchem Weſen iſt in ſeiner Haltung ſo wenig zu verkennen, wie in ſeiner Geſinnung. Sehr komiſch iſt es, wenn er im Zank mit ſeinem Freunde Buhl — ein Zank, der ſich faſt regelmäßig erhebt, wenn Letzterer ſpricht, plötzlich in's Schwäbiſche fällt, während er ſonſt ein reines Hochdeutſch ſpricht. Was ſeine politiſche Stellung betrifft, ſo ſteht er den Radicalen noch ſchroffer entgegen, als den Reactionärs. Sein Antrag im Vorparlament, der zu dem entſchiedenſten Beſchluß deſſelben führte, es ſolle nämlich der Conſtituante überlaſſen bleiben, ob ſie mit den Fürſten über die Conſtitution des deutſchen Reichs in Vernehmen treten wolle oder nicht, ſieht radicaler aus, als er eigentlich gemeint iſt; die kleinen, namentlich ſüddeutſchen Staaten haben bei einer ſolchen Unterwerfung unter die Volksſouveränität weniger zu fürchten, als Oeſtreich und Preußen.

Wenn bei Soiron ſchon die äußere Perſönlichkeit etwas Imponirendes hat, ſo wird man in der äußern Erſcheinung ſeines Freundes Matthy, der jetzt in das badiſche Staatsminiſterium eingetreten iſt, zu geringer Erwartung angeregt. Auch ſein Vortrag hat etwas Trockenes und zugleich Breites. Wenn man aber genauer ſeine parlamentariſche Wirkſamkeit beachtet, ſo erkennt man bald eine ſcharfe Berechnung heraus und einen klaren Blick auf alles Weſentliche. Matthy konnte als das eigentliche Haupt der conſervativen Partei angeſehen werden. Der Verdacht reactionärer Tendenzen, den man von radicaler Seite geneigt iſt, ihm aufzubürden, entbehrt aller Begründung; dagegen muß ich aufrichtig geſtehen, daß der conſtitutionelle Doctrinarismus der badiſchen Liberalen mich doch einigermaßen befremdet hat. Der unglückſelige Aufſtand der Republikaner in Baden hat auf der andern Seite einen Fanatismus erzeugt, der bei der Neigung der Deutſchen, ſich augenblicklich von einer herrſchenden Stimmung hinreißen zu laſſen, nur allzuleicht der Reaction in die Hände arbeiten kann. Ob der entſcheidende Schritt, durch

den Matthy die Republikaner zum Aeußersten trieb — die Verhaftung Fickler's — zum Heile Deutschlands ausschlagen wird, muß die Zukunft lehren; bis jetzt, so lange Fickler's Proceß in der Unklarheit bleibt, in der wir ihn jetzt finden, kann man sich noch nicht einmal über die sittliche Berechtigung jener Handlung entscheiden. Jedenfalls müssen wir gerade in Baden die Schritte der conservativen Partei mit der größten Aufmerksamkeit verfolgen, denn wenn ich auch den Häuptern der jetzt herrschenden Partei die ehrenwertheste Gesinnung und die redlichsten Absichten gern zugestehen will, so führen doch die Consequenzen einer Opposition gegen die Radicalen wider Willen oft weiter, als es der guten Sache zuträglich ist. Die Maßregeln gegen die Presse und das Associationsrecht sind, wie sehr sie auch durch die unmittelbare Nothwendigkeit bedingt sein mögen, zum wenigsten bedenklich.

Unter den übrigen Anhängern der conservativen Partei fielen mir zwei Männer durch ihre scharfe markirte Persönlichkeit auf, Pastor Jürgens aus Braunschweig und Professor Mack aus Würtemberg. Beide sprachen grundsätzlich sehr wenig mit, aber sie trafen sehr oft nach ebenso langer als unfruchtbarer Debatte das Wesentliche. So ähnlich sich beide in mancher Beziehung sind, so prägt sich doch der Gegensatz des norddeutschen Gedanken- und des süddeutschen Phantasielebens bestimmt genug in ihnen aus. — Der offenste und entschiedenste Vertreter der conservativen Ansichten, der aber mehr eine ablehnende Stellung einnahm, als daß er sich an die Spitze der Partei zu stellen gesucht hätte, war der Advokat Rüder aus Oldenburg. Als Norddeutscher interessirte er mich mehr als die badenser Conservativen, die für unsere Zustände doch immer keinen Sinn, wenigstens keine Liebe haben.

Eine ganze Classe von Abgeordneten möchte ich unter dem Namen der „Gutgesinnten" oder der „Wohlwollenden" zusammenfassen, die in dem glücklichen Gefühl des allgemeinen Enthusiasmus für Freiheit und Vaterland den Sinn für die Schwierigkeiten im Detail nicht übertrieben ausgebildet haben. Sie unterscheiden sich von jener ersten Gruppe schon durch ihr äußeres Ansehen; sie haben etwas Jungdeutsches, Chevalereskes, französisch Liebenswürdiges, während jene den bürgerlichen Anstrich der alten deutschen Zeit festhalten. Sie haben auch eine specielle Vorliebe für Polen, wie es der chevalereskeu Anschauung ziemt. Herr Venedey und Schuselka sind die Typen dieser Gruppe; ich möchte noch den rheinpreußischen Deputirten Stedtmann dazu rechnen, dessen politische Gemüthlichkeit einen gelinden Anstrich von Sentimentalität nicht verläugnet; den Holsteiner Abgeordneten Güllich, dessen Reden so von Rosen, Lilien, Freiheit und deutscher Manneswürde überfließen, daß man sich in einen Leipziger vaterländischen Verein versetzt glaubt, in die Gefilde des Knoblauch duftigen Rosenthals; endlich den alten würdigen Eisenmann, der trotz seines grauen Bartes in seinem Sammtröckchen und seiner hastigen Geschäftigkeit in seinem Wesen wie in seinen Ansichten

noch etwas ſtark jugendlich Burſchikoſes an ſich hat. Vielleicht ſollte ich auch die Herren Reh und Abegg hieherziehen, aus Heſſen und aus Preußen.

Die öſtreichiſchen Deputirten konnten bei der langen Trennung Oeſtreichs von ſeinen deutſchen Brüdern gleichſam nur eine proviſoriſche Stellung einnehmen; ſie fanden die Aufgabe des Ausſchuſſes, ſeine Geſchäftsordnung und ſeine politiſche Stellung ſchon fertig vor, und konnten nur den Zweck haben, dieſen bereits beſtehenden Tendenzen die öſtreichiſchen Intereſſen möglichſt anzufügen. Sie haben ſich dieſer Aufgabe mit rühmlicher Entſchiedenheit unterzogen, und zum großen Theil, abgeſehen von ihren politiſchen Stellungen, durch ihr gemüthliches Weſen das allgemeine Vertrauen der Verſammlung erworben *). Der einzige unter ihnen, der als Ausländer bereits in der Verſammlung des Vorparlaments Theil nahm — Dr. Wiesner, hatte dieſe günſtige Stimmung durch ſein eben ſo biederes als patriotiſches Auftreten vorbereitet.

An der Spitze der radicalen Partei ſteht Robert Blum aus Leipzig. Es iſt bekannt, eine wie unbedingte Herrſchaft dieſer Mann über die große Majorität der Bürger Leipzigs führt. Wer ſein unermüdliches, ſegensreiches Wirken für die Sache der Freiheit kennt, in Zeiten, wo es noch Gefahr hatte, für ſie in den Kampf zu gehen, wird ſich darüber nicht wundern. Es iſt eine ſeltſame Miſchung von aufrichtiger, herzlicher Gemüthlichkeit und demagogiſcher Leidenſchaft, von biederem Sinn und diplomatiſcher Verſchlagenheit, von Rhetorik und praktiſcher Einſicht. Blum iſt mit Leib und Seele Demokrat, ich würde ſagen Republikaner, wenn eine ſolche Erklärung nicht in unſerer bedenklichen Zeit wie eine Anklage ausſähe, er geht mit ſeinem ganzen Herzen in ſeine politiſche Ueberzeugung auf, aber — er hat auch den Inſtinct der Majoritäten. Das iſt das weſentliche Erforderniß eines Parteiführers, und wir ſollten uns nicht wundern, wenn dieſer ſeiner ganzen Stellung nach der Demokratie gehörige Mann nicht noch zu einer

---

*) Anm. Ich muß bei dieſer Gelegenheit eine Bemerkung einſchalten, die im Anfang dieſes Aufſatzes nur aus Verſehen ausgelaſſen iſt. Der Redacteur dieſer Blätter, Herr Kuranda, iſt bei der Abfaſſung wie bei der Aufnahme dieſes Aufſatzes vollkommen unbetheiligt. Das Blatt hat ſeit dem 14. März ſein Proviſorium, wie das deutſche Vaterland überhaupt. In einer Zeit, welche die unerhörteſten Träume zur Wirklichkeit werden läßt, kann die politiſche Haltung eines Blattes nicht die alte bleiben. Auf die veränderte Haltung dieſes Blattes konnte Herr Kuranda keinen Einfluß haben, weil er in wichtigen Geſchäften in Prag, Wien und Frankfurt abweſend war. Wer ſich durch Anſichten oder Schilderungen verletzt fühlen ſollte, halte ſich lediglich an uns, die proviſoriſche Redaction.

Noch Eins. Die politiſche Geſinnung kann in Zeiten einer Revolution keine fertige ſein. Zu der Einſicht müſſen wir wohl endlich gekommen ſein, daß die Zeit mächtiger iſt als unſere Doctrinen, daß wir von ihren Wellen getragen werden, nicht etwa durch einen Zauberſtab ihnen unſere Richtung anweiſen. Dieſes Proviſorium in unſerer politiſchen Ueberzeugung hindert aber gar nicht, daß wir in unſern vorläufigen Tendenzen eben ſo mit allem Pulsſchlag des Herzens aufgehn, als wären ſie ſo legitim wie irgend eine Aeußerung des menſchlichen Geiſtes aus den Zeiten des Erzvater Noah her. Dr. Julian Schmidt.

bedeutenden Rolle berufen sein sollte. Wie bedeutend namentlich sein Rednertalent ist, habe ich hier erst kennen gelernt, da er in Leipzig, weil er sein Publikum kannte, stets in dem Schwulst des Leipziger Spießbürgerthums sich erging. In Frankfurt sprach er ganz anders, und doch mit solcher Wirkung, daß sobald er auftritt, das gesammte Auditorium in ein erwartungsvolles Murmeln ausbricht.

Ich muß gestehen, daß ich trotz seines Talents und seines redlichen Willens seinen Rath doch für gefährlich halte. Sein politischer Gesichtskreis ist zu eingeschränkt; er hat von Preußen, er hat von Oestreich keinen Begriff, obgleich er dem ersten Staat durch seine Geburt angehört. Wenn viele Männer von Blum's Ansicht sich in dem Reichsparlament zusammenfinden, so ist die nächste Folge der Bürgerkrieg, oder die Trennung Preußens von den deutschen Bundesstaaten.

Zu seinen entschiedenen Anhängern gehören drei Preußen, Dr. Jacoby aus Königsberg, Simon aus Breslau und Raveaux aus Köln. Die beiden ersten haben in der Geschichte der Befreiung Deutschlands einen guten Namen, der erste durch seine „Vier Fragen" 1840, der zweite durch sein „Annehmen oder Ablehnen" 1847. Jacoby ist ein kleiner Mann von höchst anspruchlosem, demokratischem Aussehen, Simon ein langer, etwas steifer Herr, dem die Jurisprudenz an die Stirn geschrieben steht, beide sprechen sehr wenig und so kurz als möglich, stimmen aber stets in radikalem Sinne.

Namentlich gegen Jacoby habe ich eine große Pietät. Er ist mein Landsmann und hat für die Erweckung der Provinz Preußen die größten Verdienste. Seine ganz über den Charakter unserer Zeit hinausgehende Einfachheit und Ehrlichkeit hat ihm die Achtung aller seiner Mitbürger erworben. Möge er nur nicht vergessen, daß wir nicht mehr im Jahre 1840, nicht mehr 1847 leben; daß die Zeit der abstracten Polemik gegen Despotismus vorüber ist, daß es jetzt darauf ankommt zu produciren, zu schaffen, daß man mit einem bloßen Mißtrauensausschuß Deutschland nicht regeneriren wird. Es ist eine Zeit fliegenden Forteilens; wer einen Augenblick stehen bleibt, ist bald vergessen.

Von den übrigen Mitgliedern des Ausschusses finde ich nur noch zwei auszuzeichnen, Professor Biedermann aus Leipzig und Advokat Heckscher aus Hamburg.

Biedermann ist seinem ganzen Wesen nach das Gegentheil von Blum; er gehört der aristokratischen Bourgeoisie an und ist doctrinär. Es ist zu beklagen, daß diese beiden an sich höchst ehrenwerthen Männer in der letzten Zeit hart an einander gerathen sind, in ihren politischen Gesinnungen sind sie nicht so sehr verschieden; beide überschätzen die Macht und Bedeutung der — bis jetzt noch nicht bestehenden Centralgewalt Deutschlands, beide sind patriotische Sachsen, beide Feinde Preußens, beide wollen eine demokratische Grundlage der Verfassung. Das Glaubensbekenntniß Biedermann's hätte Blum — mit Ausnahme eines Ausfalls gegen die Blum'sche Partei — bequem mit unterschreiben können.

Heckſcher iſt ein gewandter Advokat, der in ſehr trocknen, unſcheinbaren Redensarten oft allen Parteien die bitterſten Dinge zu ſagen weiß. Obgleich er ſich im Ganzen mehr der conſervativen Partei zuneigt, iſt er der Radikalſte in ihr; er hat das entſchieden unbeſchränkte Vertrauen ſeiner Mitbürger, der Hamburger, und wird im neuen Parlament wahrſcheinlich eine bedeutende Stellung einnehmen. Die fixe Idee, die er mit den meiſten Ausſchußmitgliedern theilt, daß das Vorparlament, wenn es gewollt, ſich zur Regierung Deutſchlands hätte machen können, wird er dann wohl fahren laſſen. Die letzte Agonie des Ausſchuſſes ſeit dem erſten Zuſammentritt der für das Parlament gewählten Deputirten bietet einen unerfreulichen Anblick. Ueberall das Gefühl der Ohnmacht vermiſcht mit dem ſüßen Andenken einſtiger Größe, und die Neigung, durch irgend einen desperaten Entſchluß die Aufmerkſamkeit von Neuem auf ſich zu ziehn. Die Drohung, heute noch das Vorparlament zuſammen zu rufen und dadurch eine neue Revolution zu provociren, grenzt an's Groteske.

Die bedeutenden Männer, die als Mitglieder des Vertrauensausſchuſſes der ſiebzehn ſich ebenfalls in Frankfurt befanden — Uhland, Gervinus, Droyſen, Dahlmann, ebenſo die Bundestagsgeſandten, wie Welker, verdienen wohl einen eigenen Artikel. J. S.

# Die Aula und die Wiener Studenten.

Die Semestralprüfungen für das erste Semester des glorreichen Schuljahres 1847—48 waren angekündigt, einige hatten schon begonnen, und, theils wohl vorbereitet, weil fürchtend die über das Glück einer ganzen Zukunft entscheidende Fortgangsklasse aus der Feder irgend eines ergrimmten Professors, theils in edler, stolzer, verachtender Unvorbereitetheit und Unwissenheit, betraten die Jünger der alma mater Vindobonensis die Examinirsäle. Die Zahl derer aber, die die Geschichte lieber aus den lebensvollen Daguerreotypbildern der Gegenwart als aus dem abgegriffenen Schulbuche, und die das große goldne Naturrecht lieber aus den Freiheitsrufen der Völker als aus den bestaubten Heften Clarissimi studiren wollten, mußte doch die bei weitem überwiegendere gewesen sein, als jene der sogenannten „Büffler," und zu ihrem nicht geringen Erstaunen sahen sich die Herrn Examinatoren diesmal in der ungewöhnlich traurigen Lage, gar viele als tentamina subterfugientes, d. i. zu deutsch Zopfflüchtige zu notiren. Mittlerweile aber saß der große Haufe dieser Zopfflüchtigen in kleine Häuflein zertheilt, die eines von dem andern nichts wußten, in gar heimlichen Stuben beisammen, die das ehrwürdige graue System mit dem abhorrescirenden Namen „Kneipen" oder Mördergruben belegte, und las die Evangelien Börne's und die Verkündigungen der allgemeinen Zeitung, das Journal des Debats, den Nürnberger Correspondenten u. s. w., und sang die Psalmen Arndt's, und riefen eines schönen Märzabends aus: „Wir machen heuer keine Prüfung! heuer wollen wir selbst prüfen!" In gottvergessenen Bierstuben, auf ungeräumigen und ganz unparquettirten Künstler- und Studentenkammern wurde das Heil berathen, das der Welt geboren werden sollte, und eines schönen Sonntagsmorgens, als der Herr Prediger der Universitätskirche seine sehr salbungsreiche Predigt, in der er auch der neuen Zeitregungen Erwähnung zu thun und dieselben ganz consistorialiter darzustellen gesonnen gewesen sein mag, eben halten wollte, sah er zu seinem nicht geringen Erstaunen die Hallen der Kirche leer und die Hallen der Aula um so voller, und das Freiheitskündende Wort vom Munde eines langhaarigen und nackthalsigen Studiosus mit donnerndem Jubel und glühender Glaubensseligkeit aufgenommen.

O Aula! hohe, schöngemalte, ehrwürdige Aula, wozu bist du geworden! O

wißbegierige Jünglinge! — (Denn „Student“ war in Wien ein Name, den eben keine allzustrahlende Aureole umgab) o meine Herren, „in denen der Staat die künftigen Leiter des Volkes, seine Beamten sieht, und die mit gutem Beispiele in der Aufrechterhaltung der guten Herkömmlichkeit vorangehen sollen!“ wie weit habt Ihr Euch durch das Irrlicht verruchter Neuerungssucht in den Sumpf der Empörung verleiten lassen? . . . . so hätte vielleicht ein tieferschütterter Kanzelredner am nächsten Sonntage zu der ex officio versammelten Studentenschaft gesprochen, und alle Minen der dienstfertigen Beredsamkeit losgelassen, um die freiheitsverstockten Gemüther zu zerknirschen, so hätte er die Rede begonnen, mit der er die Stimmführer vom 12. 13. 14. 15. März nach Kufstein, Spielberg und Munkacs verabschiedet hätte, wenn nicht der Gott der Freiheit und des Rechtes „Sieg!“ auf ihre Fahnen schrieb! —

In der That, man glaubt seinen eigenen Augen kaum, wenn man heute die Aula der Wiener Universität betritt, und man ist versucht sich alles Gedächtniß abzusprechen, wenn man heute mit einem Wiener Studenten spricht!

Wo noch vor drei Monden die gebückten, gedächtnißbelasteten Gestalten trübseliger Schulfüchse vor Beginn der Unterrichtsstunden einzeln sich einfanden, und kaum ein lautes Wort zu sprechen wagten, und nach beendigtem Kollegio sich schulbekümmert wieder fortschlichen; wo noch vereinzelter die tollkühnen Gestalten unzufriedener Renommisten, die es wagten ein leichtsinniges Käppchen statt eines ehrsamen Filzcylinders auf dem Kopfe zu tragen, und statt der schraubenden Kravate ein flatternd Tuch um den Hals zu legen, etwa wie der Sonntag in der Woche erschienen, da füllen nun weltbesorgende und Volksglück besprechende Comitien die Räume; da währt das Tosen und Drängen von einer Mitternacht bis zur andern, da besteigt ein Redner nach dem andern die Kanzel, von da aus geht der Mißfall und der Beifall durch die ganze Residenz, durch die ganze Monarchie, da werden Klöster aufgehoben und Minister abgesetzt, und Gesetze berathen.

Die Aula, ein schöner, geräumiger, alterthümlicher Saal mit hohen Bogenfenstern, sonst nur bei Gelegenheit feierlicher Disputationen eröffnet, steht nun den ganzen Tag und die ganze Nacht offen. Von seinen beiden kleinen Galerien, bestimmt um Damen bei obgenannten feierlichen Gelegenheiten den Ueberblick des Festes zu gewähren, flattern eilf große Fahnen, schwarz-roth-gold, roth-weiß-grün, blau-roth-weiß, roth-weiß, die Geschenke der vielen Dankdeputationen, welche Bürger, Studenten, Forst- und Bergakademisten aus Ungarn, Kroatien und Böhmen der Universität überbracht. Fragende, streitende, wühlende Gruppen drängen sich durch alle Räume des Universitätsgebäudes hin und her, und zwar nicht blos Studenten, zahlreiche Bürgeruniformen, Gardemützen durchschimmern die Haufen, und selbst Handwerker und Bauern wogen mit hin und her. Der große, europäisch bekannte Sezirsaal ist zur Wachstube eingerichtet. Blanke Musketen stehen an den Wänden herum, auf harten Britschen lagern die Wachtmüden, auf

schlechten Tischen von rohem Holze liegen Karten, Würfel, Käse, Brot, Tagsbefehl, Wachtrapport in der soldatenhaftesten Unordnung und stolziren unbändige Bierkrüge und Weinflaschen. Alle Zu- und Ausgänge des Gebäudes halten Studentenwachen besetzt und machen dabei ein unbändiges Gesicht, trotz dem herrlichsten Ungargrenadier. Statt der Prüfungsanzeigen, die noch vor kurzem an den schwarzen Anzeigetafeln ohne und unter Eisendrahtgitter hafteten, prangen jetzt überall Proklamationen und Dienstanzeigen, Adressen und Kompagniebefehle.

So wie das Gebäude selbst, so sind aber auch seine Besucher ganz andere geworden. Es gibt keine Hörer des Rechtes, der Medicin, der Technik, der Philosophie mehr u. s. w. Es gibt nur Juristencompagnien, Medicinercompagnien, Technikercompagnien und Philosophencompagnien. Kein filziger Cylinder bedeckt mehr irgend ein Haupt,

Die deutsche Kappe, der deutsche Hut,
Sie passen dem Burschen gar so gut!

Das schlichte und edel-kecke Modell des jugendlichen Bildhauers Gassner hat den entschiedenen Sieg über die soldateskische Uniform davongetragen, und der Student in seinen weiten grauen Beinkleidern, seinem blauen Waffenrocke mit Armwülsten und einer Reihe schwarzer Glanzknöpfe ist der Gegenstand der Bewunderung aller schönen Augen, wenn er so hinschreitet nach der Universität und den langen Korbsäbel nach sich klirren läßt über das berühmte Wiener Pflaster, und das Gewehr blitzen läßt in der berühmten Sonne Oestreichs.

Unausdrückbar ist die Emphase, die dem Worte Student anhaftet! Was von Studenten spricht, um den schaart sich augenblicklich eine Masse Neugieriger; wo ein Student geht, da sehen ihm tausend Augen nach, und Fremde wie Eingeborne grüßen dankbar jeden jungen Mann im blauen Waffenrocke und deutschen Federhut. Wer aber glauben wollte, daß dies edle, kecke Studentenwesen eine Neugeburt, oder besser Mitgeburt der jungen Freiheit sei, würde sehr irren! Der gute, edle Geist, der echte deutsche Comersch ist wie ein heiliges Vermächtniß von einem kleinen Häuflein Abtrünniger des Fuchsthums und Anhänger der Kneipe seit Jahren bewahrt und vorbereitet worden, und da muß man vor allem die jungen Maler und neben ihnen die oberöstreichischen und Tiroler Studenten nennen, die sind es auch, die als alte Häuser jetzt vorangehen, und kampffertig wie Minerva aus dem Haupt des Jupiter-Martius gesprungen sind!

Haben die letzten Wochen auf diese Weise das Studententhum der hiesigen Hochschule nach einer Seite, nach der eigentlich studentenhaften hin so glänzend entwickelt, so hat der Drang der Ereignisse der Aula eine Tendenz gegeben, die bisher einzig in der Geschichte dasteht. Man thut nicht zu viel, wenn man die Wiener Aula das Centraltribunal unsrer Anarchie nennt; hier werden die Ministerien beurtheilt, die gegen dieselben vorzunehmenden Demonstrationen und Katzenmusiken, deren Folgen gewöhnlich Abdankungen sind, beschlossen; hier spricht man

über den hereinbrechenden Staatsbankrott und über die Klosteraufhebung, als das beste Präservativ gegen denselben; hier sympathisirt man mit Polen und schwört sich dessen Regenerirung; hier verwahrt man sich gegen Rekrutirungen, die die Regierung zur Errichtung einer Nordarmee vornehmen will; hier proklamirt man, protestirt man. Mehr! Hier strömen von allen Seiten, von Stadt und Land, Klagen über Mißhandlungen hartherziger Hausbesitzer gegen ihre armen Wohnparteien, Arbeitgebenden gegen ihre Arbeiter zusammen; hier bringen Gemeinden Beschwerden gegen ihre habsüchtigen und unchristlichen Pfarrer, hier Landleute gegen ihre Grundherren und Beamten an. Augenblicklich organisiren sich bei solchen Gelegenheiten Schiedsgerichte, und sprechen Recht, und schaffen Recht, und rathen doch wenigstens, wo sie nicht selbst einzugreifen im Stande; der Zudrang von Klageführenden ist ein unausgesetzter. Die Aula ist die förmliche und ausgesprochene Opposition gegen die Regierung. Sie fängt die Organe derselben, die sogenannten Spitzel, deren sich 400, wie die Wanzen aus einem alten Haus in ein neues, aus dem alten System in das neue herübergeerbt haben, ein, und übt an ihnen im Angesichte der Regierung ein schreckliches Volksgericht. Erst gestern wurden zwei dergleichen Wesen festgehalten und eines derselben auf dem Universitätsbalkon mit einer Schandtafel auf der Brust unter gekreuzten Bayonetten zur Schau gestellt und dann in einem Hundekarren unter Garden- und Studentenbedeckung durch die Stadt nach dem Gardehauptquartier transportirt.

Schwindelnd in der That ist die Höhe, auf der die Aula-Wiens steht über der brausenden Untiefe einer rathlosen Anarchie? Schauerliche Abgründe drohen rechts und links; einerseits die Schrecken des Revolutionstribunals und der Republik, andererseits die Schrecken des wieder auflebenden Absolutismus. Man spricht davon, die Regierung werde, um den einzuberufenden Reichstag von einem Gegner, der ihm immerwährend Schach bieten würde, zu befreien, mit Ende dieses Monats oder Anfangs Juni die Universität schließen. Man ist allgemein entschlossen gegen einen solchen Schritt zu protestiren, und die Aula, bis jetzt ein forum Romanum, dürfte dann ein campus Martius, oder zu deutsch eine völlige Kaserne werden, denn die Studenten wollen dann die Hörsäle zu ihren permanenten Wohnstuben umwandeln, und die Bürger versprechen, sie mit Matrazen und Kost zu dem Behufe zu versehen.

Wien, am 6. Mai 1848. —pp—

---

# Aus Wien.

Miniſtercombinationen. — Die Vorgänge in Galizien. — Slavencongreß. — Phyſiognomie von Neu-Wien. — Die freie Preſſe auf der Straße. — Die Betrübten. — Der akademiſche Rede- und Leſeverein. — Caffeehausleben. — Wie eine Wiener Katzenmuſik ausſieht und wie ſie ſchließt.

Unſer Miniſterium hat bis jetzt nur ein Mitglied, den Grafen Figuelmont, aufgegeben. Proviſoriſch hat der alte Freiherr v. Lebzeltern deſſen Portefeuille übernommen. Graf Colloredo iſt als Miniſter des Auswärtigen deſignirt. Dem frühern liberalen Ständemitgliede Freiherrn v. Doblhof wurde das Miniſterium des Innern angetragen, allein in der Ueberzeugung, daß ſich kein Miniſterium bis zur Eröffnung des Reichstages halten könnte, glaubte er ſeine Thätigkeit einer ſpätern Zeit aufbewahren zu müſſen. Als nächſte Combination bezeichnet man daher mit Doblhof den Ritter v. Schmerling, Juſtiz, v. Weſtenberg, Aeußeres, Profeſſor Exner, Unterricht. Einſtweilen betreibt die Bureaukratie die Contrerevolution mit aller Machtvollkommenheit, wie wir dies in Galizien unabweisbar ſehen. Die Beſchießung von Krakau, das Sprengen des Nationalcomités in Lemberg, der Ueberfall einer wehrloſen Volksmenge von Seiten des Militärs in Ranislaw, die Auflöſung der Kreisvereine und Nationalgarden in allen Kreiſen — alle dieſe Attentate auf die polniſche Nationalität geſchahen an Einem Tage, am 26. April! Bewieſen iſt ferner, daß Briefe nach wie vor erbrochen werden und der Haß des galiziſchen Bauern gegen den Adel von den kaiſerlichen Kreisämtern genährt wird. Wie kann bei einem ſo perfiden Verfahren Vertrauen zur Regierung entſtehen, wie ſoll die Ruhe wiederkehren, wenn das Volk ſtets auf der Hut vor einer Ueberrumpelung ſein muß?

Man ſpricht hier von einer Verſammlung aus ſammtlichen öſtreichiſchen Slavenländern in Prag. Eben ſo prophezeit man für den 14. Mai eine gleichzeitige Erhebung ſämmtlicher ſlaviſcher Stämme. Dann werden wohl die „Staatenbündler" bald eines beſſern ſich beſinnen müſſen! Der Reichstag ſoll für den 15. Juni einberufen werden. Das proviſoriſche Wahlgeſetz wird täglich erwartet.

Nirgends auf dem Continente treten vielleicht in dieſem Augenblick die Contraſte zwiſchen der alten und neuen Zeit ſo grell hervor, wie in der Kaiſerſtadt an der Donau. Alles hat ſich geändert, Alles iſt im Umwandlungsproceſſe begriffen — nur nicht die Gemüthsart des Volkes und die faulen Ueberreſte des alten Syſtems in den Kanzleien und Salons. Die Straßen ſind voll von Leben und abwechſelnder Scenerie, und in jedem Hauſe und Straßenwinkel werden Flugblätter, Petitionen, Adreſſen, Scandalofa mit lautem Geſchrei feil geboten. Vor jedem Balkon und Fenſter wehen die ſchwarz-roth-goldnen Farben, der politiſch-juridiſche Leſeverein hat auch die ſchwarzgelbe aufgeſteckt und einige Ariſtokraten geben eben ſo viele farbige Fahnen den Winden preis, als ihnen der Sturm der Revolution Beſitzungen in den verſchiedenen Provinzen zu entreißen droht. Das elegante Publikum hat ſeine Excluſivität aufgegeben. Mützen

von allen Farben, Kalabreser Hüte mit vielfarbigen Federn, Nationalgardeuniformen, Blousen und Sammetröcke geben den geschäftigen Spaziergängern ein sehr buntes Aussehen. Die Literatur der Anschlagzettel versammelt stets ein sehr großes Publikum in den Gassen, so daß hiedurch die eigentliche Tagespresse bedeutend geschmälert wird. Die schamlosesten persönlichen Angriffe werden neben salbungsvollen Ministerialerlassen auf diese Weise bekannt gemacht, die Discussion darüber wird stante pede gehalten und sogleich zum Abschluß gebracht, Strauß, Sperl, Volksgarten werden nur nebenher berücksichtigt. Durchstreifen wir die Stadt, so begegnen wir vielen ängstlichen Gesichtern, welche Börsespeculanten, Hofräthen und Handelsleuten angehören, während der Student und der Nationalgardist in der hübschen Uniform selbstgefällig einherstolzirt. Die Studenten haben einen akademischen Rede- und Leseverein gestiftet und — tückische Ironie — in das bisherige Liguorianerkloster verlegt. Die Herren Redemptoristen sind bereits abgezogen und auf den Thoren des Klosters steht mit großen Buchstaben: Nationaleigenthum. — In den Kaffeehäusern, welche sich jetzt mehr als früher nach Nationalitäten und Parteien gesondert haben, herrscht das regste Leben. Hier werden oft noch die letzten Versöhnungsversuche zwischen Deputirten und angesehenen Personen verschiedener Nationalitäten gemacht, die Zeitungen werden laut vorgelesen und die politische Conversation so wie die Mittheilung von Stadtneuigkeiten geht von Mund zu Mund. Selbst die Katzenmusiken haben hier einen großstädtischen Charakter. 10,000 elegant gekleidete Menschen, Herren und Damen, Nationalgardisten und Studenten, selbst Militär in Uniform durchziehen, wohlversehen mit allen möglichen disharmonischen Werkzeugen, als Trichtern, Flöten, Trompeten, Pfeifen u. s. f., die Straßen und lassen auf gegebenes Commando ihre Höllenmusik erschallen. Dazwischen fallen einzelne bezeichnende Reden, oder es wird ein Polizeispion entdeckt und von Mann zu Mann durchgewalkt und endlich trennt man sich fröhlich mit dem Rufe: „Wir müssen schlafen gehen, denn wir haben morgen Nacht noch mehr zu thun.“ Die wahrhaft staunenswerthe Gutmüthigkeit der Wiener Bevölkerung hat übrigens bis jetzt jeden Exceß verhütet, obwohl die Polizei bedeutend vermindert und mißachtet ist.

Den 8. Mai. B. F.

2.

Die Nationalgarde und der Wolf! — Abdankung Figuelmont's. — Lebzeltern. — Aufhebung der Jesuiten-, Liguorianer- und Redemptoristenorden. — Die Verfassung und Modificationen. — Absendung einer Commission nach Galizien. — Hebbel's Maria Magdalena.

Wieder eine Woche der Unruhe! — Die armen Nationalgarden mußten wieder ihre Nächte unter den Waffen zubringen, und sie wünschten deshalb den ganzen Liberalismus zum Henker; der Generalmarsch tönte ein paar Mal durch die Straßen — auf bloße Schreckgerüchte hin. Man sprach von einer großen Arbeiterversammlung an der Universität. Die Studenten erklärten ihre Sitzungen für permanent, erließen Proklamationen an die Bevölkerung, beruhigten die Arbeiter, deren gerechte Sache sie unterstützen zu wollen versprachen, — und Alles blieb ruhig. Daß während dieser Tage der Beängstigung die ganze Nationalgarde consignirt war, hat wesentlich zur Beunruhigung der Stadt beigetragen, allein es war ein nothwendiges Uebel; warum sie aber seitdem noch immer die Nächte in den Waffen zubringt und patrouillirt, ist nicht recht einzusehen. Entweder will sie der ganzen Welt die Ueberzeugung aufdringen, das Spießbürgerthum behaupte in ihr das Uebergewicht und freue sich in echt donquixottischer

Weise gegen Luftgestalten und Trugbilder ihre Spieße und Lanzen einzulegen, oder man will sie gegen die Studenten hetzen, indem man diese als die Ursache der Unruhe und somit ihrer Nachtwachen und Mühsale bezeichnet, — oder man mühet sie ab, indem eine gewisse Politik so lange: „der Wolf, der Wolf!“ schreit, bis die Nationalgarde am Ende nicht mehr daran glaubt und wenn wirklich einmal der Wolf hereinbricht, hübsch zu Hause bleibt.

In Folge wiederholter Straßendemonstrationen mußte Fiquelmont abdanken. Lebzeltern tritt interimistisch an seine Stelle. Eben so heftige Demonstrationen waren gegen den Erzbischof gerichtet, der die Bitte mehrerer Bürger um Rehabilitirung der Liguorianer unterstützt hatte, — und die heute verkündigte Aufhebung der Jesuiten-, Liguorianer- und Redemptoristenorden in sämmtlichen östreichischen Staaten war die Folge davon.

Mitten in diesen Straßenvorgängen beschäftigte die Constitution sehr lebhaft die Geister. Und die Studenten waren die ersten, welche ihre Unzufriedenheit darüber, in einer Petition an das Ministerium des Innern darlegten und in ziemlich kräftiger Weise aussprachen, daß der Schmerz über die Octroyirung der Verfassung nur dann sich mildern werde, wenn die Regierung eine schleunigste Einberufung des Reichstages auf folgenden Grundlagen aussprechen würde: 1) Wahl der zweiten Kammer ohne Census, 2) die erste Kammer soll nicht blos auf den bedeutendsten, sondern auf jeden nicht ganz unbedeutenden Grundbesitz basirt sein, 3) die Wahl der Mitglieder der ersten Kammer soll durch das Volk geschehen, 4) der Kaiser möge sich von der Wahl von Mitgliedern in dieselbe gänzlich enthalten. — Zum Schlusse sprachen sie die Errichtung eines Arbeitsministeriums als unerläßliche Bedingung zur Beruhigung der arbeitenden Klassen aus. Diese Petition legten sie dem Nationalgardencomité vor, welches nach langer Berathung den zweiten Punkt wegließ und die Zahl der vom Kaiser zu wählenden Mitglieder auf $\frac{1}{4}$ der übrigen festzusetzen bat, sonst aber die Petition annahm, indem sie nur mittelbare Wahlen und die Errichtung eines Arbeitsministeriums zugleich für Ackerbau, Gewerbe und Handel darin aussprach. Diese Petition wurde nun eben so, wie die Studenten die ihrige insbesondere überreicht hatten, dem Ministerium unterbreitet. Schon vorgestern wurde in der Wiener Zeitung vom Ministerium in Aussicht gestellt, daß die Wahlen durch keinen Census beschränkt werden sollten, und in die erste Kammer nicht blos dem Besitz, sondern auch der Intelligenz der Eintritt gewährleistet würde. Allein die Intelligenz wird blos durch die vom Kaiser zu wählenden Mitglieder vertreten, es hat somit nur die Regierungsintelligenz, die für die Regierung und in ihrem Sinne stimmenden Capacitäten Anspruch auf einen Sitz in der ersten Kammer. Eine spätere Antwort des Ministeriums des Innern, die sich zunächst auf jene Petitionen bezieht, bewegt sich in ganz oberflächlichen Formen, weist auf jene früheren Versprechungen des Ministeriums zurück, und erinnert daran, daß eine freisinnigere Gestaltung der Verfassung nur dem Reichstage selbst zustehe. Uebrigens sagt es die Errichtung eines Arbeitsministeriums für gewiß zu. — Die schon seit einer Woche allgemein sich verbreitenden Stimmen im Publikum, welche von der Beschränkung der durch den Kaiser zu wählenden Mitglieder der ersten Kammer auf 50, die kaiserlichen Prinzen einbegriffen, sprachen, sind darin nicht bestätigt. Der eigentlich mißliche Punkt bei der ganzen Frage ist der, daß, wie ich schon das letzte Mal nachgewiesen, die Octroyirung der Verfassung vollkommen unrechtmäßig ist, somit also alle weiteren Verbesserungen sich durchaus nicht auf dem Boden des Gesetzes bewegen. Gegen die Petition des Centralcomités der Nationalgarde, zu dem das Studentencomité

den ersten Anstoß gegeben, erheben sich Stimmen in der Nationalgarde selbst. Es gibt überall Seelen, die kaiserlicher als der Kaiser sind. Und das sind diese hyperconservativen Spießbürgerseelen, die das zu verlangen fürchten, was ihnen zum Theil schon gewährt, zum Theil aber beinahe sicher gewährt werden dürfte.

Von eben demselben Centralcomité, mit dem das Studentencomité vereinigt ist, ging gestern ein Vorschlag an das Ministerium aus, wonach eine Commission zur Eruirung der galizischen Verhältnisse abgeschickt werden soll, welche namentlich die Uebergriffe der Bureaukratie zu untersuchen hätte. Diese Commission würde aus sechs vom Centralcomité gewählten Männern, zwei Regierungscommissären und zwei Polen bestehen. Den ersten Anstoß dazu gab die hier anwesende polnische Deputation, die sich mit ihren Bitten und Beschwerden zuerst an das Centralcomité wendete, welches nach längerer Debatte sich für den oben erwähnten Schritt entschied.

Heute Abend wird „Maria Magdalena" von Hebbel im Burg- und Nationaltheater, wie es jetzt heißt, gegeben.

Den 8. Mai. D

---

## Aus Preßburg.

Divide et impera. — Jellacicz un Gay. — Die slavische Monarchie. — Eine Theilung Oestreichs. — Pillersdorf und Palacky. — Franz Pulzsky in Wien.

Die Fürsten und ihre schlechten Rathgeber, die so viel vom historischen Standpunkte faseln, sollten doch etwas von der Geschichte lernen. Bei uns haben sie es nicht. — Seit den Tagen Maria Antoinette's wurden so eindringliche Lectionen gegeben in diesem Fache, — umsonst! Das Divide et impera ist noch immer der oberste Grundsatz ihrer Politik. Die Croaten wissen etwas davon zu erzählen, sie müssen gegen Ungarn erbittert sein, weil es einige besoldete Führer sind. Dem croat'schen Volk fehlt die innigste Sympathie für Ungarn, aber Jellacicz und Gay, die Großcomthure des Panslavismus, bearbeiten es noch dazu unaufhörlich im Sinne des Wiener Hofes. Eben so die Illyrier im Banate. Unsere Opposition beschränkt sich endlich auf einzelne Fragen und ist in den letzten Tagen zur Einsicht gelangt, daß sie nur den Beruf hat, die Regierung vorwärts zu treiben und Oestreich gegenüber die nöthige Energie zu beweisen. Ungarn ist jetzt auf sich selber angewiesen und muß seine Kräfte concentriren. Die östreichische Presse vollendet, was die Hofpartei so geschickt begonnen. Hier vergißt man, daß, wenn Ungarn seine Truppen zurückruft, es hierzu lediglich durch die Wiener Regierung gezwungen ist. Diese läßt kein Mittel unversucht, Ungarn Verlegenheiten zu bereiten und benimmt sich supérieurement perfide. So wurde Gay ohne Gegenzeichnung des ungarischen Ministers zum kaiserlichen Rathe ernannt, während der König noch vor wenigen Wochen sich verpflichtet hatte, keinerlei Ernennung ohne Gegenfertigung unseres Ministeriums vornehmen zu wollen. Die Männer der Dynastie speculiren ganz gut. Ungarn, vom Nationalitätenkampfe unterwühlt, kann den Tendenzen Oestreichs nicht gehörig die Stange halten. Die Slaven in Oestreich werden angespornt, gemeinschaftliche Sache zu machen. Den guten Oestreichern aber werden täglich Predigten über den k. k. östreichischen Patriotismus gehalten, um ihnen ja auch die letzte Spur von Sympathie für Deutschland zu benehmen. Dann wird Oestreich ein Staat wie früher und wenn er auch zum slavischen wird — so

iſt das ganz gleich. Beſſer ſlaviſche Sklaven, als gar keine! Beſſer eine ſlaviſche Monarchie auf ruſſiſchem Fuße, als einen conſtitutionellen Staatenbund der einzelnen Länder unter einander. Deutſchland wird ſeinem Schickſale überlaſſen und Oeſtreich — bleibt.

Eine andere Partei will Oeſtreich tranchiren wie einen fetten Braten. Die beſten Stücke ſollen braven Kindern des kaiſerlichen Hauſes zufallen. Böhmen, Mähren, Schleſien und ein Theil Ungarns dem einen, Croatien, der ſüdliche Theil Ungarns, die Militärgränze u. ſ. w. dem andern Prinzen. Ungarn ſoll dreinſchauen und die öſtreichiſchen Lande (das Erzherzogthum, Tyrol, Steiermark) bleiben unter dem Szepter des jetzigen Monarchen. Die Regierung weiß das Alles, muß aber ruhig zuſehen und kann ſich nicht helfen. Die Regierung iſt eben nichts weiter, als eine Puppe der Hofpartei. Pillersdorff, dem man Popularität einredet, thut, als ob er es glaubte. Die Unentſchloſſenheit, das Schwankende ſeines Verfahrens zeigen jedoch deutlich genug, wie viel es geſchlagen. Auch ſoll er, wie ich Ihnen aus glaubwürdiger Quelle berichten kann, den Freiherrn v. Doblhoff aufgefordert haben, ein Portefeuille anzunehmen. Dieſer ſtellte die Bedingung, daß einige kaiſerliche Prinzen, die Kaiſerin Mutter, dann alle Kammerherren weggeſchickt würden von hier. Ferner verlangt er Befolgung eines demokratiſchen Programmes. Die Hauptrichtung bleibt dieſelbe. Deutſchland gegenüber, wird man die alte Politik bewahren. Zum Cultusminiſter wird Palacky ernannt (?) und das ſagt genug. Zwar können die Böhmen mit Recht fordern, daß im Miniſterium auch ein Böhme Platz finde — aber warum gerade Palacky? Miniſter der äußern Angelegenheiten wird Weſtenberg, als Miniſter der öffentlichen Arbeiten Baumgarten, als Kriegsminiſter endlich Carl v. Schwarzenberg. Juſtizminiſter iſt keiner aufzutreiben. — Indeß geht in Wien alles den alten Schlendrian fort und die Anarchie behauptet ihre Rechte.

Franz Pulzsky wurde dem ungariſchen Miniſter in Wien, dem Fürſten Karl Eſterhazy beigegeben und wird die ungariſchen Intereſſen ſehr energiſch vertreten. Die öſtreichiſche Regierung wird nicht leicht fertig werden mit dieſem Manne. Ueberdies mögen die Herren in Wien zuſehen, daß ihnen das Meſſer nicht in der Hand abbreche, denn die Polen eben ſo wenig als die Ungarn werden einer ſlaviſchen Monarchie freudig entgegen ſehen.

Den 8. Mai. S.

---

## Debrezin.

Peſth, den 5. Mai.

Schon einmal hat Ihr Correſpondent aus Preßburg das Lob der guten Stadt Debrezin in den Grenzboten geſungen. Ich muß darauf zurückkommen, da ich erſt unlängſt eine Reiſe nach dieſem großen Markt im Herzen des Magyarenthums machte. Der Name Debrezin klingt Ihren Leſern vermuthlich wie ruſſiſch oder türkiſch und die meiſten ſtellen ſich wohl darunter eine Art verlornen Poſten am äußerſten Thule der civiliſirten Welt vor; ein ungariſches Niſchnei Nowogorod, wo Czikoſſe (Roßhirten) Guljaſſen (Schweinehirten), Topfbinder und Zigeuner nebſt einigen Haiduken den Kern der Bevölkerung bilden. Wurde ich doch ſogar in Wien einſt gefragt, ob die bosniſchen (!) Räuber auf der Debreziner Haide noch immer ſo gefährlich ſeien und arme Wanderer wegen eines Metallknopfes am Rocke todtſchlügen? Ein anderer Wiener konnte mit dem Namen Debrezin keinen andern Gedanken verknüpfen als den an die beliebten

ungarischen Pfeifenköpfe aus rothem oder braunem Thon, an Köschtöls (Tabaksbeutel aus Bocksleder), Pfeifenräumer, Mausefallen u. s. w. Nun, ich kann Sie versichern, daß in Debrezin mehr Civilisation und wackeres Bürgerthum ist, als man in der Kaiserstadt sich träumen läßt; in mancher Beziehung sogar beschämend mehr als in dem glänzenden Pesth oder in Preßburg, das kaum eine halbe Tagereise von Wien entfernt und auf seinen Titel als Krönungsstadt und Sitz des ungarischen Reichstages so stolz ist. —

Am 20. April trat ich meine Fahrt nach Debrezin an. Ich wüßte nicht, was ich Ihnen daran schildern könnte. Daß man hier zu Lande mit Bauernvorspann fährt, und daß acht ungarische Rößlein über die breiten Steppen mit einem leichten Wagen wie Wind und Dampf hinbrausen, werden Sie wissen. Meine Stimmung war trotz der lustigen Fahrt etwas beklommen. Den Tag vorher hatte es in Pesth Unruhen gegeben, auch in Preßburg herrschte eine dumpfe Gährung, die seitdem, entweder von selbst oder künstlich geleitet, sich gegen die dortige Judenschaft auf die roheste Weise Luft machte. Auf Ostern prophezeiten böse Zungen einen blutigen allgemein ungarischen Volksaufstand. Der Anfang sollte mit den Juden gemacht werden. Diese unglückliche Volksklasse ist allerdings für Pöbelaufwiegler ein unbezahlbarer Sündenbock; sie sind gleichsam das erste Blut, welches man der rauhen Löwenzunge zu lecken gibt, um die Bestie zu reizen. Der Haß aber macht so blind, daß Viele, nur ihrer Judenfeindschaft eingedenk, die Aufhetzer begünstigen und ihnen Beifall klatschen. In einem Lande von so gemischter Bevölkerung findet dies Treiben vielfachen Vorschub. Bei den Deutschen und Slaven kann man die Juden als Magyaromanen verschwärzen — abgesehen von den andern üblichen Beschuldigungen, — bei den Magyaren als Deutschgesinnte (Schwaben) und bei mißvergnügten Bauern als Helfershelfer der Gutsherren. Wäre das Volk einmal zu einem Verfolgungskrieg auf den Beinen, so bliebe es nicht bei den Juden stehen, so ließe sich der Anarchie kein Damm mehr setzen. Aber welche Partei, welche Nationalität in solcher Trübung zu fischen gedenkt, das weiß der Himmel, — vielleicht wissen's auch manche Diplomaten, die ich nicht näher bezeichnen will, als daß sie Deutschlands und des Magyarenthums beste Freunde nicht sind...

Genug, ich machte mich mit einiger Angst auf die Reise. Wenn Pesth, dachte ich, mit solchem Beispiel vorangeht, wie mag es erst in Debrezin werden? Debrezin ist nach Pesth die größte Handelsstadt Ungarns, aber bedeutender durch seinen Geschäftsverkehr als durch sein Aeußeres. Zum Markte kommen jedesmal wenigstens 6—700 jüdische Verkäufer und der Marktplatz befindet sich außerhalb der Stadt, was, in strategischer Hinsicht, für Tumultuanten ein großer Vortheil wäre. Aber die Art, in der die öffentliche Meinung der Debreziner sich aussprach, überraschte mich auf's Angenehmste. Ja, es gibt hier, in Debrezin, eine öffentliche Meinung und zwar eine achtunggebietende, wahrhaft humane öffentliche Meinung. Unter den Bürgern sind sehr viele höchst intelligente Männer, welche auf die andern Stände großen Einfluß haben und ihn auf die ehrenvollste Weise benützen. Die ganze Bevölkerung der Stadt und Umgegend ist übrigens vom reinsten magyarischen Schlage und wer diesen hochherzigen Menschenschlag, seinen tiefen Ernst und seine naturwüchsige Gradheit kennt, wird den Eindruck begreifen, den es macht, wenn der schlichte Debreziner Bürger mit einer Art von andächtigem Pathos die Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! ausrufen hört. So ging es mir. Mehrere Debreziner sprachen sich in meinem Beisein gegen die Pesther Vorfälle vom 19. April mit der tiefsten Entrüstung aus und sagten: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Drei schöne, drei treffliche Worte, wenn man ihren ganzen Inhalt ver-

ſteht. Ein ſchlechter Magyar, ein ſchlechter Ungar, der dieſem Wahlſpruch nicht mit Leib und Seele anhängt!“.. Und im Munde dieſer Männer iſt das keine Phraſe, wie ſie bald zu beweiſen Gelegenheit hatten.

Der Föbiró (Stadtrichter) erhielt kurz darauf einen anonymen Brief, des Inhalts, daß eine zahlreiche Rotte nach Debrezin ziehen wolle, um den Markt zu plündern. Die anweſenden Fremden ergriff ein paniſcher Schrecken, das Sicherheitscomité aber ergriff ſchleunigſt die paſſendſten Maßregeln. 5000 Bürger verpflichteten ſich augenblicklich und freiwillig, beim erſten Trommelſchlag gewaffnet an Ort und Stelle zu ſein, um die Ruhe und Sicherheit von Perſonen und Eigenthum zu beſchützen; eben ſo bewachten aus eigenem Antrieb zahlreiche Nationalgardiſten zu Fuß und zu Pferde Tag und Nacht den Marktplatz. Dank dieſem patriotiſchen Eifer iſt auch nicht der entfernteſte Verſuch zur Ruheſtörung gemacht worden! Der Preßburger Magiſtrat möge ſich daran ein Beiſpiel nehmen! — Als ich einige Tage darauf nach Peſth zurückkehren mußte, geſchah es mit ſchwerem Herzen und im Geiſte brachte ich den wackern Bürgern von Debrezin ein Eljen! über's andere aus. Dächten alle Bewohner Ungarns wie die Magyaren, ſo würde es keinem offenen oder heimlichen Feinde gelingen, Zwietracht unter uns zu ſchüren; ſo würde die gleiche Berechtigung aller Confeſſionen und Nationalitäten bei uns eine Wahrheit werden... Wie ſeitdem die Croaten in Szent-Miklos und andern Orten aufgetreten ſind, welche Gräuel die Partiſane des „friedlichen Panſlavismus“ ſich erlaubt haben, wo ſie in der Mehrzahl ſind, werden die Zeitungen Ihnen gemeldet haben. Katholiken und Proteſtanten, Juden und Deutſche werden von dem griechiſchen Slaventhum Südungarns hart bedrängt werden, wenn ſie ſich nicht zu gemeinſamer Vertheidigung organiſiren und mit den Magyaren verbünden. Aber das Magyarenthum muß auch die treueſte und kräftigſte Unterſtützung von Seiten Deutſchlands erhalten. † †.

# Das k. k. slavische Bewußtsein in Oestreich.

Wenn jetzt ein Oestreicher aus der Ferne auf das Land seiner Geburt und Jugend zurückblickt, muß ihm zuweilen weh und bange werden um die Zukunft der Völker in seiner Heimath. Wie lange hat man diese Erbvölker des Hauses Habsburg glücklich gepriesen, während sie in aller Stille und Gemüthlichkeit gepreßt, getreten und erniedrigt wurden. Wie lange hat man, den pfäffischen Apologeten der „väterlichen Regierung" nachsprechend, jedes offene Wort über das namenlose moralische Elend in Oestreich Uebertreibung oder Verleumdung gescholten! Nun, da die Stunde der Nemesis schlägt, nun wird man sehen, welche Verderbniß unter der Moderdecke des Conservatismus dort eigentlich conservirt wurde. Die Nemesis ist keine christliche Göttin, die zwischen Schwachen und Starken barmherzig richtet und schlichtet; sie ist ein blindes Naturgesetz und pflegt den Stecken des Treibers zu zerbrechen — auf dem Rücken des Getriebenen. Sie ruft wehe über den Unterdrücker und eben so wehe über den Unmännlichen, der sich unterdrücken ließ. Der bittere Nachgeschmack der Sklaverei verliert sich nicht so schnell von dem Gaumen des Emancipirten. Die Völker Oestreichs — zum Ersatz oder zur Strafe für ihre lange Mißhandlung durch den gottlosesten Jesuitismus in hunderterlei Gestalten — die Völker Oestreichs stehen jetzt auf dem Punkte, in einen Strudel der furchtbarsten Zerrüttung, vielleicht des grimmigsten Racen- und Bürgerkrieges geschleudert zu werden, — durch die blinde Herscherangst jener väterlichen Regierung, an der sie so treu und ehrlich gehangen haben. Das ganze Ländergebiet zwischen der Save und der Weichselquelle droht in einen großen Brand verwickelt zu werden durch jenes selbe Cabinet, das in greisenhafter Ohnmacht nur nach dem Schatten der alten Souveränetät hascht; das bei dem unerhörtesten Umschwunge von ganz Europa zuerst an den legitimen Glanz der Dynastie und dann erst oder gar nicht an das Heil der Völker dachte; das Metternich's System in der Theorie aufgab und in der Praxis von den alten metternichschen Handgriffen nicht lassen kann, — da in Wirklichkeit der ganze Schatz seiner politischen Weisheit und Erfahrung eben nur in solchen Reminiscenzen besteht.

Es wäre ungerecht, das Cabinet allein anzuklagen; denn leider gibt es noch liberale Oestreicher, die eben so wenig die neue Zeit begreifen, wie die alte; die blindes Vertrauen zur bestehenden Regierung und warme Unterstützung derselben predigen, wo noch keine Regierung vorhanden ist. Denn wo ist der Vermittler zwischen den Instinkten der Haus- und Familienpolitik mit der Nothwendigkeit des drängenden Augenblicks und den Anforderungen der Zukunft? Kennt

Jemand den leitenden Gedanken des Cabinets oder die Persönlichkeit, die sich zu seinem Träger gemacht hat? Ist es der abgetretene Ficquelmont oder der gute, aber schwache Pillersdorf? Der Erzherzog Ludwig, Franz oder eine von den hohen Frauen bei Hofe? . . . Es gibt liberale Oestreicher, die statt lebendiger Sympathie für die Noth der Völker, nur Sentimentalität haben für den alten Nimbus kaiserlich östreichischer Großmacht, und statt eines Verständnisses für das Mögliche und Erreichbare, nur einen gemüthlichen Patriotismus für dynastische Traditionen.

Als zu Anfang des Monats April die Grenzboten gegen Radetzky's Auftreten in Mailand und gegen die Vergeudung der edelsten Kräfte auf einen italienischen Kreuzzug sprachen, erhielten wir die bittersten Vorwürfe über solchen Mangel an Patriotismus aus dem Munde liberaler Oestreicher. Unsere etwas heftige Sprache wurde „undeutsch" gescholten und als einseitige Sympathie für die Italiener ausgelegt. Sie war uns jedoch, umgekehrt, von der gerechtesten Besorgniß für das Deutschthum in Oestreich eingegeben. Denn was hatten wir im Grunde bei der ersten Nachricht von den Mailänder Vorgängen gesagt? Wir sagten mit ausdrücklichen Worten, der italienische Krieg habe nur dann Sinn und Zweck, wenn Oestreich sich Deutschland *nicht* anschließen, sondern mit Gewalt eine gesonderte europäische Großmacht bleiben wolle; wenn es, gestützt wie früher auf auswärtige nichtdeutsche Besitzungen, den Deutschen zurufen wolle: „Seht, wir sind noch immer großmächtig genug, wir brauchen euch nicht, aber wir wollen euch protegiren, nach unserer Weise." — „Dann gnade Gott," fügten wir hinzu, „den Deutschen Oestreichs, gnade Gott der Freiheit und dem Fortschritt." Unsere Ueberzeugung war damals wie jetzt, daß der Kaiserstaat alle ursprünglich fremden Bestandtheile sich nicht erst entreißen, sondern möglichst schnell loslösen, also Italien aufgeben und Galizien nur als anvertrautes Gut betrachten müsse, um dafür desto sicherer die rein- und halbdeutschen Völker der großen deutschen Nationalbewegung zuführen zu können.

Niemand hatte bisher geläugnet, daß der Kaiserstaat kein natürlicher Organismus, sondern ein Aggregat von Erbstücken sei, zusammengehalten durch den eisernen Reifen eines nicht einmal sehr aufgeklärten Despotismus, der den Widerstreit der nationalen Antipathien und Interessen nur dadurch aufhob, daß er *keiner* Nationalität eine freie Entwickelung gestattete. Die Männer der Metternich'schen Schule hatten diesen Umstand mit vollem Recht als das unübersteigbare Hinderniß für jeden politischen Fortschritt, und den Absolutismus für die Grundbedingung des Fortbestandes Oestreichs als kaiserliche Großmacht erklärt. Gab es daher ein anderes Mittel, jene fürchterliche Klippe für Freiheit und Fortschritt zu entfernen, als indem man wenigstens die heterogensten Elemente auszuscheiden und das zusammenzuhalten suchte, was entweder von Natur deutsch war oder die Güter deutscher Bildung und Freiheit so weit verkostet hatte, um einem wahlverwandtschaftlichen Zuge nach Deutschland zu folgen?

Aber nein! In der Wiener Zeitung hatte ein Dr. Perthaler eine funkelnagelneue Geschichtsphilosophie erfunden, welche Metternich Lügen straft eben so wie die Revolution, indem sie beide mit einander aussöhnt. Zu Gunsten Oestreichs macht, nach Perthaler, die Natur, macht der Geist der Geschichte eine Ausnahme. Oestreich hat, durch seine geographische Lage, den Beruf und die Kraft, eine beliebige Musterkarte der heterogensten Nationalitäten zu — verdauen, ohne sie zu vertilgen; es verwandelt sie eben in Oestreicher und dann können sie, innerhalb des eisernen Reifens, sich erst recht frei entwickeln, ohne einander nur mit dem Ellbogen anzustoßen. Innerhalb der Monarchie gibt es weder Italiener, noch Deutsche, noch Polen, sondern lauter enthusiastische k. k. östreichische Patrioten. Die k. k. östreichische Nationalität zieht der Italiener, der Pole, der Deutsche so leicht und geschwind an, wie ein Rekrut „den Rock des Kaisers," die Uniform nämlich u. s. w. Wir haben in unsern Blättern auch auf diese gefährlichen Perthaler'schen Illusionen hingewiesen, obwohl uns versichert wurde, die Wiener Zeitung sei ein Makulaturkorb und das Perthalerthum ein leerer Popanz. — Nur zu bald zeigte sich, daß wir die mittelbare Bedeutung des italienischen Krieges nicht falsch verstanden hatten. Die nächste Folgerung lag ja auf der Hand. Eine Politik, welche von den Mailändern als hochverrätherischen Rebellen sprach, konnte den Anschluß an Deutschland nicht ernstlich wollen, und aus dem „Makulaturkorb" sprachen die Paladine der dynastischen Traditionen. Das Perthalerthum wurde in Wien rasend populär und erhielt seine Sanction durch den bekannten Ministerialerlaß, der in Deutschland so unangenehmes Aufsehen machte. Den guten Wienern wußte man den unmittelbaren Anschluß an Deutschland wie den jüngsten Tag Oestreichs darzustellen. Einen heilsamen Schrecken jagte ihnen schon die Bemerkung ein, daß die Deutschen im Stande wären, nicht nur nicht den Kaiser Ferdinand, sondern überhaupt Niemanden zum erblichen deutschen König zu krönen, — daraus würde also Republik, Anarchie und Weltuntergang. Ferner redete man ihnen ein, das Frankfurter Parlament werde regieren und guberniren, sich in die innern Angelegenheiten aller deutschen Staaten dictatorisch einmischen und jede Kleinigkeit bis auf die Accise an der Wiener Linie reguliren wollen. Endlich werde Wien zu einer unbedeutenden Provinzialstadt herabsinken*).

Jetzt brach ein Fanatismus für die Selbstständigkeit des Kaiserstaates aus, wie man ihn vielleicht in den besten Tagen Oestreichs nicht erlebt hatte; er war das letzte Aufflackern einer erlöschenden Flamme. Die schwarz-gelbe Fahne stieg hoch über Schwarz-Roth-Gold, sie wurde wie das einzige Symbol der Rettung und des Ruhmes verehrt. Die Fürsprecher des „Bundesstaats", des unmittelbaren Anschlusses an Deutschland, galten für Selbstmordprediger, Republikaner, Landes-, Vaterlands- und Hochverräther. Die einflußreichsten Vereine und Volks-

*) Im republikanischen Nordamerika sind Boston, New-York, Neu-Orleans ꝛc. nichts weniger als unbedeutende Provinzialstädte, obgleich der Congreß in Washington sitzt.

verſammlungen ſtimmten leidenſchaftlich für „Staatenbund;“ ja die Ultraöſtreicher, die im Herzen für das reine ancien régime brannten, wagten wieder in Maſſe das Haupt zu erheben und nur als ein Paar dieſer Stockkaiſerlichen in einer politiſchen Verſammlung zu plump mit der Sprache herausplatzten, wurden ſie „friedlichſt“ hinausgeworfen.

Das Perthalerthum war ſo wenig ein leerer Popanz, es bekam bald eine ſo ſchwere offizielle Bedeutung, daß die ganze deutſche Preſſe mit Karthaunen groß und klein dagegen zu Felde ziehen mußte. In Wien ſelbſt hat die vortreffliche „Oeſtreichiſche Zeitung“ nicht aufgehört, gegen die Iſolirung Oeſtreichs mit klaren und gewichtigen Gründen zu ſprechen. Aber alle gedruckte Beredſamkeit fruchtete Nichts. Thatſachen ſind die beſten Redner, und ſie blieben nicht aus.

Erſtens offenbarte ſich die Schwäche der Monarchie. Trotz ihrer allmächtigen geographiſchen Lage, trotz der Karpathenpäſſe, welche die Weichſelniederungen, und der Etſch- und Pothäler, welche den Weg nach Italien beherrſchen ſollen, kann die Monarchie, ohne innigſte Verbindung mit Deutſchland, nicht ein Titelchen jener Großmächtigkeit retten, auf welche die Ultraöſtreicher pochten. Die europäiſche Großmacht, — ſo viel hätte beim Beginn der Revolution Allen klar ſein müſſen — hatte Oeſtreich nur unter dem antediluvianiſchen Regime ſpielen können, gehalten einerſeits durch das Einverſtändniß mit Rußland, andrerſeits durch die Ruhe im Weſten und überhaupt durch den Glauben an die Heiligkeit des europäiſchen Gleichgewichts, der weder Polen noch Italienern die leiſeſte Regung erlaubte. Der Erfolg des italieniſchen Krieges wurde täglich zweifelhafter, denn der greiſe Radetzky operirt, als würden ihm noch von der Wiener Hofkriegscommiſſion Märſche und Bataillen auf drei Wochen im Voraus vorgeſchrieben. Ungarn, ſeinerſeits, hatte, ehe man ſich's verſah, eine faſt ganz unabhängige Stellung eingenommen, verweigerte 10 Millionen Staatsſchuld auf ſeine Schultern zu nehmen und verlangt ſogar einen Theil ſeiner Truppen aus Italien zurück. — Iſt das nicht offene Losreißung, gelinde Rebellion? Und wo ſind die Executionsmittel dagegen?

Zweitens zeigte die Regierung, durch ihr ſchwankendes Benehmen bei Ausſchreibung der Parlamentswahlen, durch ihr unverhülltes Coquettiren mit dem czechomaniſchen Nationalcomité zu Prag, welcher Art die freundſchaftliche Protection wäre, die nicht etwa Deutſchland, ſondern das deutſche Element in der Monarchie ſelbſt von ihr zu hoffen hätte. Die ſchmählich kalte Aufnahme der deutſchen Deputation aus Prag und der huldvolle Empfang der Czechomanen von dort ſprachen deutlich genug. Es mußte ſo weit kommen, daß die Augsburger Allgemeine Zeitung — gewiß kein geringfügiges Zeichen der Zeit — gegen die öſtreichiſche Regierung Front machte. Sie, die langjährige, wohlwollende alte Hausfreundin des Kaiſerthums, die gewohnt war, jedes Wort des Tadels oder ihres unmaßgeblichen Rathes dreimal auf die Goldwage zu legen; ſie, welche

ſtets, ſelbſt nach den Märztagen, auf die ſchwierige Stellung Oeſtreichs die ſchonendſte Rückſicht nahm, verlor endlich auch die Geduld und ſah ein, daß dies keine Zeit mehr für's Leiſetreten und Streicheln und Diplomatiſiren ſei. Die Augsburger, ſonſt das Orakel des Conſervatismus in Oeſtreich, hat den allerhöchſten Perſonen mit einem Male Dinge geſagt, wovon ihnen die Ohren gellen und die Fenſterſcheiben in der Hofburg klirren mochten.

Jetzt ſanken die Actien der Ultraöſtreicher und der „Staatenbündler." Man begann mit Schrecken zu ahnen, wohin die Iſolirung Oeſtreichs führen müſſe und ſöhnte ſich mit dem Gedanken an den unmittelbaren Anſchluß allmälig aus. Wenn Oeſtreich nicht freiwillig uns in die Arme ſank, ſo konnte es nach einer längern oder kürzern Galgenfriſt ſchwerlich einer Exploſion entgehen, durch welche wenigſtens die deutſchen Elemente Oeſtreichs uns zuflogen, — auf unſanfte Weiſe obendrein.

Aber das Perthalerthum war in Wien noch nicht ganz erſtorben, als es auf einem andern Felde ſchon auferſtand und raſch zu einer gefährlichen Bedeutung erwuchs. Es wurde nämlich in's Slaviſche überſetzt, erſt durch Palacky, dann durch Jellacicz und Stur. Die Slaven hatten mit großer Schlauheit den Parteienſtreit in Wien beobachtet und raſch des Pudels Kern herausgefunden. — „Das Cabinet", ſo mögen ſie argumentirt haben, „iſt weder deutſch, noch italieniſch, noch ſlaviſch, ſondern dynaſtiſch, d. h. habsburgiſch. Ihm iſt es gleich, welche Nationalität es beherrſcht, und uns iſt es einerlei, welche Conſtitution wir bekommen, vorausgeſetzt, daß unſere Nationalität dabei ſich conſolidiren kann. Die Italiener haben Recht, wenn ſie keine Unterthanen des Kaiſerthums bleiben wollen, denn ſie wären in der Minorität; wir Slaven aber können nur dabei gewinnen, wenn Oeſtreich das alte bleibt. Schwach gegen Deutſchland, ſind wir numeriſch den Deutſchen im Kaiſerthum überlegen. Die Dynaſtie wird ſich auf die größere Maſſe ihrer Unterthanen, alſo auf den Slavismus ſtützen müſſen, um abſolut herrſchen zu können. Was ſchadet die Abkunft der Dynaſtie? In Petersburg herrſcht ja auch eine deutſche Familie. Beſtärken wir ſie alſo in der Furcht vor der Republik und bieten ihr unſere Stütze an, ſo ſtechen wir die Deutſchen aus."

In einem ſolchen Wettſtreit um das Verdienſt, die Monarchie zu erhalten, iſt der Vortheil allerdings auf Seite der Slaven. Da den Panſlaviſten an Freiheit, Bildung und modernen Ideen ſehr wenig und Alles nur an der künftigen Herrſchaft ihrer Slovenia gelegen iſt, ſo können ſie dem Cabinet eine unerhörte Summe von Loyalität und abſolutem Gehorſam bieten. Die Lehre vom öſtreichiſch kaiſerlichen Bewußtſein war ihnen ganz aus der Seele geſchrieben. Das ancien régime erſcheint ihnen als ein paradieſiſches Zeitalter, welches um jeden Preis feſtgehalten werden müſſe und charakteriſtiſch iſt, daß die Monarchie, welche, bei der Bewerbung um den deutſchen Kaiſermantel, ſich auf ihre hiſtoriſchen Verdienſte

um die Ausbreitung der deutschen Herrschaft berief, jetzt von den Slaven aus ganz entgegengesetzten Gründen gepriesen wird. Nach ihnen ist das Kaiserthum seit Jahrhunderten nur zum Schutz und zur Pflege des Slaventhums da gewesen und der Fortbestand der östreichischen Großmacht ist nothwendig als Bürgschaft für die Förderung der slavischen Ansprüche. Jellacicz hat deshalb laut gedroht, mit einer Armee von Panduren und Croaten die Wiener zur Raison zu bringen, den frühern Status quo herzustellen und den Kaiser zu „befreien." Gelingen könnte es ihm jedenfalls, wenn er einige Aufmunterung erhielte, aus Südungarn eine große Vendee zu machen.

Allem Anscheine nach hat das Cabinet nur zu vertrauensvoll und huldreich den schmeichelnden Molltönen slavischer Loyalitätsversicherungen gelauscht; in den höchsten Verwaltungsstellen sind ohnehin einflußreiche Männer, welche die deutschen Farben „nicht leiden können," entweder aus stockkaiserlicher oder aus panslavischer Gesinnung. Eine Alliance zwischen Reaction und Panslavismus würde uns gar nicht überraschen.

Emissäre gegen das Deutschthum durchfliegen jetzt alle slavischen Provinzen des Kaiserthums. In Böhmen wurden sie in einzelnen Landstädten, aus Furcht vor Ruhestörung, fortgewiesen; anderswo gelang es ihnen, die Wahlen für's Parlament ganz zu hintertreiben, indem sie den Leuten vorpredigten, man wolle sie „nach Frankfurt verkaufen," den Kaiser aus Wien ebenfalls nach Frankfurt versetzen und die Czechen in dasselbe Verhältniß zu den Deutschen bringen, in welchem bis jetzt die Juden zu den Christen stehen. Nicht zufrieden mit der gewaltsamen Einschüchterung der böhmischen Wähler, nicht zufrieden mit der Berechnung, daß auf dem Wiener Reichstag zwei slavische Abgeordnete auf einen deutschen kommen würden, haben die Czechomanen einen Panslavenreichstag — unter den Augen der Regierung — nach Prag ausgeschrieben; da sollen Slovaken, Serben, Illyrier, Polen, Czechen und — Russen gemeinsam berathen, wie die östreichische Monarchie in ihrer Unabhängigkeit von Deutschland zu erhalten und die Wirksamkeit der östreichischen Abgeordneten auf dem Frankfurter Parlament unschädlich zu machen sei.

Die Regierung wird vielleicht bald einsehen, welchen Sinn das kaiserlich östreichische Bewußtsein und die zärtliche Loyalität der Slaven hat. Ihnen ist die Monarchie die Puppe, aus der einst der Schmetterling Slovenia sich entfalten soll, weiter Nichts. Und das östreichische Volk wird sich jetzt für den unmittelbaren Anschluß an Deutschland eben so wehren müssen, wie es sich anfangs gegen ihn wehrte. Die Regierung kann in die Verlegenheit kommen, gegen die aus purer kaiserlicher Gesinnung rebellirenden Slaven energisch einschreiten zu müssen oder ihre wirklich getreuen deutschen Völker abfallen zu sehen.

Ueber den Panslaven-Reichstag folgt nächstens ein besonderer Artikel.

J. K——nn.

# Aus Berlin.

Radicale Politik und gouvernementale Stilistik.

Daß auch das Ministerium Camphausen nichts als eine Uebergangsphase bildet, ist jetzt so ziemlich aller Welt klar geworden. Wir waren früher geneigt, die Schuld aller der halben und zweideutigen Maßregeln, in denen das alt-legitime preußische Schaukelsystem fortgesetzt wurde, den beiden Herren v. Auerswald und v. Schwerin in die Schuhe zu schieben, über deren politische Befähigung man schon vor ihrer Berufung zum Ministerium lange im Reinen war. Es geht aber unter dem ehrenwerthen rheinischen Bürgersmann den alten Weg. Es wird uns, die wir für Ordnung und Gesetz, für Preußens Ehre und Macht mit Gut und Blut zu wirken bereit sind, herzlich sauer gemacht und es hat oft den Anschein, als ob das Gouvernement absichtlich dem Radikalismus in die Hände arbeite. Wir werden darum nicht aufhören, das Ministerium zu stützen, so lange uns kein besseres in Aussicht steht, aber mit welchem Herzen das geschieht, mögen Sie selber beurtheilen.

Die Gefahr, die dem Staate vor einigen Wochen drohte, jene Monster-Demonstration zu Gunsten der directen Wahlen, war glücklich abgewendet. Die im politischen Club vereinigte radikale Partei, die bei aller Befähigung ihrer Führer im Ganzen nur die alte Berliner Gaminwirthschaft fortsetzt und auf dem Princip herumreitet, so ungezogen als möglich zu sein, wo auch die Veranlassung herkommen möge, hatte sich gänzlich discreditirt, theils durch ihre inhaltlosen Wühlereien, theils durch das testimonium paupertatis, welches das Mißverhältniß zwischen dem beabsichtigten und dem wirklich unternommenen Zug ihrem Einfluß ausstellte. Kaum athmet man dann auf, so beeilt sich unsere weise Regierung, einen neuen Zündstoff in's Volk zu werfen; sie ersucht Se. Majestät, den vielgeliebten Prinzen von Preußen, den er in den wichtigsten Geschäften nach London gesandt, behufs der Vereinbarung über die neue preußische Ständeversammlung wieder zurückzurufen.

Wir theilen weder den Ingrimm gegen den edlen Prinzen, noch die Furcht vor ihm; er ist der echte Sohn seines Vaters, d. h. der Erbe einer vergangenen Zeit: ein braver Soldat, rechtschaffener Mann, guter Familienvater u. s. w. Er hat seine Pflicht als Commandirender gethan, wie auch der Unteroffizier die seinige thut, er ist aber ein Mann von Ehre und Gewissen, und sobald er sich formell der neuen Verfassung gefügt hätte, so wäre seine Persönlichkeit eine viel höhere Bürgschaft für den Fortbestand derselben gewesen, als die unsers Königs selbst, abgesehen davon, daß sein Einfluß beim Militär auch die aufrichtige Mitwirkung dieser doch immer nicht zu verachtenden Volksklasse außer Frage gestellt hätte.

Allein unsere neue Verfassung bedarf solcher Bürgschaften nicht; der einmal erwachte, frei gewordene Volkswille würde sich weder durch offene Reaction, noch durch Intriguen zurückdrängen lassen. Nöthig war also die Ankunft des Prinzen zu Fest-

ſtellung unſerer politiſchen Verhältniſſe keineswegs, um ſo weniger, da die ganze Angelegenheit der Thronfolge mit Vertrauen den Händen der conſtituirenden Verſammlung übergeben werden konnte. Sie war aber entſchieden ſchädlich, denn ſie mußte das eben begütigte Mißtrauen von Neuem wecken. Das Volk will einmal einen beſtimmten Gegenſtand des Haſſes und des Argwohns haben; der Prinz von Preußen hatte ſich gefunden und diente nun als zweckmäßiger Blitzableiter der elektriſchen Kräfte, die unheilvoll in den dunkeln Tiefen des Volksbewußtſeins ſich bewegen. Dieſen Mann in einem ſolchen Augenblick der Kriſis herbeizurufen, hieß muthwillig den Verdacht der Reaction auf ſich laden. Nun tauchten die radicalen Figuren, die erſt eben in Schatten getreten waren, von Neuem auf; in den Zelten drängte ſich die aufgeregte Menge, die maſtbaumähnliche Figur unſers Flottenadmirals in partibus mit dem hellblonden Wimpel ragte daraus hervor, wie Saul unter den Philiſtern, die dünne Stimme unſers republikaniſchen Berliner Deputirten ſchrillte aus dem Hauſe hinaus und ſeine gelben Glacéhandſchuhe geſticulirten mit einer Lebendigkeit, als wollten ſie den menſchenfreſſeriſchen Hannibal vor dem Thore durch eine Art magnetiſchen Bannes bezaubern; in dem gelben Geſicht der Zeitungshalle funkelten erzürnte Wetter, die fürchterlich den ſchwarzen Bart beleuchteten und drohend ſchwang ſie ihr Mordgewehr; der Schüler der Charlottenburger Kritik, der freie Mann und Freund des Liberalismus, liſpelte Rebellion und viel mehr als Republik; die Locomotive blies Dampf aus allen Naſenlöchern, und im feierlichſten Gefühl ihrer ſtaatsmänniſchen Wichtigkeit marſchirten Gymnaſiaſten, Studenten, Eckenſteher und Literaten vor das Hotel Guizot's, um vor dem Blicke des neuen Verſchwörers die ſouveräne Macht des Publikums zu entfalten. Hart waren die Worte, die er hören mußte; tief und eindringlich die Staatsgeſpräche, die von den Lippen dieſer wackern Muſikanten erſchollen, und der Miniſter ſchrumpfte ſichtlich zuſammen. Iſt Berlin's Stimme die Stimme des Staats? iſt ſie's nicht? Darum drehte ſich die Unterhandlung. „Geht mit Gott, meine Freunde, war endlich die Antwort, mögen eure Gnaden lange leben, denn es wird noch alles gut werden!“ Ohne Frucht kann aber ein ſo feierlich begonnener Zug nicht bleiben; ſo zog man vor das Palais, das Nationaleigenthum, das ſeiner Beſtimmung ſeit Kurzem wieder entriſſen war, um die ſchlechte Vignette wieder anzukleben; keine Komödie mehr! ſagte Held, den dieſe Pariſer Reminiscenz in dem Augenblick mit einer Art hiſtoriſcher Glorie verklärte, und nach dieſer Pointe hob ſich das Volk wieder in ſeine Hütten, und von dem gefährlichen Attentat blieb vorläufig nichts anders übrig, als ein ſehr ſchlecht ſtyliſirtes Manifeſt des Herrn Camphauſen, das durch ſeine nebelhafte Confuſion lebhaft an die Rede erinnerte, mit der er ſeine Thätigkeit im vorigen königl. preuß. wirklich geheimen Landtag eröffnet hatte. Er ſagt darin: daß Belgien ein ſehr ſchönes Land ſei, vortreffliche Inſtitutionen hat, blühenden Handel u. ſ. w. und deutet die Befürchtung an, dieſes freie, glückliche, liberale Land werde — die Sympathien Sr. königl. Hoheit ſo erregen, daß er — dereinſt ein ſchwärmeriſcher Anhänger der conſtitutionellen Verfaſſung werde, und — vorläufig — ſich dort ſo amuſiren werde, daß er — in den nächſten Tagen wohl noch nicht in Berlin eintreffen werde! Und das alles in einem Periodenbau, der dem ſeligen Liebling der ſchönen Lola Montez Ehre gemacht hätte. Daß unſere Miniſter ſchlechte Politiker ſind, möchte noch hingehen, aber ſo ein Styl grenzt an Hochverrath.

Der Miniſter hat alſo nachgegeben, wenn auch in einer verwickelten Periode; der Radikalismus hat geſiegt, weil die Regierung wieder einmal grand jeu ſpielte, ohne vorher ihre Karten berechnet zu haben.

Bei diesem schwankenden Wesen kann man sich nie darauf verlassen, was für einen Entschluß denn der nächste Tag bringen werde. Die Eröffnung der preußischen Constituante ist definitiv auf den 22. Mai festgesetzt und wir billigen das im vollsten Maße, denn Preußen muß seinen äußern und innern Feinden, seinen deutschen Brüdern und seinen radicalen Patrioten gegenüber gerüstet und schlagfertig dastehen. Aber wird der Entschluß bleiben? wird nicht wieder eine Demonstration, etwa von Seiten des Frankfurter Redeübungsvereins zur Verbreitung patriotischer Gefühle, oder von den Kölner Communisten, oder von dem Leipziger Vaterlandsvereine eine Rücknahme dieses Beschlusses veranlassen? — Das Ministerium möge nicht vergessen, daß auch wir, die conservativ-liberale Partei, zur Zeit von ihm Rechenschaft fordern werden.

Es geht das schlimme Gerücht, der Prinz von Preußen sei bereits in Potsdam gewesen, und zur nachträglichen Legitimirung dieses fait accompli habe sich die Regierung zu jenem wunderlichen Schritt hergegeben. Wir hoffen, daß dieses Gerücht unbegründet sein wird; denn sollte Herrn Camphausen die Hofluft schon so inficirt haben, daß er sich zur Rechtfertigung eigenmächtiger Handlungen, die ohne seinen Willen von anderer Seite ausgehen, hergeben sollte, dann würde es mißlich mit seiner Rechenschaft aussehen, auch wenn sie in besserm Styl abgefaßt sein sollte. **Namerin.**

---

## Aus Breslau.

**Die neue Physiognomie der Stadt. — Bourgeoisie und Demokratie. — Stockung der Geschäfte. — Wer hat die Ordnung aufrecht erhalten?**

Wer wie ich, eine Zeit lang von Breslau entfernt, diese Stadt jetzt nach der Berliner Revolution zuerst wieder betritt, der kann sich schwerlich des Staunens enthalten über die Veränderung, die wenige Wochen hier hervorgebracht. Von den alten Thürmen, die sonst höchstens bei der Durchreise des Königs die preußische Fahne geschmückt hatte, als Zeichen der Unterthanentreue, flattert jetzt lustig das Banner des freien Deutschlands, die Dienste der sonst überall gegenwärtigen Polizei verrichten jetzt Bürger mit weißen Stäben als Constables, an die Stelle des Militärs ist Bürgerwehr und Freicorps getreten, an den Straßenecken, wo man sonst nur Theaterzettel und Ankündigungen von Concerten, Wurstpikniks u. s. w. sah, kleben jetzt politische Schriften aller Art, statt Kuchen oder Obst werden den Vorübergehenden fast auf allen Straßen Drucksachen angeboten, die großen Säle vieler öffentlichen Locale, die sonst nur eine tanzlustige Menge zu füllen pflegte, sehen jetzt sehr oft das bewegte Schauspiel einer Volksversammlung, und der alte Gabeljunge (wie die Volkssprache die Statue des Neptun auf dem Neumarkt nennt) mag sich auch nicht wenig gewundert haben, in seinen alten Tagen noch einmal zur Rednerbühne dienen zu müssen.

Wir haben hier zwei Parteien, die einander oft sehr schroff gegenüberstehen, die Bourgeoisie und die Demokratie. Es sind eigentlich die alten früheren Gegensätze Conservative und Liberale, der Name ist nur anders geworden. Die ganze Staatsmaschine ist einen Schritt vorwärts gegangen, die Progressisten sind Demokraten geworden, und die Feinde des Fortschrittes haben, um nicht ganz unmöglich zu werden, sich auch für die Constitution erklären müssen. Mit diesen haben sich dann eine Menge Bourgeois verbunden, welche allmälig anfangen, sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens, d. h. nach dem alten Regime zurückzusehnen, weil in den Stürmen dieser bewegten Zeit

ihr Geschäft weniger glänzend geht, als früher, weil ihre Behaglichkeit und Bequemlichkeit durch öftere Wachdienste gestört wird, und vor Allem weil sie das Schreckgespenst der Republik und des Communismus fortwährend verfolgt. Dieser Partei gegenüber steht der demokratische Club, der über 600 Mann stark ist, mit mehreren Zweigvereinen. Auf seiner Seite steht hauptsächlich fast der ganze jüngere Theil der Bevölkerung Breslaus, die größere Anzahl der Studenten, das Engelmann'sche Freicorps (ungefähr aus 800 Mann bestehend) einige Bürger und die Arbeiter mit wenigen Ausnahmen. Ihm stehen zwei der in Breslau bestehenden drei Zeitungen ausschließlich zu Gebote, während die dritte, die Schlesische, es gern mit beiden Parteien halten möchte. In der Provinz haben auch beide Parteien für ihre Interessen zu wirken gesucht; doch scheint der demokratische Club, der in Breslau entschieden die Oberhand hat, in den Provinzialstädten weniger Anklang zu finden. Besonders in der letzten Zeit vor den Urwahlen entwickelten alle Vereine eine ungeheure Thätigkeit. Jeder der Clubs erließ Aufrufe an die Wähler und Wahlmänner. Es wurden auch in den kleineren Städten Volksversammlungen gehalten, wobei sich oft die Emissäre verschiedener Clubs feindlich gegenüberstanden, da die Constitutionellen die Demokraten als aufwieglerische Republikaner verdächtigen und diese hingegen Jene reaktionärer Bestrebungen beschuldigen. Jetzt, wo das Resultat der Wahlen bekannt ist, hat es sich so heraus gestellt, daß in Breslau über zwei Drittheile demokratische Wahlmänner gewählt sind, während in den Provinzialstädten mit einigen Ausnahmen die Constitutionellen gesiegt zu haben scheinen.

Dieser Kampf der Parteien, der ein reges politisches Leben nothwendig zur Folge hat, ist freilich auch die Ursache, daß Handel und Gewerbe stocken, daß das Vertrauen und der Credit nachhaltig erschüttert sind. Daß es eine Zeit lang so sein würde, war vorauszusehn, das Alte war zerstört und das Neue noch nicht aufgebaut, es war ein schwankender Zustand, die Bande des Rechts und des Gesetzes waren gelockert, aber dieser Zustand wird durch die Aengstlichkeit vieler Bürger leider immer noch so erhalten, wenn nicht gesteigert; diese fürchten für ihr Eigenthum, sie suchen in jeder freimüthigen politischen Discussion eine Aufwieglung, in dem demokratischen Club Republikaner à tout prix, wie Hecker und Struve, in den Breslauer Arbeitern ihre gefährlichsten Feinde. Die Folge davon ist, daß weit weniger gekauft wird als früher, daß viele Fabriken stillstehen, daß fast Niemand neue Bauten beginnt, und es würde noch weit schlimmer aussehen, wenn nicht die Breslauer Commune mit ungeheuren Opfern täglich eine große Menge Arbeiter beschäftigte. Aber jene Furcht ist eine Ungerechtigkeit. In Schlesien sind bis jetzt, mit Ausnahme der Bauernunruhen, die nur die größte Ungereimtheit mit den demokratischen Bestrebungen in Breslau in Verbindung bringen kann, keine Excesse vorgekommen, außer daß in Breslau einmal einige betrunkene Corrigenden einige Läden geplündert haben, was aber auch durch ein energischeres Auftreten der Bürgerwehr hätte verhindert werden können. Die Arbeiter in Breslau haben sich musterhaft benommen, und wer war es denn, der die so lange unterdrückten und unberechtigten Arbeiter verhindert hat, im ersten Freiheitsrausch Ungesetzlichkeiten zu begehen, die so leicht hätten geschehen können? Waren das etwa die Bürger, die Herrn vom vaterländischen Verein? Nein, das waren eben die Breslauer Volksführer, die so verrufenen und verketzerten Demokraten.

# Aus Prag.

Die zwei Hauptstädte von Westslavien. — Der Congreß zu Prag oder die slavische Linde. — Die Tendenzen der Czechomanen und ihre Tracht. — Integrität Oestreichs. — Vorläufige Duldung der deutschen Nationalität. — Die Fabel von Merlin.

Das westslavische Kaiserthum macht rasende Fortschritte. Vor drei Wochen war es noch eine pikante Skizze in Palacky's bekanntem Aufsatze, heute ist es schon — in allen slavischen Köpfen — eine schöne Realität.

Noch mehr! Bis Wien und Constantinopel die beiden Hauptstädte geworden, (nach approximativer Berechnung der Czechen dürfte dies in fünf Jahren der Fall sein) ist inzwischen Prag berufen, das slavische Frankfurt zu werden. Wie dort, im Mittelpunkt deutscher Erde ein Parlament, so soll schon am 31. Mai in Prag ein Congreß aller slavischen Stämme stattfinden. „Ihr wollt uns zum deutschen Parlament haben" sagen die Czechen, „uns, die wir eben so rein slavisch sind wie die Bosnier und Hanaken? Thoren! Um euch den Beweis zu liefern, wie ächtslavisch wir sind, stellen wir uns selbst an die Spitze eines Parlaments, das euch lähmend gegenüber treten soll, und erklären uns als den Centralpunkt der mittelslavischen Bewegung. Daß das westslavische Kaiserthum zufällig in die Grenzen von Oestreich hineinfällt, hat nichts zu sagen. Die nichtslavischen Völker in Oestreich — hier ein paar Millionen Deutsche, dort ein paar Millionen Magyaren, werden incorporirt, neutralisirt, und zu dem berühmten Bollwerk „gegen Rußland" verwendet werden.

Alles dies ist kein Scherz. Der Deutsche in Prag hört diese erstaunlichen Prophezeihungen zu oft, als daß er an dem Ernst der Propheten zweifeln könnte, und damit jeder Zweifel vollends weiche, ist die slavische Constituante für den 31. dieses Monats ausgeschrieben. Um nicht an das „Parlament" zu erinnern, das occidentalischen Ursprungs ist, wird der Congreß Slovanska lipa „die slavische Linde" heißen. Der sie gepflanzt hat, ist Herr Ljudevit Stur, ihre andern Wärter und Wächter sind alle czechischen Sommitäten. Unter dem Schatten der Linde sollen sich Vertreter aller slavischen Stämme, auch der außerhalb Oestreichs wohnenden einfinden. Die weisesten unter den Hanaken, die gerechtesten unter den Wasserpolaken, die liberalsten Bosnier und Montenegriner werden da zusammen kommen. Die pelzverbrämten Zipfelmützen, die sich in Prag wie Pilze vermehren und ein so rührendes Heimweh nach dem asiatischen Osten aussprechen, werden sich dabei in außerordentlicher Mannigfaltigkeit von Schnitt und Farbe zeigen. Die panslavischen Farben, jetzt schon häufig in Prag, werden jede Brust zieren. Man wird Hunderte von Menschen sehen, die wie Drahtbinder und Hunderte, welche wie Leinwandhändler angezogen sein werden. Es werden die gesinnungsvollsten Slovaken und die gelehrtesten Croaten sein.

Der slavische Congreß hat seine Gesichtspunkte bereits durch die Presse kundgegeben. Er besteht vor allem andern auf der Souveränität und Integrität Oestreichs. Die Monarchie soll unzerrissen und unzertheilt bleiben wie ein Schlauch, um lauter Slaven hineinfüllen zu können. Die schwarz-gelbe Gesinnung ist der Grundzug jedes Oestreichers. Wer nicht von dem vorwiegend slavischen Reichstag in Wien, sondern von Frankfurt aus regiert werden will, wer von den Souveränitätsrechten Oestreichs ein Jota opfern will, ist ein Hoch- und Landesverräther. Die Deutschen in Oestreich von den übrigen Deutschen abschneiden, das ist die große Mission der jetzigen slavischen Politiker. Dann wird es vielleicht möglich, sie einst im Slavismus zu ersticken. Laßt nur erst den jungen Thronerben Franz Joseph in Prag residiren, gebt ihm die Swor-

noſt zur Leibgarde und Herrn Franz Palacky zum Premierminiſter, und wir werden — was heute paradox ſcheint — nicht mehr ſo ganz ungereimt finden.

Der zweite Hauptpunkt der ſlaviſchen Erklärung iſt das Verſprechen, keine nichtſlaviſche Nationalität Oeſtreichs beeinträchtigen zu wollen. Der Deutſche oder Magyare in Oeſtreich ſoll ſeine Sprache und Nationalität bewahren dürfen, trotz der ſlaviſchen Majorität. Das iſt ſehr gütig von den Czechomanen. Daß kein Deutſcher gezwungen werden ſoll, die Gedichte von Pater Wenzeslav Stulc und dem Baron Villani zu leſen, iſt ſchon viel. Aber laßt nur einmal Oeſtreich wirklich als ſlaviſches Reich daſtehn, dann werden die Panſlaven mit der deutſchen Minderzahl dieſelbe Sprache führen, die jetzt die Czechomanen mit der deutſchen Minderzahl in ihrem Lande ſprechen. Sie werden Fremde, Eindringlinge ſein, die nicht das Recht der freien Meinung, des freien Worts verdienen.

Es liegt nicht in unſerer Abſicht, hier ernſthaft zu werden. Das ſlaviſche Parlament, dieſer Gegenkönig des deutſchen, erſcheint uns noch in einem komiſchen Lichte. Als der Teufel der ſiegreichen Ausbreitung des Chriſtenthums eine lange Zeit zugeſehn hatte, kam er auch auf den Gedanken, ſich wie der liebe Gott einen Sohn zu zeugen, um dieſen zu ſtürzen. Es kam der Zauberer Merlin zur Welt. Aber das Zeugen dieſes Sohnes war das Leichteſte bei der ganzen Sache; da Merlin als Gegenkönig des lieben Gottes auftreten ſollte, erwies es ſich, daß er nicht aus dem rechten Stoffe geſchaffen war und ich glaube nicht, daß er der Weltentwickelung einen großen Abbruch gethan. So wird es auch mit dem Antichriſt des deutſchen Parlaments ſein.

C. T.

---

## Aus Paris.

Die erſten Arbeiten der National-Verſammlung. — Der Präſident. — Die neue Regierung, das neue Miniſterium. — Louis Blanc und das Arbeiter-Miniſterium.

Die Nationalverſammlung hat durch das Reſultat ihrer Präſidentenwahl ſogleich ihre Farbe gezeigt, in deren Zuſammenſtellung das ſchreiende Roth durch das zahmſte Weiß verblaßte. Buchez, Präſident, und Trélat geſchlagen, heißt ſo viel als den „National“ oben und die „Reform“ unten.

Bei weitem charakteriſtiſcher noch iſt die Reihenfolge, in welcher man die regierende Fünfer-Commiſſion gewählt hat: Arago, Garnier Pagés, Marie, Lamartine, Ledru-Rollin. Der Mann, den zehn Departements zum Repräſentanten ernennen, der vorletzte bei dieſer neuen Combination! Dieſer Krähenzug durch die Region des Adlers verdient näher beſchrieben zu werden! Die Herren ſetzen ſich wie Tartuffe die Mütze feſt in's Geſicht, ſtemmen den Arm unter und ſagen: jetzt ſind wir Herren im Hauſe. Wie Molière das kannte! — Das Volk hat ihnen ſein Haus geöffnet, ihnen ſein Zutrauen, ſeine liebe Tochter verſprochen, um das Kind der Freiheit zeugen zu laſſen; aber ſie liebäugeln mit der ziemlich aus der Mode gekommenen Mama, und als ob ſie ſich an dem Geſchlecht deſſen, der ſie in einem unvergänglichen Prototyp ſo meiſterhaft zu zeichnen verſtand, rächen wollten, ſchieben ſie den erſten Dichter Frankreichs, dem die Nation die Palme und den Lorbeer zugleich reicht, neidiſch in die Ecke ihres Planes. Lamartine hat, eingedenk des Feuerrohrs und der Piken, die von dem Stadthauſe gegen ihn gerichtet waren, als er die rothe Fahne verwarf, und in Erwägung der von der ultra-

republikaniſchen Partei ſo ſchwer bedrohten Situation, Ledru-Rollins Beibehaltung verlangt; dafür ſollte er nun beſtraft werden und nur um eine Stufe höher ſtehen, als ſein ultra-radikaler Freund. Lamartine hat eben ſo edel als die Mehrzahl der Repräſentanten Frankreichs kleinlich gehandelt.

Die Fünfer-Regierung ernannte nun vorgeſtern das neue Miniſterium. Wieder iſt es die gemäßigte Partei und wieder die des National, die in ihm die erſte Rolle ſpielt. Baſtide, ehemaliger Redacteur des National, iſt Miniſter des Auswärtigen; Recurt, bisher Adjunct des Maire von Paris (Marraſt), Miniſter des Innern; letzterer, ehemaliger Redacteur des National, bleibt Maire von Paris; Duchoc, Redacteur des National, Finanzminiſter; Cremieux bleibt am Departement der Juſtiz; Carnot an dem des Unterrichts; Bethmont iſt Miniſter im neu geſchaffenen Cultus-Departement. Von der radicalen Partei iſt Flocon Handelsminiſter, Jules Favre Unterſtaatsſecretär des Auswärtigen, Carteret Unterſtaatsſecretär des Innern, Jean Reynaud Unterſtaatsſecretär des Unterrichts und Trelat Miniſter der öffentlichen Bauten. Wohin man den interimiſtiſchen Kriegsminiſter Charras und den Marineminiſter Caſy zu rechnen habe, weiß man noch nicht genau. In Paris hält man die Zuſammenſtellung des neuen Miniſteriums im Allgemeinen für keine glückliche und in den radicalen Clubs iſt die Oppoſition gegen daſſelbe allgemein. Man hat Anfangs Marraſt zum Miniſter des Innern machen und auch Pagnerre ein Portefeuille geben wollen, aber gegen den erſteren Vorſchlag hat ſich Ledru-Rollin, der ihn gradezu für reactionär anſah, widerſetzt. Pagnerre iſt General-Secretär der Regierung geblieben.

Louis Blanc hat wegen des Schadens, den ſeine Experimente oder eigentlich nur ſeine Ideen angerichtet haben, in der Nationalverſammlung eine Art von Hohn gegen ſich hervorgerufen. Auch dies iſt ein Mißgriff, und vielleicht ebenſo die Verwerfung des Antrages auf ein Arbeiterminiſterium. Man muß bei der Würdigung dieſer Thatſachen die Situation Frankreichs nie aus den Augen verlieren, und dieſe iſt nun einmal der Art, daß ein entſchiedenes Ausſchließen revolutionärer Maßregeln dem Lande keineswegs zum Heile gereichen kann. Die Herren werden nothwendigerweiſe viel thun müſſen, um den Verdacht, es nur auf einen Perſonenwechſel zu ihren Gunſten abgeſehen zu haben, zu Schanden machen zu können. Oder ſoll etwa das allgemeine Votum die große Erbſchaft der Revolution ſein? Wenn nichts oder wenig geſchehen ſoll, wenn nur ein Namenswechſel von Monarchie und Republik ſtattgefunden hat, dann iſt überhaupt ſchon zu viel geſchehen; denn nie wird Frankreich mit unbedingter Preßfreiheit und Aſſociationsrecht zur Ruhe kommen, wenn ſeine Regierung und der dieſe controlirende, geſetzgebende Körper, nicht verhältnißmäßig fortſchreitet. Man hätte alsdann nur die Elemente losgelaſſen und den Damm nicht geöffnet: das könnte nur eine Ueberſchwemmung geben, und dieſe iſt, wie man weiß, gefährlicher als der offene Ozean, deſſen väterlichem Rücken man das Staatsſchiff ſchon eher vertrauen darf. Aber das wühlende, reißende Element im Bette der Cultur, kann nur zerſtörend ſein, und wer weiß wie viel in die Arche, die dann nur von der Großmuth des Pöbels beſtehen wird, gerettet werden kann.

„Haltet die Uhr nur an und denkt, nun wird es nicht Abend!"
„Stand die Zeit ſchon ſtill, weil ihr Weiſer es that?"

Den 13. Mai. Dr. F. S. B.

## Ein Curioſum.

Vor einigen Wochen trat im Leipziger Tageblatt ein Dr. Emil Ferdinand Vogel ganz bitterböſe auf gegen jenes Urvolk geborner Betrüger, die man Juden nennt, war aber doch ſo großmüthig, die Emancipation derſelben „anbahnen“ zu wollen, indem er vorſchlug, allen getauften und chriſtlich erzogenen Kindern jüdiſcher Eltern das volle Staatsbürgerrecht zu gewähren! Das iſt im Grunde weniger als den Juden vom 1. bis zum 19. Jahrhundert p. Ch. gewährt war, denn bisher wird ſelbſt ein nach allen Regeln der Heraldik beſchnittener Jude durch die Taufe emancipirt, auch wenn er das Weihwaſſer erſt im Schwabenalter bekommt. Wir achteten weiter nicht auf das Curioſum, bis wir hörten, daß es in Sachſen noch eine ſtarke Partei von Vogelianern gebe. Zum Theil mag ſie von ehrlichen religiöſen Scrupeln geleitet ſein, denn die Begriffe von Glaubensfreiheit, durch welche die Aufgeklärten gewöhnlich ſich auszeichnen, leiden nicht an übertriebener Klarheit. So erinnern wir uns, zu Anfang der Revolution ſächſiſche Stimmen gehört zu haben, die vom Hof in Dresden die Bekehrung zum Proteſtantismus verlangen wollten, — im Namen der Glaubensfreiheit, Aufklärung u. ſ. w. Zum größern Theil aber geht ſie, in Bezug auf die Juden, mehr von der Rückſicht auf Moſes und die Propheten, d. h. Thaler, Groſchen und Pfennige, als auf Jeſus Chriſtus und Martin Luther aus.

Obwohl die bekannteſten Volksmänner, Todt, Oberländer, Braun, Biedermann und Blum von jeher nichts weniger als Judenfreſſer waren, ſoll doch die Vogelianerpartei ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln, das alte chriſtlich-merkantiliſche Princip vor der Gleichmachungsſucht der großen deutſchen Revolution retten zu können. Einer der geachtetſten und beliebteſten Bürger von Leipzig, Herr Düfour, iſt bei der Wahlmännerwahl durchgefallen, blos weil er ſo unbeſonnen war, ſich für die Emancipation der Juden auszuſprechen. Leider wird dieſer Triumph keinen Einfluß auf die Beſchlüſſe des deutſchen Parlaments in Frankfurt haben, denn unter den gewählten Abgeordneten ſowohl aus Preußen, wie aus andern Staaten, befinden ſich drei, vier, wenn nicht gar ein Halbdutzend Männer, die weder getauft noch chriſtlich erzogen ſind. Durch dieſen Gewaltſtreich iſt die Frage entſchieden, ehe ſie zur Discuſſion kam. Juden ſitzen unter den Geſetzgebern Deutſchlands, Juden arbeiten mit an der Nationalverfaſſung! Die Vogelianer in Leipzig ſollen nun eine ungeheure Demonſtration beſchloſſen haben; ſie wollen keinen Juden mehr zur Meſſe laſſen, ja die Meſſe ſelbſt in eine nichtſächſiſche Stadt verbannen und ſollte Leipzigs Handel dadurch den Todesſtoß erleiden. Sie wollen zeigen, daß ihnen das Princip höher gilt als irdiſcher Vortheil. Noch furchtbarer ſoll die Aufregung in Chemnitz ſein. Die deutſche Nation, ſagt man dort, hat ſich einen unauslöſchlichen Schimpf angethan und wenn das Parlament nicht die unglückſeligen Judenwahlen gleich bei ſeiner Eröffnung annullirt, ſo wird ſich Chemnitz von Deutſchland losreißen!

— nn.

---

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Inter. Redacteure: J. Kaufmann u. Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

# Deutsche Bewaffnung zur See.

Auf Ihre Fragen über Kriegsschifffahrt gebe ich Ihnen vorläufig einige schnelle Notizen.

Die Vertheidigung einer Flußeinfahrt oder eines Hafens, so wie die Durchbrechung einer engern Blokade oder deren Verhinderung durch bewaffnete Kauffahrer, namentlich wo diese durch Küstenbatterien unterstützt werden, ist allerdings möglich, selbst großen Kriegsschiffen gegenüber, weil große Kriegsschiffe 18—20 Fuß Wassertiefe bedürfen, unsere mächtigsten Kauffahrer aber vermöge ihrer flachen Bauart auch in seichterem Wasser gehen. Einige gut postirte Schiffscaronaden vermögen unter diesen Umständen auch einem starken Feind gefährlich zu werden. Sobald aber die Vortheile des seichteren Wassers und guter Position von dem armirten Kauffahrer aufgegeben und ein Angriff auf das blokirende Kriegsschiff, Fregatte oder größere Corvette, gemacht wird, ist im Allgemeinen ein günstiger Erfolg nicht zu erwarten. Ein Entern durch Böte ist unmöglich, wo der wachsame Gegner die Vortheile offener See und eine Spur von Wind für seine Segel hat.

Man kann jedes Handelsfahrzeug bewaffnen. Die Kauffahrer der indischen Gewässer z. B. kämpfen oft mit Erfolg gegen die malaiischen Seeräuber. Die Schiffe der ostindischen Compagnie sind selbst für reguläre Kriegsschiffe von kleinerem Bau gefährliche Gegner. Ganz anders stellt sich das Verhältniß bei einem Zusammentreffen mit schwereren Kriegsschiffen. Die deutsche Handelsflotte wird wenig Schiffe aufzuweisen haben, welche schwereres Geschütz als Zwölfpfünder zu führen im Stande sind; die Planken derselben sind dünn und von einfacher Fügung, während die Planken der Kriegsschiffe von doppelten fest ausgepolsterten Bohlen gebaut und bei Linienschiffen und Fregatten oft drei bis vier Schuh dick sind. Eine zwölfpfündige Kugel klopft an solche Seiten nur unsanft an, selbst 48 Pfünder schlagen nur ein manierliches Loch, wogegen sich Rath schaffen läßt, während ein Handelsschiff durch drei Ladungen einer Caronade kampfunfähig gemacht wird. Der Hauptnachtheil der Kauffahrer aber liegt in ihrem Bau und ist jedem Laien sichtbar; dick und flach construirt sind sie, unbehilflicher im Wenden und Segeln, also ungeschickt zur Deckung und zum Angriff.

Am besten läßt sich der Versuch der Bewaffnung bei unseren Dampfschiffen machen, weil sie schneller wenden und manövriren, als selbst eine Fregatte. Vollkommen zweckmäßig wird aber die Armirung nur dann, wenn der Dampfer stark genug gebaut ist, um vorn und hinten eine 80pfündige Bombarde zu führen. Damit ist jede Fregatte im Schach zu halten, weil sie vernichtet werden kann, bevor sie in Schußweite kommt. Freilich sind unsere Dampfer, mit Ausnahme des preußischen „Adlers," dafür zu schwach, auch nimmt auf ihnen der Maschinenkasten zu viel Raum ein. Die Amerikaner dagegen, praktische Leute, haben schon längst einen großen Theil ihrer Dampfschiffe für solche Armirung eingerichtet.

Die Bewaffnung eines Kauffahrers oder Dampfschiffes, vorausgesetzt, daß Kanonen, Anker und Ketten, nöthige Takellage u. s. w. vorräthig sind, kann nicht lange aufhalten. Die größte Schwierigkeit werden wir darin finden, unsere Matrosen schnell für den Marinedienst einzuüben, denn etwa die Eleven der Corvette Amazone ausgenommen, haben wir keine Offiziere, die den Dienst einüben können, ja wir haben selbst kein deutsches Commando. Die östreichischen Seeoffiziere commandiren italienisch, auf den Kauffahrern der Nord- und Ostsee wird das für den Kriegsdienst bei weitem nicht ausreichende Commando in platter Sprache gegeben.

Ueber die Kosten eines Kriegsschiffes noch einige Bemerkungen.

Eine Fregatte von 60 Kanonen, d. h. 26 langen 18pfündigen Caronaden
26 ditto 12pfündigen Caronaden
8 Haubitzen

kostet fertig in England 60,000 Pfd. St. Man rechnet dort bei Kriegsschiffen 1000 Pfd. St. auf je eine Kanone. Bei uns würden sich die Kosten etwas geringer stellen, da erstens der Arbeitslohn niedriger ist (in England 5 Sch. oder 1 Thlr. 20 Sgr. pro Tag), zweitens auch das Material, namentlich Eichenholz, aus Mecklenburg und Schleswig-Holstein billiger sein würde. Unsere Eisengießereien müßten wir zum Caronadengießen einrichten, auch unsere Ankerschmieden müßten auf größeren Fuß gebracht werden, um die mächtigen Anker von 16 bis 18 Fuß Länge und 70 bis 80 Centner Schwere zu fabriziren.

Zur Bedienung einer Schiffskanone mit Kugeln von

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 3 | Pfunden | braucht | man | 3 | Mann |
| 6 | „ | „ | „ | 5 | „ |
| 12 | „ | „ | „ | 9 | „ |
| 18 | „ | „ | „ | 11 | „ |
| 24 | „ | „ | „ | 13 | „ |
| 36 | „ | „ | „ | 15 | „ |

Ein Schiff von 60 Kanonen fordert mindestens 600 Mann Besatzung.

Die in No. 19. der Grenzboten erwähnte russische Dampffregatte „Kamtschatka," ein Schiff größten Kalibers, welches 96 Pfünder und 64 Pfünder führt,

kostet der russischen Regierung seefertig bei der Ankunft in Kronstadt nicht ganz 600,000 Dollar. Ihr Erbauer, der russische Oberst-Capitän S. ist übrigens, nebenbei bemerkt, kein Mecklenburger, sondern ein Finnländer.

Schwere Kriegsschiffe von 18 bis 20 Fuß Tiefe kann man in Hamburg und Bremen wegen der Seichtheit des Hafens nicht bauen. Die Ostseehäfen Kiel und Eckernförde sind ihrer Lage und Tiefe wegen dazu anzurathen.

Vielleicht werden diese flüchtigen Andeutungen dazu dienen, das Mißliche einer *schnellen* Bewaffnung unserer Kauffahrteischiffe hervorzuheben. Es ist in Zeiten der Noth gut, wenn man sich keinen sanguinischen Hoffnungen hingibt. *Die* Seekraft, welche nöthig ist, um unsere Häfen gegen einzelne Kriegsschiffe zu vertheidigen, vermögen wir wohl aufzuwenden, wenn uns einige Monate dazu bleiben. Wir haben aber Hoffnung, daß in Bezug auf Dänemark dies für den Augenblick unnöthig und das Ende dieses seltsamen Kriegszustandes nahe ist. Ueber das Interesse aber, welches die öffentliche Meinung jetzt für unsere Seeverhältnisse hat, wollen wir uns in sofern freuen, als es, auf praktischen Weg geleitet, dazu dienen kann, uns allmälig eine gesunde, unseren Verhältnissen angemessene Marine-Kraft zu geben. Was wir in den ersten Jahren erreichen können, ist:

1) Eine Befestigung unserer Häfen durch starke Küstenbatterien und Kanonenböte.

2) Bau von etwa zwei Kriegsschiffen, einer Fregatte und einer *großen* Corvette, welche eine Pflanzschule abgeben sollen für Offiziere und Kriegsmatrosen.

3) Ein Zuschuß aus Staatsmitteln für die Privatleute und Compagnien, welche Dampfschiffe zum Packetdienst oder andern Handelszwecken bauen, unter der Bedingung, daß dieselben mit Rücksicht auf die Bewaffnung im Falle eines Krieges construirt werden.

4) Depots für die Aufbewahrung des nöthigen Materials in den betreffenden Häfen.

Hoffen wir, daß die in wenig Tagen zusammentretende Commission dazu beitrage, die erwachte Seelust der Deutschen auf verständige Weise zu leiten. Zuletzt soll nicht vergessen werden, daß Preußen, dessen frühere Regierung auch ihrer Seerüstungen wegen so häufig bespöttelt wurde, der einzige Staat war, der etwas Wesentliches für eine deutsche Bewaffnung der Nord- und Ostsee gethan hat.

G. K.

---

# Hamburgiſche Zuſtände.

Im Mai 1848.

Was die Hamburger gefürchtet, was ihnen ſchon ſeit Wochen als ein drohendes Geſpenſt vorgeſchwebt hat: die Blokade der Elbe; was man um jeden Preis zu vermeiden wünſchte, iſt trotz aller dagegen angewandten Mittel und Mittelchen eingetroffen. Seitdem begegnet man nur noch trüben Mienen, hört nur noch Klagen und mitunter auch Verwünſchungen gegen diejenigen, die man als die Urheber dieſes Unheils betrachtet und mit dem Namen der „Schreier“ belegt, der Jedem ertheilt wird, der höhere Intereſſen, als die des Geldſackes vertritt. Von dem Strohfeuer des augenblicklichen Enthuſiasmus für eine kommende beſſere Zeit, für eine größere Freiheit für Alle, für beſſere Staatsverwaltung und Geſetzgebung und gleiche Berechtigung Aller zum Glück und Wohlleben, iſt auch nicht ein Funke mehr lebendig geblieben, und man ſeufzt, daß es ſo weit kommen mußte, wie es kam. Wir möchten allen Reactionären den Rath ertheilen, zu uns zu kommen, um ſich recht behaglich zu fühlen, und begreifen nicht, weshalb ein Louis Philipp, ein Metternich u. ſ. w. uns nicht den Vorzug vor dem freien England gegeben hat. Hier hätten ſie kein Einwerfen der Fenſter, hier weder Vorwürfe noch Schimpfreden zu fürchten gehabt und ſie würde man nicht ausgewieſen haben, wie man es vor Kurzem noch erſt bei einigen mißbeliebten jungen Schriftſtellern that. Denn ſo weit ſind wir ſchon wieder zurückgegangen, daß wir, dem übrigen Deutſchland zum Hohne, ſo etwas wagen dürfen, ohne zu fürchten, Aufruhr zu erregen. Uns iſt der vor Kurzem durch die gewaltigen Bewegungen im übrigen Vaterlande vor Schreck abgefallene Zopf ſchon mächtig wieder angewachſen; mit jedem Tage wird die Sehnſucht nach der „lieben alten Zeit,“ die uns nicht nur Brot, ſondern auch Auſtern, Champagner und was dazu gehört, in Fülle gab, lauter ausgeſprochen und das nun Abgeſtorbene zurückgewünſcht. Wie man es wohl bei Todten zu machen pflegt, denen man, ſo wie ſie ſtarr und machtlos daliegen, alle Sünden zu vergeben und nur noch der etwaigen guten Eigenſchaften zu gedenken pflegt; ganz eben ſo machen es die Hamburger mit ihrer alten Verfaſſung, ſo viele Verwünſchungen, und zwar mit Recht, man früher auch gegen dieſelbe ausgeſprochen. Freilich entbehrten unſere Kaufleute, die reine Geſchäfts- und Genußmenſchen und keiner Begeiſterung für das Höhere fähig

ſind, die keine Bedürfniſſe, als die Befriedigung rein phyſiſcher haben, in der That auch nichts bei den alten, längſt verfaulten Zuſtänden. Auch lag der Druck auf ihnen nicht, ſondern vielmehr nur auf den höchſten und niedrigſten Schichten der menſchlichen Geſellſchaft, indem die erſtern unerträgliche moraliſche, die letztern phyſiſche Leiden zu erdulden hatten. Eben deshalb wurden auch ſie die Träger der Revolution, ſtrebten auch ſie allein nach einer für ſie nothwendigen Umgeſtaltung der Verhältniſſe. Freilich wurden dabei die in der Mitte ſtehenden Behaglichen, zu ihrem großen Leidweſen, mit in die allgemeine Bewegung hineingeriſſen; aber von einer wirklichen Begeiſterung war bei ihnen ſelbſt dann nicht die Rede, als es den Anſchein dazu hatte. Sie hatten ſeit Jahrhunderten, zugleich mit dem vom Vater auf den Sohn überkommenen Vermögen, nur materielle Bedürfniſſe geerbt und dem Moloch des Geldgewinns und Beſitzes willig jedes höhere Bedürfniß, jede edlere Regung zum Opfer gebracht. Mit Entſetzen ſahen ſie ſich daher in den Strudel der allgemeinen Bewegung hineingeriſſen, die ihnen keine größern Geldvortheile, wohl aber vielleicht pecuniäre Verluſte bringen konnte.

Daß Geiſt, Wort und Schrift geknechtet, daß der zur Freiheit geborene Menſch mit jedem Tage enger in die unerträglichen Schnürſtiefel einer Schnüffel- und Spionirpolizei gezwängt wurde, daß man im Vaterlande ſelbſt ſich nicht von einem Orte zum andern bewegen konnte, ohne den läſtigſten Plackereien ausgeſetzt zu ſein, daß man ſich an der Grenze jedes Duodezlandes erſt beſchnüffeln, ja wohl gar, gleich dem vom Metzger gekauften Vieh, betaſten laſſen mußte, daß man, um von einem deutſchen Gau in den andern überzuſiedeln, ſich ſelbſt beim beſten Rufe gleich einem Vagabunden mit einem Heimathſchein und andern theuren Papieren verſehen mußte, daß man, wenn dieſem oder jenem Polizeimenſchen der Schnitt der Naſe oder die Form des Mundes nicht gefiel, ſich ausweiſen laſſen mußte und man die Unverſchämtheit ſogar ſo weit trieb, daß es Verbannte gab, die man unter dieſem oder jenem Vorwande nicht dulden wollte, ſo daß ſie nothgedrungen das bittre Brot der Verbannung im Auslande eſſen mußten, dieſes Alles und noch viel mehr kümmerte unſere Kaufleute durchaus nicht, indem ſie ſich allen dieſen Plackereien nicht ausgeſetzt ſahen. Sie waren bei alledem reich geworden und ihre Söhne und Enkel konnten reich bleiben, wenn das ſo fortging; ſomit mußte jede Veränderung ihnen Furcht einflößen. Hatten ſie ſich doch nicht entblödet, ſelbſt von den größten Calamitäten, ja ſogar von der Hungerpeſt ihre Procente zu ziehen, indem ſie das Getreide immer höher hinauftrieben und dadurch Tauſende zum ſchauderhaften Hungertode verdammten, da doch Brot für Alle, ohne ihre fluchwürdige Speculation, dageweſen ſein würde.

Freilich gab es auch für dieſe Leute einen Augenblick des Mißvergnügens, ja ſogar des Schreckens; es war da, wo man ihnen mit Zahlen bewies, daß durch ſchlechten Staatshaushalt, durch Vergeudung der Staatseinkünfte, durch

nachläſſige oder gar verbrecheriſche Verwaltung des Staatsvermögens, die Stadt an den Rand des Abgrundes gebracht worden ſei und vielleicht ein Staatsbankrott in Ausſicht ſtehe, wenn noch länger ſo fortgewirthſchaftet würde. Man bewies ihnen, daß die immer ſtärker belaſteten Grundſtücke zugleich mit jedem Jahre an Werth verloren, weil die Armuth des Mittelſtandes auf eine wahrhaft erſchreckende Weiſe zunahm, folglich die theuern Miethen nicht mehr erſchwungen werden konnten. Man wies ihnen nach, auf wie unverantwortliche Weiſe Millionen rein verſchwendet worden waren, die ſie wieder herbeiſchaffen mußten; man bewies ihnen, daß einzelne einflußreiche oder begüterte Männer auf Koſten des Staats auf eine wahrhaft unverſchämte Weiſe bevorzugt worden, ja, daß man ſogar mit Staatsdomänen unverantwortlich umgegangen, indem man ſie ohne Einwilligung der Bürgerſchaft an ſolche Begünſtigte veräußert hatte, und da dieſes in ihren Beutel griff, entſtand der Wunſch nach einer gewiſſenhaftern Verwaltung auch in ihnen, ja, ſie begriffen ſogar die Nothwendigkeit einer Reform.

Aber auch nur auf dieſe Weiſe war ihnen beizukommen geweſen. Nachdem dieſes Alles und noch weit mehr ihnen bewieſen worden war, warfen ſie ſich in die Arme Derer, die den Muth und die Klugheit gehabt hatten, ihnen den Abgrund aufzudecken, an deſſen Rande ſie ſtanden. Sie ließen es ſich gern gefallen, daß höhere Intelligenzen ſich ihrer durch Schrift und Wort annahmen, daß ſie ihre materiellen Intereſſen, oft mit eigener Gefahr, verfochten; ſie hörten auf die Stimmen, die ihnen die Fehler der Verwaltung, die ſchreienden Mißgriffe der Behörden, den fehlerhaften, unzeitgemäßen Bau ihrer ſeitherigen Staatsverfaſſung nachwieſen und ſchwärmten gleichſam für die „Männer des Fortſchritts," für einen Baumeiſter, Wex u. ſ. w. Sie ergriffen zum Theil ſelbſt die Feder, um dieſe oder jene Unbill aufzudecken und dringend Abhilfe zu fordern; ja es zeigte ſich in den angeſetzten Bürgerverſammlungen ein Geiſt, der auf eine beſſere Zukunft ſchließen ließ.

So ſtanden die Sachen vor dem Ausbruch der dritten franzöſiſchen Revolution, die von den gewaltigſten Folgen für das geſammte Vaterland, mithin auch für Hamburg war. Wie überall, gab ſich auch hier der lange unterdrückte Unwille der untern Volksſchichten durch Crawalle kund; wie überall, erhob auch hier die Intelligenz kühner das Haupt, denn ihre Aufgabe war es, die Rolle der Vorkämpfer in dem beginnenden Rieſenkampfe zu übernehmen. Wie erſchracken aber die Beſitzenden, als ſie wahrnahmen, daß die Waffen dieſer Männer ſich jetzt auch gegen ſie richteten, als man auch von ihnen Opfer für das Gemeinwohl, als man das Aufgeben gewiſſer Vorrechte auch von ihnen forderte! So lange, als die Intelligenz nur in ihrem Intereſſe zu kämpfen ſchien, als ſie ſich gleichſam für dieſes aufopferte, hatte man die Männer des Fortſchrittes faſt vergöttert, ja es ſogar mit Bedauern geſehen, daß ſie wegen einiger freier Reden und Handlungen mit Freiheitsſtrafen belegt wurden.

Urplötzlich aber veränderte sich die Scene, als der hiesige Kaufmann mit Schrecken wahrnahm, daß diese eben noch vergötterten „Männer des Fortschritts" sich ein ganz anderes Ziel vorgesteckt hatten, als das, den Beutel der Besitzenden gegen noch größere Verluste zu bewahren; als sie kühn die Hand an die alte, völlig verfaulte Verfassung legten und mit Hilfe der aufgeregten Volksmasse die seitherigen völlig untauglichen Lenker des morschen Staatsschiffs über Bord zu werfen bemüht waren; als sie es unverhohlen aussprachen, daß für alle Klassen des Volks ein besserer Zustand herbeigeführt werden solle, nicht blos für den Grundbesitzer in Hamburg; als sich die gesammte Intelligenz um diese Träger einer bessern Zeit schaarte und diese Männer bald einen so festen Phalanx gegen das Veraltete bildeten, daß Senat, Oberalte, Sechziger u. s. w. auf ihren morschen Sitzen zitterten.

Der Schlag, welcher den Perrücken versetzt wurde, war ein so fürchterlicher, daß eine völlige Betäubung die Folge davon war. Man zitterte für seine seitherige lukrative Stellung, für seine Einkünfte, ja für sein Leben sogar, und um so mehr, da die aufgeregte Pöbelmasse seinem Haß gegen dieses oder jenes Rathsmitglied durch ernste Demonstrationen und Drohungen Luft machte. Man sah sich zu Concessionen genöthigt, wenn man nicht Alles verlieren wollte. Das erste Zugeständniß, als erste Frucht der gewaltigen Furcht aber nur zu betrachten, war die Freigebung der Presse, die eben zuvor noch in einem fast unglaublichen Grade im „freien Hamburg" geknechtet gewesen war, und andere Concessionen mußten dieser folgen, weil Despotie bei einer freien Presse nicht mehr möglich ist. Der bis dahin fast allmächtige Senat dankte gleichsam ab und legte seine Gewalt, zugleich mit dem Vorschlage zu einer neuen, zeitgemäßern Verfassung in die Hände einer Anzahl von Bürgern, denen auch von seiner Seite einige Mitglieder beigegeben wurden, mit deren Wahl der intelligente Theil des Publikums aber keineswegs zufrieden war und die als der erste Schritt zur Reaction, als ein neues Erheben des Hydrahauptes der Despotie betrachtet werden muß. Die Bürgerschaft hatte dagegen die Häupter der Opposition erwählt, und so wäre nicht eben viel zu befürchten gewesen, wenn man einig geblieben wäre. Bald aber sahen sich die Geldmenschen durch die gewaltigen Vorgänge im übrigen Deutschland, die das Fallen aller Staatspapiere, eine Stockung des Handels in ihrem Gefolge hatten, in ihren theuersten Interessen bedroht: sie verloren augenblicklich noch mehr Geld, als seither durch den schlechten Staatshaushalt, und, was sie fast eben so schwer traf: das von ihnen seither verachtete, geknechtete, in seinen heiligsten Rechten gekränkte Volk erhob ihnen gegenüber laut seine Stimme.

Jetzt hörte man in den Kreisen der Geldaristokratie die Befürchtung aussprechen: man werde einer Pöbelherrschaft verfallen; man werde vielleicht gar arm werden, oder doch seinen seitherigen, allein auf den Besitz gestützten Einfluß einbüßen. Die freie Presse beleidigte überdies bald diesen, bald jenen seitherigen

Matador; alte und neue Sünden wurden zur Sprache gebracht; alle faulen Schäden des frühern Regiments aufgedeckt; eine Menge Unrechtfertigkeiten wurden nachgewiesen u. s. w. Alles dieses, weil es den Reichen oft schmerzlich mit betroffen hatte, würde man gern gesehen haben, wenn nur nicht die Staatspapiere gefallen wären, der Handel nicht dabei gelitten hätte; allein eine Freiheit, die solche Verluste in ihrem Gefolge hatte, konnte unmöglich nach dem Geschmack der Kaufleute sein und somit die Sehnsucht nach der „guten alten Zeit" nicht lange mehr ausbleiben.

Mit dieser Sehnsucht zugleich entwickelte sich ein ungemessener Haß gegen die Träger der neuen Ideen: sie sollten jetzt das ganze Unglück verschuldet, es durch ihre „neumodischen wühlerischen Tendenzen" aus dem Abgrunde der Hölle heraufbeschworen haben, und so wünschte man sie zu allen Teufeln, sah sie als offenbare Feinde an und glaubte sich gegen sie als solche jeglicher auch der niedrigsten Hilfsmittel bedienen zu dürfen, um sie wo möglich wieder zu beseitigen. Als eins der wirksamsten wurde die Verdächtigung ihres Charakters und ihrer Absichten angesehen: so wurden sie durch Schrift und Rede gleichsam unterminirt. Da sie natürlich gegen solche Niederträchtigkeiten muthig ankämpften, wurde ihnen ein Spitzname beigelegt und man nannte sie nur noch „die Schreier."

Als es so weit gekommen war, erhob die Reaction schon kühner das Haupt. Man redete mit Bedauern von der Umgestaltung der Verfassung; man tadelte die, welche in Aussicht stand; man bekrittelte und benagte alle neuen Ideen; man ermunterte das talentlose Heer serviler Advokaten dazu, den frühern Einrichtungen das Wort zu reden, auf die Beibehaltung der seitherigen Regierungsform, als auf etwas sehr Wünschenswerthes, als auf Etwas hinzudeuten, „wobei man sich doch im Grunde ganz vortrefflich gestanden;" man schmähte die freie Presse und ging sogar so weit, in öffentlichen Blättern vor allen Dingen ein neues Preßgesetz zu verlangen! Keinem Wunsche wurde so schnell und bereitwillig Genüge geleistet, als diesem, nachdem ein erbärmliches Subject ihn, wahrscheinlich auf Bestellung, mit einer fast bewundernswerthen Frechheit ausgesprochen hatte. Unser de facto noch bestehender hochweiser Senat berief den ehemaligen Criminal-Actuar, den jetzt in Berlin bei der Eisenbahn angestellten Dr. Ascher, als allein seines Vertrauens würdig, zum Entwurfe eines Preßgesetzes hieher, und der sonst durchaus brave und unbescholtene, zugleich aber reactionäre und keineswegs auf der Höhe der Zeit stehende Mann, entsprach den in ihn gesetzten senatorlichen Hoffnungen im vollsten Maße, indem er ein criminalistisches Meisterstück lieferte. Freilich mußte er für die ihm ausgesetzten 4000 Thaler auch etwas Tüchtiges, dem Sinn und Geiste der Besteller Entsprechendes liefern und so bot er dem erstaunten Deutschlande ein Preßgesetz dar, mit dem ein Kaiser Nicolaus sich unbedingt einverstanden erklärt haben würde. Seines frühern Standes als Criminal-Actuar eingedenk, sollte jedes Preßvergehen, gleich einem Verbrechen, mit schwerer Geld-

oder Freiheitsstrafe gebüßt werden, so daß die Presse, wäre dieses Gesetz durchgegangen, noch weit mehr als früher schon geknechtet worden wäre. Freilich zog der Herr Criminal-Actuar einige Buchhändler und Buchdrucker zu Rath, aber nur zum Scheine, denn er hörte nicht auf ihre Einwendungen. Zum Glück fiel diese vortreffliche Criminalarbeit durch die bekannten Beschlüsse über die deutsche Presse zu Frankfurt in's Wasser und von der uns von Seiten Hochweisen Senats zugedachten Beglückung bleibt uns keine andere übrig, als die dem Herrn Dr. Ascher vielleicht lebenslänglich 10,000 Mark für die gehabte vergebliche Mühe zahlen zu müssen, da er, um dem in ihn gesetzten Vertrauen der Reactionäre entsprechen zu können, seine lucrative Stellung in Berlin aufgeben mußte. Fälle der Art kämen hier früher so oft vor, daß sich über diese wahnsinnige Geldverschleuderung kein Mensch wundert; ja sie wird nicht einmal besprochen!

Nachdem nun der erste Schritt zur Reaction gewagt, und allein von der Presse, nicht von der Masse, gezüchtigt worden, erhoben sich die Reactionären schon kühner und glaubten mit Recht, weiter gehen zu dürfen. Auch der bereits wie todt am Boden liegende Senat mit seinen Anhängseln, den Collegien, erwachte zu neuem Leben, zu neuer Wirksamkeit, und um einen Beweis von dem ihm innewohnenden Muthe zu geben, decretirte er die Ausweisung dreier Schriftsteller, die kein anderes Verbrechen begangen, denn das, im Geiste des Fortschritts gedacht und geschrieben zu haben. Unter diesen Ausgewiesenen befindet sich ein Bürger der freien Nordamerikanischen Staaten, des Landes, wohin Europa Hunderttausende von Auswanderern gesandt hat und senden wird, und die dort als Brüder aufgenommen wurden! Auch haben die drei Betroffenen beim deutschen Parlament Klage über die vom Hamburger Senate gegen sie verfügte Maßregel geführt und werden sicher eine eclatante Satisfaction erhalten.

So weit es überhaupt jetzt noch möglich ist, werden Schriftsteller und Presse hier noch immer auf's Aeußerste verfolgt und es kommen dabei die schreiendsten Ungerechtigkeiten an den Tag. Das wirksamste Mittel, mißliebige Zeitschriften zu unterdrücken, war früher die Auferlegung des Stempels, welche um so schwerer und vernichtender traf, da man die servilen Blätter damit verschonte, wodurch sie wohlfeiler und auch öfter geliefert werden, folglich die Concurrenz siegreich bestehen konnten. Eine solche Maßregel ergriff man in den letzten Tagen auch gegen den wieder aufgelebten, allerdings für die Reactionären höchst unbequemen „Mephistopheles" des Herrn M. Marr. Man glaubte dieses mißliebige Blatt durch den demselben auferlegten Stempel zu unterdrücken; allein Herr Marr schlug den weisen Herren ein Schnippchen, indem er den Druck und Verlag seines „Mephistopheles" nach dem nur eine halbe Stunde von Hamburg entfernten holsteinischen Flecken Wandsbeck verlegte, von wo aus er nun mit verdoppelter Kraft seine Blitze gegen die Reaction schleudert. Man hat also durch die getroffene

unkluge Maßregel grade das Gegentheil von dem bewirkt, was man erreichen wollte.

Wenn nun alles vorstehend Angeführte dem Gros der hiesigen Bevölkerung zur Schmach gereicht, indem es zur Genüge darthut, wie weit wir noch hinter der Zeit und deren Anforderungen zurück sind, so dürfte uns doch die für das deutsche Parlament getroffene Wahl, mit Ausnahme der des intelligenten Dr. Heckscher, noch tiefer in den Augen des übrigen Deutschlands herabsetzen. Wir glauben vorausschicken zu müssen, daß die beiden Miterwählten, die Herren Roß und Merck, in ihrem Privatleben als durchaus ehrenhafte, ja sogar als edle Männer, die mit Recht des besten Rufes genießen, dastehen. Allein es kam weniger darauf an, bürgerlich Unbescholtene, denn wirkliche geistige Capacitäten nach Frankfurt zu senden und in dieser Hinsicht ist die Wahl als durchaus verfehlt zu betrachten. Schwerlich wird dem Vaterlande durch diese Abgeordneten irgend ein Heil erblühen; schwerlich werden sie auch dem übrigen Deutschland einen Beweis liefern, daß man uns verleumdete, wenn man uns in intellectueller Hinsicht recht tief stellte.

Und um uns auf solche Weise zu blamiren, mußte man sogar seine Zuflucht zu unwürdigen Mitteln, zu den schmählichsten Wahlumtrieben nehmen! — Es stand bei den guten Hamburgern fest, daß keiner der sogenannten „Schreier," dagegen aber gewiß Männer von „guter Familie" in's Parlament sollten. Man sah sich also nach solchen, nicht nach Capacitäten, um und machte die Entdeckung, daß die beiden vorgenannten Herren die erste Bedingung im vollsten Maße erfüllten, da sie reich, folglich hier sehr angesehen waren. „Herr Merck hatte überdies," wie naiv genug in einer Empfehlung desselben zur Wahl in einem öffentlichen Blatte bemerkt wurde, „eine Frankfurterin zur Frau," wie hätte man da anstehen sollen, ihn nach Frankfurt zu senden, wo er so angenehme Tage im Schooße seiner Familie zubringen konnte? Ob man für die Wahl des Herrn Roß einen ähnlichen Grund geltend machen konnte, wissen wir nicht, wohl aber, daß man leicht eine bessere hätte treffen können.

Um einen Begriff von der Intelligenz unserer Abgeordneten zu geben, führen wir nur einen Passus aus der Rede des Herrn Merck an, die er als Wahlcandidat vor der versammelten, über dieselbe entzückte Börse hielt. „Er sei," sagte Herr Merck, „ein eifriger Freund des Freihandel-Systems und ein abgesagter Feind des Communismus und Socialismus, und werde beide mit allen ihm innewohnenden Kräften bekämpfen; ob er aber werde leisten können, was er hier seinen Mitbürgern verspräche, „das wisse Gott!" — Ob Herr Ernst Merck wohl einen Begriff vom Socialismus hat? Wir zweifeln sehr daran; aber trotz dieses Unsinns wurde seine Rede beklatscht, als ein Meisterstück der Beredsamkeit in den Himmel erhoben und in dieser Begeisterung Alles aufgeboten, um die Wahl eines Mannes zu sichern, der angelobt hatte: „die socialistischen Ideen" mit

allen ihm innewohnenden Kräften bekämpfen zu wollen!!!" — Welche Furcht wird sich der Socialisten bemächtigen, wenn ein solcher Kämpe gegen sie in die Schranken einreitet, zumal, da er sich in dem Herrn Dr. Soetbeer einen gleich tüchtigen Knappen mit nach Frankfurt genommen. Wenn die beiden Ritter auf dem Wege dahin nur nicht auf Windmühlen und Schafheerden gestoßen und gar mit verbognem Helm und zersplitterter Lanze daselbst angelangt sind!

Zu unserm Glücke haben wir aber einen Heckscher dort, der das geistige Element auf die würdigste Weise repräsentirt. Nur begreifen wir nicht, wie man dazu kam, diesen Mann, der doch als eins der Häupter der „Schreier" betrachtet werden muß, zum Parlament zu deputiren. Er ist Jude von Geburt, folglich, nach unsern Begriffen, keineswegs von „guter Familie;" es müssen also Gründe für seine Erwählung vorgewaltet haben, die wir nicht in Erfahrung bringen konnten, freilich wollte man auch einen Juristen in Frankfurt haben; aber wie viele Juristen aus „guter Familie" gibt es hier nicht! —

Herr Ernst Merck, der Anti-Socialist, hat aber vor seiner Abreise noch den Kummer erleben müssen, seine Macht in der Vaterstadt selbst Schiffbruch leiden zu sehen, indem das Institut des hiesigen Stadt-Theaters den Socialismus als Rettungsanker ergriffen hat und die Mitglieder desselben seit dem 1. Mai auf gemeinschaftliche Kosten spielen. Uns wundert, daß der Vater des Herrn Ernst Merck, ein allgewaltiger Mann und überdies Senator, seinem Sohne nicht dies Dementi durch ein Verbot des Vereins erspart hat.

Die mit einer eben so unnöthigen als unverständigen Eile betriebene Wahl hat nicht nur eine Menge Spottgedichte und Karrikaturen, sondern auch zugleich einen Protest von Seiten eines Theils der hiesigen Bevölkerung beim Bundestage hervorgerufen. Wenn wir es nun einestheils ganz recht finden, daß das Volk sich auf gesetzlichem Wege gegen jeden Versuch des Uebergriffs seiner Feinde bewahrt, so können wir es doch nur bedauern, daß die getroffene Maßregel zwei sonst in jeder Hinsicht brave und achtungswürdige Männer trifft, denen durchaus nichts als eine Selbstüberschätzung vorzuwerfen ist, der eben die Mittelmäßigkeit am häufigsten unterworfen und die weniger zu tadeln, als zu bedauern ist. Was aber die Karrikaturen und Spottgedichte anbelangt, so erklären wir uns entschieden gegen diesen wohlfeilen Witz, namentlich in so ernster bedeutungsvoller Zeit, wo es gilt mit ganz andern Waffen die Hydra des Despotismus zu bekämpfen und jeder Verständige es sich zur Pflicht machen sollte, das Volk auf eine ernste und würdige Weise über seine gerechten Ansprüche aufzuklären. Durch die Ergüsse der Satyre aber wird es nur erbittert.

Durch die so eben eingetroffene Nachricht von der Aufhebung der dänischen Blokade für neutrale Schiffe ist wieder Leben und Freudigkeit in die Gemüther unserer Kaufleute zurückgekehrt, denn nun wird man sich schon einzurichten wissen, wie man es früher bei der englischen Blokade zu thun wußte, die Viele sehr

reich gemacht hat, ja, von dem ſich manches coloſſale Vermögen herſchreibt. Wir verdanken das unbedingt den Engländern, die bei einer fortgeſetzten Blokade des für die dortige Handelswelt wichtigſten Stromes ſelbſt eine Revolution zu fürchten gehabt haben würden. Sieht es dort doch ſchon ohnehin bedenklich genug aus.

Indeß war das Schach, das eine ſo kleine Macht, wie die däniſche, dem geſammten Deutſchland bot, in der Hinſicht als ein Glück zu betrachten, daß es uns die Nothwendigkeit einer deutſchen Flotte recht ſchlagend zeigte. Denn, möchten wir auch durch Einigkeit noch ſo mächtig im Innern werden, ſo würden wir es doch niemals mit einer Macht aufnehmen können, die eine Seemacht mit der Landmacht vereinigte, indem unſere Küſten immer preisgegeben ſein würden. Was wäre z. B. jetzt aus Deutſchland geworden, wenn Rußland im Stande geweſen wäre, ſich mit Schweden, Norwegen und Dänemark gegen uns zu verbünden? — Alſo vor allen Dingen eine deutſche Flotte!

Der Eifer, der ſich hier für eine ſolche kund gab, ſo lange die Dänen die Elbe, die Aorta unſeres kleinen Staates, blokirten, wird jetzt wohl ſchnell wieder erkalten, da die Gefahr für Hamburg augenblicklich beſeitigt iſt, und diejenigen Patrioten, die in der erſten Aufwallung nicht nur Geld, ſondern ſogar Schiffe zum Behuf einer Flotte auf den Altar des Vaterlandes niederlegten, mögen ihre Voreiligkeit ſchon ſehr bedauern. Indeß, das Opfer iſt einmal gebracht und wird dem Geſammtvaterlande zu Gute kommen. Der Gedanke, eine wöchentliche Schillings- oder Groſchenſammlung in ganz Deutſchland zum Behuf der Erbauung einer deutſchen Flotte zu veranſtalten, ſcheint uns ein ſehr glücklicher zu ſein und wir wünſchen ihn möglichſt ſchnell in Ausführung gebracht zu ſehen. Wenn nur ein Achttheil der Geſammtbevölkerung wöchentlich einen Groſchen beiträgt, wird bald eine große Summe beiſammen ſein, und das, ohne irgend Jemand beſonders zu beläſtigen, was bei einer freiwilligen Gabe nicht der Fall ſein kann.

Ueber die Wirkſamkeit unſerer ſogenannten Reform-Deputation regnet es Angriffe, Karrikaturen und Spottgedichte, und wie uns ſcheint, nicht mit Unrecht. In ihm ſitzen zwar die bedeutendſten Intelligenzen unſeres kleinen Staates, aber neben vielen entſchiedenen Reactionsmännern, die der wohlweiſe Senat hinzugefügt hat. So wie die erſteren nun einen Schritt vorwärts thun wollen, hält der ihnen angehängte Ballaſt ſie zurück. Sie müſſen ſich abmühen, wie man es wohl im Traume thut, wo man ſich raſtlos bemüht, fertig zu werden und es nie wird. Auch erwarten wir nicht das geringſte von dieſer Deputation und werden uns keiner andern Segnungen zu erfreuen haben, als ſolcher, die uns direct vom deutſchen Parlamente kommen. Wir ſprechen daher hier den Wunſch aus, daß man die ſtarke Neigung zur Reaction im Norden in Frankfurt berückſichtigen und uns von dorther Segen zukommen laſſen möge.

Denn wie hier der craſſe Egoismus der Geldariſtokratie ſich dem Fortſchritte

mit nicht gering anzuſchlagender Gewalt entgegenſtemmt, ſo thut dies in Hannover, Braunſchweig, den beiden Mecklenburgen und Oldenburg der Geburtsadel in Verbindung mit den Fürſten und der noch nicht für die wahre Freiheit reifen Militärmacht. Die Herzogthümer Schleswig-Holſtein nehmen wir aus; dort hat von jeher ein anderer, ein beſſerer Sinn geherrſcht und thut es jetzt in der Begeiſterung des Kampfes gegen ein unerträgliches Joch doppelt. Auch ſteht die Geſammtbevölkerung dieſer beiden deutſchen Provinzen, durch die ihr ertheilte muſterhafte Schulbildung, auf einer vielleicht in Süddeutſchland kaum geahnten Höhe der Intelligenz. Ein ſchleswig-holſteiniſcher Bauer iſt ein Mann, mit dem ein Gelehrter ſich mit Vergnügen unterhalten kann. Er lieſt täglich ſeine Zeitungen und hat den Atlas neben ſich liegen, um darauf den Kriegsſchauplatz vor den Augen zu haben. Deutſchland hätte ſeine bravſten, intelligenteſten Brüder aufgeopfert, wenn es die Herzogthümer dem Dänen preisgegeben. Es iſt ein herrliches, kräftiges, mannhaftes und ernſtes Volk, und nirgends herrſchen wohl ſo Biederkeit und Sitte, als in dieſem norddeutſchen Winkel. Der Mecklenburger iſt dagegen ein rein materieller Menſch und man merkt es ihm an, daß er noch nicht vor gar langer Zeit der Hörigkeit entwachſen. Hat er nur gut zu eſſen und zu trinken, ſo kümmert er ſich um die höhern Güter wenig oder gar nicht. Hannover fühlt, trotz des ungeheuren Umſchwunges im Geſammtvaterlande, noch immer die eiſerne Hand ſeines Ernſt-Auguſt's auf ſeinem Nacken. Wie ſchwach das Volk iſt, hat es zur Genüge in dem Kampfe um ſeine Verfaſſung, dem Könige gegenüber, dargethan, und überdies ſeufzt es unter dem Joche einer unerträglichen Ariſtokratie, die, weil tiefer als irgend ſonſt wo eingewurzelt, ſchwer auszurotten ſein dürfte, zumal da alle Offizierſtellen von Adligen bekleidet werden.

M. T.

# Tirol und die östreichische Gesammtmonarchie.

Der große Staatsbau, die östreichische Monarchie wie er hieß, an dem unserem Lande der bescheidene Rang eines Wehrsteines zugewiesen war, ist erschüttert bis zum Sturze. Stück um Stück löset sich, bald liegen die Trümmer einzeln neben einander und der Grund, auf dem sie ruhen sollten, wird Niemand finden. Es hat sich herausgestellt, daß man ohne einen solchen gebaut hatte. Eine Dynastie und ein System, an andern Orten die Spitze des Gebäudes, nahm man zum Fundamente; Völker der verschiedensten Abstammung, Länder der entgegengesetztesten Stellung klammerte man aneinander durch eine centralisirende Polizei und Monopole und überkleisterte die Spalten mit der Tünche einer östreichischen Staatsgeschichte. Das Eisen der Klammern war rostig und der Anwurf ohne chemisches Gesetz gemischt. In wie weit die einzelnen Bestandtheile der Monarchie auf die Idee eines organischen Zusammenhanges eingegangen sind, zeigen uns die Begebnisse der letzten Monate. Italien sträubt sich mit jeder Faser gegen „Oestreich," — Ungarn regiert sich selbst in Pesth, der Czeche will seinen König nur als Slaven gelten lassen, Illyrien macht für sich Fronte, der Galizier zweifelt am alten Finis Poloniae. — Nur in Wien begehren noch einige Tausende nach dem Kaiserstaat, damit die „Kaiserstadt" im alten Liede nicht gestrichen werde; das Backhuhn des Praters muß gerettet werden statt des Doppeladlers. Wie viele der obgenannten Völkerschaften geneigt sind, die Nationalitäten der Dynastie willen aufzugeben, ist wohl nimmer die Frage. — Sie dürfte sich jetzt so stellen: Wie viele wollen noch die Dynastie trotz der erkannten, festerfaßten Nationalität? und mit der Hand am Herzen sind es etwa noch allein die Deutschen. Czechen und Magyaren haben neben der octroyirten Geschichte Oestreichs eine ältere Edition, aus der sie Haß und Rache lesen gegen das Haus — das sich Oestreich nennt. Dem System getreu hat man zwar auch in der Herrscherfamilie die Mischlingsnatur des Staates darzustellen versucht, man berief sich auf die Deutschheit Habsburgs so gut als auf die toskanisch-welsche Geburt der heutigen Regentenlinie, man zwängte die Kaisersprossen im Czismen und lehrte sie böhmisch, und behält sich dabei noch die Franzosenschaft der Lothringer bevor, nicht zu gedenken des spanischen Blutes der Mütter. Hiedurch gab man jedem Volke wohl seine

Portion an der Dynastie, doch der Dynastie nicht die Gesammttreue aller Nationen. „Ist Oestreich deutsch?“ fragte Schuselka, und antwortete: Ja. Wir adoptiren es zum mindesten für die Familie unserer Fürsten, die in ihrer Art und Gesinnung die diplomatische Vielseitigkeit ablehnten und in deutschen Tugenden zumeist bekundeten, wofür sie gelten wollten. — Wir sind nicht berufen, den Widersinn nachzuweisen, durch welchen den nichtdeutschen Provinzen das kaiserlich-östreichische Bewußtsein zugemuthet wurde, doch in unsern eigenen vier Wänden wollen wir uns darnach umsehen und den gelb und schwarzen Faden suchen, der nach Angabe der „Kaiserstaats-Lehrer“ auch unsere Geschichte durchziehen soll.

Im Jahre 1362 bestimmten etliche Gewaltfähige und Gewaltthätige vom Adel, in der Meinung, jedweder Oberherrlichkeit hiedurch am leichtesten los und ledig zu werden, ein wetterwendisches, leidenschaftliches Weib und ihre entfernten Vettern zu Erben der Grafschaft Tirol und des Landes an der Etsch und im Gebirge einzusetzen. War es dem Großvater Margarethens gelungen, seinen Genossen, den „Landherrn von Tirol“ die Gottes-Gnaden seines Fürstenrechtes aufzuzwingen, so drängten diese unter seinen schwachen Söhnen den Grafen von Tirol wieder zurück auf seinen Platz als Ersten unter den Gleichen. Was sie auch als Parteigänger der Luxenburger und Wittelsbacher thaten mit und ohne der schönen Maultasche, was ihre Zehnmänner in zärtlicher Wegelagerung von der Gräfin gewannen, es sollte ihnen lediglich die alte Freiheit wiedergeben. Die Herren von Habsburg, weit unten in Oestreich seßhaft, schienen derselben am wenigsten gefährlich. Doch die Berufenen nahmen ernstlich in Anspruch, was man zum Schein ihnen zugewendet hatte, und alsbald saß ein Zweig des Geschlechtes als Landesfürst auf dem altrhätischen Tirolis.

Die Dynastie Habsburg war nun wohl im Lande begründet, aber unabhängig von dem Erbsitze an der Donau und der dort gültigen Herrschaft, behielt das Gebirgsland sein freies Herkommen. Oestreich hatte mit Tirol nichts zu schaffen. Namens dieser alten Gerechtsame rüttelte der Adel selbst noch an dem Herrenrecht des Fürstenhauses, als ihm bereits die freie Bauerschaft mit der Faust an's Visir trotzte. Friedl mit der leeren Tasche ward darum Demokrat und der Zustand war gefunden, in dem sich das Tirolerland politisch behaglich fühlte; — die Monarchie auf demokratischer Grundlage. Ein Zusammenhang mit dem andern Besitze des Hauses war nirgend vorhanden; der vierte Stand, der Bauer als Theilnehmer am Landtage, vollendete die völlige Verschiedenheit der innern Verwaltung. Die Erzherzöge in Wien sorgten einzig dafür, daß beim Erlöschen eines Zweiges schnell ein anderer in's Bergland verpflanzt wurde und in den Pausen anerkannten sie ohne Einrede das Selbstregiment der Tiroler durch ihre Stände und Landeshauptleute. So besaß man die Ferdinande und die Sprossen der Grätzer Linie als freieigene Fürsten und die Klage über das Aussterben derselben war um so lauter, als mit ihnen die Selbstständigkeit Tirols zu Grabe getragen wurde. Kaiser

Leopold I. konnte nicht ein Graf von Tirol werden, wie ihn das Land bedurfte, darum machte er eine Provinz aus demſelben wie er ſie brauchen konnte. Die Idee der Großmacht Oeſtreich, der Geſammtmonarchie, ward damals zu Faden geſchlagen, aber noch nirgend affigirt. So wie ſie auftauchte, begann bereits das centrifugale Beſtreben ihrer Beſtandtheile, das heutzutage in die äußerſten Stadien eingetreten iſt, bis wohin der Einfluß des Mittelpunktes auf Null herabſinkt. Die frühere Unabhängigkeit Tirols, ſeitdem in den Ständen radizirt, konnte neben dem Einigungsſyſtem nicht geduldet werden, man mußte ſie zur Illuſion herabwürdigen. Dies Beſtreben, wenn man will, kann man den öſtreichiſchen Gedanken in unſerer Geſchichte nennen. Und nun der Kampf der Vertretung mit dem Gubernialweſen, immer fruchtlos, doch unabläſſig geführt von 1684 bis 1805, — ein ſtetes Berufen auf Rechte und Freiheiten, ein Verwahren und Vorbehalten einerſeits, ein conſequentes Uebergreifen, Mäkeln, Scheingewähren und Verſprechen anderſeits. Die tiroliſche Selbſtſtändigkeit ließ man nur dann gelten, wenn die öſtreichiſche Macht daran war, neben der Centralidee auch das Land aufgeben zu müſſen. Immer noch hat ſich Tirol ſelbſt für Oeſtreich gerettet. So ward das Jahr 1703 ein herrliches Blatt der Landeschronik. Aus der Noth und dem ſichern Untergang, zu welchem ihm ſeine Oberherren verhalfen, ging Tirol hervor durch eigene Thatkraft und legte ſich dann in alter Treue dem Kaiſer zu Füßen. So ſtritt es für Maria Thereſia, für Kaiſer Joſeph, und beide hatten am wenigſten ſeine Eigenrechte geſchont, ſeine alte Sonderſtellung anerkannt. Leopold I. mußte wieder einlenken. Der Landtag von 1790 erinnerte die Wiener Kanzleien, daß man nicht ſo feſt Provinz als Erbland ſei und die Freiheiten waren wieder errungen, um in anderer Weiſe paralyſirt zu werden. Die Kriege kamen, — für den Kaiſer trat Tirol wieder in die Schanze, ſein Regiment aber blieb als des Landes Unheil anerkannt und nicht durch den Feind, durch ſich ſelbſt verlor Oeſtreich das getreue Ländchen. Die bairiſche Herrſchaft brachte uns das Jahr 1809. Nicht wie, ſondern daß Tirol den Kampf aufnahm für die verlorene Sache einer niemals erſprießlichen Herrſchaft, wird einmal die Geſchichte zu rühmen wiſſen. Doch die Fürſten waren ja geliebt, der Kaiſer war zu erfechten, und welches Volk hatte es je beſſer verſtanden, die Dynaſtie zu trennen von der Verantwortlichkeit für das in ihrem Namen Geſchehene, als die Deutſchen, — die Tiroler aber ſind Deutſche vom beſten Schlage! Nicht der Diplomaten-Gedanke der „Geſammtmonarchie" ließ dieſe handvoll Schützen über erprobte Heere und Marſchälle ſiegen, das Tirolerthum hat es gethan. Die erbeigenen Grundlagen des Volksthums waren der Amboß, auf dem die Waffen zu dieſem Hirtenkriege geſchmiedet wurden. Sie brachen nicht, als auch Kaiſerworte nicht mehr feſt genug waren, um in den Händen der „Verhältniſſe und Umſtände" nicht zu zerbrechen, und bis zum Verbluten fochten die Aufgegebenen für den Doppelglauben an Gott und Fürſt. Es waren dieſelben Triebfedern, die im Jahre 1813 die Chancen

hervorriefen für ein selbstständiges Tirol, — die „helvetisirenden Tendenzen", wie Hormayr sagte, und für die Rückkehr zu Oestreich. Die alte liebe Gewohnheit rief voll Hoffnung den alten Zustand zurück, — dafür war man in Wien fest gesonnen, Tirol als Eroberung zu erklären und mit Eifer ging man daran, es mit der Großmachtsidee von neuem vertraut zu machen. Um hier auf finanziellem und politischem Wege freier wirken zu können, mußte dem Provinzialismus tirolischer Wünsche und Erwartungen eine andere Richtung gegeben werden. Man ließ einen Separatismus Tirols gelten, man machte ihm Zugeständnisse, es geschah dies in einer Weise, die von den andern Ländern mitunter im vollen Rechte nicht zum freundlichsten aufgenommen wurde; dennoch waren der eigentlichen fühlbaren Begünstigungen wenige. Dagegen hatte man ein Sträßlein gefunden, wo die Sonderinteressen des Landes mit jenen des Systems in gleichem Gleise gingen. Die Wiederherstellung seiner von Baiern so unklug verletzten religiösen Verhältnisse hatte Tirol zumeist von Oestreich erwartet und um so lieber ward sie in vollem Maße gegeben, als man sich zu den Restaurirten in Zellen und Capiteln geneigter Gegendienste versah. Der alte, eingeborne Trieb, sich nicht in die Gesammtmasse aufgehen zu lassen, mußte nun um so eifriger auf dem ihm vergönnten Felde arbeiten, da man ihm jede andere Seite volksthümlicher Selbstthätigkeit unterband. Beinahe gleicht uns dieses heilige Grundstück dem Acker des Töpfers, der mit den Silberlingen Ischariots erkauft wurde. Wann immer in Tirol sich ein Widerstand regte gegen centralisirende Maßnahmen, gebrauchten die Wiener Herren die Sprüchlein der bewährten braunen Geisterbanner. Den Sturm gegen die Verzehrungssteuer beschworen sie z. B. mit dem Zugeständnisse des Wetterläutens und der abgeschafften Feiertage. Nur Eines hatten sie vergessen, daß Opposition dieselbe bleibt in jedem Costüme, auch in Talar und Kutte. Die nationelle Eigenrichtung des Tirolers war gezwungen worden, sich in der Form des religiösen Bedürfnisses zu äußern und naturgemäß mußten seine Stimmführer nun die vollste Färbung dieser Richtung annehmen. Der Umstand, daß mit den letzten zehn Jahren die Landesbehörde durch ihren Chef in die Reihen der Partei trat, die seine Vorgänger wohl ertragen, doch nicht getragen hatten, — hob nun zwar im Lande selbst die Opposition auf, brachte aber dasselbe und sein Gubernium mit inbegriffen in eine absolute Sonderstellung zu dem Wiener Regimente. Dorten hatte man die Statuten der Societät Jesu noch nicht als politisches Programm proclamirt, wie zu Innsbruck. Der Separatismus Tirols ist seitdem in potenzirter Weise im Ultramontanismus aufgegangen und das wurzellose Pflänzchen der gesammtmonarchischen Idee ward überwuchert von den Hysopstauden des Levitenthums. Diese Wahrheit ist in unsern Tagen den Leitern östreichischer Dinge vollwichtig in die Hand gegeben worden. Keine Provinz protestirte durch offenbare Reaction gegen die neue Richtung der Regierung, wie Tirol. Seine einzig anerkannten, noch in Kraft bestehenden Gewalthaber, die Priester, verkünden

(der Ausnahmen sind wenige) dem Volke die Constitution mit allen ihren Folgerungen z. B. National-, Preß- und Glaubensfreiheit, als ein Werk des Verderbens, das die Religion stürzen, die Väterſitten vernichten und die letzten Freiheiten, das letzte Gut-Tiroliſche im Lande austilgen würde. Wir verweiſen auf die Flugſchriften und Zeitungserlaſſe der Partei, darnach mag man ihre Predigten, Beichtermahnungen und ihre weitere Einflußnahme auf das Volk beurtheilen. — Und was fanden die neuen Staatslenker für ein öſtreichiſches Bewußtſein vor, als ſie das Tirolervolk aufboten gegen die Italiener? In den welſchen Kreiſen vielfach die offene Theilnahme, faſt allgemein die heimliche für die Sache der Fratelli Lombardi, — und in den deutſchen die bittere Stimmung eines Volkes, das über ſeiner Frömmigkeit nicht überſehen hat, wie wenig es dabei an irdiſchen Dingen gediehen iſt und wie es vorerſt fordern könne, ehe es neuerdings geben werde. Man ſchreibe die endlich erfolgte Erhebung zur Abwehr der Feinde nicht dem Wunſche zu, die Monarchie, die Großmacht retten zu helfen. Das Volksbewußtſein iſt in dieſem Factum rein tiroliſch, — Heimath und Kaiſer — die Vaterlandsliebe und gewohnte Anhänglichkeit an die Dynaſtie ſind ſeine Hebel; abgeſehen davon, daß Etliche auch an Deutſchland denken, Männer jener kleinen Schaar, die bisher von den Theokraten Tirols Feindin des Staates genannt wurde und nun ein volles Recht hat, die Spitze dieſer Bezeichnung umzuwenden.

Die Geſchichte bezeugt ſomit bis zu dieſer Stunde im tiroliſchen Volksleben nirgend das Vorhandenſein eines organiſchen, unabweisbaren Zuſammenhanges mit der Monarchie der Wiener Staatskünſtler. Soll derſelbe auf der Landkarte, in der Stammverwandtſchaft der Bewohner, in den Verkehrsbedürfniſſen geſucht werden? Tirol iſt der Eckſtein des Hauſes, im Südweſt weit vorgeſchoben, im ſchwächſten Verband mit dem Kernland an der Donau, der kürzeſte Weg von Wien führt zum Theil ſelbſt durch fremdes Gebiet. Nach der Lostrennung der Lombardei und Venedigs fehlt der ganze ſüdliche Stützpunkt, es hängt das Land frei in der Luft an den dünnen Bändern von zwei bis drei Straßen nach Salzburg und Kärnthen. Die Waſſerwege des Inn und der Etſch werden erſt jenſeits der Grenze bedeutend. Die bojoariſchen Bewohner am untern Inn und im Puſterthal, die Alemanniſchen am Lech und jenſeits des Arlberges, das Volk an der Etſch, die Welſchen von Trient und Roveredo werden die Landsmannſchaft des Wieners oder Böhmen auch fürder ſo wenig beanſpruchen, als ſie bisher mit dem Titel eines „Oeſtreichers" ſparſam umgegangen ſind. Und die Beziehungen des Verkehrs? Holen wir unſer Brot, ſchaffen wir Weine, Seide, Salz, Holz von und nach Oſten? Gehen dorthin die Hauptzüge unſers Handels, müſſen dort unſere Eiſenbahnen einmal münden? Das kleine Alpenland war für den Großſtaat nicht mehr und weniger als ein militäriſch unentbehrlicher Punkt. Darin lag der ganze Werth; man beſaß eine Feſtung mit einer Garniſon, ſo tüchtig wie die neunzehn Steyrer im Pulverthurm zu Venedig. Als Oberitalien noch zum Ganzen

gehörte, ſtand ſie noch im höhern Preiſe, — jetzt wird ein vorgeſchobenes Werk aus ihr, ein verlorner Poſten.

Und erſcheint der Tag, an dem die heilige Ilion hinſinkt, — die Stunde, welche das Kaiſerthum Oeſtreich zur Unmöglichkeit macht, — wer will den Hammer aufhalten, der zum Schlage ausholt, wünſchte er's auch zu können? — was geſchieht dann mit dem Lande Tirol? — Es wird nichts thun können zur Rettung der großen Maſſe. — Es kann den letzten Pfennig, den letzten Mann opfern für die Dynaſtie, wird aber darum ſeinen „Graf" nicht als Kaiſer erhalten. — Die Habsburger können hereinflüchten auf das ärmliche Schlößlein ob Meran, und ſie werden ſicher ſchlafen unter den Reben der Etſch, — die Hofburg in Wien aber werden ihnen die Paſſeirer nicht wieder erobern; Ungarn und Illyrien, Czechen und Polen wird dieſe deutſche Treue nicht bekehren. Löſen ſich bei einem wildern Drange von Außen und Innen die Beſtandtheile noch jäher, ſo fallen die welſchen Kreiſe Tirols dem Feinde im Süden zu, — durch eigenen Willen oder Gewalt. Verlaſſen ſteht das deutſche Volk am Inn und an der Etſch, — es muß ſich auf jeden Fall an Deutſchland anſchließen und da bleiben nur zwei Wege: als unabhängiges kleines Land unter einem Habsburger, vielleicht im Selbſtregiment, um nicht zu ſagen als Republik — oder es ſtellt ſich unter den Schutz Baierns, das ihm ſeine vollkommene Integrität und Individualität gewährleiſtet.

Wie ſich auch die Begebniſſe wenden, — Tirol bleibt mit oder ohne Oeſtreich angewieſen zum feſteſten, vollſtändigen Anſchluß an Deutſchland. Darin liegt die Lebensbedingung dieſes Landes. Die Erkenntniß dieſer Wahrheit erſtreckt ſich bis in die unterſten Schichten, — „die Grenze auf," ruft der Bauer ſeit Jahrzehenden. In den Wahlſchreiben aller Abgeordneten zum Parlament in Frankfurt ſteht dieſer Satz obenan. —

Es gibt keine Parteimänner in dieſer Frage, das Bedürfniß macht alle einig. Das Vaterland gedeihet, ja es beſteht nur dann, wenn die Clauſe ſich aufthut. Das Bewußtſein, täglich ausgehungert werden zu können, muß aufhören, — der Bauer muß auch wiſſen, wohin mit ſeinem Bodengewinn. Arm, wie wir ſind, müſſen wir uns nach außen rühren. Oeſtreich kann uns nichts geben, — aber es gibt uns alles, wenn es uns den vollen Verkehr, die Einigung mit Deutſchland gewähret.

Wir wiſſen nicht, ob man im Miniſterrathe in Wien beſondere Rückſicht nehmen wird auf die Nothdurft eines Landes, das wie geſagt von ſeinem Werth für die Monarchie ſchon viel verloren hat, ſeit Italien bei Seite fällt. Bei der Staatenbund- oder Bundesſtaatsfrage konnte auch nicht in Anſchlag kommen, ob bei einem Staatenbund Tirol verhungert, wenn der Nachbarſtaat ſein Getreide abſperrt, oder bei einem Bundesſtaat für Oeſtreich neu gedeihet. Immerhin ſcheint es aber, man will das Land Tirol noch inſoweit ſich erhalten wiſſen, um es für

andere Parteien des Großstaates als Tugendbeispiel bei der Katecheſe über die Unterthanspflichten zu benützen.

Die Tiroler ſind uneigennützig, Oeſtreich weiß es, aber es antworte ihnen nicht, wenn ſie wie jener Bettler ſagen, „il faut vivre“ — „Je n'en vois pas la nécessité.“ — Sechs Millionen gute Deutſche begehren mit den andern 40 Millionen eins zu werden, damit Oeſtreich darüber verfügen könne, wenn einmal ſeine Nichtdeutſchen erklären, wir bedürfen auch keines fremden Fürſten mehr. Und Deutſchland ſagt, wir wollen auch dieſe ſechs, damit wir ganz und einig ſind. Anſchluß — ungeſäumt und ganz — an die deutſche Sache iſt Rettung für das Haus Oeſtreich, und ſo bleibt ihm auch das kleine, arme, aber treue Land Tirol.

Wir fürchten, es verſteht auch hier nicht, was ihm Noth thut. Die Beſten bei uns meinen ſo. Es iſt nicht zu verkennen, daß auch das neue Syſtem mit dem Separatismus Tirols, wie er heute beſteht, mit den Ultramontanen ſich verſtändigt. Man überläßt ihm die conſtitutionelle Freiheit als Monopol. Jene die ſeit dem 15. März zu Oeſtreich mit ganzem Herzen ſchworen, und nun geſetzlich beſaßen, was ſie erſehnten, den Fortſchritt und das gleiche Recht — desavouirt man — ſo ſcheint's, um durch die Alleinberechtigung der Andern das Land zu erhalten. Die Tage der Noth, ſie bleiben nicht aus, werden zeigen, auf welcher Seite man „conſervativ“ war für die Dynaſtie und die Regierung. Die innere Ordnung und der Grenzſchutz wurden zuerſt von den Kräften vertreten, die man jetzt bei Seite werfen will, um jene zu gewinnen, die nur *ſich ſelbſt* erhalten wollen. Dieſer übrigens natürliche Trieb wird ſie ſeiner Zeit lehren, was ſie zu thun haben; die Elemente ſind alle da, ein Urkanton iſt ſo ſchnell fertig, als es ſchwer ſein wird, eine öſtreichiſche Provinz Tirol *ohne* Deutſchland zu erhalten.

*

# Conservative und Radicale.

Ein epigrammatischer Ausspruch hat den Vorzug, leicht im Gedächtniß zu bleiben. Viele von den politischen Sympathien und Antipathien beruhen auf solchen Schätzen des Gedächtnisses. Als das Juste Milieu in Frankreich aufkam, hatte die deutsche Doctrin nichts eiligeres zu thun, als diese Partei durch ein epigrammatisches Stichwort zu classificiren. Die Gegensätze: heiß, kalt; die Vermittelung: lau; lau ist eine Halbheit, das Juste Milieu ist ein halbes Wesen. Börne sagte damals: Wenn der eine behauptet, $2 \times 2 = 4$, der andere, $2 \times 2 = 6$, und ich in Folge dessen ausrechne, $2 \times 2 = 5$, so bin ich Juste Milieu. Diese Definition ist leicht zu merken, denn sie ist abstract und gedankenlos. Wenn nun ein anderer käme, und sie so modificirte: Bei 24° Kälte heizt das conservative Princip gar nicht, der Radicalismus steckt das Haus an, und dem Juste Milieu wird also nichts anderes übrig bleiben, als in den Ofen so lange Holz zu legen, bis er warm wird, so ist das schon complicirter, und löscht den Eindruck jenes leicht begreiflichen mathematischen Verhältnisses nicht aus.

Wir sind fabelhafte Formalisten in der Politik, die Franzosen haben uns damit angesteckt. Wenn wir irgend einen politischen Begriff auf eine Formel reducirt haben, so glauben wir, damit fertig zu sein. Es ist nichts einfacher, als Parteien auf das quantitative Verhältniß zurückzuführen: A „geht weiter" als B. Nun haben wir, je nach dem Grad unserer eigenen Gesinnung, einen Maßstab. Je weiter man geht, je radicaler man ist, je höher das Selbstgefühl. Die Berliner hatten es seit alter Zeit in dieser Ueberwindung antiquirter Standpunkte am weitesten gebracht. „Constitutionelle Monarchie?" Nichts! — Einkammersystem! — Bagatell. — Allgemeines Wahlrecht! — Halbheit! — Republik — Genügt lange nicht! — Communismus — Geht nicht weit genug. — Gar kein Staat, Anarchie — Ist auch noch ein untergeordneter Standpunkt — Und so weiter, eine andere Grenze kann man bei diesem endlosen Prozeß nicht setzen, als die Ermüdung der Langeweile.

Daß auch in Parteiungen ein qualitativer Unterschied stattfindet, daß es nicht blos darauf ankomme, daß man fortschreitet, sondern wohin man fortschreitet; diese Betrachtung ist zu concret für den subalternen Verstand unserer politischen Registratoren.

Der abstracte Radikalismus war vor einem Jahrhundert, d. h. vor dem 24. Februar, nur verdrießlich; heute ist er gefährlich und man muß ihn ernstlich bekämpfen. Man bekämpft ihn, indem man ihn analysirt.

Das Princip des Radikalismus ist der Gegensatz des conservativen; aber nicht ein Gegensatz, der den politischen Begriff erschöpft, sondern ein Gegensatz der Einseitigkeiten.

Conservativ ist, wer zu bequem, zu faul, zu behaglich in seinem alten Zustande ist, um sich zu rühren, wer daher jedem Stoß die Kraft der Trägheit entgegensetzt.

Radikal sind die Malcontenten aus Princip, die Ungeduldigen, die alles, was ihnen durch den Kopf geht, augenblicklich und zugleich realisirt sehen wollen, die aber,

ſobald es realiſirt ihnen auf den Tiſch gebracht wird, im Aerger über die eigenmächtige Zudringlichkeit der Weltgeſchichte, ſogleich wieder in den Zuſtand der Malcontenz übergehn.

Weder das eine noch das andere Syſtem iſt productiv; das eine iſt ablehnend gegen jede Bewegung, das andere rennt gegen alles Beſtehende an, weil es beſteht.

Daraus ergibt ſich aber, daß zwiſchen zwei derartigen Einſeitigkeiten weder eine Verſöhnung, noch eine Vermittelung ſtattfinden kann. Wenn das Juſte Milieu kein anderes Maß für ſich findet, als die „rechte Mitte" zwiſchen beiden Abſurditäten, ſo wäre es eben ſo abſurd als jene, denn es wäre eben ſo inhaltlos. Die ſchöpferiſche Kraft des politiſchen Lebens läßt ſich weder nach dem einen, noch nach dem andern abmeſſen. — Wer iſt heute in Deutſchland radikal? wer conſervativ?

Vor den Februar-Ereigniſſen waren diejenigen radikal, die auf die Liberalen ſchimpften. „Wir gehen in unſerm Gegenſatz gegen das conſervative Princip und den Abſolutismus viel weiter, als die Liberalen, was wir aber an jenem auszuſetzen haben, dürfen wir nicht ſagen, denn die Cenſur würde es uns ſtreichen; ſo bleibt von unſerer Polemik nur die eine Seite, der Gegenſatz gegen den Liberalismus."

Wenn die Liberalen ſagten: „O König Friedrich, gib uns Preßfreiheit, damit wir aufhören Schuljungen zu ſein!" ſo erwiederten die radikalen Blätter: „Dieſe Forderung der liberalen Bourgeoiſie iſt ein Verrath an der heiligen Sache des Volks; mit Papier und Druckerſchwärze werden die knurrenden Magen der Proletarier nicht befriedigt."

Radikalismus war alſo nur der myſtiſche Mantel, in dem ſich jedes Syſtem, das von der Polizei verpönt war, verbergen konnte. Wenn ein braver Radikaler dieſen Carbonarimantel maleriſch um ſeine Schultern warf und durch ſeine leichenblaſſe Vampyrmaske bedeutende, ahnungsvolle Blicke auf die neugierig ſpähende Menge warf, ſo konnte man leicht den verkappten Jupiter unter dem Strohdach vermuthen, der nur darum an den Anſtrengungen der übrigen Menſchen ſich nicht betheiligte, weil er die Hinderniſſe, die jene im Schweiße ihres Angeſichts fortzuwälzen ſich bemühten, mit Leichtigkeit wegblaſen konnte, wenn er erſt einmal ſeinen Mantel abwarf.

Es ſchlug die Uhr 12; die Maskerade war zu Ende und neugierig ſah man auf die demaskirten Götterſöhne.

Allerdings! — rief einer nach dem andern von den Unſterblichen, es iſt jetzt Gleichheit nöthig, Freiheit, dann Republik, Centraliſation und Unabhängigkeit der einzelnen Gemeinden, Wiederherſtellung Polens von 1772, Bund mit Frankreich, Gütertheilung, Volksſouveränität.

Aber es iſt in dieſer Forderung, in allem Heroismus etwas Unſicheres und Erzwungenes nicht zu verkennen; der würdige Kronide fühlte ſich behaglicher in ſeinem brillanten Incognito; wenn der Mantel fällt, tritt das irdiſche Weſen, der Flitter zu deutlich hervor, romantiſch iſt nur das Ahnungsvolle, Zerriſſene.

Es blieb den guten Radikalen, da ſie keine eigene Productivität beſaßen, nichts übrig, als ſich in die Ferſe ihrer Gegner einzubeißen und ſich von dieſen fortſchleifen zu laſſen. So konnte es ihnen wenigſtens an Stoff nicht fehlen.

Wenn die Preußen nicht auf einem Luftſchiff nach Dänemark ſegelten, im Augenblick, wo es der radikalen Phantaſie einfiel, ſo hieß es: O dies verrätheriſche Miniſterium! es iſt mit Dänemark verſchworen, die deutſchen Brüder von den däniſchen Piraten hinſchlachten zu laſſen! Herr des Himmels, warum ruhen deine Blitze!

Wenn dann die Preußen eindrangen, die Dänen herausjagten und die deutſchen Brüder befreiten, ſo ſcholl es von derſelben Seite: O dieſe perfide Regierung! Sie hat den ganz unnützen Krieg angezettelt, um ihre Garden in der öffentlichen Meinung zu

rehabilitiren und sie dann, mit ihren scheinbaren Feinden vereint, gegen das radicale Berlin zu führen. Wenn die Erde sich nicht aufthut, um diese Verräther zu verschlingen, so sind wir verloren!"

Oder so. — Die bigotte Regierung will das Christenthum wieder herstellen und uns pietistisch oder gar katholisch machen. — Und: Die verrätherische Regierung raubt den frommen Polen ihre Kinder und läßt sie in den verruchten protestantischen Gymnasien im gottlosesten Atheismus aufwachsen.

Man glaube nicht, daß ich phantasire; beide Vorwürfe gegen das Ministerium stehen hart neben einander in einer radikalen Zeitung.

Weiter. — Das tyrannische Ministerium handelt willkürlich, ohne seine Stände zu fragen. — Das feige Ministerium wagt nicht, ohne seine Stände zu thun, was wir wollen. — Beides steht dicht neben einander.

Es wäre zu langweilig, dem Detail dieses unproductiven Schmarotzerwesens noch weiter nachzugehn. Es ist einmal wenigstens in einer classischen Figur zur Erscheinung gekommen: J. P. Marat war die Incarnation des Radicalismus; was seitdem in der Branche der abstract negativen Politik geleistet ist, kann höchstens als Masse gelten; zu einer individuellen Figur hat es sich nicht mehr krystallisirt.

Aber diese „Destructiven" — es ist beiläufig zu bedauern, daß die alte reactionäre Partei diese Kategorien, die sie falsch gebrauchte, die aber an sich sehr treffend sind, uns alle vorweggenommen hat — sie nahmen zuweilen den Anschein eines hochfliegenden Idealismus an, und sahn von der Höhe ihrer Luftschlösser geringschätzend auf die kleinen Mühen der minder Vorgeschrittenen herab. In neuester Zeit ist es vorzugsweise — je nach dem Grade des Radikalismus — die Einheit Deutschlands, die Republik und die allgemeine Weltbürgerschaft, was sie als Zeichen auf ihre Paniere gesteckt haben.

Einheit ist ein verschiedner Begriff; der Palast in der schönen Gliederung seiner Theile ist eine Einheit, der Schutthaufen ist auch eine. Die Einheitsbestrebungen der modernen Phantasten sehn oft genug nach dem letzten Ziel hin, denn sie fangen damit an, das Einzelne einzuschlagen. Wir gestehn zu, die deutsche Bewegung der Märztage brauchte ein Feldgeschrei, und Volksvertretung beim Bundestage bot sich am bequemsten. Aber statt daß man sonst den Thurm auf seiner Basis aufrichtet, stellte man ihn hier geradezu auf die Spitze. Man stellte die Existenz der einzelnen Staaten in Frage und decretirte in einer, aller Grundlagen entbehrenden Gesellschaft, ein neues Reich. Noch nie ward ein Reich durch Decrete aufgerichtet; jene Gesellschaft fand in der allgemeinen Anarchie eine gewisse Anerkennung, aber diese Anerkennung kann die Anarchie nicht überdauern. Das Nationalparlament, welches in diesem Augenblick zusammentritt, leidet an den Folgen jener alten Schuld: seine rechtliche Basis ist unklar, und eben darum sein Resultat ungewiß. Hätte man darauf gesehen, durch gemeinsames Wirken in den einzelnen Staaten eine möglichst gleichförmige, streng demokratische Volksvertretung hervorzubringen und aus dieser dann die allgemeine Nationalrepräsentation hervorgehn zu lassen, so wäre ein wohlgefügtes, schönes Staatswesen daraus entsprungen. Wie es jetzt steht, heißt Einheit Deutschlands nicht viel anders als Protest gegen die Existenz der bestehenden Staaten, man mag sich diese Einheit in mittelalterlichem Kaiserornat oder in einem Convent nach neufränkischen Traditionen vorstellen.

Nicht anders verhält es sich mit einer zweiten Metamorphose des Radicalismus, der republikanischen Gesinnung. Im ancien régime, wo man uns die Möglichkeit der Entwickelung geradezu abschnitt, indem man uns das Recht entzog, unsern Gedanken

freien Ausdruck zu geben, unſere Zwecke durch freie Vereine zu fördern, unſere Intereſſen im Staatsleben durch freigewählte Vertreter zu wahren — in dieſem Zuſtand der Knechtſchaft hatten wir keine andere Ausſicht, als einen offenen Kampf gegen unſere Unterdrücker. Seitdem aber alle dieſe unermeßlichen Rechte errungen ſind, iſt es weiter nichts, als das fieberhafte Zucken der Unruhe, das uns zu einem gewaltſamen Weiterſchreiten in's Blaue hinaus treiben möchte. Wenn wir mit dieſen Mitteln ausgeſtattet, nicht auf friedlichem, geſetzlichem Wege die Freiheit erreichen, ſo ſind wir der Freiheit nicht werth. Wenn in dem Fortſchreiten der Autonomie der Gemeinden, in der Unabhängigkeit des Rechtsweſens, in der Wechſelwirkung der Adminiſtration und der ſtändiſchen Vertretung ſich die höchſte Spitze des Staats — das Königthum — als unweſentlich herausſtellen ſollte, ſo wird ſie im Laufe der Zeit von ſelber fallen; in dieſem Augenblick hat die republikaniſche Bewegung aber keinen andern Sinn, als die eben errungene geſetzliche Freiheit von Neuem in Frage zu ſtellen. Wenn man den Deutſchen, bald lobend, bald höhniſch, Geduld als Nationalcharakter vindicirt hat, ſo wird man doch nicht in Abrede ſtellen, daß ſich in vielen Erſcheinungen des jetzigen deutſchen Idealismus eine wahrhaft krampfhafte Ungeduld kundgibt. Das freieſte Volk der Welt — die Engländer, wozu ich die Amerikaner rechne — hat ſein Staatsweſen nicht durch fliegende Hitze, ſondern durch ausdauernde Arbeit zu Stande gebracht. Zur Ausdauer aber gehört Geduld.

Von dem neumodiſchen Cosmopolitismus, der zuerſt alle übrigen Völker — Polen, Ruſſen, was weiß ich — frei machen will, ehe er dieſe Freiheit auch dem deutſchen Volk erobern möchte, rede ich gar nicht. Im Fall die jetzt herrſchende Partei in Frankreich geſtürzt, oder im Intereſſe der eigenen Sicherheit in einen Krieg gegen Deutſchland zu Gunſten Polen's verwickelt werden ſollte, wird es an der Zeit ſein, dieſe Nuance des Radicalismus mit andern Waffen zu bekämpfen, als denen der theoretiſchen Discuſſion. Zur Ehre der republikaniſchen Idee, die wir auch in ihrer Entſtellung wieder erkennen möchten, hoffen wir, daß die großen politiſchen und ſocialen Probleme, welche die neue Revolution, wenn auch zunächſt nur als Probleme, proclamirt hat, nicht wieder blos dazu dienen werden, die ehrgeizigen Gelüſte einer kriegeriſchen Nation zu beſchönigen, die ſo viel wenigſtens im Lauf ihrer Geſchichte hätte gelernt haben ſollen, daß Kriegsruhm und Eroberung auch die Freiheiten des ſiegreichen Volks zu Boden ſchlägt. Sollte dieſe Hoffnung in Erfüllung gehen, ſo werden die deutſchen Fransquillons, die deutſchen Republikaner, und die teutoniſchen Einheitsphantaſten vollen Spielraum zur Entwickelung, Läuterung und näheren Beſtimmung ihrer Ideen haben; ſollte aber der Krieg ausbrechen, und im Schooße Deutſchlands eine nicht blos theoretiſche rheinbunds-cosmopolitiſche Partei ſich erheben, dann wird ſie die bittere Erfahrung machen, daß auch im revolutionären Staat das Verbrechen des Hochverraths ſeine Strafe findet.

J. S.

---

## Aus Wien.

1.

Das proviſoriſche Wahlgeſetz. — Die Zuſammenſetzung der erſten Kammer. — Proteſt des Centralcomités dagegen. — Wahlen für den Gemeindeausſchuß. — Zwanzig-Gulden-Cenſus. — Schritte des Miniſteriums gegen Centralcomité und Nationalgarde. — Drohende Volksaufregung in Folge davon. — Ein zwei Stunden langer Unterrichtsminiſter.

Am 9. Mai iſt das proviſoriſche Wahlgeſetz erſchienen. Die Zuſammenſetzung der zweiten Kammer iſt ſehr freiſinnig, ohne Cenſus, ohne Unterſchied der Confeſſionen,

jedoch mit Ausschließung der Arbeiter gegen Tag- und Wochenlohn, der Dienstleute, und der von öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten lebenden Individuen. Die Wahl ist eine mittelbare, auf je 250 Einwohner kommt ein Wahlmann. Es wäre somit an diesen Bestimmungen nur die Ausschließung der Arbeiter als eine ungerechte Entfernung dieser Classe von der Antheilnahme an dem wichtigsten Acte des constitutionellen Staatsbürgers, an dem wichtigsten Rechte desselben zu tadeln und zugleich als unpolitisch, indem man sie dadurch als außer dem Gesetze stehend (?) zwingt, auch außer demselben ihr Recht zu suchen, und als Staat im Staate zur Gewalt zu greifen. Wähler kann jeder vom 24. Jahre an sein, vom Abgeordneten wird das 30. Lebensjahr gefordert.

Höchst ungenügend ist aber die Wahl der Mitglieder für den Senat. Der Kaiser wählt mit Inbegriff der kaiserlichen Prinzen 50 Mitglieder. Die übrigen 150 werden auf folgende Weise gewählt: Der Landeschef ermittelt aus den Grund- und Steuerbüchern die Höchstbesteuerten jeder Provinz, und zwar sind für jeden von der Provinz zu wählenden Senator 20 Höchstbesteuerte zu ermitteln; diese treten zusammen und wählen die Senatoren aus ihrer Mitte. Moralische Personen (wodurch also Klöster inbegriffen sind) schicken einen Repräsentanten. Als Grundbesitz gilt auch Häuserbesitz. Die Senatoren müssen ebenfalls das 30. Lebensjahr erreicht haben. Die Mitglieder des Senats genießen keine Entschädigung, die Abgeordneten erhalten Reisekosten und Diäten. Am 26. wird der Reichstag eröffnet. — Man sieht, daß diese Kammer, wie ich früher schon auseinandergesetzt habe, eine vollkommene Adels- und Geistlichkeitskammer ist, da diese beiden Stände den Grundbesitz in Oestreich fast allein in Händen haben, im besten Falle aber die Geldaristokratie zu vertreten berufen sein wird. Daraus aber wird sich ein Kampf zwischen der ersten und zweiten Kammer ergeben, — ein Kampf, wie vielleicht nicht die Geschichte seines Gleichen kennt, da es sich hier nicht blos darum handeln wird, daß Stände gegen Stände kämpfen, Aristokratie gegen Demokratie, die Lords gegen die Gemeinen, sondern es wird ein Kampf der Intelligenz gegen den Besitz, ein Kampf aller, die durch Geist, Wissen, Erfahrung das Vertrauen des Volkes haben, gegen die, welche für ihren ausgebreiteten Länderbesitz, ihren reich gefüllten Säckel auch besondere Rechte in Anspruch nehmen und dem Volke als solchem entgegenzutreten gesonnen sind, nicht aus Adelsstolz allein, sondern weil sie sich im Besitze fühlen. Denkt man sich noch die bunte Ineinanderwürfelung des slavischen Elementes unter das deutsche hinzu, — und es graut uns vor dem nächsten Reichstage, auf den jedes Auge sehnsüchtig hinblickt. Dieser Reichstag soll der Anarchie ein Ende machen, soll dem Gesetze wieder zur Geltung verhelfen, soll die constitutionelle Freiheit begründen!

Das politische Central-Comité der Wiener Nationalgarde und der Studenten legte sogleich Protest gegen die Zusammensetzung der ersten Kammer ein, und formulirte seine Wünsche in folgenden Punkten: 1) „soll der nächste Reichstag ein constituirender sein.“ Die Verfassung als eine octroyirte darf nicht als solche schon geltend und bindend sein, sondern erst der Gesammtwille des Volks kann sich durch diese Constitution gebunden erachten. 2) Die Wahl der ersten Kammer soll durch das Volk geschehen; die Ermittlung der 20 Höchstbesteuerten für jeden Senator hat zwar in der oben angeführten Weise zu geschehen, allein die Wahl aus diesen soll nicht von den Höchstbesteuerten selbst, sondern durch das Volk geschehen. 3) Der Kaiser möge für diesmal, eben da es ein constituirender Reichstag sein soll, sich der Wahl von Mitgliedern gänzlich enthalten. — Ein Antrag, der die Arbeiter ebenso zur Wahl berufen wollte, erlangte nicht die nöthige Majorität. Jene Petition nun sollte dem Minister des Innern übergeben

werden, nachdem sie von den einzelnen Compagnien unterzeichnet worden war. In den nächsten Tagen sollen die Wahlen für den Wiener Gemeindeausschuß stattfinden. Es soll derselbe aus 100 Mitgliedern bestehen und demselben ist die Reorganisirung des Municipalwesens, die Ausübung des Petitionsrechtes der Stadtgemeinde als solcher, die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung in der Hauptstadt, und die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten, insbesondere des Gemeindevermögens anvertraut; für die Wähler in denselben ist aber ein Census von 20 Gulden festgesetzt. Daher und aus Mangel an politischer Erfahrung rührt es vielleicht, daß die Antheilnahme an den Wahlen bisher eine sehr geringe ist, und es steht zu fürchten, daß es einzelnen Coterien gelingen wird, dem conservativen Elemente im Gemeindeausschuß die Vorhand zu verschaffen. Um das zu verhindern, wollte das politische Centralcomité allen seinen Einfluß aufbieten — als es durch ein Rescript des Ministeriums des Innern als illegal bezeichnet wurde, und den Compagnien in Folge davon durch einen Tagesbefehl des Nationalgardecommandanten Hoyos die Weisung zukam, ihre Vollmachten den in dasselbe geschickten Deputirten wieder abzunehmen.

Man mag von einer Nationalgarde was immer für Ansichten haben, man mag sie für ein rein militärisches Institut ansehen, das keinen politischen Einfluß zu üben hat, man mag von Forderungen, die an der Spitze von 20,000 Bayonetten eingebracht werden, noch so viel declamiren; — so ist es doch nicht wegzuläugnen, daß dieser Schritt in diesem Augenblicke ein höchst unpolitischer war. Unseres Erachtens ist die Nationalgarde ein politisches Institut, nicht blos ein Haufen Soldaten oder eine Polizeiwache; sie muß sich selbst anschaulich machen, was sie will, wofür sie kämpft. Aber abgesehn davon, hat dieses Comité bis jetzt seine Wünsche und Beschwerden immer nur als solche vorgebracht, hat nie auf die Gewalt seiner Bayonette gepocht; es hat den verschiedenen politischen Färbungen, die so leicht zu Zwiespalt zwischen Universität und Nationalgarde, und in dieser selbst führen können, einen Ausdruck verschafft, und indem die Minorität sich willig der Majorität fügte, jeden Zwiespalt hintangehalten; bis jetzt hat es sich nie zum gesetzgebenden Körper, immer nur zum bittenden gemacht. Es hat die wesentlichsten Dienste geleistet, bisher die Ruhe zu wahren, und die Extreme zu vermitteln. Die Nationalgarde wird sich diesem Befehle nicht so willig fügen; sollte das aber der Fall sein, so werden die unheilvollsten Folgen aus diesem Schritte sich ergeben.

Die Aufregung hat in Folge davon gestern und heute den höchsten Grad erreicht. Gestern Nacht und heute zu verschiedenen Malen wurde Allarm geschlagen, das Militär campirte die Nacht über auf dem Glacis, und Kanonen sind an verschiedenen Orten aufgefahren worden. — Diese militärischen Maßregeln sind ein noch unbesonnenerer Schritt als die Auflösung des Central-Comités gewesen, da gar kein Grund dazu vorhanden war; das Comité selbst wird nur zu gesetzlichen Mitteln greifen und nicht an die Gewalt appelliren, von dieser Seite also war nichts zu fürchten. Andrerseits aber ist durch diese Entfaltungen der militärischen Gewalt erst eine Aufregung herbeigeführt worden, die nicht so leicht zu dämpfen sein dürfte. Heute spricht man schon von einem bewaffneten Zuzug der Studenten gegen die Burg, um gegen jenen willkürlichen Schritt des Ministeriums einzuschreiten. Noch gestern war davon keine Rede. Die Menge stand in den Straßen in Haufen beisammen und frug, warum Allarm geschlagen, warum Militärmassen entwickelt werden. Niemand wußte die Ursachen anzugeben. Heute erst ist in Folge davon die große Masse auf diese Gewaltstreiche aufmerksam gemacht worden, und jetzt ist allerdings Grund zu Befürchtungen vorhanden. — Vorige Woche war Palacky,

der Ultra-Czeche zwei Stunden lang Unterrichtsminiſter. Ein Ultra-Slave im Miniſterium als Director des deutſchen Unterrichtsweſens!

Den 15. Mai.

## 2.

Die zweite Revolution. — Die Regierung nimmt ihre unbeliebten Maßregeln zurück. — Das Miniſterium dankt in Maſſe ab.

Der zweite Akt des großen Revolutionsdramas, das wir ſeit acht Wochen ſpielen, wurde geſtern in würdiger, impoſanter und unblutiger Weiſe vollendet. Abermals waren die Studenten die Hauptacteurs, der geiſtige Mittelpunkt, um welchen ſich die übrigen Theile der Bevölkerung ſchaarten. Um 12 Uhr Vormittags wurde, wie dies in den letzten Tagen ſo oft geſchah, die Nationalgarde durch die Trommel zuſammengerufen. Den Grund kannte Niemand der Gerufenen. Die einen ſagten, es gelte den Arbeitern, die in Maſſen ihren Beſuch und Dank der Univerſität abſtatten wollten, andere meinten, es gelte den Studenten, die die Zurücknahme des Tags zuvor erſchienenen Tagesbefehls wegen Auflöſung des politiſchen Centralcomités mit den Waffen erzwingen wollten. Die Obern ſelbſt, die den Befehl zum Ausrücken gegeben hatten, waren ſich keines klaren Grundes bewußt. Die widerſprechenden Gerüchte, die die Stadt durchzogen, hatten ſie alarmirt; ich hörte ſelbſt vom Miniſter Pillersdorf um 11 Uhr Vormittags, es ſei ihm berichtet worden, Studenten würden ihn gefangen nehmen und in Anklageſtand verſetzen. Die akademiſche Legion, die keinen Befehl zum Ausrücken bekommen hatte, that es auch ohne dieſen, und da ſie bereits den Vormittag über in der Aula verſammelt war, um eine Petition wegen Rücknahme des Tagesbefehls zu berathen, hatte ſie blos die Waffen zu holen. In der nächſten Stunde waren ungefähr 6000 Studirende vor und in der Univerſität verſammelt. In den Sälen der Aula und in mehreren naheliegenden Localitäten wurden Kugeln gegoſſen, Patronen angefertigt, Schaufeln und Hacken fingen an einzeln ſich zu zeigen, endlich in größerer Menge, und ganz allmälig begann man an den Straßenecken und an den einmündenden Gaſſen einzelne Steine loszulöſen. Während dieſer Zeit ging die erſte Petition der Studenten an den Miniſterrath; dieſe verlangte 1) Beſtätigung des Centralcomités als politiſcher Körper, 2) Thor- und Burgwachen ſollten nur von Studenten und Nationalgarde bezogen werden und 3) das Militär dürfe nur auf Verlangen der Nationalgarde ausrücken. Es war nämlich Abends zuvor ebenfalls ohne erheblichen Grund eine nicht unbedeutende Militärmacht auf dem Glacis und einige Kanonen auf den Baſteien für die Nacht aufgeſtellt worden. Während man von 4 bis 5 die Rückkunft dieſer Deputation erwartete, zogen viele Bürger- und Nationalgardencorps an der Univerſität vorüber, um ihre Sympathien, ihren Beiſtand bis in den Tod den Studenten zu manifeſtiren. Die meiſten Corps kamen ohne ihre höheren Offiziere, da dieſe ſie in den entfernten Vorſtädten oder auf ihren Sammelplätzen zurückzuhalten beabſichtigt hatten. Der Jubel, mit dem jede einzelne Abtheilung empfangen wurde, war unbeſchreiblich. Die Arbeiter, die vor den Stadtthoren in großen Maſſen verſammelt waren und zu denen das Gerücht gelangt war, die Studenten ſeien in Gefahr, waren kaum zurückzuhalten. Dem Commandanten der med. Legion Dr. Fiſchhof und dem Grafen Montecuculi, die zu ihnen in die Brigittenau gekommen waren, gelang es nur mit Mühe, ſie zu beruhigen. Wiederholt boten ſie den Studenten ihre Mithülfe und ſchwuren, daß der leiſeſte Angriff gegen die Studenten das Signal für ſie ſein würde, trotz der

am Burgthore aufgestellten Kanonen in die Stadt zu dringen. So standen die Sachen um 5 Uhr Abends. Jeder fühlte, daß ein großer Moment nahe sein, daß die Garantien für die Volksfreiheit jetzt errungen werden mußten. Das „Wie" war noch wenigen klar, bis ein Studirender vom Balkon der Universität mit beredten Worten das Losungswort für den Abend, „ein constituirender Reichstag," in die Menge warf. Sogleich wurde eine Deputation mit dieser Petition in den Ministerrath geschickt. Die Nacht war unterdessen hereingebrochen, und ohne Befehl, dem Instincte folgend, rückten wir Alle von der Universität gegen die Burg und die daran stoßenden Gassen. Die Stadt erhielt mit einem Schlage die stereotyp gewordene Revolutionsillumination. Mehrere Stunden vergingen, während welcher alle die gemessenste, würdigste Haltung behielten. So sehr aus jedem Auge die Todesverachtung leuchtete, wollte man doch in Ruhe die Deputation abwarten; endlich kam sie und brachte die Bewilligung der ersten Petition. Dies genügte nicht, „constituirender Reichstag," „heute noch" waren die tausendstimmigen Rufe. Nun folgte Deputation auf Deputation, gegen 11 Uhr kam die Gewährung Pillersdorf's, aber sie war in unbestimmten Ausdrücken abgefaßt, und das Volk, durch wiederholte Täuschungen mißtrauisch geworden, wollte sich nicht beruhigen. Vorzüglich war die Besorgniß, es dürften zwei Kammern zusammentreten, allgemein, und der Ruf: „eine Kammer, kein Wahlcensus" erscholl nun von den improvisirten Tribunen (den Piedestals der Candelabres) und fand ein tausendstimmiges Echo. Abermals gingen Deputationen zu Pillersdorf und zwar jetzt in seine Wohnung (da der Ministerrath sich bereits aufgelöst hatte). Im Kreise seiner Familie empfing er die Deputation, und da sie ihm die Besorgnisse des Volkes vorstellten, ging er sogleich darauf ein, dieses durch bestimmtere Ausdrücke zu beruhigen; er dictirte die Kundmachung mehreren in die Feder. Gegen 12 Uhr wurden mehrere Exemplare von reitenden Studenten in den Straßen verlesen und mit unendlichem Jubel empfangen. Der größte Theil der versammelten Menge zog hierauf ab, nur ein kleiner Theil blieb zurück, da sie nur der gedruckten Kundmachung glauben wollte; diese erschien um zwei Uhr. — Heute ist die Stadt wieder so ruhig, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Was wird die Aristokratie dazu sagen? Das Ministerium will in corpore seine Entlassung einreichen, welche jedoch, so lange kein anderes vom Publikum designirt ist, nicht angenommen werden dürfte.

Sie sehen, wie wir Revolution machen müssen, um unsere Tendenzen durchzuführen. Wir können im Augenblick kein anderes Ministerium bilden. Wir haben keine Männer. Das nächste Mal mehr über die ganze politische Lage.

B. F.

## Aus Prag.

Fortschritt in die Vergangenheit. — Pillersdorf und Palacky. — Truppen ziehen sich bei Nürnberg zusammen. — Blutige Aussichten.

Es ist traurig, zu betrachten, wie der Same der Freiheit im Boden unseres unglücklichen Böhmens verwildert und statt des Segens, den man in den ersten Tagen der Constitutionsertheilung hoffte, nur Willkürherrschaft, Verfolgung, hundertfache Bedrückung zur Folge hat. Indeß im katholischen Rom der Jude befreit wird, steigt in Prag das Gespenst mittelalterlicher Judenverfolgungen empor, indeß in Deutschland der geistigere Kampf politischer Parteiung ausgefochten wird, vertieft sich in Böhmen

der Kampf ganz ausschließlich nationell und scheidet die Menschen nach Blut und Abstammung. Allenthalben ringen die freigegebenen Geister nach Vorwärts in eine noch halb unbekannte Zukunft, hier stürzen sie mit Muth in die Vergangenheit zurück. Die Begeisterung für das Todte, Verwesene bei völliger Impotenz zu neuer Zeugung, ist der charakteristische Zug des Czechenthums, wie man es jetzt immer fanatischer, dumpfer und störrischer auftauchen sieht. Wie es sich äußerlich in der Begeisterung für alte, längst da gewesene Hosen, Stiefeln und Pelzmützen äußert, dabei für uraltes Mordwerkzeug, Dreschflegel und Morgensterne, so äußert es sich in der geistigen Sphäre im Fanatismus für eine unwiderruflich verloren gegangene Zeit, für ein ganz anachronistisches Hussitenthum. Das Recht der Gegenwart, das Recht deutscher Bildung, deutscher Intelligenz, deutscher Entwickelung wird ganz weggeläugnet, man will mit aller Macht das Rad der Geschichte zurückdrehn und auf den Trümmern der Civilisation ein altes Czechenthum aufbauen.

Rathlos und hilflos sieht die Regierung diesem Treiben zu, sie hat zu wählen zwischen dem deutschen und slavischen Princip und wählt keines von beiden. Will sie nur Zeit gewinnen, Truppen zusammenziehn und sich dann entscheiden? Bis jetzt fehlen alle Anzeichen, daß sie überhaupt ein Prinzip im Auge habe. Von Frankfurt aus wird sie gedrängt, die Wahlen für's deutsche Parlament im gesammten Böhmen kundzuthun, schon soll — am 10 dieses — die Publikation vor sich gehn, da kömmt ein Pöbelauflauf dazwischen: die Befreiung eines Druckers aus der politischen Haft, und die angeordnete Kundmachung unterbleibt. — Indessen singen die Czechen, die am 31. das größte Slavenreich decretiren werden, ihr altes Lied weiter: die Monarchie müsse in ihrer vollen Souveränität und Integrität erhalten werden, und nicht die Bewohner der deutschösterreichischen Provinzen, *sie* seien die wahren Stützen der Monarchie. Das Ministerium hört das Lied gern, aber offen dem slavischen Princip zu folgen wagt es auch nicht. Die Berufung des Herrn Professor Palacky nach Wien und die Art, wie man ihn aufnahm, lassen uns einen Blick in diese zweideutige Politik werfen. Bekanntlich wurde der slavische Gelehrte nach Wien berufen, um das Ministerium des Unterrichts zu übernehmen. Der Minister Pillersdorf erklärte ihm, es sei in der Ordnung, daß ein Mann, der aus dem böhmischen Volk hervorgegangen sei und das Vertrauen seiner Nation im vollen Grade genieße, in den Ministerrath gezogen werde. Herr Palacky erbat sich Bedenkzeit und legte dann dem Minister sein politisches Glaubensbekenntniß vor. Daß er sich als einen entschieden Liberalen bezeichnete, versteht sich von selbst. Der Hauptpunkt war, daß er erklärte: seine Ernennung sei ein dem Slavismus gemachtes Zugeständniß und ein Widerspruch mit der von ihm angegriffenen Beschickung des Parlaments. Wenn daher die Regierung eine Erklärung in diesem Sinne nicht geben und eine slavische Politik nicht einschlagen könne, so möge man ihn vor der Hand noch nicht zum Minister machen.

Das war mindestens offen. Was war die Antwort des Ministers Pillersdorf, wie sie Herr Palacky in offener Sitzung des Prager Nationalausschusses vortrug? Der Minister soll erklärt haben: daß er im Wesentlichen Palacky's Ansichten billige und theile und nur über die *Opportunität* gewisser Schritte anders denke.

Diese Antwort, wenn sie anders nicht entstellt ist — und wir werden gewiß nächstens den Minister selbst hören, — muß bei der jetzt entschieden antislavischen Gesinnung der Wiener bei ihrer Kundwerdung in Wien eine ungeheure Aufregung bewirkt haben, deß sind wir überzeugt. Und in der That: schließt sie nicht einen wahren Verrath an der deutschen Sache in sich? Das Ministerium, wir wünschen es, möge

ſich darüber verantworten und Herrn Palacky Lügen ſtrafen. Sonſt hat dies Wort das Miniſterium geſtürzt. — Daß aber Herr Palacky durch ſolche Indiscretionen ſich als Miniſter unmöglich gemacht hat, verſteht ſich von ſelbſt.

Indeß ſtimmt mit dieſer Hinneigung zur ſlaviſchen Politik nicht ganz gut überein, was man von der Bewegung der Regimenter hört. Man bemerkt, daß die czechiſchen Regimenter aus Böhmen gezogen werden, indeß deutſchböhmiſche Regimenter und Bundestruppen in Nürnberg zuſammenſtoßen, angeblich um die Bewegung der fränkiſchen Republikaner (?) zu paralyſiren, wahrſcheinlich aber um eine czechiſche Erhebung niederzudrücken. Wird Oeſtreich der Losreißung Böhmens vom deutſchen Bunde doch entgegentreten und es zum Anſchluß zwingen? Wir leben im Chaos von Ungewißheiten. Indeß wird von czechiſcher Seite alles gethan, um das Volk gegen Deutſchland zu fanatiſiren. Die Prager Zeitung zeigt uns, wie ſich das neue Huſſitenthum ſchon gut mit den Pfaffen verſtändigt. Sie beſchwört alle Pfarrer gegen die Wahlen für Frankfurt zu predigen, da die Deputirten Landesverräther ſeien. Auf einer Beſitzung des Grafen Fr. Deym, der ſich mehrmal für den Anſchluß an Deutſchland ausgeſprochen hat, rückten die Bauern mit Piken und Flinten vor das Schloß und kündigten dem Grafen an: ſie würden das Schloß anzünden, falls er ſolche Landesverrätherei fürderhin treiben werde.

Eines ſteht feſt: die Dinge ſind ſo weit gekommen, daß ſie ſich nicht mehr ohne blutigen Conflict löſen laſſen. Je länger ſich die Entſcheidung hinzieht, deſto ingrimmiger, gewaltſamer, furchtbarer wird der Kampf ſein.

Den 15. Mai. C. E.

---

## Die neuen Tyroler.

Prag, 14. Mai.

Sonſt waren es die Tyroler, die den Ruhm genoſſen in Oeſtreich noch kaiſerlicher zu ſein, als der Kaiſer. Nach der Verſicherung glaubwürdiger Männer gab es im ganzen Lande Tyrol keinen Tyroler, der nicht Hab und Blut darangeſetzt, ja, wenn es nöthig geweſen wäre, ſeine Mutter umgebracht hätte, wenn es dem Hauſe Habsburg und dem Kaiſerthum Oeſtreich von Nutzen hätte ſein können. Dieſes Volk von treuen Dienern ihres Herrn iſt in der letzten Zeit ſehr in den Schatten getreten. Ein anderes, von deſſen Loyalität in früheren Zeiten wenig bekannt war, und das auch wenig Urſache zur Loyalität hatte, iſt mit einem Male emporgetaucht und ruft mit lauter Stimme: lernt von uns, was loyal ſein heißt, wir ſind kaiſerlich über alles, wir wollen die Souveränität des Hauſes Habsburg über jede andere Rückſicht hinaus! — Dieſe neuen Tyroler ſind — die Czechen.

Die Czechen — das kömmt unerwartet; war man doch vor nicht geraumer Zeit noch allgemein der Anſicht, der czechiſche Fanatismus werde durch ruſſiſche Rubel unterhalten und durch ruſſiſche Agenten angeſchürt! So viel Begeiſterung für Ferdinand V. in einem Volke zu finden, das durch ſeinen Ahnherrn Ferdinand II. ſo viel gelitten, iſt allerdings überraſchend. Und doch iſt es ſo! die Czechen geben jetzt bei jeder Gelegenheit den übrigen Völkern der Monarchie eine Lection im Patriotismus. Nur mit Gram, ſprechen ſie, können wir euch betrachten. Die Loyalität iſt unter euch ausgeſtorben, und ihr ſeid keine Oeſtreicher mehr. Ihr wollt von Frankfurt aus beherrſcht werden, ihr wollt von den Souveränitätsrechten Oeſtreichs etwas an das deutſche Par-

lament abgetreten wiſſen. Pfui! Geht in euch, ſo lange es noch Zeit iſt! Wir Slaven, die große Majorität des Kaiſerſtaats, wollen vor allen andern, nicht die Freiheit, ſondern die Souveränität der Dynaſtie, und wenn ihr ſie ſchwächen wollt, habt ihr es mit uns zu thun. Ja, wir wollen euch ſchon zum Gehorſam zurückführen....

Um dieſe Sprache zu führen, haben die Czechen den ſlaviſchen Congreß in Prag ausgeſchrieben. Frägt man ſie, was ſie mit ihm bezwecken, ſo antworten ſie, wir wollen durch ihn dem Frankfurter Reichstag ein heilſames Gegengewicht entgegenſetzen. Die Regierung Oeſtreichs iſt durch das Parlament in Frankfurt in ſeiner Oberherrlichkeit gefährdet, wir wollen es ihr wieder zu Gemüthe führen, daß ſie nur in den 18 Millionen Slaven, die Oeſtreich angehören, ihren Stützpunkt finden kann. Die Regierung ergreife energiſch das ſlaviſche Princip und wir ſind feſt entſchloſſen, ſie mit Gut und Blut gegen jede Schwächung ihrer Souveränität zu vertheidigen.

Hinter dieſer Sprache liegt eine Falle. Vor der Hand ſoll die Regierung nach Prag verlegt werden. Herr Graf Wurmbrand iſt mit dieſem Plane in einer Sitzung des Nationalausſchuſſes bereits hervorgetreten. Im Falle die Pöbelherrſchaft in Wien zunehme, ſagte er, ſolle man das Kaiſerhaus erſuchen, nach Prag zu überſiedeln. Ein donnernder Applaus folgte dieſem Antrag; deſſen ungeachtet ließ man ihn wieder fallen, weil man gegen ſeine Opportunität doch manches einzuwenden hatte. Indeſſen iſt der Plan nicht aufgegeben. Der Erbe der Monarchie, Franz Joſeph, ſoll Statthalter Böhmens werden. Er iſt noch jung und bildſam, man hofft ihn, von Miniſtern wie Palacky umgeben, ganz im ſlaviſchen Principe heranbilden zu können. Iſt er herangewachſen, wird der Kaiſer, der ohnehin ſich der Regierung unzulänglich fühlt, zur Abdication gebracht werden und der junge Erzherzog, mit 19 oder 20 Jahren, der Kaiſer von Oeſtreich ſein. Er wird nach Wien zurückkehren wollen, aber die Liebe der Prager wird ihn nicht ziehen laſſen; ſo wird Prag doch zum Mittelpunkt der Gewalt umgeſchaffen werden. Die deutſchen Provinzen und das magyariſche Ungarn werden vom übrigen Deutſchland abgeſchnitten, ſo wird das deutſche Element allmälig in ihnen abſterben oder mindeſtens ſchwächer werden. Die Czechen aber, mit den Mähren, Slovaken und Südſlaven vereinigt, werden das vielerſehnte mittelſlaviſche Reich unter einem mittelſlaviſchen Czaren realiſiren.

Dieſe Pläne ſind die Urſache des neuen Tyrolerthums in Böhmen. Mögen den deutſchen Bewohnern Oeſtreichs die Augen darüber aufgehn. Die Regierung in Wien aber halten wir trotz aller Rathloſigkeit für nicht ſo ſchwachſinnig, daß ſie in das Netz der Czechen gehe. Eine Verlegung der Regierung von Wien nach Prag wäre eine Abdication des Hauſes Habsburg. Das ſlaviſche Element bei ſeiner politiſchen Uncultur iſt kein ſolches, auf das ſich die Regierung ſtützen kann, und die Einigkeit der ſlaviſchen Stämme iſt bei weitem nicht ſo groß, als es uns die Czechen weiß machen wollen. Nur an einen Staat kann Oeſtreich ſich anlehnen, es iſt Deutſchland; ein Buhlen mit der Gunſt der Slaven würde ſich entſetzlich rächen. Indeß kann man nicht genug darauf dringen, daß die Regierung ſich ausſpreche, mit wem ſie es halten wolle, ob mit dem deutſchen, ob mit dem ſlaviſchen Princip. Entſcheidet ſie ſich, wie kein Zweifel iſt, für das deutſche, dann wird das neue Tyrolerthum ſo raſch verſchwinden, wie es gekommen.

T. T.

# Michel Chevalier und der Saint-Simonismus.

Der bedeutende Ruf, welchen ſich Michel Chevalier als Nationalökonom erworben hat, ſeine Lebensſchickſale, ſeine frühere Theilnahme an der St. Simoniſtiſchen Propaganda: alles dies in Verbindung mit den neueſten Ereigniſſen in Frankreich und den immer lauter werdenden Forderungen des Proletariats, verleiht ſeiner Beurtheilung des ſocialen Problems ein ganz beſonderes Intereſſe. Seine Briefe über die Arbeiterfrage, welche er kurz nach den Februar-Tagen, faſt noch unter dem Lärm des Kampfes, ſchrieb, wurden daher in Deutſchland raſch in Ueberſetzungen verbreitet.

Herr Michel Chevalier hat ſeinen Grundgedanken ſo ſcharf gezeichnet; er hat die leitende Idee ſo pregnant ausgeſprochen, daß es leicht iſt, den Kern ſeiner Argumentation aus der rhetoriſchen Umhüllung herauszuſchälen und der Analyſe zu unterwerfen.

Dürfen wir Chevalier glauben, ſo geht der Socialismus und beſonders der des Herrn Louis Blanc von einer durchaus falſchen Vorausſetzung aus. Ihr Socialiſten, das iſt der Sinn ſeiner weitläufigen Erörterungen, ihr glaubt, es käme bei der Organiſation der Arbeit darauf an, einen ungerechten und ungenügenden Lohn durch eine gerechte und höhere Belohnung der Arbeit zu erſetzen. Faßt doch endlich einmal die gegebenen Zuſtände etwas ſcharf in's Auge, damit ihr durch eure Verſprechungen und Decrete nicht unnöthiger Weiſe Hoffnungen erregt, die ſich nicht erfüllen laſſen. Um den vierten Stand, um die zahlreichſte Klaſſe unſerer Bevölkerung auf denjenigen Grad von Wohlſtand zu erheben, unter welchem von Freiheit und Würde keine Rede ſein kann, fehlt es uns heutzutage nicht an einer zweckmäßigen Vertheilung der Producte, nicht wie man wohl geſagt hat, an einer gerechten Participation am Gewinne; was unſerm Vaterlande fehlt, iſt vielmehr eine hinreichende Erzeugung von Producten aller Art, von Nahrungsmitteln, Kleidungsſtücken, Hausgeräth und Heizung. Ihr mögt daher die Producte des heutigen Frankreich vertheilen wie ihr wollt, ihr mögt noch ſo viele Participationsſyſteme erfinden: — ich kann euch beweiſen, daß ihr damit die Armuth nicht beſeitigt; denn Frankreich iſt im eigentlichſten Sinne des Wortes jetzt zu arm, es erzeugt im Verhältniſſe zu ſeiner Bevölkerung zu wenig Producte.

„Zwar erſt vor 25 Jahren," das ſind Chevalier's eigne Worte, „vernahm man von der Nationaltribune herab, aus dem Munde eines Generaldirektors und Deputirten jene Behauptung, die, ich will nicht ſagen bei allen nur ein wenig ökonomiſch Gebildeten, ſondern bei jedem Menſchenfreunde Schauder erregten: „Frankreich erzeugt zu viel!" Was doch, ich bitte euch, erzeugt Frankreich zu viel? Getreide nicht, weil die Hälfte der Bevölkerung Frankreichs nur von Roggen, Buchweizen, Kaſtanien und Erdbirnen lebt und man in keinem Departement das Getreide ins Waſſer wirft. Fleiſch iſt es auch nicht: denn ein Franzoſe genießt davon im Durchſchnitt nur halb ſo viel, als ein Engländer, und ich wüßte nicht, daß es in unſerer Provinz irgend wo Rindvieh gäbe, das nicht auf dem Markte ausgeboten wird. Eben ſo wenig kann es Wein ſein. Wie Viele unſerer Landsleute trinken den ganzen Tag nichts als Waſſer, ohne daß die Grundbeſitzer von Bordeaux oder der Bourgogne den Inhalt ihrer Fäſſer auf die Straße gießen. Wären es vielleicht Kleidungsartikel? Doch nicht; denn ſehr viele Franzoſen ſind ſehr ſchlecht gekleidet und frieren, und nirgends macht man Freudenfeuer mit überflüſſigem Baumwollenzeuge, mit Decken oder Tüchern. Gerade ſo verhält es ſich mit allen weſentlichen Produkten, mit allen, die irgend eine Bedeutung haben. Ich muß alſo geſtehen, und müßte ſich der ſelige Herr Syriegs auch darüber im Grabe umkehren, wo er ruht und wohin ihm leider ſeine ökonomiſchen Grundſätze nicht gefolgt ſind: es iſt nicht wahr, daß Frankreich zu viel erzeugt. Im Gegentheil, es fehlt ſehr viel, daß es ſo viel erzeugt, als nothwendig wäre, daß alle ſeine Kinder dem Drucke der entwürdigenden Noth entriſſen werden könnten, und folglich kann das ſociale Problem der Verbeſſerung des vierten Standes nur durch eine großartige Entwicklung der Produktion gelöſt werden."

Frankreich erzeugt nicht zu viel, im Gegentheil es erzeugt zu wenig. Es kommt daher nicht auf eine andere Vertheilung, ſondern auf eine Vermehrung der Produkte an. Alles reducirt ſich auf die Forderung: man vermehre das Kapital, d. h. man ſteigere die Produktivkraft des Landes unter allen Formen.

Glaubt es, ihr Arbeiter, das Kapital iſt euer beſter Freund und euer mächtigſter Bundesgenoſſe. Widmet ſeiner Vermehrung alle eure Kräfte und es wird dem franzöſiſchen Volke bald an Lebens- und Genußmitteln nicht mehr fehlen!

Es läßt ſich denken, wie gelegen dieſe Argumentation aus dem Munde eines Mannes, wie M. Chevalier, allen denen kommen mußte, denen die Lohnfrage des Socialismus ſchon längſt ein Dorn im Auge geweſen war und die es für einen unverantwortlichen Leichtſinn hielten, daß Louis Blanc dieſe Frage zu einer Staatsfrage gemacht habe. Ich meinerſeits muß geſtehen, jemehr ich eine allſeitige, alle Parteien befriedigende Löſung des ſocialen Problems wünſche, um ſo mehr bedauere ich, daß Herr Chevalier ſich diesmal zu einer ſo leichten und oberflächlichen Behandlung der Frage hat verleiten laſſen. Wie iſt es möglich,

daß ein Nationalökonom, dem es nicht um Phrasen, sondern um statistische Genauigkeit zu thun ist, einer so vagen Behauptung wie: „Frankreich erzeugt zu viel!“ ein eben so vages Paradoxon entgegenstellen kann: „Frankreich erzeugt zu wenig!“ Ja, was noch mehr ist, aus dieser so leichthin geworfenen Behauptung soll die Nothwendigkeit einleuchten, daß auch das sociale Problem der Hauptsache nach eine bloße Productionsfrage sei! —

„Frankreich erzeugt zu viel!“ Auch ich hörte einst in Frankreich diesen Ausspruch von Männern, die mit der Statistik ihres Vaterlandes wohl vertraut waren. Es waren Weinbergsbesitzer und Weinhändler von Bordeaux, welche mir sagten, Frankreich sei in der größten Verlegenheit: weil es nicht wisse, wo es mit seinen Weinen bleiben solle. Auch ich konnte damals entgegnen: „Sie irren sich, Frankreich erzeugt nicht zu viel, es erzeugt vielmehr zu wenig,“ und es standen mir statistische Belege genug für diese Entgegnung zu Gebote. Die Weinproduktion Frankreichs ward nämlich von Einigen auf 40 Millionen Hectoliter, von Andern auf 48 Millionen geschätzt. Nehmen wir also die Mitte, 44 Millionen an. Davon müssen etwa 6 Millionen abgezogen werden, die man zu Sprit verwendet. Berücksichtigen wir ferner das Auslaufen der Weine und sonstige Verluste, so bleibt nur noch eine Quantität von 34 Millionen Hectolitern übrig. Vergleichen wir nun diese Summe der Producte mit der Zahl der Consumenten in Frankreich. Die Bevölkerung Frankreichs beläuft sich bekanntlich auf 34 Millionen Seelen. Davon gehen, was die Weinkonsumtion betrifft, 10 Millionen Kinder und etwa 4 andere Millionen ab, die überhaupt keinen Wein trinken. Damit also Jeder von den übrig bleibenden 20 Millionen täglich auch nur ½ Liter consumiren könnte, würden 36,500,000 Hectoliter erforderlich sein, während, wie gesagt, Frankreich nur 34 Millionen Hectoliter producirt *).

Aus dieser Rechnung folgt also deutlich genug, daß Frankreich in bestimmter Beziehung allerdings zu wenig producirt, aber auch nur in ganz bestimmter Beziehung. Denn auch jenen Weinproducenten, welche behaupten, Frankreich erzeuge zu viel, müssen wir wenigstens in so fern Recht geben, als das französische Volk in der That nicht Kaufkraft genug für die Weine besitzt, welche Frankreich zu liefern im Stande ist. Deshalb eben fordern jetzt so viele Weinproducenten den Freihandel, d. h. eine erleichterte Ausfuhr ihrer Weine nach England und Deutschland, und in einem ähnlichen Sinne denke ich, wird auch Herr Syriegs zu Herrn Chevalier gesprochen haben; in einem ähnlichen Sinne können wenigstens Tausende von Producenten aller Art mit dem größten Rechte behaupten „unsere Nation erzeugt zu viel!“

Durch diese statistisch genaue Begrenzung der Verhältnisse wird also die Fragstellung plötzlich eine ganz andere. Man sieht, es handelt sich für die Ver-

*) Schon früher, in meiner vor kurzem erschienenen Geschichte des Handels, S. 174 ff. habe ich diese Verhältnisse hervorgehoben und weiter ausgeführt.

besserung der ökonomischen Zustände nicht mehr unbedingt um eine Vermehrung der Gütererzeugung, sondern zugleich um die Steigerung der Kaufkraft aller Einzelnen. Allerdings wird noch in allen Ländern zu wenig erzeugt. Allein, was eine Mehrerzeugung der Hauptsache nach verhindert, das ist nicht die mangelhafte Ausbeutung des Gesammtkapitals einer Nation, sondern die fehlende Kaufkraft der Einzelnen: es ist der Umstand, daß die arbeitende Bevölkerung mit ihrer Arbeit nicht genug verdient, um sich so viele Erzeugnisse zu kaufen, als zu einem erträglichen und anständigen Leben erforderlich sind. Nur in dieser Beziehung haben die Worte „Frankreich erzeugt zu wenig" einen Sinn. Frankreich besitzt noch eine große Anzahl brachliegender Aecker, die zum Weinbau sich trefflich eignen, es besitzt als Gesammtheit noch genug Kapitalkraft und eine hinlänglich große Anzahl geschickter Polytechniker und Arbeiter jeder Art, um diese Kapitalkraft auf die ergiebigste Weise auszubeuten. Allein deshalb kann es doch vernünftiger Weise keinem Weinbauer, keinem Landmanne, überhaupt keinem Producenten einfallen, mehr Produkte zu erzeugen als er voraussichtlich absetzen kann. Freilich kommt eine solche Mehrerzeugung bisweilen vor, weil sich bei der Anarchie des heutigen industriellen Lebens die Bedürfnisse und die Kaufkraft der Konsumenten nicht genau berechnen lassen. Aber welche Folgen hat eine solche Mehrerzeugung bei dem bestehenden ungeordneten Zusammenwirken der Arbeits- und Kapitalkräfte, bei dem Reichthume der Einen und dem ungenügenden Lohne der Andern? Mich dünkt, ein Nationalökonom, wie Michel Chevalier, müßte die Antwort hierauf wissen. Die Folge ist: Ueberfüllung der Märkte, Stockung der Geschäfte, Ruin der Producenten, und trotz des Ueberflusses bleibt der größte Theil der Bevölkerung in Lumpen gehüllt, denn, wie schon Sismondi so richtig bemerkte, um Produkte zu erhalten, bedarf es mehr als des bloßen Wunsches, man muß auch Geld haben, sie zu kaufen.

Es genügt dies um zu zeigen, wie irrig oder vielmehr wie einseitig der Grundsatz ist, von welchem M. Chevalier bei der Lösung des socialen Problems ausgeht. Seine einzelnen Erörterungen und Folgerungen zu beurtheilen, behalte ich mir für andere Aufsätze vor. Eine Frage indeß, die ich hier noch zu beantworten habe, eine Frage, die sich unwillkürlich Jedem aufdrängt, der von M. Chevalier's socialistischer Laufbahn gehört hat, ist folgende. Wie kommt es, daß ein Mann, der mit der socialen Bewegung unserer Zeit vertraut ist und sich selbst praktisch eine Zeitlang an derselben betheiligte, in so einseitiger Weise den Accent auf die Erzeugung statt auf die Vertheilung der Güter legt. Hätte man nicht eher das Gegentheil erwarten sollen?

Wer die Geschichte des französischen Socialismus kennt, kann sich hierüber nicht wundern. Michel Chevalier war bekanntlich St. Simonist und der Industrialismus der St. Simonisten unterscheidet sich von dem Socialismus und den Organisationsversuchen späterer Schulen wesentlich. Das, worauf St. Simon

und seine Schule zunächst ihre Aufmerksamkeit richteten, war nicht der Kampf der Arbeit mit dem Kapitale, sondern der Kampf der Industrie überhaupt mit dem Müßiggange privilegirter Stände. Sie wollten, wie sie sagten, ein *industrielles* System, d. h. sie wollten die industrielle Thätigkeit im Gegensatze zu der unproductiven Beschäftigung des Hofes, des Adels und Soldatenthums befördern. Sie wollten die Klasse der Industriellen, wohin sie Künstler und Gelehrte nicht weniger als Gewerbtreibende rechneten, in staatsrechtlicher Beziehung zur ersten Klasse der Gesellschaft erheben. Dieser Klasse sollte fortan die Regierung des Staates anvertraut, in ihrem Geiste und Interesse die ganze Gesellschaft organisirt werden. „Ich schreibe," sagte daher St. Simon, „für die Industriellen gegen die Höflinge und Adeligen, d. h. ich schreibe für die Bienen gegen die Drohnen." Denselben Gegensatz, denselben Gedanken führte er in seiner berühmt gewordenen Parabel aus, worin er zeigte, daß es für den Wohlstand Frankreichs durchaus kein Unglück wäre, wenn es plötzlich alle Großbeamten der Krone, alle Staatsminister, alle Marschälle, alle Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Großvicare und Domherren, alle Präfecten und Unterpräfecten, alle Beamten der Ministerien, alle Richter und die 10,000 reichsten Grundbesitzer, welche auf adeligem Fuße leben, verlöre. Unersetzlich dagegen würde der plötzliche Verlust der 3000 ersten Gelehrten, Künstler und Gewerbtreibenden sein. Dieser Gegensatz der Industrie und des privilegirten Müßiggangs, dieser Gedanke der Parabel ist beständig maßgebend für die Schule geblieben. Der Ausdruck, „arbeitende Klasse," war wenigstens zu Anfang den St. Simonisten gleichbedeutend mit „industrieller Klasse," und als sie später durch die Consequenzen ihrer Lehre, so wie durch die geschichtliche Entwickelung des französischen Volkes gezwungen wurden, den Gegensatz des Bürgerthums und des Proletariats zu beachten, da waren sie schon so sehr mit einer andern Frage, mit der Frage, wie sich der Industrialismus, dem sie die Herrschaft über die Welt erkämpfen wollten, zu den Lehren des Christenthums verhalte, beschäftigt, daß es ihnen mehr um eine neue Religion als um die Versöhnung der Arbeit mit dem Kapitale zu thun war. Es ist bekannt, daß ihr industrielles System gerade an dieser kirchlichen oder religiösen Frage scheiterte. Sobald sie indeß ihren Versuch, den Kampf der Materie und des Geistes, diesen Dualismus des Christenthums durch eine neue, dem industriellen Leben unserer Zeit entsprechende Religion zu beseitigen aufgaben, konnten sie natürlich, ohne gegen ihr industrielles System inconsequent zu handeln, wieder Vertreter und Professoren der Nationalöconomie werden. Denn, wie gesagt, das Ziel, was ihnen von Anfang ihres Auftretens an vor Augen schwebte, war die staatsrechtliche Herrschaft der Industrie im Allgemeinen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie auch nach ihrer kirchlichen Niederlage noch so wenig Theilnahme für die Lohnfrage des Socialismus an den Tag legten und sich fast ausschließlich mit der nationalöconomischen Production beschäftigten. **Dr. A. Lafaurie.**

# Böhmiſche Vorrede zum Slavencongreß in Prag.

Von einem Böhmen.

---

Liebe Landsleute! In wenigen Tagen kommen unſere Brüder von der Donau und Weichſel, von der Drau und der Wolga nach dieſer altberühmten Königsſtadt. Sämmtliche Kinder der großen Mutter Slawa werden gewiß mit Jubel und Rührung im Schatten der ſlaviſchen Linde zuſammentreten. Der Vorſatz zur Einigung und Eintracht wird in allen Herzen aufrichtig ſein, aber die mehr als tauſendjährige Trennung hat eine gegenſeitige Entfremdung hervorgerufen, die noch zu überwinden iſt. Gleich unſern Nachbarn, den Deutſchen, leiden wir an vielfacher Spaltung. Dreierlei ſind unſere Kirchen: katholiſch, evangeliſch und griechiſch; fünferlei unſere Schweſterſprachen. Einige unſerer Brüder leben noch in halbem Naturzuſtand, während andere die Feinheit der Franzoſen oder die Gelehrſamkeit der Deutſchen nachahmen. Der Weißruſſe iſt fügſam und verträglich, der ſtolze Lache bringt Hader und Zwieſpalt mit auf die Welt; der Rothruſſe verachtet den Weißen und beide zuſammen haſſen den Polen. Der Czeche erträgt ausdauernde Arbeit; der Slowak gibt ſein Leben hin für die Genüſſe fauler Träumerei. Die Wohnſitze und Schickſale der ſlaviſchen Stämme haben jeden anders geſtellt und ausgeprägt. Wir leben dichtgedrängt im fruchtbaren Thalkeſſel mit der herrlichen Praha zum Mittelpunkt; die Vorzeit ſteht lebendig vor unſern Blicken, denn Denkmale von Stein und Pergament erzählen uns den Ruhm und das Unglück unſerer Väter. Andere dagegen ſind wie ein Waſſer ohne Strombett ausgegoſſen über Flächen und Berghänge, zerſprengt und getheilt durch unſlaviſche Inſelgruppen; ſie haben nie geherrſcht, ſondern ſtets vegetirt im erkältenden Schatten des Fremden; der Sporn des Magyaren, die Schulruthe des Njemetz hat ihnen Geſetze vorgeſchrieben und ihre Erinnerungen müſſen in fabelhafter Vorzeit umhertappen, ehe ſie auf das nebelhafte Bild einer freien Geſellſchaft ſtoßen. Der Eine ſucht vor Allem einen mächtigen Herrn, welcher ihn beſitze und beſchütze, der Andere will gar keinen Meiſter über ſich anerkennen und der dritte ſehnt ſich nach fremdartigen abendländiſchen Staatsformen, die ſeinen urſlaviſchen Brüdern ein Gräuel und eine Ketzerei ſind. — Daher beſorge ich, daß wir im Schatten der großen Linde mancherlei Zügel werden unſerer Rede anlegen müſſen, um unſere gegenſeitigen Wünſche nicht mit einander zu verfeinden. Erlaubt, ſo lange wir

Czechen ungestört unter uns sind, daß ich mit einigen Worten unser besonderes Heil und, was wir Czechen wollen, bedenke.

Gelingt es uns, durch friedliche diplomatische Mittel die Unabhängigkeit und Integrität des östreichischen Kaiserthums zu erhalten, so ist damit für die slavische Verbrüderung nur blutwenig gewonnen. Oestreich wird mit dem neuen Deutschland ein Schutz- und Trutzbündniß eingehen müssen, auf welches die sieben Millionen Njemtzi fortwährend pochen werden. Der Kaiser wird nicht im Stande noch Willens sein, den Slaven ihr volles Recht auf Selbstherrschaft zu verbürgen, sondern uns nur als Gegengewicht wider seine rebellischen Stammgenossen benützen. Die Deutschen sind ein hartnäckiges Volk und seit einiger Zeit obendrein sehr laut und lärmend geworden. Eingenommen für ihre Cultur, listig im Lernen und Lehren waren sie von jeher. Glauben sie sich im Nachtheil und bilden gleichsam eine ecclesia pressa, so werden sie eine leidenschaftliche Thätigkeit entwickeln und uns noch mehr in den Hintergrund zurückdrängen als bisher. Angespornt durch das Frankfurtische Deutschland, wird ihr ganzes Dichten und Trachten auf die Nachahmung der deutschländischen Freiheit gerichtet sein; Alles, was sie darin ertrotzen, wird einen gewissen Glanz auf sie werfen, und glaubt nur, selbst unter uns werden sich Viele von diesem deutschen Fortschritt und Vortritt verblenden lassen und allmälig einer treulosen Lauheit gegen die Sache Slawas sich hingeben. Es wird also nicht viel besser, vielleicht sogar schlimmer um uns stehen, als wenn wir uns ohne viel Aufhebens mit in den Frankfurter Bund geschlichen hätten. Denn in diesem Falle hätte man uns unglaubliche Freiheit gelassen, für die Zukunft des Slaventhums zu wirken und sogar möglich gemacht, in den Händeln des Reichs eine Hand zu haben. Der Deutsche, so lange er nicht auf offenen Widerstand stößt, sieht weder rechts noch links, besitzt eine fabelhafte Leichtgläubigkeit und spielt gerne den Großmüthigen. Darauf können wir jetzt nicht mehr rechnen. — Anderseits wird das Kaiserthum, um sich zu erhalten, in friedlichem Einverständniß mit Rußland bleiben müssen und dadurch die Flüche der Polen auf unser Haupt herabrufen, während es, aus Rücksicht auf seine deutschen Völker, kein herzliches Einverständniß mit Rußland wird eingehen dürfen, also nie im Stande sein wird, dem polnischen Geschrei mit Gewalt ein Ende zu machen. Die Galizier und Krakusen wollen sich mit ihren Brüdern auf den Weichselufern verbinden, was ohne Krieg gegen Rußland nimmer möglich wird. Oestreich kann allein solch' einen Kampf nicht bestehen. Deutschland würde sich beeilen, es zu unterstützen. Entweder also, das Polenthum fällt von den Westslaven ab *), bleibt aber halblebendig als ein zerfressender Krebs im Herzen Slo-

*) Die Augsb. Allg. meldet, daß Hawliczek, der czechische Emissär, in Krakau sehr kalt und unwillig aufgenommen wurde. Der Pole haßt Oestreich zu sehr, um die Bundesgenossenschaft eines Slaven anzunehmen, der solchen Eifer für das Kaiserthum zur Schau trägt.

venias oder, was noch schlimmer, wir führen einen brudermörderischen, einen Kainskrieg gegen das heilige Rußland, — zum Besten der Deutschen; denn wir hätten durch die Vereinigung der drei Polenreiche Rußland und Oestreich geschwächt, für die Vergrößerung des Slaventhums nichts gethan, vielmehr den Deutschen Gelegenheit zur Erwerbung der Ostseeländer und anderer halbslavischen Striche gegeben. Früher oder später aber würde Oestreich doch mit dem vereinigten Deutschland zusammenschmelzen, — um so sicherer, wenn es, außer Italien, noch Galizien, Lodomerien und Krakau verloren hätte.

Solche Schmach können wir unmöglich selber herbeiführen wollen. Die Integrität des Kaiserthums kann unmöglich in unsern Plänen liegen, sondern vorerst seine Losreißung von den deutschen Erblanden und dann seine Vergrößerung und Befestigung nach slavischer Seite hin. Anders handeln wäre eine Halbheit, die, wie ich gezeigt habe, früher oder später sich an uns rächen müßte.

Gelingt es uns, auf friedliche diplomatische Weise die Dynastie ganz zu uns herüberzuziehen, so tagt dem Slaventhum eine große, wenn auch stürmische Zukunft. Die ungeheure, bisher so vielfach zerrissene Slavenfamilie vereinigt sich dann zu zwei verbündeten Reichen: Ost- und Westslavien, unter den Häusern Romanoff und Habsburg; denn die deutschen Erblande werden vom Kaiser abfallen, desto nationalslavischer wird seine Dynastie in kurzer Zeit sich gebahren und desto eifriger wird sie suchen müssen, die slavischen Stämme an den Ufern der türkischen Donau in ihren Schooß aufzunehmen. Der Wetteifer zwischen den beiden Dynastien kommt allen Slaven zu gut; sollte die eine oder andere sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigen, so hat sie ihre Beseitigung und das Erstehen eines großen Slavenreichs zu befürchten....

Jene zwei Reiche würden, verbündet und vom slavischen Einheitsgedanken belebt, wohl im Stande sein, die unbrüderliche Isolirungssucht der polnischen Nationalen zu überwinden, und im Nothfalle würden sich Ost- und Westslavien über den Gräbern der sarmatischen Faction die Hand reichen. Ungern trägt man die Waffen gegen den polnischen Bruder zum Besten preußischer oder deutschöstreichischer Herrschaft; gern aber züchtigt man den Rebellen gegen die Mutter Slawa. Die Religions- und andern Spaltungen des Slaventhums würden bald vor dem gemeinsamen Haß gegen die fremden Eindringlinge im Innern und vor dem Weltkampf gegen Außen verschwinden; die läuternden Flammen des Weltbrandes würden das alte rostige Eisen zu einem großen und herrlichen Schilde zusammenschweißen.

Ueber die Nothwendigkeit dieses Kampfes auf Tod und Leben dürfen wir uns keine Täuschung machen. Die Magyaren, im Herzen Ungarns, sind tapfer bis zur Tollkühnheit und nicht zu slaviſiren. Sie werden sich mit den Sachsen Siebenbürgens verschwören und gegen uns ganz Deutschland zu Hilfe rufen; Deutschland, welches ohnedies die Wenden in der Lausitz, in Illyrien und Schle-

ſien, welches Oſt- und Weſtpreußen, die dalmatiſche Küſte und Iſtrien, ja ſogar Böhmen nicht gutwillig herausgeben wird. Am Ausgange des Kampfes wird kein Slave zweifeln, aber — —

Habt ihr, meine Landsleute, die erhabene Rolle bedacht, die bei ſolchem welthiſtoriſchem Kampf euch zufiele? Ihr habt den Beruf des Vorkämpfers für die Mutter Slawa. Böhmen iſt der vorgeſtreckte Schild des Slaventhums, auf den alle Blitzſtrahlen des europäiſchen Gewitters fallen müſſen: es iſt der verlorene Wachtpoſten am äußerſten Reichsende; es wird die erſte und letzte Wahlſtatt ſein, auf der Oſten und Weſten die Völkerſchlacht ſchlagen. Der Rand des Schildes wird, zugleich mit dem Abfalle Wiens, brechen. Die Berge im Norden und Weſten Böhmens werden ſich, da ſie hartnäckig deutſch ſind, zuerſt losreißen und für euch in feindliche Wälle verwandeln. Ihr ſteht dann inmitten einer Veſte, deren unerſteigbare Mauern, Zinnen und Citadellen ſich in der Hand des Njemetz befinden. Nur über euern Leib kann der ſiegreiche Deutſche in's Herz Slovenias vordringen und auf euern Feldern muß der ſiegreiche Slave den entſcheidenden Strauß fechten, ehe er in das Herz Deutſchlands vorrücken darf. Die Looſe mögen fallen, wie ſie wollen, ſo wird Böhmen das Brandopfer, wird der czechiſche Thalkeſſel die Opferſchale ſein, die von deutſchem und czechiſchem Blute ſchwellen wird. Möglich ſogar, daß Böhmen zuletzt doch dem Deutſchen wird müſſen geopfert werden, zur Ausgleichung für andere Erwerbungen, welche die Abrundung Weſtſlaviens nothwendig macht. Selbſt in dieſem Falle bleibt euch der Troſt, nicht eigennützig für euch ſelbſt geſtritten zu haben, ſondern der Leonidas des Allſlaventhums geweſen zu ſein; wie vor 200 Jahren bleibt euch doch wieder der Traum künftiger Rache und die elegiſche Sympathie eurer Brüder. Segnen werden euch Groß- und Kleinruſſen, preiſen werden euch Hanaken und Kaſſuben, der Croat und der Serbe wird von euch hören. Ja, Slawa wird ſiegen und ihr werdet fallen, aber ewig leben im Geſang des doniſchen Koſaken!

Seid ihr bereit zu dieſem Märtyrthum? —?—

# Wochenbericht aus Wien.

Nichts Geringeres als eine weltgeſchichtliche Epoche möge den Antritt meines Wochenberichts bezeichnen, den ich aber für dießmal auf die Ereigniſſe des fünfzehnten Mai's und was ſeitdem geſchehen, beſchränke. Es iſt das zweite Stadium unſerer Revolution, welches damit anhebt, — verhängnißvoll wie das erſte, aber in Trauer und Niedergeſchlagenheit angetreten, ſtatt wie jenes mit Freude und Erhebung begrüßt. Was ihm unmittelbar voranging, überſieht ſich nicht allzu ſchwer. Verſchiedene Gewalten hatten an dem Staats- und Regierungswagen und an den Zügeln, die ihn lenkten, gezerrt, und lange Beſorgniß war dadurch rege geworden, ihn auf dieſe oder jene Seite in einen Abgrund ſtürzen zu ſehen. Nach Oben, Räthe der Krone, die ſich auf unverantwortliche Weiſe über verantwortliche Miniſter ſtellten, tief unten eben ſo unberufene Volkstribunen, — Reactioniſten die Einen, Jacobiner die Andern; ſichtbar getrennt von dieſen, für Alle die ſehen wollten, eine edle Gironde — die nur zu überſprudelnde Aula; kaum getrennt von jenen der Troß von Büreaukraten und Plutokraten, die Geld oder Einfluß verloren hatten und wieder zu gewinnen trachteten; mitten drinnen aber, die verantwortlichen Miniſter — und ich ſpreche nur von den jetzigen, — hochſinnig und umſichtig, aber wie Laocoon und ſeine Kinder, hier vom Kopf und dort vom Schweif der Schlange umſtrickt und unfähig ſich der Bande zu entledigen. Und was das ärgſte war: dies Miniſterium, zögernd und bedächtig, ſelbſt da, wo niemand mehr zu bedenken fand, verfehlte es billigen Wünſchen zuvorzukommen, bevor ſie nicht mit Eclat und Ungeſtüm geäußert worden waren. So ging es mit der Entfernung allgemein mißliebiger Perſonen, eines Windiſchgrätz, Taafe, Fiquelmont, Erzherzog Ludwig, ſo mit dem Preß- und Wahlgeſetz in der erſten Erſcheinung und einer Menge anderer Dinge. Als habe man es darauf abgeſehn, die Gegenregierung, die ihren Sitz in der durch die Univerſität und den Schriftſtellerverein repräſentirten Intelligenz hatte, umſichtiger und kräftiger als die eigene herauszuſtellen, ließ man ſich durch Katzenmuſiken oder aber Petition und Preſſe, dasjenige abdringen, welchem als vernünftig und zeitgemäß zuvorzukommen erſchien, und was ſich von der öffentlichen Meinung getragen fand. So hatte man gleichſam ſyſtematiſch in dem politiſchen Centralcomité, das ſich aus den Intelligenzen heraus gebildet und ſich durch Vereinigung mit dem Nationalgardencomité verſtärkt hatte, eine Herrſchaft aufgezogen oder vielmehr verzogen, die immer mächtiger ward, und ſich in Nationalitäten, im Bürgerthum, insbeſondere aber im Proletariat die wärmſten und durchgreifendſten Sympathien erworben hatte, weil es bisher ehrlich und ungetheilt nur das Wahre und Gute gewollt und es energiſch wollend, auch durchzuſetzen verſtanden hatte. So kam es denn auch, daß Uebergriffe der unverantwortlichſten Weiſe wie ſie namentlich bei den Gewaltſcenen in Fiquelmont's Hauſe ſtattgefunden, zwar ſchon den Einfluß der Controlregierung benachtheiligt hatten, eben ſo ſehr als es ſchon das beſtändige Schütteln und Rütteln, Bellen und Miauen gethan: dennoch aber nicht in dem Grade, um die Fortſchrittspartei auf ihre Hut zu bringen und von übelberechneten Schritten abzuhalten.

So rückte der funfzehnte Mai heran. In Folge der Bemänglungen, welche an der Conſtitution gemacht worden waren, hatte man einem neuen Wahlgeſetz Raum gegeben, und dabei insbeſondere die Beſorgniſſe abzuwehren geſucht, welche in den früheren Beſtimmungen über die erſte Kammer in derſelben ein gefährliches Uebergewicht erblicken ließen. Die unbegrenzte Prärogative der Krone zur Ernennung von Senatoren wurde auf ein Viertheil der Senatoren, die Prinzen eingerechnet, beſchränkt und der Spielraum zur Erwählung unter den Beſitzenden, ſtellte ſich noch immer weit genug heraus, um der Intelligenz allen möglichen Zutritt zu gewähren. Es ſchien aber, als wollte man zur Perhorrescirung ganzer Kaſten zurückkehren; die Gegenregierung war zum erſten

Male unwahr und unklar: unwahr, weil sie es nicht gestehen wollte, daß der Grundbesitzerstand genug der freisinnigen und intelligenten Männer in sich schloß, um ein Anschmiegen an die Volkswünsche voraussetzen zu lassen, überdies aber die jetzt beliebte Zusammensetzung nichts weniger als eine Kammer mächtiger Lords gewärtigen ließ, — nicht z. B. in Tirol, Oberöstreich, Steyermark, wo das Eigenthum sich so sehr parcellirt findet, — nicht in Böhmen, wo abgesehn von dem Kampf der Nationalitäten, Intelligenz und Freisinnigkeit sich in der höchsten Aristokratie geltend gemacht hatten, endlich nicht in Galizien, dem schon der Kampf um die Nationalität Freisinnigkeit bewahren müßte. Sah man dies nicht, oder wollte man es nicht sehen, so gestand man sich auch weiterhin nicht das Widerstreben gegen eine besondere Repräsentation des Besitzstandes aufrichtig zu. Und doch war dieser als Gegensatz des klaffenden Proletariats zu beachten, — um zwischen den eigentlichen Hauptparteien in der Zeit das Gleichgewicht zu erhalten. Nicht frommte das Vorbild Englands, das anderthalb Jahrhunderte unter ähnlicher Verfassung reich und übermächtig geworden war, nicht dasjenige des freien Amerika's mit Senat und Repräsentantenkammer: man wollte nur Eine Kammer, oder was gleich gilt die erste gleichsam nur durch eine Bretterwand von der zweiten getrennt haben. Solchem Widerstreben gesellte sich noch ein anderes hinzu: dasjenige gegen eine octroyirte Verfassung, da war es nun nicht zu verargen, wenn man hinter solchen Wünschen und Wollen noch weiteres suchte.

Jetzt sah das Ministerium die dringende Nothwendigkeit, solchem Zustande, der sich durch die Zügellosigkeit einer schlechten Presse noch greller darstellte, Einhalt zu thun, aber wie immer: spät, sehr spät. Die gedachten wichtigsten Angelegenheiten waren durch eine andere in den Hintergrund gedrängt worden. Ich habe erwähnt, wie das Centralcomité seine Wirksamkeit durch Vereinigung mit einem Nationalgardencomité zu verstärken gesucht hatte. Es entstand nun die Frage, ob die Nationalgarde als solche zu politischer Wirksamkeit ermächtigt sei, eine Frage bei welcher es sich mehr um das Wort, als um das Wesen handelte, denn wie die Nationalgardisten ihre Waffen und Waffenröcke ablegten und in ihrer Civileigenschaft zusammentraten, war sie ohne Anstoß gelöst. Wie sie aber gestellt worden war, wurde sie von einem großen Theil des Publikums, mithin auch der Nationalgarde selbst verneint, und, so erachtete das Ministerium den Zeitpunkt zu benützen, um den im vollen Laufe vorgeschrittenen Wagen zurückzudrängen. Ein Tagesbefehl ward am 13. Mai erlassen, und der Nationalgarde als solcher die Theilnahme an dem politischen Centralcomité untersagt. In den Reihen dieser Corporation selbst war die Aufregung darüber nur mäßig, desto heftiger in der Aula. Statt nachzugeben, wo man die Meinung, im Rechte und in der Billigkeit zu sein, durchaus nicht ungetheilt für sich hatte, widersetzte man sich mit Hartnäckigkeit der getroffenen Verfügung. Als nun das Discutiren und Parlamentiren fruchtlos geblieben war, drohte man mit einer Sturmpetition, die man dem Kaiser in der Burg überreichen wollte. Nun ward von Seite des Obercommandos der Nationalgarde Generalmarsch geschlagen und die Nationalgarde unter die Waffen gestellt, Kanonen wurden vor die Burg, Militär auf das Glacis postirt, die Thore gegen das Eindringen des Vorstadtvolks, wenn es in agressiver Absicht stattfinden sollte, besetzt. Man war allgemein auf Blutvergießen gefaßt. Auch wäre es unstreitig dazu gekommen, wenn nicht das Militär, eben so wie in den Märztagen Widerwillen gezeigt hätte, gegen das Volk aufzutreten, wenn nicht das Proletariat sich in strenger Disciplin den Winken der Aula untergeordnet hätte, — wenn nicht endlich dieser sich unter 135 Compagnien der Nationalgarde, 122 angeschlossen haben würden! So rückte nun die Studentenschaft, aller Abmahnung der Besonnenen ungeachtet mit ihrer Sturmpetition gegen die Burg, und da sie die friedlichste Absicht manifestirte und lediglich ihr Petitionsrecht geltend zu machen suchte, so gewährte man einer Deputation Zutritt, um sich mit dem zur Conferenz versammelten Ministerium in's Einvernehmen zu setzen.

Die Punkte, welche man vorerst den vorbemeldeten beigezogen hatte, waren:

Zurücknahme der Verfügungen gegen das Centralcomité; gemeinschaftliche Besetzung aller Wachtposten durch die akademische Legion und die Nationalgarde, gemeinschaftlich mit dem Militär, Entfernung des überflüssigen Militärs und dessen Ausrückung nur mit Zustimmung der Nationalgarde zuzulassen. Allein der hierin schon halb erlangte Sieg schien der Sturm- und Drangpartei allzuleicht, um den günstigen Moment nicht zu weiteren Abnöthigungen benützen zu lassen. Revision der Constitution vom Reichstage, Einkammersystem bis dahin, und Wahl ohne irgend einen Census: Dies waren die weiteren Punkte, welche in einer an Ort und Stelle improvisirten Petition den früheren zugesellt wurden, aber auch wegen ihrer größeren Gewichtigkeit den Ministerrath selbst nach fünfstündiger Conferenz nicht zum alsbaldigen Entschluß gelangen ließen. Da drang der Ruf: das Volk errichte Barrikaden in den Hauptstraßen, durch die verschlossenen Thüren; und mit einem Federzug wurde — alles gewährt. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Siegesnachricht, und reitende Wortführer der Studenten verkündigten sie auf den Hauptplätzen und wurden mit geringen Ausnahmen überall jubelnd begrüßt. Es war zehn Uhr geworden, aber doch ward in aller Eile die Stadt beleuchtet, und die Nationalgarden kehrten nach zehn bis zwölf stündigem ununterbrochenem Dienst für heute nach Hause — die akademischen Legionen zogen nun auch endlich unter donnerndem Jubelrufe ab. Mit den Barrikaden war's nun freilich noch nicht so arg gewesen. Einzelne übelberüchtigte Demagogen hatten das Signal dazu gegeben, und hie und da am Kohlmarkte, Josephsplatz war damit begonnen worden, Steine auszureißen. Von einer Masse tobenden aufgeregten Volks war keine Rede; was geschah, war von Seite bezahlter Leute, sogenannter Barrikadenmacher, hinter denen — wie gewöhnlich, — die andern standen. Census, Einkammersystem, Constitution: lauter Begriffe, die dem Volke so fern wie Mond und Sterne lagen, und es nicht in Aufregung zu bringen vermochten. Anders wäre es gewesen, wenn man versucht hätte, den Studenten ein Haar zu krümmen; beim ersten Signal — aufsteigende Raketen von der Sternwarte waren verabredet gewesen — würden zu den schon hereingebrochenen Schaaren neue mit Sensen, Hacken, Mistgabeln bewaffnet herbeigeströmt sein, und bei etwaigem Widerstande alles überwältigt haben, um ihre Vorkämpfer für Recht und Wahrheit — die lebendigen Heiligen, welche längst die Todten überholt, zu befreien. — Noch nicht zufrieden mit der schriftlichen und bald gedruckten Zustimmung des Ministeriums, die auch nicht in Ansehung aller Punkte publicirt worden war, verlangte man die Unterschrift des Kaisers selbst und zwar für die ganze Ausdehnung der gemachten Zugeständnisse; auch dies wurde Tags darauf gewährt. Allein schon war dem Rausche der Katzenjammer gefolgt. Bürger und Nationalgarden bereuten, sich der Aula so passiv hingegeben zu haben, und diese selbst fand sich von einer unheimlichen Stimmung beschlichen.

Das war der Moment für eine einsichtige patriotische Presse, um das Versäumte nachzuholen, zur Mäßigung, ja selbst zu freiwilligen Rückschritten im Selbstgefühl des begangenen Uebergriffs zu vermögen. Statt dessen stimmten die einen trunkene Siegeslieder an, die andern aber, wie namentlich die Schandblätter: „Constitution" und „Freimüthiger" begnügten sich nicht damit, die Marseillaise in's Deutsche zu übersetzen, sondern kamen bis zur Carmagnole und das Programm, welches die Constitution am 17. unter dem Titel: „was wir noch haben müssen," publicirte, athmete durchweg den Jacobinismus von 1793.

Ward dadurch dem Publikum, wie man in Wien zu sagen pflegt, „enterisch" zu Muth, so kann man sich denken, welcher Eindruck auf den durch die Scenen vom 15. Mai tief erschütterten Hof herbeigeführt werden mußte, zumal derselbe sich stets am meisten den Einflüssen der untersten wie der obersten Schichten hingegeben, den mittleren aber fremd geblieben war.

Die Bevölkerung Wiens war eben so überrascht, als erschrocken, als sie am Morgen des 18. an den Ecken verkündet fand, der Kaiser habe für den Ministerrath eben so unerwartet wie für das Publikum den Abend zuvor Wien in Begleitung

aller anderen Mitglieder des Kaiserhofes verlassen und die Straße nach Innspruck eingeschlagen. Graf Hoyos, Commandant der Nationalgarde, sei sogleich zur Nachreise abgesendet worden, um Se. Majestät zur bald erhofften Rückkehr zu bewegen u. s. w.

Was jetzt erfolgen würde, wußte Niemand, und ein banger Schrecken durchzog alle Gemüther. Aber das fühlte man im Augenblick mitten unter den Empfindungen von Neue über das Geschehene und von Trauer über die daran geknüpfte Folge heraus: daß alle Gutgesinnten zusammenhalten müßten, um die constitutionelle Monarchie — und um Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten. Dieser gemeinsame Instinkt ließ alsbald die Nationalgarde ohne verkündigenden Trommelschlag zusammentreten und sich nach allen bedrohten Punkten begeben. Sowohl sie, als die akademische Legion vereinigten sich ungesäumt unter das Commando Auersperg's, welcher auch den Oberbefehl über das Militär hatte, und die executive Macht fand sich dadurch auf das wirksamste centralisirt. Jetzt aber trat gleichzeitig der hohe Werth desjenigen Einflusses hervor, welchen anderseits eine concentrirte Intelligenz, an patriotische Gesinnung geknüpft, über die untersten Klassen erlangt hatte. Energisch wie immer traten die Akademiker in's Mittel, hier durch das Wort, dort durch schnell gedruckte und angeschlagene Aufrufe, zur Ruhe und Ordnung, zur Anhänglichkeit an den constitutionellen Thron und den geliebten Kaiser ermahnend und bittend. Unter solchen Umständen vermaßen sich dennoch einige Demagogen, wie Hafner und Tuwora, unter dem Arbeitervolk in den Vorstädten die Republik auszurufen, allein sie wurden von diesen selbst festgenommen, und nur mit Mühe der Lynch-Justiz entzogen. Andere völlig vereinzelte Versuche hatten keinen bessern Erfolg. Die constitutionelle Monarchie hatte überall, die Republik nirgends, Wurzel gefaßt, alle Klassen vorzüglich aber, die arbeitenden, benahmen sich vortrefflich.

Jetzt aber machten sich die conservativen Interessen so überlaut geltend, daß nur durch die Mäßigung des Ministeriums der Reaction nicht ein noch weiteres Feld eröffnet ward. Denn die Bürger, außer sich, den Namen und Glanz der Kaiserstadt durch fortgesetzte Abwesenheit des Hofs verdunkelt zu sehen, fanden hinterher allen Grimm gegen die „bösen Buben," die alles verschuldet hatten, und wunderten sich über sich selbst, so viel von ihnen geduldet zu haben. Genug geschah inzwischen, um anderseits die Ansicht von Uebergriffen zu begründen. Wir selbst rechnen dahin nicht die augenblickliche, wenn gleich unconstitutionelle Ueberwachung der Presse und Maueranschläge, so wenig wie das angekündigte strenge Augenmerk auf Fremde; und die eingetretene Wirksamkeit des Sicherheitsausschusses, zumal unter demselben Namen erschienen, die Beruhigung gewähren konnten: Wohl aber zählen wir dahin die Verkündigung des Martialgesetzes, die Aufforderung, sich nach neun Uhr zu Hause zu verhalten, die Bedrohung mit dem Standrechte, und die beabsichtigte Verschmelzung der akademischen Legion mit der Nationalgarde. Allein man täusche sich nicht abermals: unter den Bürgern, in der Kaufmannschaft und der Bureaukratie zählt das Losungswort: den Kaiser und die Ruhe um jeden Preis, viele Anhänger, bei den arbeitenden Klassen könnte eine verlängerte Abwesenheit des Hofs Zweifel an dessen Unentbehrlichkeit entstehen lassen. Und im übrigen zieht ja nur jene der Geruch der egyptischen Fleischtöpfe an, diese aber wissen recht wohl, daß sie ihnen aus der egyptischen Finsterniß nicht hervorgehen. Somit wird die Flucht des östreichischen Hofs nicht die Folge haben, welche die des französischen 1791 hatte, und alles was die Wiener Zeitung am Tage des Ereignisses so höchst unglücklich prophezeihte, wird nur dazu dienen, die Taktlosigkeit dieses Blattes in unvergeßlichem Angedenken zu bewahren.

Die Tagesfrage ist nun: wird der Kaiser zurückkehren? Wir glauben unter den vorliegenden Umständen diese Frage mit Bestimmtheit bejahen zu können, sehen aber den Zeitpunkt dazu minder nahe gerückt als viele Andere. Bei Abgang dieses mehren sich die Bankverlegenheiten auf furchtbare Weise. Seit gestern findet die Annahme von Banknoten Anstand im Privatverkehre. Die Bank hat die Localgerichte mit einigem Silber versehen, um die Concentrirung der Massen zu beseitigen. P.

# Aus Berlin.

## Der Prinz von Preußen.

In revolutionären Zeiten hat die Verwaltung in ihren Maßregeln nicht allein das Recht, ſondern auch den wohl- oder übelbegründeten Willen des Volks zu Rathe zu ziehen. In dieſem Sinne war der Schritt des preußiſchen Miniſteriums, auf Zurückkunft des Prinzen von Preußen anzutragen, ein verfehlter; um ſo mehr verfehlt, als er einmal unnöthig war, denn es konnte der in kurzer Zeit zuſammentretenden Nationalverſammlung ruhig die Entſcheidung überlaſſen, als er ferner in zweideutiger Form abgefaßt war, denn das Miniſterium hatte dem alten Canzleiſtyl ſchon ſo viel abgelernt, um mit diplomatiſchen Phraſen der Wahrheit dreiſt in's Angeſicht zu ſchlagen.

Viel ſchlimmer ſind aber die Radikalen ſelbſt, die unter dem Vorwand, das Volk werde durch einen ſolchen Schritt auf eine gefährliche Weiſe aufgeregt, dieſe Aufregung künſtlich hervorriefen. Wenn man ſie fragt: warum ſoll denn der Prinz eigentlich nicht zurückkommen? ſo begnügen ſich freilich die Conſequenten unter ihnen mit der gewöhnlichen Antwort ungezogener Kinder: wir wollen es nicht haben. Wer ſich aber dieſer Gaminwirthſchaft ſchämt, ſchützt entweder das Verfahren des Prinzen in den Märztagen vor, oder er fürchtet von der bekannten Geſinnung des Prinzen eine Reaction gegen die neue Form des preußiſchen Staatsweſens.

Was das erſte betrifft, ſo ſollte man endlich zu der Ueberzeugung kommen, daß in der Mordnacht vom 19. März die Schuld auf beiden Seiten war. Nachdem der König Mittag den 18. März die Forderungen der Volksdeputationen, zwar nicht in genügendem Maße, aber doch in ziemlich liberaler Weiſe befriedigt hatte, drängte ſich ein formloſer Haufe vor das Schloß, der keine beſtimmten Forderungen, ſondern nur ein allgemeines, abſtractes Geſchrei in die Ohren des Königs ſchallen ließ. Man wußte kein anderes Mittel, das Schloß zu ſäubern, als Anwendung von Cavallerie, die übrigens ihren Zweck ohne Blutvergießen erreichte.

In Folge deſſen rief man Verrath und es wurden überall Barrikaden aufgerichtet.

Wer hatte bis dahin die Schuld? Vor Allem freilich die Regierung, die ſeit mehreren Wochen die gerechten Forderungen des Volks mit der alten hochmüthigen Suffiſance vernachläſſigt hatte. Aber dieſe Schuld iſt eine alte; in dem Augenblick des Ausbruchs ſelbſt iſt ſchwer zu ſagen, was ſie eigentlich hätte thun ſollen; auf beſtimmte, förmliche Anforderung kann man eine Antwort ertheilen, aber wie ſoll man mit einem lärmenden Haufen unterhandeln, von dem der Eine Vivat, der Andere Pereat ſchreit?

Was bezweckten die Barrikadenmänner? Gewährung einer beſtimmten Forderung? und welche? Kein Menſch hat es gewußt. Sie wollten Rache. Mochte das nun ein billiges oder unbilliges Verlangen ſein, Niemand wird es dem angegriffenen Theil verdenken, ſich ſeiner Haut zu wehren. Die Barrikaden wurden mit Kanonen angegriffen.

Das Volk behielt den Sieg. Das Militär zog ab, die Forderungen der Demokraten wurden befriedigt, ſie ſelber blieben gemäßigt, die Monarchie ward erhalten.

Der Prinz von Preußen, den man theils als Haupt der militäriſch-bureaukratiſchen Partei haßte, theils beargwöhnte, in dem Kampfe gegen die Barrikaden kommandirt zu haben, entfloh aus der Stadt, weil man ſein Hotel demoliren wollte. Er machte keinen Verſuch, ſich außerhalb Berlin an die Spitze der royaliſtiſchen Garden zu ſtellen, ſondern reiſte eilfertig nach England.

Nach Wiederherſtellung der Ordnung iſt ſtillſchweigend Amneſtie ertheilt. Billigerweiſe ſollte dieſe auch den Prinzen von Preußen umfaſſen, jedenfalls aber mußte er über ſeine vermeintliche Schuld erſt gehört werden, ehe man ihn verurtheilt. Die conſtituirende Verſammlung hat zu entſcheiden, ob es die Lage des Staats wünſchenswerth macht, den präſumtiven Thronfolger zur Entſagung auf ſeine Rechte zu veranlaſſen oder nicht; Berlin hat darüber keine Stimme mehr.

Ein Recht, den Prinzen zu verdammen, iſt nicht vorhanden; er theilt die Schuld

mit der ganzen alten Zeit, mit der alt preußiſchen Monarchie. Dieſe hat man geſtürzt, aber man hat die Monarchie beſtehen laſſen; ſo können es weiter nur Gründe der Klugheit, nicht Rechtsgründe ſein, die für oder gegen die Rückkehr des Prinzen ſprechen.

Wenn er von der Thronfolge nicht ausgeſchloſſen werden ſoll, ſo muß er zurückkehren. Der Thronerbe Preußens muß in die neuen Inſtitutionen ſich einleben, ſie durch ſeine unbedingte und freie Anerkennung garantiren.

Zu ſeiner Ausſchließung ſehe ich aber keinen Grund. Mit ſeiner Rückkehr wird mit dem Militär, mit den alten royaliſtiſchen Provinzen Frieden geſchloſſen. Dieſer Friede iſt nothwendig, wenn eine feſte, geſetzliche Freiheit an die Stelle der bisherigen Anarchie treten ſoll. Eine etwaige Reaction wird aber nicht durch tägliche Revolutiönchen, durch ſinnloſe Emeuten nach dem Pariſer Muſter, ſondern durch gemeſſenen, geſetzlichen, ausdauernden Widerſtand gebrochen. Zu dieſem Widerſtand ſind uns alle Mittel geboten: wir haben Preßfreiheit, Aſſociationsrecht, und wir erhalten eine auf demokratiſchen Grundlagen beruhende Verfaſſung. Wenn wir darauf keinen vernünftigen Staat gründen können, ſo ſind wir überhaupt unfähig dazu.

Eine andere Frage iſt es freilich, ob die Rathgeber des Prinzen ihm nicht vorſchlagen ſollten, im Intereſſe ſeines Vaterlandes und ſeines Hauſes, da doch einmal das Vorurtheil gegen ihn iſt, freiwillig ſeinen Anſprüchen zu entſagen. Eine Frage, zu deren Löſung die erſten Sitzungen der Berliner Conſtituante viel beitragen werden.

**Romarin.**

---

## Die politiſchen Parteien in Halle.

Eine Stadt, wie Halle, die nicht etwa erſt in neueſter Zeit, ſondern ſeit langen Jahren für Recht und Freiheit den Kampfplatz betreten und allezeit tapfer dreingeſchlagen hat, konnte natürlich kein gleichgültiger Zuſchauer bleiben, als es galt, Freiheit und Recht nicht nur zur Geltung zu bringen, ſondern auch für die fernſte Zukunft in Obhut zu nehmen und zu bewahren. Eine tiefe und mächtige Bewegung ergriff die Gemüther, als die erſte Kunde von der Umwälzung in Frankreich erſcholl; der Sturm ward gewaltig, als der Süden Deutſchlands ſich aufraffte, als endlich der Kanonendonner von Berlin her die ſchwüle und drückende Atmoſphäre erſchütterte, welche ſchwer auf Deutſchland, beengend auf Preußen laſtete. Entſetzen, Angſt, Wuth malte ſich auf den Geſichtern, ein Schrei der Entrüſtung und des Schreckens hallte in den engen Straßen der Stadt wieder, und es fehlte nicht viel, ſo wäre Halle nach Berlin gezogen, um Barrikaden bauen zu helfen, um todt zu ſchießen und ſich todt ſchießen zu laſſen.

Jedoch, der Zug unterblieb, die ſpätern Nachrichten aus Berlin wirkten beruhigend auf die erhitzten Köpfe, die alte wohlgerechtfertigte Liebe zu unſerem König ergriff mit einer wahren Wuth die guten Hallenſer, und ſo wie die Sachen jetzt ſtehen, möchte Friedrich Wilhelm IV. wohl nirgends treuere und loyalere Unterthanen finden, als in Halle, als in der ganzen Provinz Sachſen. Und dieſe Liebe zum König iſt bis auf wenige Ausnahmen allgemein, ſie geht durch alle Klaſſen der Geſellſchaft. Wehe dem Radicalen, dem Republikaner, der es wagen möchte, ſie mit höhnenden Worten zu bekritteln, zu beſpötteln.

Gleichwohl iſt dieſes Gefühl wie das aufrichtigſte, ſo auch das alleinige gemeinſame. Im Uebrigen divergiren die Anſichten. Halle bildet gleichſam drei Heerlager, die ſich feindlich oder doch mißtrauiſch gegenüber ſtehen. Ihre Beſtrebungen laſſen ſich mit wenigen Worten bezeichnen.

Die eine Partei iſt die radicale, die republikaniſche — die republikaniſche, ſage ich, obgleich ſie die Anerkennung dieſer Richtung entſchieden verweigert. Sie will directe Wahlen, ſie will einen Präſidenten in Frankfurt. Sie wurzelt in den unterſten Klaſſen des Volkes. Ihr Oberfeldherr iſt Wislicenus, ihr Unterfeldherr Herr Böſche, ein Student, ihr General-Adjutant der Weinhändler Rawald, ein Menſch, der nicht

beſſer iſt, als er ſein ſollte. Die Partei wird gut geleitet, was ſich beſonders bei den Wahlen der Deputation herausſtellte, aber ſie iſt zu ſchwach, um irgendwie mächtig zu werden. Die Perſönlichkeit ihres Anführers iſt ſo bekannt, daß es überflüſſig wäre, viele Worte über ſie zu machen. Wislicen iſt der Mann, wie er immer war, der Mann der Conſequenzen und der Rückſichtsloſigkeit. Was er für Recht hält, dafür kämpft er und ergibt ſich ſo wenig, wie die alte Garde. Aber ſeine Stellung iſt unhaltbar — er wird, er muß fallen, aber noch im Sturze wird er ſprechen: Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae! Ich bin weder auf dem religiöſen noch auf dem politiſchen Feld ſein Anhänger, aber ich achte den Mann, der Alles opfert, um ſelbſt zu bleiben.

Es iſt den Radicalen nicht gelungen, einen Mann ihrer Partei in die Kammer nach Berlin oder Frankfurt zu bringen, und das iſt ſehr gut — nicht wegen der guten Sache des conſtitutionellen Prinzips, die ſie ſchwerlich gefährdet hätten, ſondern weil es galt, die conſtitutionelle Geſinnung von Halle durch den Deputirten zu manifeſtiren und auf ſolche Weiſe jeglichem Irrthum zu begegnen, jegliche Hoffnung der Radicalen mit Einem Male und zwar ganz gründlich abzuſchneiden.

Das zweite Heerlager wird von der vielköpfigen, vielſinnigen, auch zuweilen ein wenig unſinnigen, meiſt aber doch tüchtigen und rechtſchaffenen Bürgerſchaft von Halle gebildet. Der Halleſche Bürger war nicht, wie andere — er war eine Species, er war ſtolz auf ſeine Univerſität, ſtolz auf ſeine Freiſinnigkeit, ſtolz auf den Abglanz, auf das Licht, das er von ſeinen Profeſſoren borgte, das ihm von ſeinen Profeſſoren willig und gern geſpendet wurde. Bei dem Zweckeſſen auf der Giebichenſteiner Weintraube konnte man den Halleſchen Bürger kennen lernen! Da ging der materielle Menſch im geiſtigen unter. Er kümmerte ſich den Henker darum, ob das Eſſen ſchlecht oder gut war, wenn nur die Reden gut und vor Allem freiſinnig waren, wenn nur die Toaſte, die ausgebracht wurden, ihm zu Herzen gingen, wenn ſie ihn packten, wenn ſie ihn fortriſſen, wenn ſie ſeinen Stimmorganen Gelegenheit gaben, ſich in unbändigem Jubel Luft zu machen und die Wände des Saales mit donnernden Hochs zu erſchüttern. Gelang es den Rednern, dies zu erzielen, und es gelang ihnen faſt immer, ſo ging der Halliſche Bürger höchſt vergnügt nach Hauſe, dann erzählte er mit überſtrömenden Worten Weib und Kind, was der Duncker geſprochen oder der kleine Schwarz oder der Doctor Haym, oder wer ſonſt geredet hatte, und er war dankbar, er war zufrieden, er war glücklich. Jetzt iſt es anders geworden. Jetzt will der Bürger nicht blos hören, er will auch ſelbſt reden, er will mitſprechen, er will das Mehr oder Minder ſeiner politiſchen Einſicht zur Geltung bringen. Das wußte der Diaconus Haſemann, der Hauptleiter und Anführer dieſer zahlreich vertretenen Menge wohl zu benutzen. Er war der Erſte, der Bürgerverſammlungen veranſtaltete, er ſuchte durch öffentliche Vorträge ihre Sympathien zu gewinnen, er gründete mit einem Freunde ein Bürgerblatt (beiläufig geſagt, ein gutes Blatt, das vortreffliche Beiträge vom Oberlehrer Kösker, dem Mitredacteur, bringt) um auch durch die Preſſe ſich Anhänger zu erwerben. Haſemann iſt ein gründlicher, ſtandhafter, beharrlicher Menſch. Er iſt gründlich — langweilig; er iſt ſtandhaft — gegen alle Pfeile der Satyre, des Witzes, der Mißbilligung, die gegen ihn abgeſchoſſen werden; er iſt beharrlich — in dem Streben nach der Gunſt des Volkes à tout prix! Mit ſeinen langweiligen Reden ſchlug er ſelbſtmörderiſch alle Theilnahme unbarmherzig todt, die er ſich anfänglich durch ſeine offen zur Schau getragenen liberalen Anſichten erworben hatte. Dazu kam, er machte ſich lächerlich; dazu kam, er erweckte Mißtrauen durch den raſchen Wechſel ſeiner Anſichten; dazu kam, er wurde von dem dritten Halliſchen Armeecorps, dem conſtitutionellen Club mehrfach auf's Haupt geſchlagen, und zwar derb. Aber die Schläge betäubten ihn nur, ſie tödteten ihn nicht. Im Club iſt er allerdings unmöglich geworden, aber der Halliſche Bürger duldet ihn noch aus Dankbarkeit, er läßt ihn gewähren aus Gutmüthigkeit, er beſucht die Bürgerverſammlungen noch, weil er weiß, daß er da ein Wort

mitsprechen kann. Uebrigens glaube ich, daß die politische Laufbahn Hasemann's geschlossen ist. Er hat sie zu früh betreten. Seine politischen Ansichten waren noch nicht zu politischen Grundsätzen gereift, und das hat ihm unendlich geschadet. Ansichten gibt man auf, wechselt man, Grundsätze aber wirft man nicht so schnell über Bord. Hätte Hasemann Grundsätze gehabt, so würde ihn nicht der vielleicht ungerechte Vorwurf getroffen haben, er hänge den Mantel nach dem Winde. Das ist es, mehr als alles Andere, was seine politische Vernichtung herbeigeführt, was seine Hoffnung, Halle als Deputirter in Frankfurt oder Berlin zu vertreten, auf lange Zeit, vielleicht auf immer zerstört hat. Und diese Hoffnung war keine chimärische — Niemand wird das besser wissen, als Herr Hasemann selbst.

Die Bürgerversammlungen waren häufig sehr stürmisch. Man schwärmte dort für die Freiheit, für die Märzhelden, man hätte die Berliner Garden am liebsten aufgehenkt. Gut, daß man sie nicht hatte. Der Bürger ist jetzt wieder sehr loyal geworden, er will vor Allem Ruhe und Ordnung, er läßt die tapfern Besieger der Dänen leben, er wirft die Berliner Märzhelden aus dem Hause, wenn sie sich breit machen, er ist zu der Erkenntniß gekommen, daß die Märznacht ein Unglück für Preußen ist. Der gesunde Sinn hat seine Berechtigung wieder erhalten, und zornig ist man nur noch auf die Berliner, deren Anmaßung, Berlin als gesetzgebend für die Provinz zu erklären, sehr entschiedene Proteste hervorgerufen hat. Der Bürger ist lediglich constitutionell gesinnt, er mißbilligt das Treiben der Wislicenianer, aber er hegt auch ein unüberwindliches Mißtrauen gegen das dritte Heerlager, den Club oder Verfassungsverein. Grade mit ihm, sollte man meinen, müsse er Hand in Hand gehen. Aber nein, er feindet ihn an, er schilt ihn aristokratisch, er fürchtet von ihm bevormundet zu werden.

Der constitutionelle Club, das dritte Heerlager also, vereinigt in sich unzweifelhaft die höchsten Intelligenzen von Halle. Ein großer Theil der Professoren hat sich ihm angeschlossen, die Hallesche Patricierschaft ist ihm beigetreten, Wissenschaft, Handel, Gewerbe haben ihre tüchtigsten Vertreter darin aufzuweisen. Aber der Club enthält auch mißliebige Elemente — Professoren, die vom Servilismus plötzlich zur Demokratie übergingen; pensionirte Offiziere, welchen man ohne weitere Prüfung aristokratische Tendenzen in die Schuhe schob; Patricier und Andere, denen man nachsagte, sie hätten kein Herz für das Wohl der unteren Volksklassen. Dazu kam, der Club beging Fehler bei seiner Constituirung, bei der Wahl des Vorstandes, bei den Versammlungen selbst, welche seine Gegner auszubeuten wußten; er machte die Mitgliedschaft von der Zahlung eines allerdings sehr geringen Beitrags abhängig; er war endlich exclusiv, indem er keinem Nichtmitgliede den Zutritt zu den Berathungen verstattete. Den letzten Fehler hat man verbessert; andere Uebelstände aber konnte man nicht beseitigen oder vermeiden, und deshalb ist der Club noch heutzutage unpopulär und wird vielleicht nie populär werden. Gleichwohl ist er stark, und sein Einfluß von großem Gewicht, denn er will nur das Vernünftige, und will es auf vernünftigem Wege. Eine glänzende Anerkennung ist ihm trotz aller Mißliebigkeit zu Theil geworden: aus seiner Mitte sind sämmtliche Deputirte erwählt, die aus Halle zu den constituirenden Versammlungen nach Frankfurt und Berlin gesandt wurden.

Das Princip des Clubs spricht sich genügend in seinem Namen aus, und wir werden daher nächstens die hervorragendsten Persönlichkeiten desselben, vorzüglich die Deputirten, in's Auge fassen.

---

## Für unsere geehrten Correspondenten!

☞ Die Grenzboten erscheinen Donnerstag Abends. Berichte, die später als Dienstag hier eintreffen, können nicht mehr gedruckt werden.

---

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Inter. Redacteure: J. Kaufmann u. Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

# Die Pariſer Mai-Emeute.

Garn und Seide, oder die revolutionären und die gemäßigten Republikaner. — Die Coterie des National. — Blanqui's Connerionen. — Verſammlung am 11. Mai am Seinecanal. — Polniſche Rechenkunſt. — Schwanken der Ultras. — Der Angriff auf die Aſſemblee nationale am 15. — Courtais und die Spießbürger. — Apologie der Socialiſten. — Lagrange und Cauſſidière.

Um die Emeute vom 15. Mai richtig zu beurtheilen, muß man vor allen Dingen im Auge behalten, daß die jetzt zerſpaltenen, republikaniſchen Kräfte zur Zeit der Verſchwörung und des Kampfes auf das Innigſte mit einander vereinigt waren. Ganz abgeſehen von einzelnen Freundſchaftsbündniſſen und Liguen, wäre die ſogenannte gemäßigte Partei ohne die Fäuſte der revolutionären nie an's Ruder gekommen und letztere erkennt erſtere daher von vornherein nicht als Autorität an. Dazu kommt, daß ſelbſt die zahmen, ſeit der Revolution mit der oberſten Gewalt bekleideten Republikaner, aus Furcht vor legitimiſtiſchen und überhaupt reactionären Intriguen, die rothen Corps der Rivoliſtraße und der Polizeipräfectur nicht ungern ſahen. So hat Marraſt ſelbſt die Bürgermeiſterei von Paris recht gern von der „republikaniſchen Garde" bewohnen laſſen, ſo war Sobrier ſelbſt bei Lamartine und Cauſſidière bei den Bürgern gern geſehen, ja man erkannte die Verdienſte des letztern und des Montagnardcorps um die Ordnung der Stadt ſogar öffentlich an. Die ultraradikale Partei konnte ſich weder über ihre Verdienſte um die Revolution, noch über ihre Lage in der neuen Republik täuſchen. Zu ihren Verdienſten zählte ſie die Kerkerhaft ihrer Häupter, die Todten und Krüppel aus ihren Schaaren, das Gefühl der Kraft endlich für die Republik, wie ſie von ihnen verſtanden wird, immer wieder zu ſtreiten und, wenn es ſein muß, zu ſterben. Ihre Lage begriff ſie ſo: das Regiment gehört factiſch nicht uns, ſondern der gemäßigten Partei an. So lange ſie ſelbſt und mit ihr die Staatsform, die allein ihre Geltung möglich machte, in Gefahr war, lockerte man das alte Band, in welchem wir das Garn und ſie die Seide waren, nur behutſam auf, nach und nach haspelt der gehätſchelte Blätterwurm ſein Geſpinnſt von unſerem Blouſenſtoffe ab und überflügelt ihn als neuer ariſtokratiſcher Falter. Die Wahlen ſind gemäßigter ausgefallen als ſelbſt die Gemäßigten erwartet haben, bei der Ernennung der neuen Regierungscommiſſion und des Miniſteriums hat man den Ultras gar keine, der radicalen Partei nur ſehr ſchwache Conceſſionen gemacht, wohingegen die Coterie des National faſt ſyſtematiſch mit

den höchsten Stellen im Staate bedacht worden ist. Unterdeß conspiriren und protestiren die „rothen" Clubs ganz öffentlich gegen die Instituteurs der „zahmen" Republik; Blanqui, Barbès, Raspail, Sobrier und ihre Freunde und Anhänger lassen über ihre Absichten nicht den mindesten Zweifel, der Polizeipräfect warnt, räth sogar zur Verhaftung Blanqui's, aber alte Verbindlichkeiten scheinen alle Strenge zu verhindern. Die Nachrichten von den Niederlagen der Polen schüren unterdeß das Feuer, hinter dessen Rauchwolke man sich versteckt, um mit Donner im Munde und Blitz in den Taschen nach der Gesetzfabrik zu ziehen. Schon am 11. Mai versammelten sich die Ultras in einem Estaminet am Seinekanal, um eine „Manifestation zur Verhinderung reactionärer Schritte" zu veranstalten. Man überschätzte, wie in der Regel, seine Kräfte, indem man auf 100,000 Menschen rechnete, von den Chefs der Arbeiter aus den Vorstädten aber erfuhr, daß auf letztere für eine neue Revolution nicht zu zählen wäre!!

Nun kamen die Polen, die „frères du Nord" an, und brachten 77,000 Menschen in ihren Köpfen, vielleicht auch auf einem Zettel mit, ungeheure Streitkräfte wurden berechnet, und ein Augenzeuge addirte mehr als eine Million Menschen zusammen. Diese Summe kam den Wühlern nun selbst lächerlich übertrieben vor, sie machten Concessionen, reduzirten ihre Mannschaft, aber die Polen waren auch nicht zur Ausrupfung eines einzigen Haars von ihren 77,000 Streitern zu bringen. Man kam zu keinem Resultate und gab sich auf den andern Tag in Montparnasse Rendezvous. Bis dahin war nur die Rede davon gewesen, der Nationalversammlung zu imponiren, jetzt ging man schon weiter und einer von den Herren sagte: wie wär's, wenn wir in die Nationalversammlung gingen: früher nannte man ein Rencontre kein Duell, jetzt ist ein Handstreich kein Complott. (Furchtbare Logik!) Die Visite bei den Herren Deputirten wurde anfangs allgemein zurückgewiesen, man ging wieder auseinander, beschloß aber an demselben Abende, in einem Estaminet des Quartier St. Martin wieder zusammen zu kommen. Die Polen erschienen aber am Abende nicht, und da man unterdeß nüchtern geworden war und eingesehen hatte, daß man höchstens 10,000 Menschen würde zusammenbringen können, so beschloß man die Manifestation abzubestellen. Aber es war bereits zu spät, man konnte nur einen Theil der Arbeiter unterrichten, und so fand denn Sonnabend bereits ein Theil der Manifestation statt. Während des Zuges hatte man Zeit zu überlegen und zu berathen, und so kam man denn überein, daß der Sonntag, an welchem bekanntlich das große Fest stattfinden sollte, dazu zu benutzen wäre, die Nationalgarde in die Manifestation mit hineinzuziehen. Auf diese Weise erklärt sich, warum die ohne Zweifel gewarnte Regierung das Fest verschob. Die Nacht von Sonnabend zu Sonntag wurde zum Schüren fleißig benutzt und man rechnete, da man auch in der Umgegend Werbungen gemacht hatte und die Flaneurs, Neugierige und Taugenichtse mit in Anschlag brachte, auf 200,000 Menschen. Die Nacht über

blieb man im Kaffeehause, aber um 4 Uhr Morgens zersplitterten sich die Kräfte durch die Uneinigkeit der Communisten, und um 10 Uhr befanden sich etwa nur 4000 Mann auf dem Bastillenplatze. An der Kammer angelangt, soll der Zug sich auf 30,000 vermehrt haben, was mir übertrieben scheint. Ich schätzte ihn um 2 Uhr höchstens auf die Hälfte. Die radikalsten Clubs waren gegenwärtig: Emancipation des Peuples, Homme armè, Montagnards von Belleville, Progrès, Interêt commun, Avenir, Jacobins, Egalité, Fraternité u. s. w. Der Palast war nur von einer kleinen Anzahl Nationalgarde und einem Bataillon der mobilen bewacht, die anfangs die Revolutions- (Concordien-) Brücke sperrte, der Menge aber bald nachgeben mußte. Nun geht unbegreiflicher Weise ein Schuß los, der, wie man denken kann, Verwirrung unter die Massen bringt und den Generalcommandanten der Nationalgarde bewegt, den Garden zu befehlen, daß sie die Ladestöcke in den Röhren spielen lassen, die Gewehre umkehren und die Bayonette einstecken, damit das Volk sich überzeuge, daß man nicht geladen, ja überhaupt keine feindlichen Absichten habe. Diese Maßregel des General Courtais war jedenfalls unvorsichtig, aber er konnte nicht ahnen, was man im Schilde führe und wollte nur blutige Zusammenstöße vermeiden. Daß kein Verrath von seiner Seite vorhanden war, wird hoffentlich die Untersuchung zeigen. Der Menge ist die freundliche Manifestation der Garden ein Signal zum Durchbruche, man erstürmt die Thüren und dringt in den Sitzungssaal. Ein panischer Schrecken überfällt die ganze Versammlung, die Damen und die übrigen Zuschauer glauben sich in Lebensgefahr, da der provisorische schwach gebaute Saal einzustürzen droht, man schreit, lärmt, gesticulirt und Raspail, Blanqui, Hubert, Barbès u. s. w. benutzen die Verwirrung, um zu parlamentiren und zu decretiren. Den weiteren Verlauf dieser Scenen und die endliche Niederlage der Emeute werden Sie aus den Zeitungen kennen, nur so viel bemerke ich, daß über vielen Einzelnheiten noch ein Dunkel schwebt. Die Einen z. B. sagen, Barbès, die Andern, Raspail habe die Steuer von einer Milliarde von den Reichen gefordert.

Auch muß man wissen, um die rohe Behandlung zu begreifen, die Courtais bei seiner Verhaftung erfuhr, daß er bei einem großen Theil der Nationalgarde verhaßt ist. Als es galt, die früher bei weitem weniger zahlreiche Nationalgarde mit dem Volke, das nun ebenfalls unter dieselbe treten sollte, zu vereinigen und beide mit einander zu mischen, wählte die Regierung diesen Mann, dem das große Verdienst zukommt, die Eliten-Compagnien der Grenadiere (Bärenmützen) und Voltigeurs aufgehoben und die demokratische Verfassung in der Nationalgarde eingeführt zu haben. Dies konnte ihm die Bourgeoisie nicht vergessen und da die Regierung ihn sowohl wie seinen Generalstab wohlweislich keiner Wahl unterwarf, so wurde diese fortwährend reklamirt, aber nicht bewilligt. Nun war die Gelegenheit gekommen, sich an Courtais zu rächen und dieselben Menschen, die in der Meinung, Louis Philipp ein Schnippchen zu schlagen, durch ihre Weige-

rung ſich auf den erſten Rappell zu verſammeln, die Revolution über ſich haben zuſammenſchlagen laſſen, entluden nun ihre ganze Wuth wegen ihrer gefallenen Renten auf dieſen Mann.

Auf die Pariſer Bourgeoiſie, namentlich auf die bemittelte und noch mehr auf die reiche, hat der Ausgang dieſes Attentats einen freudigen Eindruck gemacht. Sie hält dieſe Männer *ohne Ausnahme* für Mordbrenner, oder ſchreit ſie wenigſtens für ſolche aus. Aber man braucht dieſe Leute nicht zu kennen, ſondern nur ihre politiſche Laufbahn und ihre jetzige Stellung zu berückſichtigen, um einzuſehen, daß ſie die Geſellſchaft nicht (?) *berauben* wollen, ſondern nach einem Prinzipe handeln, deſſen Falſchheit in ihren Augen noch keineswegs erwieſen iſt. Ihr Zweck läßt ſich in wenigen Worten ausſprechen: ſie wollen die Abſchaffung des Proletariats. Dies kann freilich nur auf Unkoſten der bemittelten Klaſſe geſchehen, und wenn dieſe dabei auch verlöre, ſo hat ſie darum kein Recht, ſolche Männer Mordbrenner zu nennen. Die Oekonomiſten halten das Elend auf Erden für nothwendig, die Socialiſten halten es für eine Schuld der geſellſchaftlichen Einrichtungen. Wer von beiden hat Recht? Ueberfällt den gelehrteſten Oekonomen, denjenigen, der allenfalls auf wiſſenſchaftlichem Wege das Reſultat gewonnen hat, daß das Elend nothwendig ſei, nicht zuweilen ein Grauen vor dieſem Reſultat, eine Ahnung, daß ein ſo furchtbares Naturgeſetz unmöglich ſei? Alſo über das Princip ſelbſt iſt ſo gut als Nichts entſchieden, und wo bei einer rein materiellen Frage wie dieſe, die Erfahrung der ſogenannten Wiſſenſchaft ſo wenig zu Hilfe kommt wie hier, kann man Reſultate auf dem Papier für keine Entſcheidungen halten. Keines der ſocialiſtiſchen Syſteme iſt noch praktiſch verſucht worden, und ſelbſt einzelne mißlungene Verſuche mitten in der Kette alter Einrichtungen und Formen würden noch nichts beweiſen. Der Tadel trifft daher die Vertheidiger ſocialiſtiſcher Principien auch weniger wegen der letzteren ſelbſt als wegen der *Mittel*, die ſie zur Realiſirung derſelben anwenden, und das mit Recht, denn da dieſe Mittel in der Regel revolutionär, oder beſtimmter, terroriſtiſch ſind, (in Cabet's Communismus ſind ſie es nicht) ſo wäre die neue Geſellſchaft nur durch die völlige Zerſtörung der alten zu organiſiren, was ganz undenkbar iſt, da die Elemente, welche die neue Geſellſchaft zuſammenſetzen ſollen, ganz dieſelben geblieben wären, während ſie nur durch das dem revolutionären Princip entgegengeſetzte Mittel, durch lange organiſche Bildung andere werden könnten. So wenig daher auch das Unternehmen der franzöſiſchen Ultras zu rechtfertigen iſt, ſo ſehr man es vom juridiſchen Standpunkte aus als Verbrechen bezeichnen muß, ſo wenig verdienen die dabei betheiligten Männer doch in den Koth herabgezogen zu werden. Glaubt man etwa, wenn es Barbès nicht um die Sache, ſondern um ſeine Perſon zu thun geweſen wäre, er hätte ſeinen Zweck nicht viel eher erreicht, wenn er mit ſeiner Würde als Volksrepräſentant und Oberſt der 12. Legion ſich der gemäßigten Partei zugeneigt hätte? Er wäre dann

auf viel bequemerem Wege Miniſter geworden und eben ſo Courtais, der als General-Commandant der Nationalgarde und Deputirter zum Portefeuille nur noch einen Schritt hatte. Haben ſich Lagrange und Cauſſidière, die ganz anders als mit der Feder für die Republik gekämpft haben, nicht im höchſten Grade principtreu benommen? Am 23. Februar lag das Schickſal der Julidynaſtie faſt ausſchließlich in Lagrange's Händen. Mit ihm ſollte, während er die Inſurgenten am „Waſſerſchloſſe" kommandirte, die Capitulation abgeſchloſſen werden und er war es, der dem Adjutanten aus den Tuilerien das verhängnißvolle: „es iſt zu ſpät!" entgegenrief. Nachdem er zum Gouverneur des Stadthauſes ernannt worden war, ſchrien ihn die Spießbürger für wahnſinnig aus. Er legte ſein Amt nieder und trat in das Privatleben zurück. Daſſelbe that nun Cauſſidière, nachdem er drei Monate lang die Barrikaden-Helden der Februar-Revolution in Schach gehalten hatte. Dieſe Leute glauben die Revolution noch nicht beendet, ſie halten einen neuen Handſtreich für kein Complott. Die Geſchichte wird darüber zu richten haben, ob nicht die Bürgerſchaft, die gar keine Revolution will und die geſchehene desavouirt, ſo gut im Unrechte iſt wie ſie, die eine beſtändige Revolution im Sinne haben. So viel aber können wir ſelbſt ſchon entſcheiden, daß Diejenigen, die in dieſer traurigen Angelegenheit das Amt der Anklage übernehmen, um in gewohnter Weiſe Nichts weiter daran zu ſehen, als einen Proceß, der zu gewinnen oder zu verlieren iſt, tief unter allen Parteien ſtehen.

Paris den 20. Mai. Dr. F. S. B.

# Gutsbesitzer und Bauern in der Steiermark.

Erinnerungen an Joseph II. — Der Unterthan des Unterthans. — Die Güterpreise und die Gütermäkler. — Die Commission zur Regelung der Urbarialeinnahmen. — Patent vom 12. April. — Das Beispiel Ungarns und seine Folgen. — Nothwendigkeit eines billigen Ablösungsgesetzes. — Patriarchalische Tendenzen und schlaue Taktik der nichtadeligen Gutsbesitzer.

Von den vielen Reformen, womit Kaiser Joseph Oestreich groß, einig und glücklich zu machen suchte, waren wenige von so andauernder Wirkung, als die auf Hebung des Bauernstandes berechnet waren. Wer weiß ihm nicht Dank für die Aufhebung der Leibeigenschaft und all' jener Beschränkungen, wodurch der Landmann an die Scholle gebunden war. Wären seine Nachfolger auf dem Pfade fortgewandelt, den er angebahnt hatte, schon längst würde kein östreichischer Bauer mehr Unterthan eines Unterthans sein. Denn alle seine Verordnungen athmeten diesen Gedanken und kein Vorwurf, den man diesem königlichen Märtyrer der Humanität macht, ist so ungerecht, als der, er habe muthwillig und unbedacht an den Rechten der Herrschaften gerüttelt. Seine Reformen bereiteten den Bauer vor, seine Freiheit zu wünschen; sie sollten es ihm möglich machen, sie auf ruhigem Wege zu erringen. Und der Herr, er sollte zur Einsicht kommen, daß ein Verhältniß, dessen Rechtstitel auf der Gewaltherrschaft des Mittelalters beruhen und dessen Fortbestand mit jedem einzelnen Fortschritt der Volksbildung mehr in Frage kam, aufgegeben werden müsse. Wenn daher die Bande, welche den Unterthan an den Herrn knüpfen, immer lockerer wurden und bei dem ersten günstigen Anlaß zu zerfallen drohten, wenn nun durch gewaltsames Zerreißen manches Privatunrecht geschieht, so trifft die Schuld wahrlich nicht ihn, der eine Forderung der Gerechtigkeit auf unschmerzliche Art erfüllt sehen wollte, sondern jene, welche diese Forderungen nicht erkannten oder nicht erkennen wollten; jene, die auf halbem Wege inne hielten, die zu feig oder eigennützig waren, ein Gebäude langsam abzutragen, dessen Grundvesten die Zeit beschädigte und das nun in seinem Sturze die begräbt, die es erhalten zu können glaubten.

Der Eigennutz macht die Menschen blind, und wie sollte der auch viel erwägen, der seinen Blick nur auf eins gerichtet hat, auf seinen — Vortheil. Die Preise der Güter stiegen in den letzten fünfzehn Jahren in dem Maße, als das Mißtrauen in die Finanzverwaltung zunahm; manch ansehnliches Vermögen ward durch glücklichen Kauf und Verkauf erworben und dies zog eine eigene Klasse von Menschen groß, welche redlich dazu beitrug, den Ruin der herrschaftlichen Rechte

zu beſchleunigen; wir meinen — die Gütermäkler. Dieſen würdigen Herren, die nicht um einer Kleinigkeit willen etwas riskiren, lag daran, daß ihr Gewinn ein beträchtlicher und ſchneller ſei; dieſes aber konnten ſie nur auf Koſten ihrer Unterthanen erreichen. Daher wurden die Giebigkeiten auf das Genaueſte eingetrieben und die Relutionen und Pachtſchillinge auf das höchſte geſpannt, die Beamten auf das nefas angewieſen und ſo Erträgnißausweiſe erzielt, die mit Hilfe ſchamloſer Zeitungsanpreiſungen und durch den Beiſtand reichbezahlter Agenten einen anſehnlichen Verkaufsgewinn in Ausſicht ſtellten. Das mußten die Unterthanen ſolcher Herren bald heraus haben, daß ihr Verhältniß, wenn auch ein patriarchaliſches, ſo doch kein glückliches ſei.

Es bedurfte daher nicht erſt der Märzereigniſſe, um jeden, der ſich nicht abſichtlich ſelbſt täuſchen wollte, zu überzeugen, daß die Lage der Gutsbeſitzer eine kritiſche geworden. Mit bangen Beſorgniſſen blickten ſie daher in die Zukunft, denn Verluſte waren zu befürchten und viele wollten ſie um jeden Preis abwenden. Auch die Regierung mußte einſehen, daß Colliſionen eintreten würden, welche die Ruhe und Sicherheit gefährden könnten. Ueber Auftrag des Miniſteriums des Innern ward alſo gleich in den erſten Tagen des April beim hieſigen Gubernium eine Commiſſion aus Gubernialräthen, ſtändiſchen Abgeordneten, nichtadeligen Gutsbeſitzern und Vertrauensmännern — ſo lautete der Miniſterial-Auftrag — zuſammengeſetzt, um die Regelung der Urbarialbezüge für das laufende Jahr zu berathen und dem Miniſterium die geeigneten Vorſchläge hierüber zu machen.

Man hätte denken ſollen, die Gutsbeſitzer würden ſich zu Gemüthe führen, daß eine Revolution Alles zertrümmert, was ihrem Prinzipe entgegen iſt; man hätte glauben ſollen, ſie würden verſtehen, daß in Zeiten, wie die unſrigen, ſchnell aufgegeben werden müſſe, was nicht mehr erhalten werden kann; daß, wo Alles Opfer bringt, ſolche auch von ihnen gefordert werden können; daß ſie bei der Aufrechthaltung von Ruhe und Ordnung auf dem flachen Lande weſentlich intereſſirt ſeien, weil nur unter dieſer Bedingung die Entſchädigungsfrage ſchnell zur Verhandlung und Entſcheidung kommen kann, daß ihnen hiebei jetzt noch die Ueberzeugung des Landmannes, Entſchädigung ſchuldig zu ſein, zu Hilfe komme, daß aber, wenn die Unterthanen ſich an den neuen Zuſtand gewöhnt haben werden und unter dem Einfluſſe einer freien Preſſe dieſe Ueberzeugung und ſomit die Ausſicht auf eine billige Entſchädigung immer mehr ſchwinden müſſe. Man hat ferner erwarten können, die Gutsbeſitzer würden ſich die Ohnmacht der Regierung und ſomit die Wahrſcheinlichkeit vor Augen halten, daß von Seite ihrer Unterthanen Widerſtand eintreten könnte, der es gefährlich machen müſſe, ihr grundherrliches Gefälle einzutreiben; ſie würden daher nach dem Beiſpiele der badiſchen Kammern darauf antragen, daß gegen Vorbehalt einer auf dem Wege der Geſetzgebung auszumittelnden Entſchädigung alle ihre aus dem nexus subdi-

tellae herrührenden Rechte, so wie die Zehenden und sonstigen Naturalleistungen vom Augenblicke an für aufgehoben erklärt werden. Statt dessen wurde über den Antrag der Commission mit Patent vom 11. April verfügt, „daß die Naturalleistungen vom 1. Januar 1849 an umgewandelt werden sollen; für das laufende Jahr aber solle es dem Unterthan freistehen, sie in natura zu geben oder dafür der Herrschaft eine Geldentschädigung zu leisten, über deren Betrag, wenn sich Herrschaft und Unterthan nicht einigen könnten, die Kreisämter von Fall zu Fall zu entscheiden hätten." Abgesehen davon, daß man unter anderer Form fortbestehen lassen will, was aufgehoben werden muß, fragen wir, wie mit den gegenwärtig zu Gebot stehenden Mitteln eine solche Maßregel ausgeführt werden soll? —

Es ist nicht zu verkennen, daß die Lage vieler Gutsbesitzer, besonders der verschuldeten, oder derjenigen, die ihr Vermögen nicht nach dem wahren Ertrag ihrer Herrschaften, sondern nach den hohen Preisen berechneten, die in der letzten Zeit dafür bezahlt wurden, gegenwärtig eine traurige ist. Es ist nicht zu verkennen, daß eine Maßregel, wie die sogleiche Aufhebung aller Urbarialrechte und Zehendbezüge, manchen Gutsbesitzer und manchen geistlichen Pfründner fast all seiner Einkünfte beraubt hätte, daß sie den Gutsbesitzer mit seinem Gläubiger und mit den Verpflichtungen, die ihm im öffentlichen Interesse obliegen, in mannigfache Collisionen zu bringen geeignet gewesen wäre, und daß sich die Wirkungen derselben in allen Klassen der Bevölkerung momentan fühlbar gemacht hätten. Wir fragen aber — und unsere Ansicht ward von manchem Gutsbesitzer getheilt —: ob ihre Lage und jene ihrer Gläubiger nun eine bessere geworden ist? — Wir gehören nicht zu denjenigen, die da wünschen, daß das Patent vom 11. April bei dem Landvolk keinen Gehorsam finde; wir weisen aber darauf hin, was im benachbarten Ungarn geschehen und unserem Bauer schon lange kein Geheimniß mehr ist; mit welcher Schnelligkeit er von den Ereignissen dasjenige aufgefaßt, wovon er Verbesserung seiner Zustände erwartet; wir weisen hin auf die Robotverweigerungen, die bereits eingetreten sind oder sicherlich dort eingetreten wären, wo man Robot begehrt hätte; wir weisen hin auf die Auftritte, welche in einigen Gegenden bei Verkündigung obigen Patentes Statt fanden, und wir fragen nun: welche Renten haben die Gutsbesitzer für dieses Jahr zu hoffen? welchen Nutzen gewährt ihnen nun die halbe Maßregel, die nur sie hervorgerufen haben*)?

Am ersten Reichstage werden die von den Provinzialständen vorbereiteten Ablösungsgesetze in Verhandlung zu nehmen sein. Möchten die Gutsbesitzer, wenn

---

*) Es ist nicht zu zweifeln, daß einige Gutsbesitzer einen Theil ihrer Gefälle erhalten werden; allein die Aufgabe der Commission war eine Verfügung von allgemeiner Ausführbarkeit zu treffen; sie war eine höhere, nämlich: zur Pacification des Landes beizutragen und hätte sie nicht eben deshalb vorerst auf die Gefahr aufmerksam sein sollen, welche der öffentlichen Ordnung gerade von solchen Gutsbesitzern droht, die ihre Zeit nicht erkennen?

ſie auf dem Provinziallandtage den Entwurf dieſes Geſetzes zu berathen haben, ihre Lage genau in Erwägung ziehen. Sie würden dann zur Ueberzeugung gelangen, daß es ſich nicht mehr um die Frage handle: ob und welche aus dem Feudale herrührenden Bezüge aufzugeben ſeien, daß es ſich vielmehr nur um den Maßſtab der Ablöſung handeln könne; möchten ſie die Folgen unnützen Widerſtandes bedenken und redlich das Ihrige dazu beitragen, daß das Ablöſungsgeſetz in ſeinen Grundſätzen billig und das Verfahren ein einfaches ſei, damit die Ausmittlung der Entſchädigung ſchnell erfolge und ſo der Erisapfel, welcher Herrſchaftsbeſitzer und Unterthanen jetzt noch in zwei feindliche Lager theilt, von der Hand friedlicher Einigung hinweggehoben werde. Möchten ſie dies! doch wir fürchten, daß es nicht geſchehen werde; denn wir erinnern uns der Verſammlung, welche mehrere unadelige Gutsbeſitzer am 10. April gehalten und in welcher einer dieſer Herren der Milde und Gerechtigkeitsliebe unſerer ritterlichen Voreltern eine warme Lobrede hielt, die Störung bedauerte, welche eine naſeweiſe Schulgelehrtheit in das ſchöne patriarchaliſche Verhältniß des Unterthans und Herrn brachte, zum Schutze deſſelben begehrte, daß das Heer der Beamten reduzirt, dagegen die ſtehende Armee vermehrt und im Lande behalten werde, daß man die Patrimonial-Gerichtsbarkeit dieſes Verhältniſſes wegen (?) auf keinen Fall aufgeben ſolle und von Aufhebung der Zehende u. ſ. w. nur dann die Rede ſein könne, wenn dieſe Gefälle ſchnell, gut und baar bezahlt werden. Wir erinnern uns ferner des Benehmens dreier unadeligen Gutsbeſitzer auf dem permanenten Landtage, welche, ohne ein Recht des Erſcheinens zu haben, ſich ein ſolches ſelbſt nahmen, die Bedeutung der faits accomplis kennend, wie ſie einen Landtagsbeſchluß, der bereits gefaßt war, anzugreifen und umzuſtürzen möglich fanden; wie ſie, die heftigſten Gegner der gebornen Stände, welche auf den künftigen Provinziallandtagen laut des umgeſtürzten Beſchluſſes nur durch zwanzig Deputirte zu vertreten ſein ſollen, wie ſie, ſagen wir, begehrten: daß für den Provinziallandtag, auf welchem die Ablöſungsfrage zur Sprache komme, alle gebornen Landſtände erſcheinen und ſtimmberechtigt ſein ſollen, damit ſie (die durch zehn Deputirte zu erſcheinen hätten) vereint mit jenen eine feſte Phalanx gegen die Anmaßung der dreißig Abgeordneten des Bauernſtandes bilden könnten; wie ſie ferner als kluge Feldherren für die Neutralität des Bürgerſtandes dadurch ſorgten, daß ſelber, wenn es ſich um das bezeichnete Geſetz handle, von der Verhandlung ausgeſchloſſen ſein ſoll u. ſ. w. — Dieſes Benehmen hat zwar auf dem Landtage prompte Züchtigung erfahren und wir hätten deſſelben hier weiter nicht erwähnt, wollten wir nicht den unadeligen Gutsbeſitzern zu Gemüthe führen: wie ſehr ihr Intereſſe es fordere, die öffentliche Meinung nicht aus den Augen zu verlieren und darnach ihre Abgeordneten zu wählen.

Graz, am 17. Mai 1848. †††.

# Deutſchland und Frankreich.

Die jüngſte franzöſiſche Revolution ſcheint ihre Phaſen ſchneller durchzumachen, als die blutige Umwälzung von 1789. Bereits am erſten Tage war ſie in der Republik, im dritten Monat iſt ſie in der Contrerevolution. Denn täuſchen wir uns darüber nicht, die Niederlage der Montagnards iſt der erſte Schritt zur Reaction. Die Bourgeoiſie, das Frankreich der vorigen Regierung, iſt einer furchtbaren Gefahr glücklich entgangen und wird nun ihrerſeits eben ſo wenig Maß zu halten wiſſen, als der Wahnſinn ihrer Gegner. Die großen Namen aus den Zeiten der geſtürzten Dynaſtie, die Thiers, die Barrot, die Girardin, tauchen wieder auf und ſtellen die ganze Suffiſance des Egoismus, die Wohlbehaglichkeit des Rechts, das ſich im Beſitze weiß, den Anforderungen der neuen Zeit entgegen.

Welches war das Feldgeſchrei, in dem ſich die verſchiedenen Parteien vereinigten, die Julidynaſtie zu ſtürzen? Die Corruption! — Es war nicht eine politiſche Rechtsverletzung von Seiten der Regierung, es war eine in ihren innerſten Tiefen faule Geſellſchaft, gegen die das moraliſche Gefühl der Nation proteſtirte. Louis Philipp und Guizot waren nur Symbole von dem herzloſen Syſtem des Egoismus, welches das officielle Frankreich allen Ideen entfremdet, es von jedem höhern Aufſchwung zurückgehalten hatte.

Der ſchwüle Dunſtkreis konnte nur durch ein Gewitter gelöſt werden. Die Nation wußte ſich nicht anders dem Druck ihrer eignen geſellſchaftlichen Verhältniſſe zu entziehen, als durch ein Verbrechen.

Es gibt Zeiten in der Geſchichte, wo ein Verbrechen nothwendig wird, aber es hört darum nicht auf, ein Verbrechen zu ſein. Jede prinzipielle Aufhebung des Geſetzes, jede Revolution iſt ein Verbrechen und ein Unglück, mag ſein Fluch auch lediglich auf das Haupt der Tyrannen fallen, die ihre Macht mißbrauchten. Das Verbrechen hebt die alte Schuld nicht auf, es vermehrt nur noch die Summe des Uebels. Ich gehe weiter. Die Nothwendigkeit einer Revolution involvirt nicht nur eine Schuld der Herrſcher, ſondern auch eine Schuld des Volkes, welches nicht die unermüdliche Ausdauer des Widerſtandes beſaß. Wenigſtens gilt das in einem civiliſirten Staate, wo trotz aller verdrehten Geſetze, trotz des

Druckes, den der Einzelne ſchwer und verhängnißvoll empfindet, im Ganzen die Vernunft durch ihr eignes Gewicht ſich geltend macht, wenn ſie mit ſittlicher Kraft und ſittlicher Energie verbunden iſt. Die Revolution iſt nicht das Zeichen ſittlicher Kraft, ſie iſt ein Ausbruch ſittlicher Schwäche.

Indem Frankreich es einer Maſſe Pariſer Emeutiers überließ, über ſeine Geſchicke zu beſtimmen, brach es über ſich ſelber den Stab; es vertraute ſeine Geſundheit der verzweifelten Cur eines ihm fremden Wunderdoctors.

La France s'ennuie! ſagte Herr von Lamartine, als der träge Egoismus der herrſchenden Claſſen der „großen Nation" das ſüße Gefühl raubte, an der Spitze der europäiſchen Bewegung zu ſtehen. La France s'attriste! ſagte er, als dieſer Egoismus, wenn auch nur in einzelnen Erſcheinungen, in ſeiner nackten Abſcheulichkeit zur Anſchauung kam, als es ſich zeigte, das officielle Frankreich ſei nicht nur unfähig, das Vaterland in der heroiſchen Stellung zu erhalten, die der kühne Muth der Jugend und die glorreiche Erinnerung der alten Graubärte für es forderten, ſondern es hege in ſeinem Schooß die ganze Ruchloſigkeit einer von den großen Ideen der Geſchichte verlaſſenen Welt. Ehrgeiz kämpfte mit Ehrgeiz, Habſucht mit Habſucht; die Nation, ermüdet und empört, erhob ſich, ſchüttelte mit Einem Schlage die eine Partei wie die andere von ſich ab und legte ihr Schickſal in die Hände eines Poeten, eines träumeriſchen Philoſophen und eines Jakobiners.

Der Sturz der Dynaſtie war nicht der Ausbruch einer productiven Kraft, er war ein Ausbruch der Verzweiflung. Mit dem Sturz der Dynaſtie und ihrer Helfershelfer war der Geiſt des Egoismus, deſſen Ausdruck ſie geweſen, nicht überwunden.

Freilich pflanzten die neuen Herrſcher die herrlichſten Paniere auf: Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung! waren die Deviſen ihrer Fahnen. Die Ungleichheit unter den Bürgern, die Feindſchaft unter den Völkern ſollte abgeſchafft, das Jenſeits der chriſtlichen Verheißung, ſollte auf Erden hergeſtellt werden.

Es iſt ein gefährliches Spiel, dieſe Herſtellung der Freiheit durch eine tyranniſche Gewalt. Man hat Ledru Rollin heftig angefochten, daß er die neue Republik durch Proconſuln herſtellen wollte; daß er, um den Staat zu regeneriren, um die letzten Reſte der alten egoiſtiſchen Tradition zu entfernen, ſelbſt das große Prinzip der Unabſetzbarkeit und Unabhängigkeit der Richterſtellen mit Füßen trat. Aber was ſollte er anders thun? War trotz der freien Formen der Charte die ganze Generation, wenigſtens ſo weit ſie offiziell in Frage kam, ſo verderbt, daß nur eine Revolution von ihr erlöſen konnte, was blieb der „Tugend," die nur das eigene Wiſſen von ſich hatte, nicht durch die Geſinnung der Maſſe getragen war, was blieb ihr anders übrig, als Gewalt? So oft das Selbſtbewußtſein der Tugend die Maſſe als eine verderbte ſich gegenüberſtellt, tritt in der Theorie ein Rouſſeau, in der Praxis ein Robespierre und Ledru Rollin ein. Der Herrſchaft des Laſters imponirt nur das Syſtem des Schreckens.

Nur leider findet die Tugend keine andern Werkzeuge, als die alten des Laſters; die guten, redlichen Männer, das ſpecifiſche „Volk“ iſt zwar wohlgeſinnt, aber es verſteht von der Regierung nichts. Die Tugend muß die Fouché's des alten Syſtems in ihre Dienſte nehmen, um ſich ſelber zu realiſiren.

Und leider iſt es der Tugend leichter, die Uebelgeſinnten von ihren Stellen zu entfernen, ſie zu verbannen oder allenfalls zu guillotiniren, als die ethiſchen Principien ihres neuen Evangeliums zu verwirklichen. Dem Propheten iſt es leicht, das neue Reich des Guten in entzückenden Viſionen zu ſchauen; er wird, wenn er zur Regierung kommt, gut ſtiliſirte Manifeſte abfaſſen und ſie durch ſeine diplomatiſchen Geſchäftsträger den ſtaunenden Heiden verkündigen; aber die Wirklichkeit der Freiheit und Gleichheit wird durch ein Decret noch nicht hergeſtellt. Die Tugend muß ſich vorläufig mit Verſprechungen begnügen.

Die Verſprechungen erbittern, wenn ihre Erfüllung lange auf ſich warten läßt. Die Unfähigkeit gilt als böſer Wille, der Leichtſinn des Verſprechens als ein prämeditirter Betrug. Das Volk nährt ſich nicht lange von der Luftſpeiſe der Verheißung; wenn ſeine Propheten aus dem Zuſtand des unausgeſetzten Prophezeiens nicht hinausgehen, ſo nimmt es entweder in ſeiner Ungeduld die Waffen ſelber in die Hand, oder der alte Egoismus tritt auf's neue hervor, in der Ueberzeugung, die Schwärmereien der Tugend durch ihre eigene Erfolgloſigkeit widerlegt zu ſehen.

Die ganze Hoffnung des neuen Reichs, da die proviſoriſche Regierung auch nur proviſoriſche Verſprechungen geben konnte, war auf die verſammelten Vertreter des neuen Frankreich geſtützt. Aber das neue Frankreich war vorläufig nur in der Idee der Enthuſiaſten; die wirklichen Wähler, man mochte ihren Kreis ausdehnen, ſo weit man wollte, gehörten der alten Bildung an. Wenn die Commiſſarien der Tugend durch die Kraft ihrer Ueberredung oder geradezu durch phyſiſche Gewalt dem neuen Geiſt Eingang zu verſchaffen ſuchten, ſo war entweder der Egoismus zu zäh, als daß ſie ſeinen Widerſtand hätten brechen können; oder, wenn es ihnen gelang, ſo war die Wahl das Reſultat der Schwäche und gab eben ſo wenig Garantie für den Beſtand der alleinſeligmachenden Republik.

Es konnte nicht fehlen, die Verſammlung im Großen und Ganzen gab das Bild politiſcher Ungeſchicklichkeit. Der edle Chanſonnier der Freiheit, Beranger, hatte ganz recht, ſein Mandat niederzulegen; man kann die Freiheit lieben und doch unfähig ſein, ſie zu realiſiren. Andere hatten geringere Selbſterkenntniß, und darum größeres Vertrauen zu ſich ſelber.

Freilich wurde der bisher nur proviſoriſche Zuſtand der Republik in Permanenz erklärt. Was ſollte man auch thun? Selbſt wenn die Mehrzahl der Deputirten gegen die Republik geweſen wäre, der König war einmal fort, und eine Wiederherſtellung des Königthums war eine neue Revolution, d. h. ein neuer Choc gegen den Beſitz. Wenn die Franzoſen einen neuen Zuſtand ſanctioniren,

ſo geſchieht dies ſtets in der Form des Enthuſiasmus; in dieſer Form iſt aber kein weſentlicher Inhalt, und die enthuſiaſtiſche Anerkennung der Republik bekundet noch keine republikaniſche Geſinnung.

Die Probleme der Republik waren zunächſt: Herſtellung der wirklichen Volksregierung, d. h. Autonomie der Gemeinden, und die ſociale Frage. Von dem erſten iſt bis jetzt noch nicht die Rede geweſen und damit deutlich genug gezeigt, daß wenigſtens der republikaniſche Inſtinkt noch nicht beſonders ausgebildet iſt. Die zweite wurde allerdings berührt; L. Blanc ſchlug die Bildung eines Arbeiterminiſteriums vor; eine Maßregel, die in dem gar nicht revolutionären, gar nicht ſocialiſtiſchen Sachſen bereits angebahnt iſt, die in dem höchſt unrepublikaniſchen Preußen vorbereitet wird. Natürlich iſt ein ſolches Inſtitut noch nicht im entfernteſten die Löſung des Problems, aber es iſt wenigſtens ein Manifeſt, daß man ſich ernſtlich mit demſelben beſchäftigen will. Was antwortete ihm das Geſindel des ancien régime? Vous êtes orfèvre, Mr. Josse! Deine Profeſſion iſt die ſociale Frage, und darum willſt du, daß wir uns damit beſchäftigen. Das iſt der Ernſt dieſer Volksvertreter! Mit dem Leichtſinn eines alten Cavaliers aus den Zeiten der Regence, mit der Behaglichkeit eines wohlgenährten Bourgeois der Dynaſtie Orleans erledigte man die Frage, die auf das tiefſte in das Herz der Geſellſchaft eingreift, durch einen Witz!

Dieſe Frivolität mußte zu einem neuen Verbrechen leiten. Das Attentat der communiſtiſchen Clubs gegen die Nationalverſammlung iſt geſcheitert; der größere Theil der Verbrecher wartet in den Gefängniſſen von Vincennes ſeiner Strafe, und wenn auch Blanqui wie ein zweiter Marat aus den verſchiedenen Spelunken von Paris ſeine Drohbriefe gegen die „Tyrannei" ſchleudert und auf alle Erſtgeburt in Aegypten läſtert, ſo iſt doch die moraliſche Macht der Demagogen gebrochen.

Aber ich frage: wodurch unterſcheidet ſich das Attentat des 15. Mai von dem des 24. Februar? Dort ſtürmte eine Horde tugendhafter Bürger die Nationalverſammlung und zwang ſie, die Republik zu proclamiren, hier geſchah daſſelbe. Der Sieg ändert an der Sache nichts; der Inhalt der Revolution ebenſowenig, denn in beiden Fällen war der Sinn der Revolution nur ein negativer, den alten Zuſtand der Dinge umzuſtürzen. Mit der Vertreibung des Königs und der Miniſter iſt eben ſo wenig die echte Republik hergeſtellt, als mit der Vertreibung der Egoiſten der Communismus.

Man meine nicht etwa, ich wolle in der ganzen communiſtiſchen Bewegung einen Funken von Menſchenverſtand ſuchen. Im Gegentheil hat nie eine ſinnloſere Rotte das Heiligthum der Geſetze entweiht, als dieſer ſchmutzige Haufen, der damit anfangen wollte, zur Herſtellung der Gleichheit die Beſitzenden zu Proletariern zu machen, die Bettelei oder den Diebſtahl zum legitimen Zuſtand der Republik zu erweitern. Aber haben die Männer des 24. Februar ein Recht, die Männer des 15. Mai zu richten? Ein anderes Recht, als das der Gewalt?

Wenn auch die Nation ſpäter die Handlungen des Pariſer Pöbels durch ihre Zuſtimmung ſanctionirt hat, konnten die Communiſten ſich nicht ebenfalls auf die Hoffnung einer nachträglichen Sanction berufen? Iſt die Entgegenſtellung von Peuple und Bourgeoiſie, die in dem einen alle Tugend und alle politiſche Kraft, in dem andern alle Corruption ſah, eine Erfindung Blanqui's? War es nicht die Partei des National, die nun das Blut erntete, das ſie geſäet? Waren die Communiſten durch den Hohn der herrſchenden Partei nicht eben ſo gereizt, als damals die Republikaner durch den Hohn der gouvernementalen Bourgeoiſie?

Offenbar wird die Partei des Juſte Milieu jetzt bald eine entſchiedenere Sprache führen, als vor einigen Wochen. Ich glaube freilich nicht an den Verſuch einer royaliſtiſchen Schilderhebung, wenigſtens nicht für die nächſte Zeit; auch halte ich dieſe Frage für eine Nebenſache. Es war die republikaniſche Partei der Thermidorier, welche im Jahr 1794 das alte Syſtem der Corruption und des Egoismus wieder herſtellte, nachdem die „Tugend" guillotinirt war; zur Monarchie kam man erſt nach längeren Kämpfen zurück. Ich glaube auch nicht an eine weſentliche Beeinträchtigung der Freiheit; zwar ſcheint man die Clubs ſchließen zu wollen, vielleicht wird man auch Maßregeln gegen die „übelgeſinnte" Preſſe nehmen; jedenfalls wird dieſer Druck ein unendlich erträglicherer ſein, als der den Sieg der terroriſtiſchen Partei begleitet hätte. Die Tyrannei der Laſterhaften iſt fatal, aber vor einem Terrorismus der Tugend mögen uns alle Götter des Olymp bewahren!

Aber ich glaube, daß die herrſchende Partei in ihrer Sicherheit beſtärkt und daß ſie zu dem alten Syſtem des bequemen Nichtsthuns zurückkehren wird. Die großen Fragen der Geſellſchaft und des Staats werden wieder hinausgeſchoben, das perſönliche Intereſſe drängt wieder den fliegenden Enthuſiasmus zurück, und die Schwüle wird nach dem Gewitter eben ſo drückend ſein, als vorher. Wenn man eine Weile ſeine politiſchen Verhältniſſe den Händen der Vertrauensmänner anheim gegeben haben wird, kann es ſich leicht ereignen, daß man den gordiſchen Knoten von Neuem zerhaut.

Indeß das mögen die Franzoſen mit ſich ausmachen; uns liegt die Frage nahe, *was wird die Entſcheidung des 15. Mai für einen Einfluß auf Deutſchland haben?*

Die Leſer der Grenzboten werden ſich vielleicht noch des Aufſatzes erinnern, der unter dem erſten Eindruck der Februar-Revolution geſchrieben, jene Ereigniſſe in einem ungünſtigern Lichte auffaßte, als es bei der Mehrzahl der liberalen Blätter der Fall war. Jene Erklärung kam zur Unzeit, denn ſie beleidigte das Pietätsgefühl, das wir gegen Frankreich haben mußten, wir Deutſchen, für deren Befreiung der Aufſtand in Paris der erſte große Schritt war. Daß aber, abgeſehen davon, jene Anſicht ihre weſentliche Berechtigung hatte, wird man jetzt wohl nicht mehr ſo allgemein in Abrede ſtellen.

Für Deutſchland dürfte unter den gegenwärtigen Verhältniſſen die Beſiegung der Pariſer Communiſten ein günſtiges Ereigniß genannt werden können. Bei der furchtbaren Verwirrung unſerer politiſchen Verhältniſſe konnte ein Krieg, auf Deutſchlands Boden und unter dem Schein eines Principien-Kriegs geführt, nur zum Verderben unſerer guten Sache gereichen. Die Wahrſcheinlichkeit eines ſolchen Krieges war aber damals um ein Bedeutendes größer als jetzt.

Von einem Kriege in Italien rede ich nicht. Bei einem ſolchen konnten wir hoffen, in unſerm eignen Lande ungeſtört zu bleiben, um ſo mehr, da er nur von dem öſtreichiſchen Cabinet, von dem Hauſe Habsburg-Lothringen, nicht von dem öſtreichiſchen Volke geführt ſein, da er überdies auch ſelbſt das Cabinet wahrſcheinlich zum ſchleunigen Frieden veranlaßt haben würde.

Anders ſteht es mit dem Kriege zur Wiederherſtellung Polens oder zur Einführung einer deutſchen Republik. Faſſen wir zunächſt die letztre Chance in's Auge.

Hätten die Terroriſten in Paris geſiegt, ſo wäre eine neue Schilderhebung der deutſchen Republikaner und eine allgemeine Invaſion franzöſiſcher Freiſchaaren erfolgt. Wenn man die politiſche Impotenz unſerer jetzigen Regierungen, unſeres Bundestages und — das ſouveräne Volk möge es mir verzeihen! — unſerer Nationalverſammlung bedenkt, ſo kann man ſich vorſtellen, was daraus hätte werden ſollen. Entweder ein Sieg der militäriſchen Reaction oder eine Anarchie, gegen welche das jetzige Chaos eitel Ordnung und Geſetz zu nennen wäre.

Wäre der Pariſer Ausbruch nicht erfolgt, ſo bliebe das Beſtehen der Lamartine'ſchen Regierung, und ſomit das Verhältniß der deutſchen Aufwiegler zu den franzöſiſchen Machthabern in Frage geſtellt, und die Unſicherheit der Verhältniſſe, die Furcht der Philiſter und die verſteckten Umtriebe der Demagogen wieder in Permanenz erklärt.

Jetzt ſteht die Sache anders. Die deutſchen Feinde der geſetzlichen Ordnung ſind nun auch die Feinde der franzöſiſchen Regierung, und dieſe hat nach dem Siege über die Anarchiſten Macht genug, energiſche Maßregeln gegen das umgekehrte Coblenz zu ergreifen.

Noch gefährlicher ſtand es mit der polniſchen Frage, theils, weil hier die Sympathien der franzöſiſchen Nation einen breitern Umfang und eine legitimere Begründung hatten, theils weil hier der deutſche Doctrinarismus und die deutſche Kleinſtädterei, die ſich ſo gerne hinter kosmopolitiſchen Phraſen verſteckt, einen größern Spielraum fanden. Man erinnere ſich, daß Leute wie Herr Venedey, der ſonſt doch erklärte, „die Republik ſolle nur über ſeine Leiche ihren Weg nehmen," in dieſer Frage nur allzu geneigt waren, ein Bündniß der deutſchen Völker mit den Polen gegen ihre Regierungen hervorzurufen. Der Enthuſiasmus für den polniſchen Reichstag iſt romantiſcher, lüſtriſcher, mit Einem Wort noch con-

ſuſer, als der republikaniſche Enthuſiasmus an ſich, und darum ſind die Deutſchen für ihn empfänglicher.

Es iſt die Frage, ob in der polniſchen Angelegenheit Lamartine und ſeine Gleichgeſinnten die Sympathien ihrer eignen Nationen hätten zurückdrängen können; ob die Bourgeoiſie nicht ſchlau genug geweſen wäre, die gefährlichen Säfte ihres Volkes in dieſen Kanal zu leiten und dadurch unſchädlich zu machen. Auch hier ſteht die Frage jetzt anders.

Der Angriff der Anarchiſten knüpfte ſich an eine Demonſtration zu Gunſten Polens; freilich wurde er von den Polophilen desavouirt, ſobald er geſcheitert war. Die herrſchende Partei wird darum nicht vergeſſen, daß beide im Zuſammenhang ſtanden; ſie wird, ſo lange Preußen feſt und offen auftritt, in ihrem eigenen Intereſſe die conſervative Partei der deutſchen Politiker unterſtützen, ſo weit es geht, um ſich nöthigenfalls auf dieſe ſtützen zu können. Wir dürfen darum nicht ſicher ſein, denn in der franzöſiſchen Politik gilt nur die Wahrſcheinlichkeitsrechnung, aber wir haben wenigſtens einen unmotivirten, ſinnloſen Angriff nicht zu gewärtigen.

Es iſt Zeit, daß die deutſche Preſſe in dieſer Frage von unabſehbarer Wichtigkeit ihre Aufgabe erkennt. Nicht, daß ich die ſinnloſen Antipathien der Deutſchthümler gegen die ſlaviſche, an ſich durchaus gerechtfertigte Bewegung theile; aber ich verlange, daß der Politiker nicht fragt: was wäre doch wohl recht hübſch, wenn man die Welt nach ſeinem Geſchmack arrangiren könnte? ſondern: was kann, was muß der Staat, im Intereſſe ſeiner eignen Wohlfahrt in dieſer Sache thun? Man ſcheue ſich nicht, die Maßregeln der Regierung anzugreifen, wenn ſie der rechten Politik, die nicht nach Sympathien, ſondern nach Principien handelt, widerſprechen; denn der blinde Patriotismus iſt unfruchtbar; aber man höre auf, durch eben ſo leidenſchaftliche als kleinliche Aufreizungen eine Frage noch mehr zu verwirren, die ohnehin ſchon dunkel genug iſt, um den Scharfſinn der ruhigſten Politiker in Verzweiflung zu ſetzen.

Julian Schmidt.

# Liebesbriefe eines Fähnrichs.

## I.

### An den Bauer Michael Mroß,

erwählten Deputirten des Kreises Strehlitz in Schlesien für die constituirende Versammlung in Berlin.

Michael Mroß! Ihr werdet diesen Brief nicht lesen. Les't Ihr doch, wie ich höre, niemals, am wenigsten deutsch, von dessen Kenntniß und Einwirkungen Ihr Euch möglichst rein erhalten habt. Und doch sollen diese Zeilen meine Freude darüber ausdrücken, daß Ihr und Euresgleichen das Recht, sich wählen zu lassen, so tapfer für Euch selbst in Anspruch genommen habt. Jetzt endlich wird im Staatsleben, in Gesetzgebung und parlamentarischer Debatte durchgesetzt werden, was Kunst und Wissenschaft so glorreich zur Verjüngung des spießbürgerlichen Menschengeschlechts erstrebt haben; die Urlaute naiver Natur werden siegreich durchklingen durch die Bücherformeln rationalistischer Bildung, die alte Urkraft der Erde wird ihre Faust ballen auf den Sammetbänken unserer Parlamente und sogar an die Stelle des gebildeten Fragezeichenliedes: Was ist des Deutschen Vaterland? wird jetzt der liebenswürdige Blödsinn ächter Volkslieder mit ursprünglicheren Melodien, z. B. „Mit dem Schemel Schemelbein, ju ja Schemelbein" durch das freie Land fahren. Schon lange lehrten die Romantiker, daß unser Heil nur zu hoffen sei durch ein Zurückgehen aus dem scharfen, gemeinen Licht logischen Denkens in das reizende Düster dämmerigen, volksthümlichen Grübelns. Wir glaubten ihnen nicht. Und jetzt ist es doch wahr geworden: Schelling und Michael Mroß, der Philosoph und der Deputirte, der Weise und der Tölpel, durch beide eine Umkehr des Menschengeschlechts zu den Urformen antediluvianischer Reinheit; die Philosophie, welche den Mustopf himmlischer Seligkeit zusammenkocht aus den Seelen irdischer Individuen und die politische Parteiweisheit, welche den hohen Himmel einer Staatsverfassung zusammenzuleimen hofft aus den Gesichtskreisen von möglichst vielen kurzsichtigen Tröpfen, Beide sind Formen desselben ewigen Protens, der alten, unzerstörbaren Romantik.

Michael Mroß! Ihr seid nicht nur ein ungelehrter, einfältiger Mann von der Art, die bei den Nachbarn „Wasserpolacken" heißt, der Ruf erzählt noch Anderes von Euch. Ich sehe Euch vor mir, ein hübsches, hitziges, geröthetes Antlitz,

einen entschiedenen Blick, zwei kräftige Fäuste, vielleicht am Hinterkopf den Hornkamm im langgestrichenen Haar, kurz einen echten Kampfhahn auf Kirmes und Ablaßmärkten. Das Gerücht erzählt von Euch, Ihr wäret der verschrobenste Querkopf, der größte Prozessirer und Schreier in Eurer Gegend. Wir wissen, daß das Verleumdung Eurer Feinde ist. Ob Ihr in dem frommen Verein gegen Branntweingenuß seid? Nein, ich erinnere mich, von dem seid Ihr abgefallen, seit Euer Pfarrer auf der Kanzel behauptete, er habe den Branntweinteufel um Mitternacht in Euer Haus wanken sehen, mit einer Mistgabel und einer Schnapsflasche bewaffnet. Ihr wußtet, der Pfarrer hatte schlecht gesehn.

Wie steht's mit Eurem politischen Glaubensbekenntniß, Michael Mroß? — Ihr fahrt eilig mit der Hand in die Tasche; ich verstehe Euch. Eigentlich seid Ihr gegen den König und die Monarchie. Denn der König hat Euch schon manchen Groschen abgefordert, geschenkt hat er Euch noch gar nichts. Doch die Sache hat einen Haken. Ihr wißt, auf jedem Geldstück vom Thaler bis zum Silbergroschen steht des Königs Bild, weiß oder röthlich, es ist einmal doch sein Bild und er läßt das Geld machen; nur auf den Pfennigen ist sein Bild nicht. Das überlegt Ihr und deshalb schließt Ihr: wenn der König aufhörte zu sein, so würde ja auch das Geld aufhören müssen vom Thaler bis zum Silbergroschen und man könnte nachher nur Pfennige machen. Das ist klar und deshalb werdet Ihr vorläufig für das Königthum stimmen, aber mit recht viel Freiheit, wie Ihr sagt, oder wie die Gelehrten schön und verständlich sagen, für Monarchie auf den breitesten demokratischen Grundlagen. Wenn Ihr diese Redensart nicht versteht, so darf man deshalb nicht schlecht von Euch denken; die klugen Hasenfüße, welche sie erfunden haben, verstehen von Politik fast eben so viel, als Ihr.

Ihr seid also für die Freiheit gegen den Landrath, gegen den Gensdarmen, gegen den Schulzen, jetzt auch gegen den Pfarrer seit der Geschichte mit dem Branntwein, wo man Euch zwang, vor dem Altar zu beschwören, was kein ehrlicher Mann zu halten vermag; kurz Ihr seid für die Freiheit ohne Ausnahme, sowohl für die Preßfreiheit dem furchtsamen Amtmann gegenüber, als für die Freiheit des Raff- und Leseholzes in den „herrschaftlichen" Wäldern.

Seid Ihr für Judenemancipation? Ihr lächelt zweideutig und schüttelt mit dem Kopf. Ja Ihr seid's, im Allgemeinen, nur den Moses Heymann nehmt Ihr aus, dem Ihr noch das Geld schuldig seid für den letzten Saathafer, und den kleinen Samusche, der Euch mit zwei Packeten Tabak durchgegangen ist.

Desto liberaler seid Ihr in Bezug auf Frankfurt. Dies ist nicht dasselbe Frankfurt, wohin sie das Holz auf der Oder flößen; es gibt noch ein anderes; dort berath man über die Einheit Deutschlands. Euch ist das ganz recht, in der Theorie seid Ihr immer für Einheit und Einigkeit, und bis 9 Uhr Abends stimmt dazu in der Regel die Praxis. Erst nach 9 Uhr geschieht's, daß in der Schenke — weiß der Henker, wie — doch dann werft Ihr das Licht um, es

wird finſter und wer die meiſten Hiebe bekommen hat, heißt am andern Morgen der Friedensſtörer. Ihr ſorgt männlich dafür, daß Ihr der nicht ſeid.

In der italieniſchen Frage ſeid Ihr leider ganz indifferent. Von den italieniſchen Bilderhändlern kauft Ihr nichts, das Heiligenbild in Eurer Stube erhaltet Ihr für 10 Silbergroſchen in Oel gemalt durch einen Maler Eurer Gegend; wozu braucht Ihr Italien? Panſlaviſche Ideen habt Ihr auch nicht, Ihr hegt keine Sympathien weder für die Gorallen, welche mit Mäuſefallen durch Euer Dorf ziehen, noch für die böhmiſchen Leinwandhändler. Wie aber denkt Ihr über Poſen, mein Burſch? Seid Ihr für Reorganiſation unter preußiſchem Schutz oder für gänzliche Ablöſung des Großherzogthums? — Das iſt der Punkt, wo ich Euch mißtraue. Ihr liebt die Polen nicht, das iſt eine alte Abneigung der oberſchleſiſchen Polacken. Und Ihr ſeid als Soldat in Poſen geweſen, und wißt, wie ſie's dort treiben. Dort ſind's die Gutsherren, die Grafen, welche Krakel machen und nach Freiheit ſchreien, und wenn die Zeit kommt, wo ſie Senſen brauchen, ſo ſagt der Graf zum Bauer, „nichts Graf, nichts Graf, dein Bruder, dein Brüderchen;" wenn's aber vorbei iſt, ſchert er ſich den Teufel um den Bauer, nein, das iſt unwahr, er ſchert den Bauer ſelbſt. So denkt Ihr, und das iſt ein wunder Fleck in Eurer Politik. Denn ich verſichere Euch jetzt ernſthaft, der Poſner Graf, der ſeine Senſen für die Freiheit zuſammenruft, hat dazu grade ſo viel Berechtigung, als Ihr habt, in Berlin Conſtitution zu machen; Ihr ſeid Beide Ritter einer unklaren Empfindſamkeit, die ſich in die Politik des Liberalismus geflüchtet hat, ſeit man ſie an Königen und Düſſeldorfer Malern abgeſchmackt findet.

Ihr geht jetzt nach Berlin. Michael Mroß, Ihr werdet dort viel Neues ſehn, vom weißen Saal an bis zu den wunderbaren Nachtſtühlen, in welche das friſche Waſſer von ſelbſt läuft. Hütet Euch, Mroß; Berlin iſt eine große verführeriſche Stadt, Alles iſt dort zu kaufen und zu verkaufen, auch Menſchen, und Alles hat ſeine Taxe. So koſtet z. B. ein Vater mit einem Regenſchirm für den Nachmittag 8 gute Groſchen, eine Mutter mit einer Straußenfeder für die Nacht 1 Thaler. Ich ſage Euch das nur, damit Ihr ſelbſt Euch nicht zu billig verkauft. Doch da thu' ich Euch Unrecht, Ihr werdet Euch umſonſt weggeben, noch dazu, ohne es zu wiſſen. Armer Burſch, jeden Morgen beim Beginn der Sitzungen werdet Ihr die Aermel aufſtreifen und die Ellenbogen aufſtemmen, um Eure Sache zu verfechten, und jeden Mittag werdet Ihr thatlos entſchlummern, bis Euch der Hunger aufweckt. Und aus der Art, wie Ihr beim Abſtimmen aufſteht und ſitzen bleibt, werden wir ſehen, welche Jagdpartei Euch, den Stier des Annaberges, eingefangen hat. Wie mir ein Vogel in's Ohr ſingt, wird es ein Jäger ſein, der nicht glaubt, daß man Könige braucht, um Silbergroſchen zu machen.

Aendern wir den Ton. Seht, Michael Mroß, auch ich ſtamme aus dem Strohdach eines Bauernhauſes und ſo oft ich neben dem verſtändigen, erfahrenen

Mann ſitze, der jetzt darunter wohnt, hab' ich meine Freude daran, daß ich aus Bauernblut bin. Aber eben deßhalb habe ich Euch, den ich nicht zu meinen Verwandten und nicht zu meines Gleichen zähle, dieſen Brief geſchrieben. Und wärt Ihr der einzige Eurer Art, der einzige unwiſſende, rohe, confuſe Thor in einer verhängnißvollen Verſammlung, ſo hätte ich Euch ſchweigend Eurem Schickſal überlaſſen. Aber es werden leider Mehrere darin ſitzen, die Euch gleichen. Und hätten wir nicht einen blutigen Strich gemacht durch ein altes Schuldbuch, ſo würde ich um Eurer Wahl willen laute Klage erheben gegen die Regierung von Schleſien, die ſo wenig und ſo Ungeſchicktes gethan hat, Euch polniſche Oberſchleſier aus Eurer rohen wüſten Weiſe herauszuheben, die ungeſunden Beziehungen zu den Gutsherren zu heilen, das demoraliſirende Vekturanzweſen abzuſchaffen, Euch zu Männern, das heißt für Euch, zu Deutſchen zu machen; ich würde klagen gegen Eure Pfarrer, von denen freilich Manche eben ſo verwahrlost ſind, als Ihr; und den großen und reichen Grundbeſitzern unter Euch müßte ich fluchen, die ſehr, ſehr wenig Mühe angewandt haben, Eure Störrigkeit und himmelſchreiende Unwiſſenheit durch Unterſtützung der Schulen und ausdauerndes Wohlwollen zu mindern. Doch wir haben ein neues Blatt unſerer Geſchichte begonnen und wollen uns mühen, alte Sünden zu vergeſſen.

Zum zweiten ſchreibe ich dies, weil Ihr und Euresgleichen gewählt ſeid nicht allein durch den alten Trotz Eurer Standesgenoſſen gegen klügere Leute, ſondern auch in Folge fremder Einflüſterungen und Aufreizungen. Die andern, welche Euch Bauern ſo gerathen haben, ſind zum Theil ehrliche Männer, ſogar meine politiſchen Freunde; ſie haben es gethan in guter Meinung, aber mit wenig Verſtand. Sie haben Euch den Genuß eines neuen, großen Rechtes verſchaffen wollen, das war gutmüthig, aber unklug, denn Ihr ſeid noch nicht befähigt dies Recht auszuüben; ſie haben unſere Partei durch Eure Stimmen, die doch mitzählen, verſtärken wollen, das war unehrlich, denn Ihr könnt nicht aus Ueberzeugung ſtimmen, weil Ihr die Verhandlung, ja ſogar die Sprache nicht verſteht; ſie haben verhindern wollen, daß unſere politiſchen Gegner, ariſtokratiſche Gutsherren, durch Euch in die Verſammlung kämen, das war unpolitiſch, denn es lag im höchſten Intereſſe unſerer Partei, die große und einflußreiche Kaſte ſchleſiſcher Gutsbeſitzer in der Conſtituante ſitzen und ſtimmen zu ſehen; ſie haben endlich gehofft, daß Eure zahlreiche Vertretung die künftige Verfaſſung auch dem Bauernſtand angenehm und volksthümlich machen werde, das war ein Irrthum, denn noch imponirt Euch mehr, was Euch befohlen wird, als was Ihr ſelbſt beſchließt.

Der Hauptgrund aber, der mich trieb, Eure unbehilfliche Perſon an das Tageslicht zu ziehen, iſt der Kampf für ein großes Prinzip. Ich behaupte nämlich und will beweiſen, daß Eure Wahl und die zahlreichen Wahlen von Euresgleichen, welche ein ſehr unrühmliches Fakt und für alle Parteien höchſt beklagenswerth ſind, nur möglich wurden durch das falſche Prinzip in-

directer Wahl. Merkt auf, Mroß, und Ihr Herren alle, die Ihr seine Mitdeputirten sein werdet! Jeder Kreis wählt einen Deputirten durch Wahlmänner, durch je einen auf 500 Einwohner. Gesetzt nun ein Kreis, der keine größere Stadt in sich schließt, z. B. der Kreis von Michael Mroß enthielte 25,000 Einwohner, also 50 oder (da ausnahmsweise schon die Ortschaften von 300 Einwohnern einen Wahlmann für sich allein zu wählen berechtigt sind) 60 Wahlmänner so würden von dieser Anzahl durch die kleinen Städte des Kreises, circa 7 bis 15, also im Durchschnitt 10 gewählt werden; wieder 7 bis 15, also circa 10 Wahlen werden auf Rittergutsbesitzer fallen, weil sie beliebt sind oder durch ihre Beamten, Knechte und Tagearbeiter sich eine Majorität verschaffen. Rechnen wir ferner, daß etwa 5 Wahlen auf Geistliche oder sonst wohin fallen, so bleiben circa 35 Stimmen für bäuerliche Wahlmänner. Es sind also von 60 Wahlmännern im Durchschnitt . . . 10 Bürger,

10 Rittergutsbesitzer.

5 Geistliche, Beamte ꝛc.

35 Bauern, Gärtner und kleinere Insassen.

60.

Da sich nun die Stimmen der Bürger und Rittergutsbesitzer noch außerdem selten in einem Kandidaten vereinigen werden, so bilden die Landbewohner mit 35 Stimmen eine entschiedene, unüberwindliche Majorität. Bei einem festen Zusammenhalten der 35, welches sich bei Landleuten fast ohne Verabredung macht, jedenfalls aus der leisesten Animosität gegen Städter oder Rittergutsbesitzer folgt, ist es unmöglich, daß irgend eine Partei ihren Kandidaten gegen diese Phalanx durchsetze. Die 35 Wahlmänner kommen aus ihren entlegenen Ortschaften erst am Morgen der Wahl in der Kreisstadt zusammen, bei dem Wahlact selbst darf kein Kandidat zu den Wahlmännern sprechen und ein früheres schriftliches Bewerben bei den Einzelnen würde wenig nützen, ja Mißtrauen erregen. So ist das Resultat einer Kreiswahl nichts Anderes, als das Resultat einer viertelstündigen Verabredung auf dem Wege zur Kreisstadt oder auf den Bänken einer Schänke; und ist unter den 35 bäuerlichen Wählern irgend ein Wortfechter oder Strudelkopf, welcher mit Entschiedenheit auf seine ledernen Hosen schlägt, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß er zum Deputirten gewählt wird.

Dagegen directe Wahlen in demselben Kreise. 25,000 Menschen geben ungefähr 6000 Wahlmänner, also am Wahltage eine Versammlung von 5000 Männern. Diesen muß der Kandidat sich vorstellen, er soll an seine Person, seine Thätigkeit erinnern, meinetwegen auch sein Glaubensbekenntniß ablegen. Nun aber weiß jeder Volksführer, daß es leichter ist, eine entscheidende Majorität unter 5000, als unter 50 zu gewinnen; im ersten Fall ist es das Fortreißen zu einer Ansicht, im zweiten Fall ein industriöses Ueberreden, welches die Stimmen erwirbt. Daß die Wahl dadurch eine gute werden müsse, ist allerdings nicht zu verbürgen;

unſinnig aber und abgeſchmackt wird ſie bei einer Majorität unter 5000 Männern, da, wo durch die Feierlichkeit des Moments, durch ein lautes Ausſprechen über die höchſten Intereſſen des Volkes, die Seelen der Wählenden im geſunden Selbſtgefühl erhoben ſind, nie und nirgend werden. Es wird eine Wahl ſein auf offenem Markt, im reinen Licht des Tages, während Ihr, Michael Mroß, das Product einer ſtupiden Verſchwörung beim Talglicht Eurer Schänken ſeid. Und ſo gilt hier, wie überall, der Grundſatz, eine halbe mit Clauſeln und Vorſichtsmaßregeln umſtellte Freiheit bringt Verwirrung und jede Art von Unſegen, das Gute folgt nur aus der vollſtändigen Ausbildung eines großen Princips.

Daß wir dieſe Erfahrung bei der Verſammlung machen, welche die wichtigſte iſt, die Preußen je gehabt hat, wäre ein furchtbares Unglück, wenn nicht ein Troſt bliebe. Die Verhältniſſe liegen ſo, daß gegenwärtig durch die öffentliche Meinung Regierungen und Rathgeber fortgeriſſen werden, wir haben keinen Mann in ganz Deutſchland, der ſtark genug wäre, den Volkswillen aufzuhalten oder aus ſeiner Richtung zu bringen. Habt Ihr je von den mächtigen Stürmen in der öſtlichen Steppe gehört, Michael Mroß? Dieſe Stürme ſind ſo ſtark, daß ſie große Schafherden mit ihren Treibern fortreißen in einer Richtung, Meilen weit, Tage lang. Merkt, mein Burſche, Ihr und Viele Euresgleichen ſind die Schafherde, Ihr und Eure Treiber müßt dahin, wohin der lebhafte Drang unſerer öffentlichen Meinung jagt. Weder der Sturm, noch die Herde weiß, wo das Ende des Jagens ſein wird, aber Beide können nicht mehr auseinander. Und wollt Ihr wiſſen, Michael Mroß, wer ich bin? Ich bin einer von den Namenloſen, die Euch den Wind machen.

⊙

# Tagebuch.

## I.

## Ragged School und Asyle.

Kaum wagt man noch, Buffon's berühmtes Wort: Le style c'est l'homme zu erwähnen; man fürchtet der Wiederholung einer zu oft wiederholten Wahrheit beschuldigt zu werden. Auch führe ich dasselbe hier nur an, um ihm eine Ausdehnung vom Einzelwesen auf die Gesammtheit zu geben, und um es in: La langue c'est la nation zu verwandeln.

Es ließen sich zum Belege dieses Ausspruchs: die Sprache ist die Nation, viele Thatsachen anführen, z. B. das polnische „Ich falle Ihnen zu Füßen," wenn man sich bedankt; das russische „Verzeihen Sie," wenn man Abschied nimmt; das deutsche „Sie," mit dem man sich den einzeln Angeredeten in eine Mehrheit von Persönlichkeiten zerspaltet; jedoch Alles das führt uns ab vom Zweck, und wir richten daher zur Bewahrheitung unsres Ausspruchs unsre Aufmerksamkeit auf zwei ausländische Wörter: ein englisches „ragged school" und ein französisches „asyle."

Die wörtliche Uebersetzung würde uns schwerlich die Bedeutung ahnen lassen, welche beide Wörter haben. Asyle bedeutet Zufluchtsort, Freistätte; es ist ein Wort von traurigem Klange, ein Wort, welches die Erinnerung an Drangsale und trübe Stunden erweckt, ein Wort aus dem Wörterbuche des Leidens, dennoch ist es ein edles, würdiges Wort. — Aber dieses andre Wort: ragged school, ein Erzeugniß und Spiegel des jetzigen Englands, trägt das Gepräge des Entsetzens, der peinigendsten Noth, des höchsten Jammers. Man hat es gewagt, mit diesem beleidigenden Mißklange ein öffentliches Institut zu bezeichnen, mit diesem Klange, den die deutsche Sprache in ihre keuschen Töne kaum zu übersetzen vermag. Wäre es je in den Sinn Eines Deutschen gekommen, ein öffentliches, ein Wohlthätigkeits-Institut mit diesem brandmarkenden Namen zu stempeln: Schule für die Zerlumpten? Dies ragged school, Lumpenschule und dies asyle, Freistätte, bedeutet aber nichts andres, als unser „Kleinkinder-Warteschule."

Werfen wir zuerst unsern Blick auf England, das heißt, auf London. Noch vor wenigen Jahren trug diese Weltstadt einen Schandfleck auf ihrem Glanze, der sie in einen Rang mit den barbarischsten Ländern Europas herabsetzte. Im Königreiche Polen würde man Gefahr laufen ausgelacht zu werden, wollte man einen Landeigenthümer fragen, ob er in einem seiner Dörfer eine Schule habe. Wie in Polen und Rußland keine Armenschulen zu finden sind, so gab es auch keine in London. Es ist

allbekannt, daß in London eine unermeßliche Anzahl von Kindern heranwächst, die mit dem erſten Schritt in's Leben einen Kampf für ihre Exiſtenz gegen den Hungertod beginnt. Das fromme England, in welchem man ſonntäglich zweimal zur Kirche geht, beſaß Bibelgeſellſchaften und entſandte in alle Inſeln des Oceans ſeine Miſſionäre; nur der civiliſirten Wilden an der Themſe gedachte es nicht. Keine Schule ſicherte die unglücklichen Kinder gegen die Peſt des böſen Beiſpiels; die junge Verbrecherſaat wuchs ungehindert fort. Endlich entſchloſſen ſich einzelne beherzte Männer, die jugendlichen Gemüther an den Unterricht und die ſie begleitende Regelmäßigkeit der Lebensweiſe zu gewöhnen. Das Werk war ſchwierig. Es glich in vieler Beziehung den Anfängen der deutſchen Mäßigkeitsgeſellſchaften. Wie in den erſten Sitzungen derſelben Leute erſchienen, die ſich mit Lärmen und Toben, oft mit Thätlichkeiten dagegen erhoben, daß die öffentliche Meinung ſich zur Tyrannei ihrer viehiſchen Begierden erheben wollte, ſo geſchah in London ein Gleiches. Zerlumpte Buben ſtürzten in den Saal, um ſich den Wundermenſchen anzuſchauen, der ihre Erziehung wagen wollte. Mit pöbelhaften Spöttereien wurden ſeine Worte, ſeine Perſon ſelbſt oft mit mancherlei unziemlichen Projektilen bedeckt. Aber die Kaltblütigkeit und Seelenſtärke dieſer heldenmüthigen Volkslehrer flößte endlich Ruhe, ſelbſt Achtung ein. Es wurde wirklich möglich, dergleichen Armenſchulen zu halten. Aber in der That ſind ihre Einrichtungen auffallend abweichend von allen derartigen Inſtituten des Feſtlandes. Es gibt keine Controlirung, keine Regelmäßigkeit des Schulbeſuchs; die Jungen gehen und kommen, wie ſie wollen. Von Beſtrafungen, von Schulzucht überhaupt iſt nicht die Rede. Ein Straßenlärm iſt im Stande, die ſämmtliche Mannſchaft auf die Gaſſe zu locken und den Lehrer allein zu laſſen. In einer Schule kam es vor, daß dem Lehrer fünf Tage hintereinander im Winter ſein hölzerner Stuhl geſtohlen wurde. Am ſechſten klagte er den Buben die Müdigkeit, die ihm das Herumlaufen in der Schulſtube gewähre. „Bless me," fuhr er fort, „wäre ich doch ſo glücklich, wie ihr, die ihr nur zuhört, und ſitzt, zwei Dinge, die ſelten ermüden." Am nächſten Tage brachte einer der Jungen drei Stuhlfüße, und einer ein hölzernes Brett mit, woraus ein Stuhl verfertigt wurde, der nie wieder geſtohlen wurde. Es ergab ſich übrigens, daß zwei der Stuhlfüße in einer andern Armenſchule entwendet worden waren. Man könnte mit Einzelnheiten über dieſe ſeltſamen Warteſchulen manches Blatt füllen; jedoch die Hauptabſicht dieſer Zeilen iſt, auf die Unbarmherzigkeit der Sprache aufmerkſam zu machen, welche die herausfordernde Benennung dieſer Schulen veranlaßt hat. In dieſem „ragged school" ſpiegelt ſich jene engliſche Kaltherzigkeit, die keinen Pulsſchlag für das Leiden des Volks kennt, die mit heuchleriſcher Entrüſtung jede Bewegung für dieſen Pöbel als verbrecheriſch und mordbrenneriſch verdammt, als ob der Pöbel nicht das unveräußerliche Recht habe, aufzuhören, Pöbel zu ſein. Leider, in der Unmündigkeit ſeiner Ungebildetheit, ſchreitet er nicht auf dem rechtlichen Wege zu dem von ihm geahnten Ziele. Deshalb iſt es Pflicht, die geſelligen Verhältniſſe Englands ſo zu ändern, daß der Pöbel aufhöre zu exiſtiren. Bleiben ſie in ihrer furchtbaren Geſtalt, dann wird London vielleicht nur zu bald einſehen, daß es den Pöbel ungehindert und unbeachtet ſo hat wuchern laſſen, daß er zu einer Armee wird, der nichts zu widerſtehen vermag, am Wenigſten „special constables."

Ueberſchreiten wir den Kanal. Wir ſind in der franzöſiſchen Republik. Die Urtheile über dieſelbe ſind mannigfach. Allein mag ſie auch in ihren Mitteln gewaltſam und tadelnswerth geweſen ſein, vom erſten Tage ihres Daſeins hat ſie Milde und Menſchlichkeit als Grundlagen ihres Weſens erkannt. Sie ſchaffte die Todesſtrafe ab;

ſie ließ die Prügelſtrafen in der Marine aufhören; ſie verbot den Sclavenhandel. Dieſelbe Humanität hat ſie auch auf eine Barbarei ihrer Sprache aufmerkſam gemacht. In einem Bericht über die Warteſchulen, welcher dem Unterrichtsminiſter gemacht wurde, ward dieſer mit beredten Worten angegangen, eine Benennung zu tilgen, die an Elend und Almoſen erinnert. Der Bericht enthielt unter andern die wohl zu beherzigende Stelle: „Es iſt die Aufgabe des Miniſteriums, die Volksſchulen weit möglichſt auszudehnen und zu vervielfältigen, und die Warteſchulen in eben dem Maße zu verringern. Denn wir erwarten von einer neuen Ordnung der geſellſchaftlichen Beziehungen, daß eine jede Mutter im Stande ſei, den gewöhnlichen Weg der Volksſchule von ihrem Kinde betreten zu laſſen, ohne zu der ausnahmsweiſen Nothwendigkeit des Aſyls ihre Zuflucht zu nehmen.“ Zugleich wurde ſtatt der Benennung Aſyl der Ausdruck „école maternelle“ (mütterliche Schule) vorgeſchlagen, der auch bereits officiell angenommen und eingeführt iſt. Er wurde dadurch begründet, daß eine Warteſchule „einer Familie der beſten Mütter eines Stadtbezirks gleichen müſſe, welche, als die würdigſte, die Kinder anderer Familien um ſich ſchaart.“ Erwähnt man hier noch, daß Madame Carpentier zur Vorſteherin ſämmtlicher „mütterlichen Schulen“ in Paris ernannt worden, ſo geſchieht es, weil der Name dieſer wackeren Frau Widerhall verdient.

Bekritteln wir nicht dieſen Ausdruck „école maternelle“ einer gewiſſen Süßlichkeit wegen, die an ihm haftet, namentlich, wenn er dem ungeſchminkten deutſchen „Warteſchule“ gegenüber ſteht. Betrachten wir noch einmal die Worte: Ragged school, asyle, école maternelle, Warteſchule. Wir ſind eitel genug, die von uns verfertigte Phraſe zu wiederholen: La langue, c'est la nation. **Büchmann.**

## II.

## Aus London.

Stimmung für Dänemark. — Polen und Irland. — Carlyle über die iriſche Frage. — Die neugeborne Prinzeſſin, Prinz Albert für die Proletarier und die ſpecielle Miſſion des Prinzen von Preußen. — Bunſen und Freiligrath. — Ein Bewohner für Shakeſpeare's Haus. — Der Marquis von Londonderry und die iriſchen Gutsbeſitzer überhaupt. — Die Nachtſeiten der Natur in der Literatur.

Es ſcheint wirklich, England wolle mit den nordiſchen Mächten gemeinſchaftliche Sache machen und Deutſchland zwingen, einen Krieg zu beendigen, der ſeine Häfen ſchließt und den britiſchen Handel ſtört. England fand die „Einmiſchung“ Deutſchlands in die Holſtein-Schleswigſche Angelegenheit ſtets unberufen und die Flugſchrift des Herrn Ritter Bunſen hat auch nicht im geringſten dazu beigetragen, die Gerechtigkeit unſerer Sache zu beweiſen; man hätte ſich aber an dem bloßen Tadel genügen laſſen, wenn das nationale Intereſſe nicht betheiligt worden wäre, ſeit dies aber auf dem Spiele ſteht, hört die Frage auf, ein Gegenſtand eitler Debatte zu ſein und unſere Feinde werden den Vortheil dieſes Ueberganges vom Negativen zum Activen ſpüren. — Auch für Polen hegt man nicht das geringſte Intereſſe, lacht über die Thorheit, einen Mann, wie Miroslawski, loszulaſſen, der, wie die Folge gezeigt, nur Unkraut ſäen und Verderben bereiten kann. Ueberhaupt meint man, daß Polen im Laufe langer Jahrhunderte zu wohl bewieſen, wie unfähig es ſei ſich ſelbſt zu regieren, als daß Europa auf's Neue dieſem ewig unzufriedenen, uneinigen, aufgeregten Volke die Zügel in die Hand geben dürfe.

Doch iſt Polen im Vergleich mit Irland ein goldener Boden. — Wie traurig es in dem armen Hibernia ausſieht, iſt kaum zu ſagen. Smith O'Brien und Mitchel ſind vor Gericht geſtellt; aber keine Jury kann gefunden werden ſie zu verdammen. — Die Aufregung iſt immer noch groß, der Schrei nach „Repeal" ſtets gleich dringend, und die Hoffnung auf irgend ein Auskunftsmittel in gleicher Ferne liegend. Thomas Carlyle behandelt jetzt dieſe Frage und hat kürzlich einige ſehr pikante Aufſätze über die „Iriſch Question" in dem „Examiner" erſcheinen laſſen, die zu vielfacher Beſprechung Veranlaſſung gegeben. Er legt die ganze Schuld auf die Grundbeſitzer, die ihre großen Ländereien aus mangelndem Capital nicht beſtellen können und die daher veräußern ſollten, was de trop iſt, um mit dem dadurch gewonnenen Gelde das ihnen bleibende Land beſſer anzubauen. Dieſe Idee, die einleuchtend genug iſt, findet vielfachen Widerſpruch, beſonders bei den Irländern ſelbſt. Die Lords und Gentlemen lieben lange unüberſehbare Strecken nicht bebauten Landes. Wie groß fühlt man ſich, wenn man aus den Fenſtern des Herrnhauſes nach keiner Seite hin ſeine Feldmark erblicken kann! Die Freude daran iſt menſchlich, ſo wie der Menſch nun einmal beſchaffen iſt, und um Paddy dieſe Freude abzugewöhnen, bedürfte es freilich der eiſernen Hand eines Cromwel. Aber — wo ſind die Olivers jetzt!

Unterdeſſen hat ſich die gute Britannia damit unterhalten, einen neuen Sprößling der braunſchweigiſchen Dynaſtie in den Schooß der heiligen Kirche aufnehmen zu laſſen, bei welcher Gelegenheit die kleine Weltbürgerin von ihren drei Pathen, Herzog Guſtav von Mecklenburg-Schwerin, Herzogin Auguſte von Strelitz, und Herzogin von Sachſen-Meiningen die Namen Louiſe, Caroline, Alberta, empfing; wie immer verſprachen die Gevatter allem ſündlichen Pomp und aller Eitelkeit der Welt zu entſagen; und die Wahrheit dieſes Verſprechens zu bethätigen, hatte Ihre Majeſtät, die Königin Victoria ein Gewand von Silbermoor angelegt, das in Spitalfields, alſo auf ihrem eigenen Grund und Boden verfertigt worden — wie das neue Geſetz es heiſcht; — die Spizzen, mit denen es beſetzt, kamen aus Honiton (britiſche Manufactur), ſie trug den „Garter-Orden", einen Georg mit Brillanten und auf dem Kopfe weiße Acazien mit Brillanten. Nach dem Zuſchnitt dieſer einfachen Toilette waren auch die übrigen Herren und Damen gekleidet und der Geiſt Gottes ſchwebte über ihnen. — Man ſagt übrigens, die Königin ſei in dieſen ungemein ſchlechten und ſchlimmen Königszeiten überaus leutſelig geworden und Prinz Albert hat, als Vorſteher des Vereins für die Verbeſſerung der Proletariatszuſtände eine Rede gehalten, die ihm allgemeines Lob eingebracht hat.

Der Prinz von Preußen amuſirt ſich hier recht gut, iſt all-überall und begleitet Ihre Majeſtät ins Theater und zu der famoſen „Chineſe Junk", die im Hafen liegt, und zu tauſend andern sights — Alles wahrſcheinlich Theile ſeiner „Specialmiſſion." — Jetzt nun will er gar ſo bürgerlich populär ſein, den City-Deutſchen, die alle miteinander auch kein Tröpfchen Race-Blut in ſich haben, zum Ankauf eines Schiffes beiſteuern zu helfen, und der gute Bunſen hat die Stelle eines Directors bei dem für dies Vorhaben gebildeten Comité angenommen. Welches Capitel aus der Bibel er als Einleitung vorleſen wird, iſt noch nicht geſagt. Vielleicht fängt er mit Pilatus an: What is truth! — Der Herr Geſandte iſt jetzt mitunter ſehr freundlich gegen Deutſche und hat ſogar die beſondere Güte gehabt, Freiligrath mit einem Paß zu verſehen, nachdem jener ſich, was natürlich in Frage ſtand, als wirklichen Preußen ausgewieſen. Von den hohen Häuptern verlautet jetzt wenig. Sie tragen ihre Hoheit ziemlich incognito. Bei der Blumenausſtellung in Chiswick war ein großer Theil derſelben zugegen; denn

ſolche Feſte ſind den Fremden neu und ſie können in dem großen Gedränge unbemerkt durchſchlüpfen. Die Saiſon geht jetzt, wie gewöhnlich, ihren Gang. Die finanziellen Kriſen, die Continentalzuſtände, die Lage Irlands unterbrechen nichts; man tanzt, fährt, reitet, macht den Tag zur Nacht, die Nacht zum Tage comme toujours. Sogar ein Amateur-Play hat man gehabt für den Ankauf von Shakeſpeare's Haus. Dickens, Lewis und Foſter haben das Publikum angezogen und den Preis für den Sitz zu einer halben Guinee erhöht, während eine Loge nicht unter 6 Pfd. St. zu erſtehen war. Von dem erlöſ'ten Gelde will man einen Fond zur Erhaltung des Hauſes errichten und Sheridan Knowles, der würdige alte Dichter, ſoll mit einer Penſion von 250 Pfd. St. unter Shakeſpeare's Dach wohnen und den Fremden die Stätte zeigen, auf welcher der unſterbliche Barde ſang. So kommt der Zeitvertreib junger Thoren doch einem weiſen Haupte zu ſtatten. — Sir Henry Bulwer wird von Madrid zurückerwartet. Der Marquis von Londonderry fragte im Parlamente, ob der erſtere nicht ein wenig unvorſichtig gehandelt; aber der Herzog von Wellington wies ihn gleich zurecht, und, ſagen die Journale, Boswell ſchwieg demüthig vor ſeinem Johnſon. — Man hat dem Marquis von Londonderry nachgerechnet, daß er von 80,000 Pfd. St., die ihm ſeine Beſitzungen in Irland einbringen, nur 300 Pfd. St. dort verwendet, während der ganze Reſt mit ihm in der Welt umherwandert. Auf dieſe Art wird das arme Hibernia ausgeſogen. Und wer kann dieſe noblen Lords eines beſſern belehren, ſo lange ihr eigenes Gewiſſen den ewigen Todesſchlaf ſchläft! — Selbſt jene, die ſich rühmen, unendlich viel Gutes zu ſtiften, die auf ihrer Beſitzung Spitzen anfertigen laſſen und allerlei andere feine Handarbeiten, in denen die Irländerinnen ſich ſehr gelehrig beweiſen, die dieſe Artikel nach London ſenden und hier in einem Laden ausſtellen, ſie auch, was thun ſie, als ihre Auslagen damit decken und dem eigenen Schaden vorbeugen? Denn läge ihnen wahrhaft an dem Wohle Irlands, würden ſie denn auf ſechs Monate nach London kommen, um den größten Theil ihres jährlichen Einkommens hier zu vergeuden und den Reſt des Jahres auf ihren Gütern, dort auf's Neue zu ſparen. Wer auf dieſe Art ſeinem Vaterlande gut zu thun meint - und die meiſten wenden dieſe Methode an — der trägt wenigſtens Sorge, daß das Ich nicht dabei zu kurz komme. Das iſt gewiß „the dark side of nature" — dieſe Liebe zum Ich. Mrs. Crow aber hat in ihrem Buche, ſo betitelt, dieſe dunkle Seite in unſerem Verhältniß zum Geiſterreich geſucht, eine Seite, die freilich überaus dunkel iſt. Mr. Ollier hat ſich abgemüht, ein Buch zu ſchreiben, in dem er dieſen Faden zerſchnitten, wodurch er den Tag zurückzuführen meint, und nun kommt endlich noch Mr. Goggs mit einem Werke: „the night of the mind," bei dem einem ganz ſchwül zu Muthe wird. Die engliſche Tagespreſſe hat alſo noch Zeit, ſich mit dieſen Seifenblaſen zu befaſſen, während das metaphyſiſche Deutſchland ganz in praktiſche Politik aufgegangen iſt!

**Amely.**

## III.

## Wochenbericht aus Wien.

Von der Entführung des Kaiſers bis zur Errichtung eines Wohlfahrtsausſchuſſes.

Die Ereigniſſe, die ſeit meinem jüngſten Wochenbericht hier eingetreten ſind, werden neuerdings Europa ſtaunen machen und nicht ohne Einwirkung auf die künftigen

Geſchicke dieſes Welttheils bleiben. Ich knüpfe den Faden meines heutigen Berichts da an, wo ich ihn in meinem letzten abgebrochen habe, und ziehe es wie immer vor, die Thatſachen für ſich ſelbſt ſprechen zu laſſen.

Dem Schrecken und der Beſtürzung, welche des Kaiſers Abreiſe erzeugt hatte, waren andere Gefühle gefolgt, und hatten jene allmälig in den Hintergrund geſtellt: namentlich war es Unwille gegen die Treuloſen, welche ſich vermeſſen konnten, dem Kaiſer ſolchen Rath zu geben, und ihn auf ganz unconſtitutionelle Bahn zu verleiten. Die Entrüſtung concentrirte ſich gegen Graf Bombelles, von dem es ſich bald herausſtellte, daß er der Urheber des Plans zur Flucht des Hofs geweſen und nun auch deſſen einziger Rathgeber ſei. Insbeſondere ſtachelte ſein zu Linz gegebener Rath, ſich den Slaven in die Arme zu werfen, zur Erbitterung. Die Verleumdungen und Aufreizungen gegen Wien von Seite Hohenbrucks in Linz, des Erzbiſchofs von Salzburg, des Grafen Lazansky im Nationalcomité zu Prag, vermehrten die Aufregung gegen eine Partei, deren Treiben jetzt nur allzu deutlich vorlag. Dabei war es jedoch in Wien durch ſechs Tage wie ſchon lange nicht ruhig geblieben. Man beſchäftigte ſich fortwährend mit den Petitionen und Deputationen an den Kaiſer, deſſen baldigſte Rückkehr in aller Wünſchen lag, namentlich aber derer, die den dynaſtiſchen Intereſſen am meiſten zugethan waren. Allein die Stimmung, welche dieſem Wunſch ein Uebergewicht über alle anderen Regungen verliehen hatte, war ſeit zwei Tagen ſchon nach der Kataſtrophe jener Abreiſe merklich verändert, und die Zumuthung, die gedachte Wiederkehr durch Verzichtleiſtung auf die Errungenſchaften des fünfzehnten Mai zu erkaufen, fand nur in den Kreiſen der Adels-, Geld- und Bürgerariſtokratie Anklang. Vielmehr ſchloß man ſich einer vom Schriftſtellerverein angeregten Petition, in ſehr gemeſſenen Ausdrücken abgefaßt, an, und ſie zählte bei ihrem Abſchluß nicht weniger als 80,000 Unterſchriften. In Einem Punkt hatte ſich die Camarilla jetzt wie von Anfang an verrechnet. Sie hatte die Wiener Bevölkerung ausſchließlich durch Triebfedern des materiellen Intereſſes beherrſcht geglaubt, und mußte nun wahrnehmen, wie das Schreckbild, eine kaiſerloſe und reichstagsloſe Stadt zu bleiben, allmälig von ſeiner Furchtbarkeit verloren. Und doch hatte man ſo ſicher auf den alten Capuageiſt gerechnet, daß man ſich gar nicht die Zeit nahm, abzuwarten, ſondern einem reactionären Gelüſte nach dem andern Raum gab. Ein Tagesbefehl enthob die Nationalgarde vom Dienſt in der Hofburg. Eine Erklärung des Kriegsminiſters ſtellte die Zuſtimmung der Nationalgarde zu Militärausrückungen in völlige Abrede: man hätte unmöglich beſſer vorgehen können, um die ganze Bevölkerung, die auf das vollſtändigſte in der Nationalgarde repräſentirt iſt, zu erbittern. Jetzt aber trat ein anderes Moment ein, welches einen im In- und Ausland oft belächelten Grundzug im Charakter des Wieners zum Vorſchein brachte: Das Gemüth, welches vielleicht hier den entſcheidenden Ausſchlag gab. Nach den bisherigen Uebergriffen der Reaction war nichts mehr zu vermuthen, als daß man nun den Studenten zu Leibe gehen würde. Wohl ſeit dem Untergang des Ritterthums war ein Abbild deſſelben nicht ſo getreu erſchienen, wie in den Wiener Studenten, die mit Willens- und Geiſteskräftigkeit zum Schutze der Bedrückten und Hilfloſen überall eingriffen, wo es noth ſchien, und bis zum 15. Mai — nach Einigen excluſive, nach Andern incluſive — das Heilbringende einer hin und her ſchwankenden Regierung abzugewinnen verſtanden hatten. Das Gedächtniß des Herzens iſt beim Volke beſſer beſtellt, als bei den Großen; man erinnerte ſich noch lebhaft genug, daß es die Studenten geweſen, welche Breſche geſchoſſen und das Leben für des Volkes Sache eingeſetzt hatten: man empörte ſich gegen den Gedanken, die treuen Wächter

fortzujagen, und vermochte um ſo weniger ihm Raum zu geben, da er bei den Füchſen und Wölfen, die um die Herde herumſchlichen, ausgeheckt ſchien. Hierzu traten die perſönlichen Sympathien, die Freundſchafts- und Liebesbündniſſe, und vor Allem die unbedingte Anhänglichkeit und Ergebenheit der Arbeiter. Da blieb es denn auch nicht bei Worten, und als die Studenten entſchloſſen ſchienen, ſich dem von einer Seite ſehr ſtark ausgedrückten Wink zu dieſer Entfernung zu fügen, legten Bürger und Proletarier Einſprache ein. Die Bürger machten vielfache Anerbietungen zur Beherbergung, alle Arbeiter traten zuſammen und boten eine freiwillige Beiſteuer von fünf Kreuzern des Wochenlohns eines jeden an, was jedoch von den Studenten nicht angenommen ward.

Während deſſen war es auch dem Miniſterium gelungen einen populären Act zu begehen, ohne daß ihm derſelbe abgezwungen worden war. Es desavouirte das Benehmen der Grafen Bombelles, Thun und Lazansky, ſprach ſich entſchieden über die Unconſtitutionalität der kaiſerlichen Reiſe aus, und ſandte aus ſeiner Mitte den Baron Doblhof in's Hoflager ab, um dem Kaiſer als conſtitutioneller Rathgeber zur Seite zu ſtehen. Allerdings mochte zu letzterem Schritt das Beiſpiel Ungarns am meiſten gewirkt haben, das aus gleichen Beweggründen den Fürſten Paul Eſterhazy abſchickte, überdies mit der beſtimmten Inſtruktion, die Weiterreiſe des Kaiſers nach Prag nicht zuzugeben. Die Preſſe, welche in den erſten Tagen nach d.s Kaiſers Abreiſe die Flügel völlig hängen gelaſſen hatte, fühlte ſich die Schwingen wieder neu wachſen, und es ſtellte ſich namentlich heraus, daß die Errungenſchaften des 15. Mai nicht aufzugeben ſein.

So ſtanden die Dinge, als am 24. die Grafen Hoyos und Wilczeck von ihrer Miſſion in's Hoflager zurückkamen. Schon am ſelben Abend verlautete, des Kaiſers Rückkehr ſcheine an Verzichtleiſtung auf den 15. Mai und andere Dinge gebunden, über deren Erfüllung ſich Bedenken äußerten. Des andern Tages wurden die Erläſſe aus Inspruck vom 20. bekannt, die eine allgemeine Aufregung gegen Graf Bombelles hervorbrachten, welche ſich in einem Maueranſchlag: Graf Bombelles oder Judas der Erzſchelm, Luft machte. Inhalt und Form dieſer Erläſſe verfielen lautem Tadel. Nichs deſto weniger wollte das Miniſterium — höchſt wahrſcheinlich durch ſehr beſtimmte Weiſungen aus Inspruck eingeſchreckt — die Schließung der Aula und die Auflöſung der akademiſchen Legion auf energiſchere Weiſe betreiben, da die frühere ſich als unwirkſam dargeſtellt hatte. Graf Colloredo verſuchte es noch einmal mit einer halb bittenden, halb drohenden Aufforderung, er gab darin 24 Stunden Bedenkzeit, um den deutſchen Hut abzulegen, den er mit Schmerz ohne ſie ablegen würde. Dieſe Bekanntmachung erfolgte am Nachmittage des 25., und man las gleich darauf mit Bleiſtift an den diesfalligen Maueranſchlägen: adieu Colloredo! Des andern Morgens um halb ſechs Uhr erſchien er auf der Aula, zog den Degen und commandirte: halb rechts, die Studenten machten halb links, der Graf entfernte ſich wuthentbrannt. Militär rückte alsbald vor und umzingelte die Univerſität; die Studenten aber verrammelten ſich inwendig und faßten den Entſchluß, der Gewalt nicht nachzugeben. Sie fanden, daß man ein treuloſes Spiel mit ihnen geſpielt, indem man, ſtatt die ſelbſt ertheilte Bedenkzeit einzuhalten, dem Ergebniß derſelben durch einen im Namen des Miniſterraths ertheilten Befehl des Grafen Montecuculi voraneilte, und demſelben die Militärexecution ſogleich nachſchickte. Dazu hatte ſich die Erbitterung vornehmlich gegen Montecuculi gewendet, da man Emiſſäre eingebracht hatte, welche die Arbeiter durch große Summen von der Sache der Studenten abwendig machen

sollten. Das Militär, das um die Universität gestellt war, hatte bereits angefangen mit den Studenten zu fraternisiren und die Offiziere hielten es für das rathsamste, es zurückzuziehen. Die Kanonen, welche auf mehreren Plätzen aufgefahren worden waren, zeigten sich wieder als Schaugerichte, und die Artilleristen weigerten sich abermals die Execution zu übernehmen. Bürger und Volk drangen durch das verschlossene rothe Thurmthor ein, die Wache feuerte, ein Bürger fiel, ein Student wurde verwundet. Die Aufregung stieg dadurch auf's höchste. Die Läden wurden geschlossen. Die ganze Nationalgarde erklärte die Sache der Studenten, welche die Errungenschaft des 15. Mai einschloß, zu der ihrigen zu machen. Es war nun Ein Geist, Ein Muth im ganzen Volk. Bereits waren Barrikaden in der März- und Studentenstraße aufgerichtet worden; es wurde nun auch in den meisten andern Hand daran gelegt, und bald waren ihrer einige Hundert zum Theil recht geschickt ausgeführt, da sich einige geübte Praktiker eingefunden hatten. Noch hatte das Ministerium gezögert, den Befehl zur Auflösung der academischen Legion zurückzunehmen und die verlangte Rückziehung der Truppen anzuordnen. Endlich geschah es, aber das Volk weigerte sich die Barrikaden abzutragen, bis die Truppen sich gänzlich zurückgezogen haben würden. Das ist nun heute Morgen geschehen. In der Nacht wurde Allarm geschlagen; Fürst Windischgratz, hieß es, stehe mit böhmischen Truppen vor den Thoren, es zeigte sich diesmal grundlos, lieferte aber fortwährend den Stoff zu den verbreitetsten Besorgnissen, wozu noch die der Rückkehr Radetzky's kommt. Die Grafen Hoyos und Dietrichstein werden als Geißel zurückgehalten, Montecuculi hat sich in dieser Nacht geflüchtet. Die Nationalgarde hält alle Posten besetzt und hat noch gestern Nachmittag die Polizeiwache von dem bisher von ihr occupirten Posten des Stadtgefängnisses auf höfliche Weise vertrieben. Die Arbeiter, die sich zahlreich bei Errichtung der Barrikaden betheiligten, benahmen sich bisher sehr gut, und selbst die Trunkenheit, welcher sich viele hingaben, hat keine Excesse hervorgerufen. Sie verlangen sehr höflich eine kleine Beisteuer für versäumten Tagelohn und diese wird ihnen auch nirgends verweigert. An die Läden schrieben sie selbst: „Heilig ist das Eigenthum" und haben es unter sich ausgemacht, jeden auf Diebstahl Betretenen sogleich aufzuknüpfen. Dem gestellten Verlangen, die Stadt zu beleuchten, ward ebenfalls willfahren. Unter den höhern Klassen herrscht die größte Bestürzung und viele flüchten in die nahen Umgebungen, die größte Rathlosigkeit waltet im Ministerium und Bürgerausschuß, die Studenten allein verlieren nicht den Kopf. Komme ich dazu, so schildere ich Ihnen in meinem Nächsten einzelne Episoden aus dem interessanten Drama, in welchem, wie auch an andern Orten, Frauen aus den besseren Kreisen Rollen übernommen haben; wie denn einige, die mit Ober- und Untergewehr armirt, Worte an das Volk richteten, lebhaft beklatscht wurden. Man liest an vielen Orten angeheftet: wir geben die Barrikaden nicht auf, bis nicht das Militär völlig abgezogen ist. Wir wollen uns nicht wieder täuschen lassen. Ein größeres Programm steht an den Ecken und ist in aller Händen. Es lautet also: Was wir wollen! Daß das gesammte Militär Wien verlasse und die russische und italienische Grenze besetze, daß alle Errungenschaften des 15. Mai ungeschmälert aufrecht erhalten und die constituirende Versammlung nach Wien schleunigst einberufen werde, daß von amtlicher Seite Abgeordnete in die Provinzen abgeschickt werden, welche unsern Brüdern daselbst bekannt geben, daß alles, was wir gethan, nur im gemeinsamen Interesse der ganzen Monarchie geschehen sei, — Aufhebung der Klöster, Einführung einer Einkommen- und Armensteuer, Beeidigung des Militärs auf die Verfassung, Gleichstellung aller Na-

tionalitäten, innigſten Anſchluß an Deutſchland, baldigſte Rückkehr des Kaiſers unter Aufrechterhaltung der Errungenſchaften des 15. Mai, — daß alle jene, welche den Kaiſer zur Abreiſe durch ſolche Vorſpiegelungen bewogen, vor ein Volksgericht geſtellt werden; unterſchrieben im Namen des Volks. — Einſtweilen hat das Miniſterium diejenigen, die zur Aufhebung der Legion Veranlaſſung gegeben, einziehen laſſen. — Die Arbeiter wollen von den Barrikaden bis zur Rückkehr des Kaiſers nicht abgehen. Jeder fragt beſorgt: was daraus werden wird. Eben jetzt ſoll ein Comité aus Bürgern und Akademikern gebildet werden. Die Studenten thun das Möglichſte, um die Arbeiter im Zaum zu halten, und es glückte ihnen auch ſie abzureden, ſich Waffen aus dem Zeughauſe zu holen. Bei Abgang dieſes vernehme ich, daß ſich ein Wohlfahrtsausſchuß mit unumſchränkter Gewalt aus Nationalgarden und Studenten gebildet hat und ſeiner Macht auch das Miniſterium unterſtellt. Mehrere Perſonen, (man nennt Profeſſor Hye, Endlicher, Banquier Pereira und Graf Brenner) ſind in Anklageſtand verſetzt worden.

Den 27 Mai. P.

## IV.

## Aus Prag.

Verſöhnungsfeſt. — Das k. böhmiſche Bewußtſein. — Die Parlamentswahlen. — Wirkung der Wiener Nachrichten. — Petition der Lauſitzer.

Unſer liebes Prag iſt am 25. der Schauplatz der rührendſten Scenen geweſen. Alles was Philiſter, Fanatiker der Ruhe, Mann von ſchwarz-gelber Geſinnung heißt, Alles was für Principienfragen keine Faſſungskraft, zur Freiheit keinen Muth hat, hat ſich an dieſem Tage unter den grünen Kaſtanien des Baumgartens zu Tiſch geſetzt und hat ein „Verſöhnungsfeſt" von Deutſch und Czechiſch gefeiert. Es war eine erhebende Feier! Alles was Deutſch iſt in Prag — man behauptet, es ſeien 66,000 Menſchen — ſollte diesmal erkennen lernen, daß die Czechen kein ſo wildes Volk ſeien, als man bis dahin geglaubt. Nachdem die Söhne Ziskas die deutſchen Farben inſultirt, die deutſchen Verſammlungen geſprengt, den deutſchen Zeitungen, die ſich für den Anſchluß ausgeſprochen, mit Zerſtörung der Preſſen gedroht, nachdem ſie die deutſchen Mitglieder im Nationalausſchuß zum Schweigen gebracht und auch die Geduldigſten unter ihnen durch Grobheit hinausbefördert hatten, ſagten ſie: ſeht, wenn ihr die Anſchlußfrage fallen laßt, ſo ſind wir trotz allem Vorgefallenen noch erbötig, uns mit euch zu verſöhnen! Die Freude der deutſchen Spießbürger über dieſen Edelmuth war ohne Grenzen. So war denn die angeſagte Bartholomäusnacht noch nicht zu fürchten, wenigſtens vor der Hand! Wie freudig ergriffen ſie die dargebotene Rechte, alle erklärten einſtimmig, daß ſie um den Preis des zu erhaltenden Friedens gerne auf die Parlamentswahlen und den Anſchluß an Deutſchland verzichteten! Die Guten! daß ſie einen Verrath am deutſchen Princip übten, einen Verrath an der Frage, die nicht mehr und nicht weniger als eine Frage um Sein oder Nichtſein, daß ſie den czechiſchen Patrioten mit ſolchen Geſinnungen ſelbſt nur verächtlich erſcheinen konnten — das Alles begriffen ſie nicht. Indeß ging das Feſt pompös von Statten, um die Tiſche, wo an 1000 Gäſte beiſammen ſaßen, defilirten die Studentencorps, Juriſten, Mediciner, Techniker, Konföderaten der Slavia bunt durcheinander gemiſcht mit lauter Feldmuſik, und bis tief in die Dämmerſtunde hinein zog ſich der Jubel der Zecher, deren deutſche Mitglieder ſich alle im „böhmiſchen Bewußtſein" vereinigt hatten.

Ja, im böhmiſchen Bewußtſein! denn wir haben zu dem abſtrakten k. k. öſtreichiſchen Bewußtſein nun noch ein anderes eben ſo abſtraktes, das k. böhmiſche Bewußtſein erhalten. In dieſem iſt jeder Menſch in Böhmen weder Deutſch noch Czeche, ſondern Böhme, d. h. ein Gemiſch aus Beiden. Es iſt begreiflich, daß nur deutſche Fliegen auf den Honig des Wortes gehen! die böhmiſche Sprache hat nur das ſcharf geſchiedene cech und nemec, und da in dieſer entſchiedenen Zeit jeder böhmiſch Redende ein ganzer Czeche oder beſſer geſagt ein Huſſit iſt, bleibt es den Deutſchen allein überlaſſen, nicht Deutſche, ſondern Böhmen zu ſein. Doch florirt das „böhmiſche Bewußtſein" und es ſoll ſogar aus ihm ein böhmiſcher Verein hervorgehn! Es thut mir leid, ſagen zu müſſen, daß der edle Graf Friedrich Deym an der Aufſtellung dieſes Bewußtſeins viel Schuld trägt. Doch noch eine Bemerkung zum Verſöhnungsfeſt. Bei einem ſolchen öffentlichen Manifeſt der Eintracht hätte, ſagt man, jeder Czeche doch mindeſtens zu ſeinen Farben die deutſchen Farben ſtecken ſollen. Daß ſie der Deutſche trug, das meint man ferner, verſteht ſich von ſelbſt. Gefehlt! der Deutſche in Prag weiß nur zu gut, daß das Schwarz-roth-gold jeden Czechen in einen wahren Truthahnszorn verſetzt. Er verſteht die Verſöhnungsfrage anders. Nicht nur daß er die deutſchen Farben nicht in's Knopfloch zu ſtecken wagte; die deutſche Legion der Concordia bediente ſich an dieſem Tage — des czechiſchen Commandos!

Nach dieſem Begebniſſe kann auch das folgende nicht mehr überraſchen. Am 24. waren die Frankfurter Wahlen endlich angeordnet und ſollten den andern Tag um 6 Uhr beginnen. Aber der Umſtand, daß alle Placate mit dieſer Ankündigung binnen wenig Minuten herabgeriſſen und mit Koth beworfen wurden, genügte, um die deutſche Partei einzuſchüchtern. Als der Morgen des 26. kam und die Wahlen vor ſich gehen ſollten, ſtellte ſich keine Seele ein. Graf Leo Thun, ſeiner Sache gewiß, ordnete nun eine ſchriftliche Abſtimmung an. Man ſollte die Stimmzettel verſiegelt auf's Gubernium bringen. Es fanden ſich drei Stimmzettel ein.... Und man ſagt uns, daß 66,000 Deutſche in Prag leben!

Die Wiener Nachrichten, geſtern hier angekommen, haben eine außerordentliche Beſtürzung verurſacht. Nicht nur daß nach dieſen Ereigniſſen die Auflöſung der Monarchie in nächſter Nähe zu ſtehen ſcheint, die Revolutionsſchläge vom 18. und 26. Mai ſind auch zwei Niederlagen des Slavismus. „Der innigſte Anſchluß an Deutſchland," ſtand auf den Bannern, die man damals der Burg entgegen trug; der „innigſte Anſchluß an Deutſchland," ſteht diesmal wieder unter den Forderungen des Wiener Volks. Die Nachrichten aus Prag waren es, die das Wiener Volk immer wieder neu aufſtachelten, Mißtrauen gegen die Regierung, Mißtrauen gegen das Miniſterium anfachten. Die ſlaviſche Partei und die Regierung hielten zuſammen und ſpielten gleichzeitig ein falſches Spiel mit den Deutſchen. Den Slaven gebührt die Ehre dabei offener geweſen zu ſein. Die Regierung masquirte ſich ſchwarz-roth-golden — und wartete nur den Augenblick ab, wo ſie gekräftigt ſich von jedem Einfluſſe des Parlaments losſagen könne. Die ſlaviſche Partei predigte, agitirte u. ſ. w.

Das Volk von Wien hat nun durch beide Rechnungen einen Strich gemacht; ja die ſchöne Oſtmark Deutſchlands hat durch eine neue, eine ungeheuere Revolution gezeigt, daß ſie geſonnen iſt, der deutſchen Bewegung voran zu gehn. Ehre den Wiener Studenten, Ehre dem Volke von Wien!

Die Czechen fühlen dies alles recht gut; daher die gedrückte Stimmung. Ein recht kleiner Troſt bei ſo bewandten Verhältniſſen iſt die Nachricht von der Petition der Lauſitzer an die ſächſiſche Regierung, die durch Einführung der ſerbiſchen Sprache in

Kirche, Schule und Amt, Abhaltung des Gottesdienſtes in ſerbiſcher Sprache in einer Dresdner Kirche und andere ähnliche Maßnahmen der deutſchen Regierung Sachſens zumuthen, daß dieſe ſie, die germaniſirten Lauſitzer, wieder in das Altſerbiſche zurücküberſetze. T. T.

## V.

## Aus Berlin.

Die Bürgerwehr. — Die Clubs. — Tagelöhner und Arbeiter. — Terrorismus der Abſtraction. — Born's Zeitſchrift: das Volk, oder die Nothwendigkeit der Pöbelherrſchaft?

So gründlich zeigt ſich wohl nirgends in Deutſchland der neuerwachte Geiſt, als bei uns. Berlin, das apathiſche Berlin, das über Alles hinaus war, iſt jetzt zu einem wahren Strudel geworden. Wer hat jetzt noch bei uns ruhige Beſonnenheit, wer noch frivole Gleichgültigkeit? Um zu begreifen, wie dies gekommen iſt, muß man ſich die Ereigniſſe vom 18. März an vergegenwärtigen, die rührige Thätigkeit der Radikalen in Clubs und Volksverſammlungen, die Arbeiterbewegungen, die aufregenden Schritte des Miniſteriums, die häufigen Alarmirungen der Bürgerwehr. Was den letzten Punkt betrifft, ſo iſt die Bürgerwehr durch das häufige grundloſe Zuſammentrommeln großentheils den Behörden abhold geworden und auf die Seite der Radikalen getrieben. Man kann feſt darauf rechnen, daß, wenn es in der nächſten Zeit zu etwas Ernſtlichem kommen ſollte, nur wenige Bürger dem Rufe folgen würden.

Berlin iſt jetzt entſchieden demokratiſch. Auch der conſtitutionelle Club, den man in der Regel als einen reactionären verſchreit, iſt in ſeiner Majorität demokratiſch. Der frühere politiſche Club hat ſich reorganiſirt und in ſeiner jetzigen Geſtalt eine viel größere Zahl von Mitgliedern, als früher. Ein jeder Verſuch, der Demokratie auch nur ein Minimum abzuſchneiden, würde, glaube ich, in Berlin ſelbſt ſcheitern. Dieſe Entſchiedenheit und dies Beharren auf dem einmal gefaßten Willen iſt ſehr ſchön; leider aber zeigt ſich damit verbunden eine grenzenloſe Befangenheit in den einmal herrſchenden Ideen, eine vollſtändige Unfähigkeit irgend einen concreten Standpunkt zu verſtehen. Ein Beiſpiel: Der Mathematiker Jacoby, der zum Präſidenten des Vereins für Volksrechte, eines ebenfalls demokratiſchen Clubs, gewählt iſt, benutzte ſeine Stellung als Präſident dazu, in eine nicht von ihm angeregte Debatte, ob die beſitzenden Klaſſen mehr politiſche Rechte haben ſollten, als die Beſitzloſen, dadurch ein gewiſſes Leben zu bringen, daß er zwei weſentliche Geſichtspunkte hervorhob. Er unterſchied nämlich zwiſchen Arbeitern und Tagelöhnern, indem er unter den letztern diejenigen verſtand, die nur für einen Tag denken und leben; zweitens hob er hervor, daß großer Beſitz eine größere Unabhängigkeit des Charakters möglich mache. Er betonte es ausdrücklich, daß er nicht eine poſitive Meinung ausſpreche, ſondern nur gewiſſe Punkte für die Debatte hervorheben wolle. Aber mit einer wahren Wuth fielen etwa zehn Redner hintereinander über Jacoby her, ohne auf das einzugehen, was er eigentlich geſagt hatte. Ich hatte mir früher eingebildet, daß in den Angelegenheiten der Welt diejenigen, die die meiſten Kenntniſſe und Gedanken haben, auch am einflußreichſten wären; wenigſtens bei uns, hatte ich gehofft, würde es ſo ſein. Jetzt aber, ſehe ich, herrſcht der Fanatismus der Abſtractionen; wer es wagt, darüber hinauszugehen, wird verhöhnt, wo nicht mißhandelt. Es wird noch ſchwerer Kämpfe bedürfen, um denen, die nach allen Seiten hin ſehen, das Feld zu öffnen und den ihnen zukommenden Einfluß zu ſichern.

Welche Tendenzen jetzt Geltung zu gewinnen ſuchen, kann ich Ihnen darlegen, indem ich Ihnen Einiges aus einer Zeitſchrift: „das Volk“ mittheile. Dies Blatt wird von dem Schriftſetzer Born redigirt, einem der einflußreichſten Führer der Arbeiterpartei. Nach Herrn Born iſt der Begriff „Volk“ eine Abſtraction; er verſtehe unter Volk den Pöbel und unter Volksherrſchaft die Pöbelherrſchaft; dieſe ſei ſein Ziel. Wer die Geſchichte anders auffaſſe, begreife ſie nicht. Ein Stand ringe mit dem andern um die Herrſchaft, der eine löſe den andern darin ab. Jetzt ſei noch nicht die Zeit für die unterſten Klaſſen, für das Volk, gekommen; darum machten ſie gemeinſchaftliche Sache mit den Bürgern, um vor der Hand die Ariſtokratie zu ſtürzen; aber der Bürgerherrſchaft werde die Pöbelherrſchaft folgen, und dafür wirke er. In einer Rede hörte ich ihn äußern, auch bei den Wahlen habe er und jeder Arbeiter nur für ſein eigenes Wohl gewählt; das allgemeine Beſte ſei eine Abſtraction. Dieſe Tendenzen verdienen nun wohl bekannt zu werden, damit ein Jeder doch wiſſe, auf welchem Boden wir ſtehen. Natürlich iſt Alles, was aus dieſer dämoniſchen Auffaſſung der Geſchichte, die den Krieg und den fanatiſchen Egoismus zur Baſis der ſocialen Verhältniſſe macht, hervorgeht, ſehr wüſt, verworren und unklar; ſo ſind es denn auch die Reden und Aufſätze des Herrn Born. Aber was iſt natürlicher, als daß ſolche Grundſätze mit der Zeit in den Köpfen der Beſitzloſen zu fixen Ideen werden? Das bedenken dieſe Leute nicht, daß die Bewegung der Geſchichte auch dahin gehen könnte, die Harmonie aller Kräfte zur abſoluten Geltung zu bringen. Sie verwerfen das Ideal, weil es ſich bis jetzt noch niemals abſolut realiſirt hat, und ſo hemmen ſie den Gang der Geſchichte, während ſie ſich einbilden, ihn zu fördern; und ſie hemmen ihn um ſo mehr, als ſie daran arbeiten, die guten Prinzipien, die durch lange Anſtrengung im Geiſt der deutſchen Nation ſchon feſt geworden waren, zu erſchüttern.

Wäre ich ein friedliebender Bürger, ſo würde ich mit trübem Blick in die Zukunft ſchauen, denn wir werden bald genug an den Rand des Verderbens gelangt ſein. Wenigſtens macht mir der Gang der Ereigniſſe in Berlin dieſen Eindruck. Aber im Augenblick der äußerſten Gefahr wird auch die äußerſte Kraft angeſpannt werden und wir werden und müſſen uns zu einer großen Zukunft erheben. Man ließ uns bis jetzt nicht handeln, darum verſtehen wir es nicht, und wir werden noch ſehr viel Lehrgeld zahlen müſſen, um praktiſch vernünftig zu werden.

G. F.

## VI.

## Aus Leipzig.

Die eine und untheilbare Barrikade. — Correſpondentenleiden.

O jour d'eternelle mémoire! Auch Leipzig hat ſeinen Barrikadentag gehabt! Am 27. Mai. Es war allerdings nur eine und zwar ſehr magere Barrikade; und leider hat der Vandalismus der Communalgarde das merkwürdige Produkt des Leipziger Revolutionsgeiſtes zerſtört; Andere freilich behaupten, es ſei von ſelbſt umgefallen; factiſch iſt, daß am andern Morgen, als Ihr Correſpondent auf die Wahlſtatt eilte, nur noch die Stelle zu ſehen war, auf der jene Barrikade geſtanden; Tauſende pilgerten hin, um die geheiligte Stätte zu verehren. Paris hat ſeine Barrikaden, Berlin hat ſeine Barrikaden, aber was ſind die gegen Leipzigs Barrikade, ſeine ſpätgeborne, einzige, gebaut von einer ächten Leipziger Meßbude? Fragen Sie mich nicht, wer ſie kunſtreich zuſammengefügt; genug, ſie war da, am Eingang der Catharinenſtraße, furcht-

bar drohend, nur wenig erzitternd vor dem Andrange der begeiſterten Communalgarde, die unter dem Geſange: Mourir, mourir, mourir, pour la perruque, im Sturmſchritt heranrückte; ein Schuß ſoll von der Barrikade gefallen ſein, ſo ſagt man; Andere behaupten, ein Brett ſei heruntergefallen; und nun geſchah das unerhörte: acht der beredtſten Bürger gelang es, ihre Communalflinten zum Losgehen zu bewegen; ſie zögerten, aber ſie gingen los; glücklicherweiſe thaten ſie, wie ſich bei ihrer bewährten Gutmüthigkeit erwarten ließ, Niemanden als einem alten lebensſatten Brett etwas zu leide; aber der moraliſche Eindruck war groß; die Barrikade war genommen, ja noch mehr, ſie war ſpurlos verſchwunden; die Meßbude kehrte zu ihrer friedlichen Beſtimmung zurück, und die Wogen des aufgeregten Völkermeers verliefen ſich in die umliegenden Kneipen; das war die Schlacht an der Barrikade.

Weshalb die Leute, die ſich an jenem Abend in den Straßen umhertrieben, ſie eigentlich gebaut, weiß kein Menſch; ich glaube, es war ein unbewußter Künſtlerdrang, innere Nothwendigkeit. Glauben Sie ja nicht, wenn Sie hören, daß ſich ein Fremder in dem Fremdenbuch eines Gaſthauſes als „Barrikadier aus Berlin" eingezeichnet hat, daß die Geſchichte ein ſchlechter Berliner Witz iſt, ſondern begrüßen Sie vielmehr freudig die Morgenröthe einer neuen Kunſt, des abſtrakten Bauens von Barrikaden um der Barrikaden willen; glauben Sie mir, es dauert nicht lange mehr, ſo haben wir ein „Handbuch für Barrikadenbauer" und der hohe Adel nebſt verehrlichem Publikum wird an ſchönen Sommerabenden eingeladen gegen billiges Entrée den Leiſtungen reiſender Künſtler beizuwohnen, die in zwei Minuten eine Barrikade bauen, und ſie drei Stunden lang gegen eine beliebige Anzahl Communalgarden vertheidigen. Im Ernſt, es ſcheint Mode zu werden, ſich für nichts und wieder nichts die Köpfe blutig zu ſchlagen; man wird an die alten Flibuſtier erinnert, die es für einen guten Spaß hielten, bei einem fröhlichen Mahle ein paar ſcharfgeladene Piſtolen unter den Tiſch abzufeuern, um ſich in aller Freundſchaft die Beine zu zerſchießen. Wir finden es ganz natürlich, daß die Communalgarde über dergleichen unnütze, die ganze Stadt allarmirende Gaſſenbubenſtreiche — denn etwas anderes war der ganze Auflauf nicht — erbittert war, und wenn ſie bei einer ähnlichen Gelegenheit den Tumultuanten ein vollgerüttelt und geſchüttelt Maß von Prügeln zukommen laſſen will, erklären wir ihr im Voraus unſere vollkommenſte Adhäſion, aber das Schießen war jedenfalls voreilig; „das letzte Argument der Könige" darf nicht das erſte der Bürger ſein. Sehen Sie, ſchon im Intereſſe der Correſpondenten, einer vielfach verkannten Menſchenklaſſe, muß ich entſchieden gegen alle gewaltſamen Scenen proteſtiren; ſie verderben uns den Markt. In der guten alten Zeit ſtand der geneigte Leſer nöthigenfalls drei Jahre lang mit einem gewiſſen angenehmen Grauen am „Vorabende eines wichtigen Ereigniſſes;" wenn ihm heut zu Tage der Correſpondent nicht von einer Emeute zu erzählen weiß, bei der wenigſtens 300 Menſchen geblieben und dem Berichterſtatter ſelber zwei bis drei Beine abgeſchoſſen ſind, wendet er ſich mit Verachtung ab; wer kann das auf die Länge aushalten? Ich kenne Correſpondenten, die noch ein ganzes Lager von jubilirenden Bürgermeiſtern, zum Fenſter herausgefallenen Mädchen und rieſigen Kürbiſſen liegen haben; Niemand fragt nach der verlegenen Waare. Gott gebe uns ruhigere Zeiten! Wenn die Correſpondenzmühle gar kein Waſſer hat, iſt es ſchlimm; aber wenn der Strom der Ereigniſſe, um mich eines ſchönen Bildes zu bedienen, ſo ſtark anſchwillt, daß der Müller mit ſammt der Mühle und dem Conſumenten erſäuft, ſo iſt das wenigſtens nicht viel beſſer.

Kurt.

# VII.

# Notizen.

Die Reaction in Paris. — Die Juden und das englische Oberhaus. — Der respectabelste unter den Monarchen. — Ein Vorschlag in Güte. — Herr Vogler und die preußische Polizei. — Die ungarische Gesandtschaft in Frankfurt; russische Drohungen. — Politische Parteien in Halle.

— (Brieflich aus Paris.) Der 15. Mai (der den Weiser der Revolution in Wien um ein Jahrzehend vorrückte) erzeugte hier eine gründliche Reaction. Die Ultras haben sich durch ein Paar Wörtchen den Hals gebrochen. Als Barbès in der Assemblee 1000 Millionen Franks als impôt fraternel von den Reichen verlangte, rief eine Stimme aus dem Haufen: „Du irrst Dich, Barbès. Nur zwei Stunden Plünderung!" Der Nachhall dieser infernalischen Stimme tönt in den Ohren der Bourgeoisie wie ein unaufhörlicher Generalmarsch, wie eine unermüdliche Sturmglocke fort und ich glaube, die Nationalgarde würde Paris eher Carl X., wenn er wieder aufstände, als Einem von der Raspail-Sobrier-Blanqui'schen Clique übergeben. Sie sehen, wie verführerisch der Communismus ist, sobald er sich öffentlich zu seinem Namen und seinen Zwecken bekennt.... Die erste Wirkung des mißglückten Attentats war, daß die alte dynastische Linke plötzlich in der Assemblee ihr Haupt erhob und den Mitgliedern der Executivcommission, also den Taufpathen der Republik, ein förmliches Mißtrauensvotum gab, indem sie ihnen gewisse Vollmachten, die sie verlangt hatten, abschlug. Constitutionel und Débats sangen offen das Lied der Reaction und La Presse theilte mit unverholenen Sympathien Joinville's Heimweh athmende Briefe mit, so daß die Regierungspartei rasch ein Verbannungsdecret gegen die Familie Orleans vorschlagen zu müssen glaubte, welches auch angenommen wurde. Selbst Lamartine war den Gemäßigten nicht gemäßigt genug und laut beschuldigte man die Regierung parteiischer Nachsicht mit den Terroristen, wozu Blanqui's räthselhaftes Entkommen allerdings Veranlassung gab. Neuerdings hat Lamartine wieder sehr bei den Moderados gewonnen und bei den Exaltados verloren durch eine zwei Stunden lange Rede, worin er eine friedliche Lösung der polnischen Frage im Einverständniß mit Preußen befürwortete. — Es ist so weit gekommen, daß ein großer Theil der Assemblee Louis Blanc in Anklagestand setzen will, wegen mehr als moralischer Mitschuld an der Emeute vom 15.; er soll die Tumultuanten, die während des Sturms in der Sitzung das Luxembourg umschwärmten, von einem Fenstersimse aus brüderlich apostrophirt und im Stadthause das neue Provisorium, welches etwa 20 Minuten lebte, mitproclamirt haben; ohne die „Gefälligkeit" A. Marrast's, der den kleinen Mann durch eine Seitenthüre entschlüpfen ließ, wäre er mitgehangen worden. — Blanqui ist nach vielen Irrfahrten im Labyrinth der Pariser Vorstädte doch verhaftet worden. — Aus der Verfassungscommission ist Lamennais, der Fürsprecher der Gemeindefreiheit, ausgetreten. Die Assemblee nationale bewegt sich, wie alle Riesenkörper, mit großer Schwerfälligkeit. Gebe der Himmel, daß sie noch vor den Hundstagen zur Sache kommt! Die Hunds- d. h. Julitage werden diesmal nicht mehr gefeiert werden. Das ist eins der erfreulichsten Resultate der Februarrevolution.

— Im englischen Oberhaus ist die Judenemancipationsbill bei der zweiten Lesung mit einer Majorität von 35 Stimmen (163 gegen, 128 für) verworfen worden. Wie man sich denken kann, waren alle Capacitäten für die Bill (mit Ausnahme Stanley's etwa); Brougham hielt eines seiner glänzendsten Redeturniere und der Bischof von

Argyle ſtimmte und ſprach für die Bill, aber die Phalanx des frommen Biſchofs von Ochſenfurt blieb in der Mehrzahl. Gewöhnlich weicht das Oberhaus den kühnern Reformwünſchen des Unterhauſes nur wenn es muß, d. h. wenn die Macht der Fäuſte hinter der Forderung des Volkes ſteht. So fügte es ſich der Reformbill und der Katholikenemancipation aus Furcht vor Rebellion, und dieſe Wahrnehmung hat dem Anſehen der edlen Lordkammer bereits großen Eintrag gethan. Da die hohen Peers aber wiſſen, daß die Juden weder rebelliren noch mit Rebellion drohen werden, wenn man ſie nicht ins Parlament läßt, ſo blieben ſie auf dem alten Steckenpferde vom chriſtlich-anglicaniſchen Staat hartnäckig ſitzen. Der orthodoxe Triumph wird ihnen aber doch ein garſtiges Loch in die Perrücke machen. Sie haben die Emancipation der Juden am Ende nur um ein Jahr oder zwei verſchoben; aufhalten läßt ſie ſich heutzutage nicht mehr. Sie haben alſo nur durchgeſetzt, daß Altengland in Bezug auf Glaubensfreiheit weit hinter dem Fahrwaſſer von Toskana, Mailand, Venedig und weit hinter ganz Deutſchland zurückbleibt. Für dieſe Ehre wird ihnen die öffentliche Meinung des engliſchen Volkes, das, trotz aller Verknöcherungen in den Staatsformen, durch und durch tolerant iſt, verdammt wenig Dank wiſſen. Die Hochkirche ſteht ohnedies auf wackligen Füßen; grade wie die alte Garde der Protectioniſten, welche täglich mehr einſchrumpft. Alle Parteien verlangen ſeit Jahren eine Reform des Oberhauſes. Das Schickſal der Judenbill wird den Radikalen und den Whigs, den Freetraders und den Jungengländern eine neue ſatyriſche Waffe in die Hand geben. Das ehrwürdige Haus dürfte daher einem gründlichen und unſanften overhauling nicht lange mehr entgehen.

— Wißt ihr, wer auf dem europäiſchen Feſtland der „reſpectabelſte" Monarch iſt? — Kaiſer Nikolaus. So ſagt die Times, in deren Spalten der Czar alle drei Monate einmal Spießruthen zu laufen pflegt; ſie ſagt es aus Gift und Galle über den däniſchen Krieg und die gemüthlichen Proklamationen des alten Haudegens Wrangel an die Jütländer. Ja, Nikolaus ſei der reſpektabelſte unter den continentalen Monarchen, weil, — weil in Petersburg noch keine Revolution losgebrochen iſt, weil der Kaiſer ſich von ſeinen Muſchiks noch Nichts abtrotzen ließ! England müſſe daher eine nordiſche Allianz bilden, mit Rußland, Dänemark und Schweden. John Bull iſt ein drolliger Kauz und in ſeiner Malice nicht immer glücklich. Wer ihn nicht kennt, würde nach einer ſolchen Aeußerung glauben, er ſei plötzlich abſolutiſtiſch, ſervil, ruſſiſch geworden, er wolle ſeine Lovalität herausſtreichen. Gott behüte! Die nordiſche Allianz ſoll ein Schreckſchuß ſein und mit dem Compliment vor Nikolaus meint er uns zu ärgern! Nun wir freuen uns aufrichtig, daß unſere Fürſten nicht ganz ſo reſpektabel ſind wie Kaiſer Nikolaus. Wir fühlen uns nicht im Mindeſten beleidigt.

— Unter den Fürſten Europas herrſcht wohl auch eine gewiſſe moraliſche Solidarität. Der Haß oder die Verachtung, die einer von ihnen ſich zuzieht, kann in der öffentlichen Meinung allen ſchaden. Die Unſchuldigen leiden dann mit den Schuldigen: Um ſolchem Unrecht vorzubeugen, haben bisher alle Körperſchaften, — und eine ſolche iſt ja auch die Monarchenſchaft, deren Mitglieder einander Vetter tituliren, — haben alſo alle Körperſchaften von den kleinſten bis zu den größten, von der ſtudentiſchen Landsmannſchaft bis zum Offizierkorps und der crême de la crême ſtreng über den unbefleckten Ruf jedes ihrer Glieder gewacht. Der esprit de corps hat nicht nur die Rechte und Intereſſen der Einzelnen einträchtig vertheidigt, ſondern auch dahin zu

wirken gestrebt, daß sie ihre Pflichten gegen die Gesammtheit erfüllen und die Würde derselben nicht blosstellen. Daher die Ehrengerichte. Die Fürsten, wenigstens die constitutionellen, müßten einsehen, wie noth ihnen ein solches Institut thäte und wie außerordentlich sie z. B. in den Augen der Völker gewinnen würden, wenn sie den napolitanischen Ferdinand II. vor ein aus constitutionellen Souveränen gebildetes Ehrengericht citiren könnten. Geheime Congresse sind nicht mehr an der Zeit, besoldete Zeitungen waschen heutzutage keinen Fleck rein. Also ein Ehrengericht, einen Areopag für die Purpurgebornen! Fordert den gekrönten Lazzarone vor eure Schranken und erklärt ihn in Verruf. Jetzt nennt er sich noch eures Gleichen; verbietet ihm das und stoßt ihn aus. Dieser Ferdinand ist eine Schande für seine „Vettern," wie der ganze Seitenzweig der Bourbonen im Süden Europas, wie Ferdinand der VII. von Spanien, wie die kupplerische Betschwester Maria Christina, deren Freundschaft dem würdigen Louis Philipp den verdienten Lohn bringen half. Der Meineid grassirt wie eine Erbseuche unter diesem Geschlecht, das die Geschichte gezeichnet hat. Ferdinand von Neapel verbindet mit der Virtuosität im Schwören und Schwurbrechen eine gemeine und schlecht übertünchte Bestialität. Im Januar gewährte er seinem Volk eine Verfassung, aus freien Stücken, weil sein Gouverneur sich weigerte, den erhaltenen Befehl zum Bombardement der völlig wehrlosen und friedlich petitionirenden Stadtbevölkerung auszuführen. Im Mai benützt er die Abwesenheit der nach Oberitalien abmarschirten Freiwilligen, um sich zu rächen und ein reichliches Blutbad zu nehmen. Die Deputirten wollen auf seine jesuitischen Deuteleien und Verklausulirungen der Constitution nicht eingehen, aber ehe die Bürgerschaft noch daran denken kann, zu den Waffen zu greifen, wird sie vom Militär überfallen, die Stadt bombardirt, zum Theil in einen Schutthaufen verwandelt und von den Lazzaronis, mit der Erlaubniß des Königs, wie es heißt, geplündert! — Wir wären neugierig, das Urtheil eines fürstlichen Ehrengerichts über diesen Zepterträger zu hören. Aber, im vollen Ernst, jene Fürsten, denen an der Erhaltung der constitutionellen Monarchie gelegen ist, können Niemand mehr fürchten als diesen Bourbonen, denn er arbeitet für die italienische Republik.

— Der Sturm kann die störrigste Eiche brechen, aber nicht ein Blättchen Unkraut ausraufen. Den Sturz von Ministern und unumschränkten Königen überlebt gewöhnlich das kleine Gethier, das in ihrem Schatten großwuchs, und treibt seinen Schabernack in aller Gemüthlichkeit noch eine gute Weile fort. Wir haben Beispiele davon aus allen deutschen Ländern. Diesmal wollen wir durch eine wahrhafte Historie zeigen, wie der preußische Polizeigeist und die preußische Pedanterie, ganz unberührt vom Berliner 18. März, an den Grenzen Deutschlands und im Auslande fortspukt. Der Buchhändler C. G. Vogler aus Brüssel, ein geborner Holsteiner, beging vor Jahren das Verbrechen, ein mißliebiges Büchlein zu drucken, wofür er, unseres Wissens, in Leipzig die ihm auferlegte schwere Geldstrafe richtig bezahlte. Im Jahre 1847 wagte er es, nach Leipzig zur Messe reisen zu wollen. Der preußische Gesandte für Belgien, Herr v. Sydow, frommen Angedenkens, visirte seinen regelrechten Paß, allein in Aachen angekommen, wurde Herr Vogler höflichst auf die Polizei beschieden und, statt seine Geschäfte in Leipzig zu besorgen, mußte er die Bekanntschaft des Aachener Untersuchungsgefängnisses machen, wo er einige Monate lang, immer noch wegen der staatsgefährlichen Broschüre, für die er bereits gebüßt, chikanirt wurde. Der Richterstand, es sei ihm zur Ehre gesagt, benahm sich durchgehends loyal und human gegen Herrn Vogler, anders die Polizei und der fromme Gesandte in Brüssel, der zwar unter Thränen be-

theuerte, Nichts von einem Verhaftsbefehl gegen Herrn Vogler gewußt zu haben, als er ſeinen Paß viſirte, dabei jedoch fortwährend nach Stoff zu kleinen Denunziationen gegen ihn ſpürte, die ſtets pünktlich nach Aachen befördert wurden. Dies Alles ereignete ſich unter der ſchwülen Atmoſphäre der antediluvianiſchen Zeit. Sprechen wir nicht mehr davon. Es kam ein neuer König in Aegypten, Friedrich Wilhelm IV. ward conſtitutionell auf den breiteſten demokratiſchen Grundlagen, auch der neue preußiſche Geſandte in Brüſſel, Herr v. Seckendorff und ſein Secretär, Herr Henkel von Donnersmark hatten Nichts von Herrn v. Sydow's frommer Süßlichkeit und Herrn v. Arnim's ſteifer Gensdarmigkeit. Und wieder will Herr Vogler nach der Leipziger Meſſe pilgern und präſentirt noch einmal ſeinen regelrechten Paß, aber H. v. Donnersmark bemerkt mit mehr gutmüthiger Offenheit als diplomatiſcher Discretion: „Ich kann Ihnen wohl Ihren Paß viſiren, aber ich bin nicht gewiß, ob unſere Viſas immer reſpectirt werden. Sie thun beſſer, wenn Sie mich erſt in Aachen deshalb anfragen laſſen.“ Bon! Herr Donnersmark iſt ſo gütig, beim Regierungsrath Wedell anfragen zu laſſen und dieſer antwortet nach einigen Tagen gebieteriſch: quod non! Herr Vogler darf nicht über die preußiſche Grenze. Ganz wie in der guten alten Zeit! Ein preußiſcher Oberbeamter verbietet, aus eigener Weisheit und Machtvollkommenheit, einem unbeſcholtenen paßverſehenen Deutſchen die Schwelle Deutſchlands. Vermuthlich gehört Herr Wedell zu jenen Leuten, die den bekannten Heineſchen Stock verſchluckt haben, der ſie ſo ſteif macht und den alle Revolutionspüffe von außen nicht zerbrechen können. Genug, der preußiſche Geſandtſchaftsſecretär in Brüſſel gab ſelbſt Herrn Vogler den Rath, nicht über Aachen zu gehen, ſondern auf einem Umwege über Holland nach dem Ort ſeiner Beſtimmung zu reiſen. Und ſo geſchah's!

— (Brieflich aus Preßburg). Die beiden ungariſchen Geſandten an das deutſche Parlament zu Frankfurt, Pásmándy und Szalay, gehören zu den hoffnungsvollſten Männern des Landes. Der erſtere hat erſt vor Kurzem bei Gelegenheit der Adreßdebatte ſein oratoriſches und parlamentariſches Talent bewieſen. Der letztere iſt ein Publiziſt, der Deutſchland, Frankreich und England ſehr genau kennen gelernt hat und ein Freund des verſtorbenen Profeſſors Ed. Gans, mit welchem er lange in brieflichem Verkehr ſtand. Möge ihre Sendung glückliche Frucht tragen. Ein inniger Verband zwiſchen Ungarn und Deutſchland iſt um ſo nothwendiger, als die moskovitiſchen Drohungen bald zu Thätlichkeiten werden dürften. Rußland ſpricht von Nichts als ſeiner Friedensliebe und neutralen Stellung, aber es rüſtet, nach den zuverläſſigſten Nachrichten, mit unerhörtem Eifer. Nach dem neueſten Ukas müſſen ſelbſt einzige Söhne verwittweter Mütter ausgehoben werden. Vetter Nikolaus ſcheint es nachgerade müde geworden zu ſein, uns goldene Emiſſäre zuzuſchicken; ſobald Oeſtreich oder Preußen das Gleichgewicht verliert, will er's mit eiſernen verſuchen. Der rebelliſche Banus von Croatien würde ihm in Südungarn die Schlüſſel des Reiches zuerſt entgegentragen.

— (Brieflich aus Halle.) Ich hatte Ihnen noch Einiges über die hervorragenſten Perſönlichkeiten des hieſigen conſtitutionellen Clubs verſprochen, aus welchem alle hieſigen Nationalvertreter nach Frankfurt gewählt ſind.

Der bedeutendſte von allen iſt Profeſſor Duncker. Die Wahlmänner von Halle und dem Saalkreiſe haben ihn faſt einſtimmig zu ihrem Vertreter nach Frankfurt gekürt, und nie konnte eine Wahl auf einen beſſern Mann fallen. Er vereinigt in ſich alle Eigenſchaften eines tüchtigen Deputirten: Geſinnung, Geiſtesſchärfe, gründliche, viel-

seitige Kenntnisse, glänzende Redegabe, unerschütterliche Entschiedenheit der Ansichten, eine stattliche Persönlichkeit. Duncker ist Gelehrter, er ist Staatsmann, er ist Redner, er ist ein Mann des Volkes, denn er hat ein Herz für das Volk. Der Debatte folgt er ruhig: Er schweigt, er hört, bis der Gegenstand erschöpft scheint.

Dem Professor Duncker zunächst in Gesinnung und Redetalent steht Dr. Hayne, Mitglied des Frankfurter Parlaments, gewählt vom Mannsfelder Seekreise, ein durchaus redlicher, offener, tüchtiger, uneigennütziger Mensch. Er hat nicht das Bezwingende, Ueberwältigende wie Duncker, aber er spricht edel, gehalten, aus innerster Ueberzeugung heraus. Er wird den Männern, die ihn wählten, zur Ehre gereichen. Eben so sein Freund, der Licentiat Schwarz, von Torgau nach Frankfurt abgesendet. Seine Beredsamkeit ist glänzend, seine Gesinnung liberal, sein Charakter tadellos. Sangerhausen erkor sich den Dr. Schwetschke zum Vertreter im Frankfurter Parlament, eine Wahl, die vielfach überraschte. Wie kommt Saul unter die Propheten? Schwetschke ist kein Prophet, er wird auch nie einer werden. Er ist ein Mann von hausbackenen Fähigkeiten ohne irgend hervorragende Eigenschaften. Er spricht gern und viel, mit einer gewissen bürgerlichen Gemüthlichkeit, die nie eine Pointe, nie einen Kern, die nur eine breiige, entsetzlich ennuyirende Weitschweifigkeit hat. Es ist gewiß ein guter, lieber und wohl auch freisinniger Mann, aber in Frankfurt sicher nicht an seinem Platze. Direktor Eckstein, Professor Meyer, selbst Professor Burrmeister, Dunker's Stellvertreter für Frankfurt, wären mir lieber gewesen, obgleich Burrmeister wohl mehr von Käfern und Orangutang-Schädeln versteht, als von Politik, und nebenbei etwas ganz unausstehlich Anmaßendes hat. Eckstein spricht selten, aber gut, klar, verständlich, überzeugend, mit Humor. Meyer hat zu viel Pathos, aber seine Gesinnung ist eine bewährte, er stand immer unter den Kämpfern für besonnenen Fortschritt und er wird diese Bahn nicht verlassen, obwohl man ihn zum Prorector der Universität erwählt und neuerdings die Beschuldigung des Servilismus gegen ihn geschleudert hat.

Professor Niemeyer, Director der Franke'schen Stiftungen, von Halle erwähltes Parlamentsmitglied für Berlin, ist neulich in der Leipziger Allgemeinen auf hämische und böswillige Weise verleumdet worden. Ein Mann, wie dieser, bedarf der Vertheidigung nicht; sein fleckenloses Leben ist eine undurchdringliche Rüstung. Er ist tüchtig, wie Einer, er ist rechtschaffen, wie Einer, er ist entschieden, wie Einer. Seine Antwort auf so verächtliche Verleumdung wird seine Haltung in Berlin sein.

Noch erwähne ich den Präsidenten des Clubs, Justizkommissär Fritsch, als eines durchaus gesinnungstüchtigen, geachteten Mannes, dem nur etwas mehr Beredsamkeit zu wünschen wäre, und des Professors Ulrici. Von letzterem cursirt eben jetzt eine ganz ergötzliche Anekdote, die ihm den Namen „der Cartonnist" zugezogen hat. Ohne sie zu verbürgen, will ich sie Ihnen erzählen. Ulrici galt vor zwei Monaten mit Recht für einen Dunkelmann, einen Koryphäen der servilen Partei im Staate. Seitdem hat er den loyalen, frommen, schwarzen Frack ausgezogen und seinen Leib in eine Blouse gehüllt. Um sich den Anschein zu geben, als sei er schon vor den Berliner Ereignissen ein umgewandelter neuer Mensch gewesen, schreibt er eine recht freisinnige Anmerkung zu einem Artikel Fichte's in seine Zeitschrift für spekulative Philosophie. Fatal nur, das Heft ist schon gedruckt. Indeß, es gibt ja Cartons. Schnell wird ein Carton gedruckt, eingeheftet und siehe da, der freisinnige Artikel läuft unter dem 10. März 1848, ein unwiderlegter Beweis, daß die Berliner Ereignisse ohne Einfluß auf Herrn Ulrici gewesen sind. Sie sehen, in Halle gibts auch Leute, die sich zu helfen wissen.

---

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Inter. Redacteure: J. Kaufmann u. Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

# Der preußiſche Verfaſſungsentwurf und die Radikalen.

Wenn wir von der zweideutigen Stellung der preußiſchen Conſtituante zum deutſchen Parlament abſehen, eine Zweideutigkeit, die weniger in der Rechtsfrage liegt, weniger in dem Verhältniß Preußens zu Deutſchland überhaupt, als in der doppelten Repräſentation des preußiſchen Volks in Berlin und Frankfurt, ſo ſollten wir glauben, das Volk ſollte ſich durch das offene Verfahren der Regierung befriedigt fühlen, die einer auf allerbreiteſter demokratiſcher Grundlage gewählten Verſammlung den neuen Verfaſſungsentwurf nicht zur einfachen Annahme oder Ablehnung, ſondern zur freien Berathung vorlegt. Die Fehler des Entwurfs ſollten ſich dann durch die Discuſſion wohl heben laſſen und man hätte nicht nöthig, über Vorſchläge, die man einfach durch beſſere Einſicht verändern konnte, in Harniſch zu gerathen. Dennoch kann ich den Grund der allgemeinen Unzufriedenheit, die ſich über dieſen Entwurf nicht nur in den radikalen Blättern, ſondern zum Theil ſelbſt in den liberalen erhoben hat, nicht in dem abſtracten Radicalismus an ſich ſuchen. Er liegt theils in dem Inhalt der Verfaſſung, theils aber und wohl beſonders in der unſichern Erklärung über die definitive Entſcheidung der preußiſchen Verfaſſungsfrage und in der eigenthümlichen Zuſammenſetzung der Conſtituante ſelbſt.

Was das erſte betrifft, ſo iſt eigentlich wohl nur das projectirte Zweikammerſyſtem der Stein des Anſtoßes. Die Feſthaltung der indirecten Wahlen — in deren Verwerfung ich mit den Radikalen einverſtanden bin — ſcheint nicht zur Cabinetsfrage gemacht zu ſein und in den übrigen Punkten könnte man den Entwurf größtentheils nur billigen.

Das Zweikammerſyſtem hat die öffentliche Meinung, d. h. die überwiegende Mehrzahl der Tonangeber gegen ſich. Prinzipiell muß ich mich ebenfalls dagegen ausſprechen. Die Einheit Deutſchlands wird auf eine geſetzliche Weiſe nur dadurch hergeſtellt, wenn die Kammern der einzelnen Staaten in allen größern politiſchen Fragen die erſte, der Reichstag zu Frankfurt die zweite Inſtanz bildet. Darum dürfen wir aber nicht vergeſſen, daß auch gewichtige Gründe das Miniſterium gegen eine unter den gegenwärtigen Umſtänden aus den Urwahlen hervorgehende Einzige Kammer einnehmen mußten.

Ich will nicht sagen, daß aus diesen Wahlen gerade der Mehrzahl nach Demagogen hervorgehen würden, das ist jetzt nicht einmal geschehen. Aber es ist sicher, daß bei uneingeschränktem Wahlrecht die große Masse der Wähler unfähig ist, über die politische Einsicht und Redlichkeit der Candidaten ein Urtheil zu fällen, daß also die Wahl überall nach andern Criterien vor sich gehen wird, als nach dem allein vernünftigen. Von einer so zusammengesetzten Kammer dürfte man, wenn sie in erster und letzter Instanz über Staatsangelegenheiten entscheiden soll, nicht mit Unrecht übereilte und daher in ernsten Zeiten verhängnißvolle Entschlüsse erwarten. So lange also die Controle der Einzelstände durch das Gesammtparlament der Nation noch nicht eingeführt ist, so lange man nicht wagen darf, das Wahlrecht an bestimmte Bedingungen zu knüpfen, so lange also Bediente, Gesellen, Soldaten, Tagelöhner, kleine Bauern u. dgl. die überwiegende Majorität der Wähler ausmachen, so lange darf man es einer Regierung nicht verdenken, wenn sie einer derartigen demokratischen Versammlung ein conservatives Gegengewicht zu setzen sucht.

Das Zweikammersystem beruht entweder auf einer natürlichen, realen Theilung der Stände, so daß für die erste Kammer eine mächtige aristokratische Grundlage besteht, wie in England, oder es ist künstlich hervorgebracht, um einen Instanzenzug möglich zu machen, in welchem die zweite Instanz größere Garantien für staatsmännische Bildung darbietet, als die erste.

Von einer eigentlichen aristokratischen Pairskammer, wie das vorjährige Centrallandtagsproject sie enthielt, konnte unter den gegenwärtigen Umständen keine Rede mehr sein. Jene Aristokratie war weniger das Resultat einer geschichtlichen Entwickelung, sie sollte der Keim einer zukünftigen sein, eine Lockspeise für die kleinen deutschen Fürsten, sich mediatisiren und schließlich in die stolze preußische Aristokratie aufnehmen zu lassen. Ein solcher Gedanke war jetzt unmöglich geworden. Die erste Kammer konnte nur den Zweck haben, politische Capacitäten in sich zu vereinigen.

Und da muß ich allerdings gestehen, daß die Regierung unter allen möglichen Wegen den schlechtesten gewählt hat. Eine Geldaristokratie ist unendlich weniger geeignet, das Vertrauen der Nation zu gewinnen, als selbst eine Adelsaristokratie, denn sie ist egoistisch, ohne ideellen Anflug; sie bietet durchaus gar keine Garantien politischer Bildung und sie hat auch keine Kraft, ihrer Opposition gegen die Volkskammer eine mehr als blos legale, d. h. fictive Bedeutung zu geben. Eine Geldaristokratie aber, die halb vom König, halb vom Volk gewählt wird, die halb erblich ist und doch wieder diese Erblichkeit an die Fortdauer des der Ebbe und Fluth so sehr unterworfenen Geldbesitzes knüpft, ist ein Nonplusultra von Absurdität. Freilich soll zum Theil wohl dieser Geldbesitz den unter dem vorigen Regime allein als legitim anerkannten Grundbesitz repräsentiren, aber

um so verwerflicher ist ein System, welches unter einer neuen Kategorie die alten Verhältnisse einzuschmuggeln sucht.

Diese Art des Zweikammersystems wird wahrscheinlich, wenn nicht etwa die Conservativen à tout prix die Sache halten, die ganze Idee discreditiren. Sonst hätte sich wohl ein Wahlmodus gefunden, der für die erste Kammer wenigstens eine größere politische Routine als Resultat gegeben hätte. Die bisher dem ständischen Wesen entgegenstehende Bureaukratie hätte als ein ständisches Institut benutzt werden müssen. Die erste Kammer müßte aus der Wahl der Obergerichte, der Regierungen, der landschaftlichen Institute, der Magistrate der größern Städte, der Universitäten u. s. w. hervorgehen. Eine so zusammengesetzte Kammer hätte nicht blos die übereilten Schritte der zweiten verhindern, sie hätte in vielen Fällen eben ihrer größern Bildung wegen die Initiative ergreifen können; sie hätte nicht nur durch ihr Veto, sondern auch vorzugsweise durch ihre Discussion, die doch aller Wahrscheinlichkeit nach vernünftiger ausgefallen wäre, als die der Volksmänner, auf die Gesetzgebung und auf die Verbreitung politischer Bildung im Volke den heilsamsten Einfluß ausüben können. Mit der Zeit hätte man dann beide Kammern in Eins verschmelzen können.

Einzelne Verkehrtheiten in den Bestimmungen der beiden Kammern, z. B. das Recht des Königs, beliebig die eine oder die andere der Kammern oder beide zugleich aufzulösen, hätte viel leichter corrigirt werden können.

Wenn nun dieser wesentliche Punkt der Verfassung geeignet war, das Volk und seine Vertreter über die Ansichten des Ministeriums bedenklich zu machen, so mußte die unsichere Stellung, die nach der Thronrede der ganzen Wirksamkeit des constituirenden Landtags gegeben war, die Deputirten noch mehr verwirren. Wenn nun die neue preußische Verfassung von der gegenwärtigen Constituante berathen und angenommen sein wird, so sollen dann erst die Beschlüsse des Frankfurter Parlaments mit derselben verglichen und durch die Regierung möglichst vereinbart werden. Dieser neue Verfassungsentwurf soll dann von einer neuen Constituante berathen werden.

Ein eben so unklares als bedenkliches Verfahren. Möglicherweise entspricht der „Vereinbarungsentwurf" den Ansichten des Frankfurter Reichstags eben so wenig, als der ursprüngliche. Um beiden Parteien gerecht zu werden, überwirft man sich mit beiden. In solche Irrgänge wird die Regierung verwickelt, weil sie nicht von vornherein den Muth hatte, offen zu sein.

Nach den Beschlüssen des Vorparlaments standen der Regierung zwei Wege offen. Entweder mußte sie sich fügen, die Wahlen nach dem vorgeschriebenen Modus eintreten lassen und mit der Constituirung des eigenen Staates warten, bis die allgemeine deutsche Verfassung festgestellt war. Sie setzte sich allerdings dabei der Gefahr aus, daß mittlerweile der preußische Staat zu Grunde ging und daß aus der deutschen Verfassung doch nichts wurde.

Oder sie mußte die Beschlüsse des Vorparlaments so lange für null und nichtig erklären, bis sie von der preußischen Constituante ratificirt wären und bis sie dem Frankfurter Reichstag ein geordnetes, geschlossenes Staatswesen hätte entgegenbringen können. Hannover, Oldenburg, Mecklenburg und vor Allem Oestreich, hätten sich ihr in diesem Wege jedenfalls angeschlossen; der größere Theil, und ich darf sagen, der bessere des preußischen Volkes hätte sie darin unterstützt — ich erinnere an das Manifest des Radikalen Jung, das ganz in diesem Sinne abgefaßt war. Die süddeutschen Radikalen hätten ein großes Geschrei erhoben, sie hätten sich aber der Nothwendigkeit fügen müssen.

Die preußische Regierung hat diesen Muth nicht gehabt, eben so wenig als die Oestreichische. Eine grenzenlose Verwirrung, eine allgemeine Rath- und Hilflosigkeit ist daraus hervorgegangen. Das neue Frankfurter Parlament betritt schon den Weg des seligen Funfziger-Ausschusses, es mischt sich in die Verwaltungsfragen (s. in Mainz) und bekümmert sich am meisten um Dinge, die es am wenigsten angehen.

Es liegt aber nicht so unendlich viel daran, was in Frankfurt ausgerichtet wird. Wenn das Parlament auseinandergeht, ohne alles Resultat, so ist zwar eine zukünftige Verfassung weiter hinausgeschoben, aber es ist nichts Bestehendes untergegangen. Wenn aber die Berliner Constituante zu keiner Vereinbarung führt, so geht Preußen in Deutschland nicht auf, sondern unter, und mit ihm wahrscheinlich das ganze heilige römische Reich deutscher Nation.

Den 1. Juni. J. S.

# Die neuen deutschen Regierungen und die Revolution.

In einer der letzten Sitzungen der preußischen Constituante wurde der Ministerpräsident, wenn auch nur indirect, darüber interpellirt, ob er die Revolution (natürlich die vom 19. März) anerkenne oder nicht. Er antwortete darauf, die Ereignisse jener Tage seien ein fait accompli, dem man sich nicht entziehen könne; aber die Regierung sei in keiner Weise gemeint, es so aufzufassen, als ob nun jede Brücke zur Vergangenheit — zum Rechtsboden, wie der technische Ausdruck lautet — abgebrochen sei; im Gegentheil habe sie es für ihre Pflicht gehalten, wenigstens durch rechtliche Formen den Uebergang in die neue Staatsverfassung, der auf unregelmäßige Weise geschehen sei, gleichsam nachträglich zu legalisiren. Zu diesem Zweck habe sie, im Auftrage der Krone und mit dem verfassungsmäßigen Beirath des vereinigten Landtags, ein gesetzliches Organ creirt, in welchem der Volkswille sich geltend machen und im Verein mit der Krone die neue Staatsform Preußens bestimmen könne.

Wir können von der einen Seite mit dieser Erklärung vollkommen zufrieden sein. Es mußte den Radikalen, namentlich den guten Berlinern, unumwunden erklärt werden, daß der preußische Staat trotz der furchtbaren Stürme, die ihn erschüttert, noch bestehe, daß der Heroismus der Barrikadenmänner das „Volk" noch nicht berechtige, nach augenblicklichem Gutdünken über politische Fragen von der höchsten Wichtigkeit zu verfügen, daß manch' braver Commis, wenn er auch auf dem Transport nach Spandau von den pommerschen Gardisten geprügelt worden, darum noch nicht befähigt sei, das Ruder des Staats in seine Hände zu nehmen. Man kann ein Märtyrer sein für die gute Sache der Freiheit und darum doch die Fähigkeit nicht besitzen, sie in einem politischen Organismus zu realisiren. Allein jene Erklärung befriedigt doch nur halb. Sie wendet sich nur gegen die abstracten Emeutiers und vergißt die Reaction. Sie hebt nur die formale Seite der Revolution, ihre Rechtlosigkeit, hervor und vergißt den wesentlichen Inhalt derselben, der ihr eine rechtliche Begründung gibt.

Denn der Zustand, der durch die Barrikaden aufgehoben wurde, war ein Zustand des Unrechts. Es war das System der sinnlosen Willkür, welches sich gegen den conservativen Widerstand der Stände, der Gerichte, eines Theils der

rationaliſtiſch gebildeten Bureaukratie, endlich des größern Theils des Volkes, durch die Brutalität phyſiſcher Ueberlegenheit geltend machte. Es war die Uſurpation des Fürſtendespotismus, der den Völkern ihr wohlerworbenes Recht vorenthielt und nur zum Schein die Sophismen höfiſcher Advocaten, wie des Herrn v. Savigny, in der That die Bayonnette, den eben ſo vernünftigen als legalen Anſprüchen der Volksvertreter entgegenſetzte; es war die eitle Suffiſance der Romantik, die mit echt Berliner Frivolität durch die Inſpirationen ihres genialen Gemüths, d. h. durch Berliner Witze, durch myſtiſche Doctrinen dem geſunden Menſchenverſtand zu imponiren, und wenn das nicht ging, jeden Widerſpruch durch die Cenſur abzuſchneiden verſuchte; es war der in ſeinem Innerſten faule, aus ariſtokratiſcher Blaſirtheit aufgeſchoſſene, reflectirte Pietismus, der mit dem Nebelflor des alten Blödſinns das Reich des Tages überbreiten zu wollen die Frechheit hatte. Mit dieſer fluchwürdigen Vergangenheit unbedingt und für immer zu brechen, war die erſte Pflicht der Regierung, deren Mitglieder ſie in frühern Tagen mit ſo edler Ausdauer und ſo ſchönem Erfolg bekämpft hatten. Dieſe feierliche Sühne war die Regierung dem Volke ſchuldig, und daß ſie ſich durch Rückſichten der Klugheit und einer etwas pedantiſchen Ehrlichkeit davon abhalten ließ, iſt eben ſo wohl ein Unrecht als ein Fehler.

Ja, die Revolution war ein Unrecht, wie jede Revolution; man kann das nicht oft genug wiederholen. Durch Barrikaden wird die Vernunft eines politiſchen Prinzips nicht erwieſen, durch Emeuten ein geſetzlicher Zuſtand nicht hergeſtellt. Aber auf weſſen Haupt fällt dieſes Unrecht! Wenn der Hochmuth eines Einzelnen dem Willen eines geſammten Volkes ſeine höhere Einſicht oder ſein bon plaisir entgegenſtellt; wenn er das Geſetz und das Recht durch eine Interjection, einen Witz, einen Anruf des Himmels und dergleichen romantiſche Grimaſſen zu widerlegen gedenkt; wenn er in den Zeiten der furchtbarſten Noth, wo der Sturm der Revolution von allen Seiten her über gebrochene Tempel hereinbricht, ſeine Miſſion von Gottes Gnaden durch ein bequemes Lächeln, durch ein geiſtreiches Bonmot an den Tag legt; wenn er dem edlen Zorn des Volkes, das mit Gewalt ſeine Leidenſchaft zurückdrängt, das mit Zähneknirſchen bis zum letzten Augenblick harrt und vertraut, durch ein ariſtokratiſch ironiſches Lächeln zu imponiren meint — was bleibt da zuletzt dem geknechteten, in ſeinem Heiligſten angefochtenen und grauſam verhöhnten Volke anders übrig, als ſeiner Natur freien Lauf zu laſſen und in der Verzweiflung blindlings um ſich zu ſchlagen, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, wen ſeine Schläge treffen? Es iſt darum nicht weniger ein Unrecht, aber —

das eben iſt der Fluch der böſen That,
daß ſie fortzeugend Böſes muß gebären.

Die Willkür des alten Despotismus ſchnitt dem geſetzlichen Fortſchritt jede Thür ab; ſie ſetzte das geſetzliche Organ des Volkswillens zu einem Redeübungsverein herab. Sie bekämpfte nicht nur den Liberalismus, ſie ſchulmeiſterte ihn;

ſetzte ſich auf's Katheder, aber im Waffenrock mit dem Helm und mit Kanonen zu beiden Seiten. Sie blieb nicht nur taub gegen die rechtlichen Forderungen des Volkes, ſie griff mit frecher Hand in ſeine heiligſten Erwerbniſſe ein, ſie drängte ſich mit ihrem Gefolge erkaufter, heuchleriſcher Pietiſten in ſeine Schulen, ſie verlachte das Heiligthum der Gerichte, ſie ſchnitt dem Handel aus vornehmer Gleichgültigkeit oder aus wahrhaft kindiſcher Ignoranz ſeine beſten Quellen ab; ſie hemmte den freien Lauf der Wiſſenſchaft, ſie verfälſchte ſelbſt die Geſchichte durch einen königl. preußiſchen Dogmatismus. Und dieſes Syſtem, das auf allen Geiſtern wie der Alp eines böſen Traumes drückt, hatte nicht einmal den edlen Anſtrich der Stärke; verachtet und gehaßt von den deutſchen Brüdern, verkaufte es ſich ſeinem guten Freunde, dem ruſſiſchen Despoten, ließ es ſich von jedem pfiffigen Diplomaten, von Oeſtreich, von England, ja von Dänemark auf eine Weiſe gängeln, daß alle edlen Herzen gepreßt wurden — der doppelten Schmach, geknechtet zu ſein und noch dazu von einem ohnmächtigen Despotismus.

Das iſt die Vergangenheit, deren Erbtheil Herr Camphauſen und ſeine politiſchen Freunde vertreten. Mehrere von den neuen Machthabern hatten ſich blindlings, bei der erſten Aufforderung, dem Gouvernement hingegeben; Camphauſen und Hanſemann traten, wie es ihre Pflicht war, erſt da ein, als ihnen die alleinige Verantwortlichkeit der neuen Organiſation in die Hände gegeben wurde.

Die Stellung des neuen Miniſteriums war überaus günſtig. Die liberale Partei trat ihm mit dem ſchönſten Vertrauen entgegen, die ſogenannten Conſervativen mußten ſich an es, als an den letzten Staatsanker anklammern.

Von den Radikalen à tout prix war freilich zu erwarten, daß ſie gegen Camphauſen eben ſo Oppoſition machen würden, als früher gegen Arnim oder Bodelſchwingh, als ſie es auch thun würden, wenn der König die Herren Held, Oppenheim, Ottenſoſſer und Eichler in ſeinen Rath berufen würde. Bei dieſen Oppoſitionsmännern von Fach liegt das Verbrechen nicht darin, wie man regiert, ſondern daß man regiert. Indeſſen hatte eine ſolche Oppoſition keine große Wichtigkeit.

Dagegen durfte die liberale Partei mit Recht von der neuen Regierung verlangen, ſie ſolle ſich erklären, in welchem Sinne nach den verſchiedenen Richtungen ſie ihre Aufgabe aufzufaſſen gedenke. Es wurde ein entſcheidender Schritt erwartet, durch den man die Möglichkeit einer Reaction auf immer abſchnitt, durch den das Princip der freien Entwickelung an die Fortdauer des gegenwärtigen Gouvernements geknüpft würde.

Ein ſolcher Schritt iſt nicht erfolgt. Es iſt ein Unglück, daß mit der Gewalt auch regelmäßig die Neigung zur Diplomatie verbunden iſt. Man will im Kleinen beſſern und flicken, und verliert dadurch das Vertrauen, das aus einem großen, principiellen Entſchluß nothwendig erfolgt wäre. Bei den Deutſchen kommt noch hinzu, daß ſie ſich vor theatraliſchen Wendungen ſchämen, daß ſie, um den

Schein eines großsprecherischen Wesens zu vermeiden, lieber gar nichts sagen, oder sich in bloßer Andeutung verlieren.

Ein Beispiel. Das vorige, pietistische Gouvernement hatte in die Kirchenordnung den alten, abgestandenen, aber darum sehr historischen Teig wieder eingeschwärzt; es hatte die Pfarrer, die sich diesem Attentate widersetzten, fortgeschickt, dem Einzelnen, der sich in das neumodische Christenthum nicht finden wollte, seine bürgerlichen Rechte verkümmert. Dies ganze Unwesen war eben so ungesetzlich als es sinnlos war.

Das neue Cultusministerium mußte damit anfangen, daß es jene ungesetzlichen Schritte ein für allemal als null und nichtig erklärte. Aber das verstieß zu sehr gegen den diplomatischen Anstand. Anstatt einfach zu erklären: jede Gemeinde wählt sich den Pfarrer, der ihr am besten gefällt, und richtet ihren Gottesdienst nach Belieben ein, ließ man sich Schritt für Schritt die Rücknahme jener Gewaltstreiche gleichsam abzwingen und gab so allen wohlthätigen Eindruck auf. Anstatt von vornherein und principiell die gleiche politische Berechtigung aller Religionen auszusprechen, ließ man sich von Frankfurt aus ein solches Princip erst decretiren. Oder haben vielleicht die guten Minister gefürchtet, durch ein Aufheben der christlich-germanischen Illusionen dem Willen des Volkes vorzugreifen?

Ja in dem neuen Verfassungsentwurfe wird dem imaginären Begriff der evangelischen Kirche geradezu nach der Eichhorn'schen Idee das Eigenthumsrecht über die liegenden Gründe der Kirche zugesprochen. Wenn also ganz Berlin von der königl. preußischen Landeskirche abfällt, so muß es seine Kirche den 20—30 Pietisten abtreten, die auf altherkömmliche Weise den Herrn Zebaoth verehren wollen.

Das ist nur ein einzelnes Beispiel; aber so geht es in allen Verwaltungszweigen. Es wird im Einzelnen manches Gute gethan, aber das Volk will einen großen Schritt, durch den das Vertrauen wieder hergestellt werde, und zu diesem Schritt hat man keinen Muth. So geht es fort in der alten Weise, und den Intriguen der Anarchisten und der Reactionärs wird freier Spielraum gelassen.

Mehr in der ungeschickten Façon, in welcher die Forderungen der neuen Zeit bewilligt wurden, als in dem Inhalt der Bewilligungen liegt es also, daß das neue Ministerium sich in einer schiefen Stellung zur Krone wie zum Volk und dessen Vertretern findet. Es ist in Zeiten kämpfender Principien keineswegs eine ungerechte Forderung, daß man die bloße amtliche Beschäftigung einen Augenblick unterbreche, um den gleichsam theoretischen Ansprüchen des Princips zu genügen. Von allen neuen Regierungen, die seit der Februarrevolution sich in Deutschland aufgethan haben, hat die sächsische ihr Amt am besten verstanden; sie hat mit einem umfassenden und alle billigen Ansprüche befriedigenden Programm ihre Thätigkeit eröffnet, sie hat sich in allen Fällen, wo es sich um eine wesentliche Frage handelt, mit vertrauensvoller Offenheit an das Volk gewendet, und doch kann

man nicht sagen, daß ihre praktische Thätigkeit im geringsten durch diese Manifeste gestört würde. Freilich darf man nicht verkennen, daß eine längere parlamentarische Praxis, eine vernünftigere politische Vergangenheit und der ruhigere Sinn des sächsischen Volks die Aufgabe dieser Regierung wesentlich erleichterte.

Außerdem liegt eine von den Hauptschwierigkeiten, mit denen die preußische Regierung zu kämpfen hat, den kleinen deutschen Staaten fern: die Verwickelung der auswärtigen Politik. Die polnische Frage mit ihren wunderbar sich kreuzenden Interessen und Sympathien kam der Camphausen'schen Verwaltung über den Hals, ohne daß sie auch nur die Möglichkeit gehabt hätte, sich einigermaßen über das Detail der Verhältnisse zu unterrichten. Statt aber auch hier offen zu handeln und ehrlich zu gestehn, wir haben die und die Absichten, verkennen aber nicht, daß folgende Schwierigkeiten sich denselben entgegenstellen und werden nicht verfehlen, die sämmtlichen dabei Betheiligten zu Rathe zu ziehen, hüllte man sich in das Dunkel gouvernementaler Allweisheit, ließ den wildesten Hoffnungen freien Lauf, weil man ihnen keine bestimmte Verheißung entgegenbrachte und steigerte so die an sich schon grenzenlose Verwirrung auf eine Weise, daß ein blutiger Bürgerkrieg daraus hervorgehen mußte. In einer andern Frage, der schleswig-holsteinischen, scheint wieder die preußische Ehrlichkeit die Regierung in die Falle gelockt zu haben.

Die eigenthümliche Stellung der neuen Regierung zum Bundestag, dem Parlament des neu zu errichtenden Deutschland und den deutschen Regierungen überhaupt verdient eine eigene Besprechung.

Ziemlich in gleicher Lage mit der preußischen Regierung findet sich die östreichische, nur daß hier die unnatürliche Zusammensetzung des Staats und die entsetzliche Consequenz des Metternichschen Despotismus die Gefahr in's Unendliche vermehrt. Die neue östreichische Regierung war aus den Trümmern der alten zusammengesetzt, wie es nicht anders möglich war, da Geschäftskenntniß auch nur untergeordneten Grades sich nirgend anders vorfand als in der privilegirten Kaste der Bureaukratie. Dennoch verdankte das Ministerium sein Bestehn dem Aufstand der Wiener Bourgeoisie und namentlich der Studenten. Es war zu schwach, die Herrschaft selbstständig in seine Hände zu nehmen, zu aristokratisch, um sich mit den Häuptern der augenblicklich herrschenden Partei dergestalt zu verbinden, daß es durch ihre Vermittelung die Bewegung leitete. Noch langsamer und unentschlossener, als das Ministerium Camphausen, ließ es sich bald von den Wienern, bald von den Czechen, bald auch wohl durch die Einwirkung der öffentlichen Meinung in Deutschland, wie sie sich namentlich in Frankfurt concentrirte, eine Bewilligung nach der andern abtrotzen, von denen häufig eine der andern widersprach, ohne doch die Macht zu haben, die bis dahin herrschende Aristokratie ernstlich in die Interessen des Fortschritts zu verflechten. Der preußischen Regierung war ein bestimmter Weg vorgezeichnet, sie durfte nur den Muth haben, ihn zu betreten;

Oestreich dagegen war durch die Schuld seiner Vergangenheit in ein Labyrinth verwickelt, zu dem es auch einem politischen Genie schwer geworden wäre, den Ariadnefaden zu finden. In noch weit höherem Grade als Camphausen und seine Freunde macht das Ministerium den Eindruck der Ehrlichkeit — freilich muß man die conventionelle Bonhommie der östreichischen Aristokraten auch dabei in Anschlag bringen, — aber auch den Eindruck der Impotenz. Seitdem Italien abgefallen ist, Ungarn sich beinahe unbedingt für unabhängig erklärt hat, seitdem die Czechen für einen Slavisch-Habsburgschen Kaiserstaat, ein großer Theil der Wiener für eine Einverleibung Oestreichs in Deutschland wirken, seitdem durch die unheilvolle Flucht des Kaisers den Leidenschaften aller, auch der entgegengesetztesten Parteien, voller Spielraum gegeben ist — seitdem kann man sich die östreichischen Minister nicht anders vorstellen, als mit der Hamlet'smiene und den Worten auf der Lippe: the world is out of joint!

Wenn die Regierungen der kleinern deutschen Staaten schon darum eine unverhältnißmäßig leichtere Aufgabe vorfinden, weil sie es nicht mit den Polacken, den Czechen, den Italienern und den Dänen zu thun haben, so wird diese Stellung noch wesentlich erleichtert durch das gänzlich veränderte Verhältniß zu den bisherigen Großmächten. Bis dahin hatten sie nicht nur mit dem bösen Willen ihres eignen Hofes zu kämpfen, wenn sie geneigt waren, dem Volk irgend welche Zugeständnisse zu machen, sie hatten auch die allmächtigen Minister von Oestreich und Preußen zu fürchten. Jetzt ist es umgekehrt; sie spielen die Tyrannen der unglückseligen Großmächte und sind augenblicklich bei der Hand, fulminante Decrete gegen Camphausen zu erlassen, wenn irgend einem Schleswig-Holsteinischen Freischärler die Nase gequetscht wird. Es ist so einfach und dabei so imponirend, aus dem heitern Schooß friedfertiger Gemüthlichkeit gegen die Hohen der Erde donnern und blitzen zu können. Diese neuen Minister der kleinen Staaten können bei einem weitern Umschwung nur gewinnen; auch wenn man vom Darmstädter Premier nur Präsident der Nationalversammlung wird, ist das schon ein Avancement. Möge Herr v. Gagern, der ruhmvolle Vorkämpfer für die wahre Einigung Deutschlands, sich durch die schwindelnde Höhe seiner neuen Stellung nicht verblenden lassen! möge er die edlen und hochherzigen Ansichten, die er als Minister aussprach, nicht vergessen, nachdem er an der Spitze der deutschen Weltregierer steht! Er wie die andern seiner Collegen in den kleinen deutschen Staaten haben die schöne Möglichkeit, für die gute Sache kämpfen zu können *ohne Gefahr*, denn sie haben wenigstens von Seiten der höhern Politik keine Schwierigkeiten vor sich. Vorzugsweise an ihnen wird es liegen, dem deutschen Volk einen Impuls zu geben, daß es nicht wie ein wüster Waldstrom sich über die bestehenden Staaten herstürzt, sondern in gemessener Kraft, in Rücksicht auf den vorhandenen Staatsorganismus, die natürliche, freie Entwickelung des Ganzen zu einem gesunden Gedeihen leitet. **J. S.**

# Eingaben an den Panſlavenreichstag zu Prag.

## I.

### Petition um Herſtellung einer weſtſlaviſchen Flotte.

Weshalb iſt der czechiſche Löwe eingeſchlafen? Warum kam die Nation Libuſſas unter das furchtbare Joch des Njemetz? Befragt die ſibylliniſchen Bücher der Geſchichte und ſie werden euch antworten: Weil Böhmen keine Seeküſte hat; weil ihm durch die Hinterliſt des Fremden der jedem freien Volke gebührende Antheil an der heiligen Salzfluth geraubt ward. Böhmen war groß und mächtig unter Ottokar, als ſeine Gauen ſich bis an die Oſtſee und das adriätiſche Meer ausdehnten. Die Chronik ſchweigt von den czechiſchen Segeln, die in jener Zeit den Stürmen trotzten, weil die beſten czechiſchen Chroniken im Jahr 1621 verbrannt wurden, die deutſchen aber verbergen heimtückiſch unſeren Ruhm. Noch glücklicher war Böhmen, als die Ufer der Elbe bis an die Nordſee von gebildeten Slaven bewohnt waren. Seitdem hat die Unbill der Zeit und Menſchen einen Strom, der wie jedes Kind weiß, der czechiſchen Erde entſpringt, hinterliſtig aus dem ſlaviſchen Gebiete weggeſchmuggelt und in ein deutſches Meer hineingeleitet. Wir liefern das Waſſer und die Njemtzi laſſen es für ſich robothen, ſie treiben ihre Mühlen damit und die habſüchtigen Hamburger belaſten es mit ihren plumpen Handelsſchiffen, ohne uns dafür Zoll oder Steuer zu zahlen. Und doch iſt die alte Hanſa, auf welche dieſe groben Krämer ſo ſtolz ſind, reinczechiſchen Urſprungs, denn das Wort, richtig ausgeſprochen, lautet Hánſá, d. h. Honſo, d. h. böhmiſcher Hans, d. h. Johannes von Nepomuk, bekanntlich der Schutzpatron aller Handels- und Kriegsſchifffahrt, weshalb ſein Bild auch verdientermaßen über den kleinſten böhmiſchen Bächlein auf eigens dazu gebauten Brücken ſteht.

Mit derſelben Anmaßung will man uns das ausſchließliche Recht auf jenen Strom entwenden, der, theils aus den ſlaviſchen Karpathen, theils aus den ſüdwendiſchen Gebirgen entſpringend, von Belgrad aus durch lauter ſlaviſches Land ſich bis in das ſchwarze Meer wälzt, indem man behauptet, dieſer Strom ſei die Donau aus Schwaben. Bekanntlich aber iſt die Donau andern Urſprungs, ſie iſt weiter Nichts als die Vereinigung der Theiß, Drave und Save; das

Waſſer hingegen, welches durch Schwaben, Baiern und Oeſtreich herunterſickert, darf man nur als einen unbedeutenden Nebenfluß betrachten, welcher froh iſt, in den ſtolzen ſlaviſchen Wogen Serbiens und der Karpathen aufzugehen, da er durch eigene Anſtrengung in ſeinem Leben nicht bis zum ſchwarzen Meer kommen würde. Der Name ſelbſt kann ſeine Verwandtſchaft mit dem ruſſiſchen Don durchaus nicht verleugnen.

Sollen wir noch von der Oder und Weichſel ſprechen, deren Wiege in den ſlaviſchen Sudeten ſteht? In den Liedern der Gorallen könnt ihr die Klagetöne vernehmen, welche die edlen ſarmatiſchen Nixen über ihr bitteres Schickſal ausſtoßen. Jene muß von zarter Kindheit an unter der Botmäßigkeit des ſteifen Brandeburgers dahinſchleichen; und die ſtolze Viſtula verbringt ihre Jugend in Gebirg und Wald, wie die Tochter Jephta's, ihr Jauchzen mit Seufzern untermiſchend, denn ſie kennt ihre traurige Beſtimmung. Kaum verläßt ſie die ſlaviſchen Lande, ſchon iſt ſie dem freien Meer nahe, ſo überfällt ſie der räuberiſche Preuße und opfert ſie ſeiner Herrſchſucht. Dies iſt bis jetzt das Loos der Töchter Slavas geweſen und wird es noch ferner ſein, wenn der böhmiſche Löwe ſich nicht endlich ermannt und Flügel bekommt wie der venetianiſche.

Hätte aber Böhmen eine Seeküſte*), hätte Weſtſlavien eine Flotte, wie Oſtſlavien (Rußland) eine beſitzt, dann würde die Siebenhügelſtadt an der Moldau wohl im Stande ſein, ſich von dem tyranniſchen Druck zu befreien, den ein Häuflein deutſcher Eindringlinge in ihrer Mitte zu üben ſich erfrecht; dann würden die Apoſtaten in Reichenberg, Carlsbad und Leitmeritz nicht dem Princip des Allſlaventhums offen den Gehorſam verſagen. Böhmen muß folglich eine Flotte bauen, muß folglich um jeden Preis ſuchen, an's Meer zu kommen, muß folglich ganz im Croaten- und Illyrierthum aufgehn und ein integraler Theil des ſüdſlaviſchen Reiches werden, das jetzt ſchon ſeine ehernen Füße in den Wellen Adrias badet.

Handelt es ſich denn darum, etwas Neues zu ſchaffen? Nein, nur ein kleiner, ganz kleiner Schritt iſt nöthig, um eine weſtſlaviſche Flotte herzuſtellen oder vielmehr um die Macht und den Ruhm der bereits beſtehenden weſtſlaviſchen Flotte dem rechtmäßigen Eigenthümer zu wahren. Die Kinder Slavas ſollen nicht mehr mit ihrem Schweiß und Blut Gold und Lorbeeren für fremde Taſchen und Köpfe erkaufen, ihr Heldenmuth ſoll nicht mehr incognito gehen und auf Rechnung eines deutſchen Wappens kommen.

Welcher Nationalität gehört die öſtreichiſche Marine auf dem adriatiſchen Meere an? Iſt ſie nicht ſlaviſch bis auf die ſchmalſte Planke, den kleinſten Nagel

*) Shakeſpeare ſchon ſpricht im „Wintermärchen" von der Küſte Böhmens. Er war werth, ein Slave zu ſein und Shakeſpearovich zu heißen. Ja, das war ein Prophet und ein ganz anderer Mann als die deutſchen Zeitungsſchreibenten, die nach Frankfurt laufen und dort beſtändig von der deutſchen Einheit faſeln. Der Petitionär.

und den letzten Schiffsjungen? Das Bauholz — stammt aus Krain und Kärnthen; das Eisen — aus Steiermark; Hanf und Theer — aus Rußland; die tapfern Matrosen — sind slavische Istrier, Dalmatiner und Veneter (was ganz leserlich von den alten Winden abzuleiten ist); der böse Wind selbst auf der Adria, der von den Flaggen aller Nationen so gefürchtet wird, ist slavisch, denn er heißt Bora und bläst aus den Schluchten des wendisch-illyrischen Gebirges oberhalb Triest herab.

Dennoch ist auf dieser Marine, in Folge deutscher Intriguen, das italienische Commando eingeführt. Solche krumme Wege wandelt der deutsche Neid und Ehrgeiz. Weil der Njemetz daran verzweifelte, seine eigene Sprache auf dem adriatischen Meer zur commandirenden zu machen, hat er die italienische begünstigt, nur um die slavische zu verdrängen, nur um die slavischen Anrechte in Vergessenheit zu bringen.

Der hohe Slavenreichstag möge daher auf diesen wichtigen Punkt seine besondere Aufmerksamkeit richten und die Dynastie, welche uns so viel verdankt, auffordern, auf unserer Marine das slavische Commando wieder (?) einzuführen und dadurch feierlich anzuerkennen, daß Oestreich nicht blos zu Lande, sondern auch zur See vorzugsweise slavisch ist. — Es ist, wie gesagt, ein kleiner Schritt, doch ein entscheidender.

Um Oestreich für uns günstig zu stimmen und zugleich die slavische Marine zu vermehren, müssen wir auf eigene Kosten eine gute Zahl Kriegsschiffe bauen und der östreichischen Regierung zur Verfügung stellen, unter der Bedingung, daß auf denselben Name, Bemannung und Commando rein slavisch seien. Der hohe Reichstag schreibe daher in allen Hütten, Häusern und Palästen Böhmens und der andern slavischen Länder eine patriotische Schiffssteuer aus und beeile sich mit der Eintreibung. Hoffentlich wird der Sohn Slavas rascher sein als der ungeschmiedete Njemetz. Wenn dann eine Fregatte „Hanka", ein Linienschiff „Palacky", ein Kutter „Hawliczek" oder ein „Uffo Horn" und „Faster" mit 120 Kanonen über die Meere segelt, so wird der moralische Eindruck unermeßlich sein. Alle Fahrzeuge, selbst die deutschen, die „Luthers", die „Itzsteins" und „Schuselkas", die wohl bis dahin noch nicht fertig sind, werden vor uns die Flagge streichen; und ist auch vielleicht die Elbe auf ewig für uns verloren, so dürfte der Tag doch nimmer fern sein, wo Oder, Weichsel und Donau den Klauen des deutschen Adlers entrissen werden.

Welche Macht, welcher Reichthum, welche Herrschaft wird dann des Slaven Erbtheil! Aller Segen aber wird von Osten kommen und Süden, aus dem unbefleckten Schooße des Slaventhums.

Dann erst wird der Czeche aufathmen in seinem tiefen Kesselthal und friedlich dem Pfluge folgen wie in der patriarchalischen Urzeit des Slavismus, wie der Serbe und Montenegriner thut, die Flinte auf der Schulter und das Volkslied

im Munde. Die deutſchen Berge rings um uns werden der Tummelplatz ſein für romantiſche Fehden, in denen ſich der kriegeriſche Geiſt der Jugend ſtählt. Die Njemtzi ſollen nur ihre Zolllinien um uns ziehen. Wir wollen keinen Verkehr und keinen Handel mit ihnen; weder Kauf noch Verkauf. Unſere farbigen Glasbecher und unſere funkelnden Granaten wandern nach Süden zum Schmuck und zur Luſt illyriſcher Ritter und Seehelden; Prag ſendet ſeine Muſikanten nicht mehr in's verdorbene Ausland, zu den undankbaren Deutſchen; ſeine Polkas werden ſich in Schlachttänze verwandeln und den Croaten anfeuern im heiligen Kampf zur Vertilgung des Magyaren. Uns hat die Natur Poeſie und ſinnliche Freude gegeben, den Deutſchen gab ſie Uneinigkeit, Philoſophie und ſinnverwirrende Speculation, die häßlicher iſt als eine Hexe und doch gefährlicher als die ſchönſte Buhlerin.

Wir wollen weder ihr Geld noch ihre Bücher. Die Natur hat uns mit ihrem Füllhorn überſchüttet; unſer Reichthum und unſere Bildung wollen wir aus demſelben Born ſchöpfen wie unſere ſchlichten tapfern Vorfahren; wie die Koſaken der Vorzeit wollen wir leben, die auf leichten Ruderbooten das ſchwarze Meer überflogen, daß Konſtantinopel vor ihnen erbebte; und auf dem Lande ſeien Ziska und der ſerbiſche Marco unſere Vorbilder. — Das Abendland iſt verderbt und entnervt, wir ſind das Volk der Zukunft, das Volk der Einfalt und Frömmigkeit. Nur die Flügel ſind uns noch gebunden. Eine Flotte, und wir ſind flügge.

Wenn Weſtſlavien eine Hanſa beſitzt, die wahre ſlaviſche Hánsá, dann wollen wir ſehen, ob die Rumburger, die Reichenberger, die Carlsbader und Leitmeritzer noch wagen werden, ein Wörtchen von Frankfurt am Main zu ſprechen! Denn rufen ſie die Njemtzi zu Hilfe, ſo kann ſich unſer „Palacky" oder „Hawliczek" vor Hamburg und Bremen legen, ein bischen bombardiren und blokiren oder ſo viel Krämerſchiffe kapern, daß die Tuch- und Wollhändler die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagen. So machen's alle Völker, die eine Küſte haben und Schiffe.

Alſo noch einmal. Eine weſtſlaviſche Flotte iſt nothwendig wie die Luft zur Unabhängigkeit Böhmens und zum Sieg der ſlaviſchen Bewegung.

—? —

# Prag und der neue Panslavismus.

## I.

Der Fremde, der völlig unvorbereitet durch Zeitungsartikel in diesen Tagen unsere Stadt beträte, würde in den ersten Augenblicken unfehlbar glauben müssen, das alte Prag wolle trotz schlechter Zeiten versäumte Faschingsfreuden nachholen. Ueberall und überall phantastische Trachten, Schnurenröcke in den böhmischen Farben, roth und weiß, überall Pistolen im Gurt, klirrende Säbel, polnische Mützen, Zipfelmützen mit Pelz verbrämt — die seltsame Garderobe verschollener Zeiten und fabelhafter Länder. Dort gehn Männer schneeweiß angezogen in der Tracht der Drahtbinder, sie tragen Sandalen und weiße, runde Hüte mit farbiger Stickerei illustrirt — das sind Slovaken, Croaten, Slavonier. Dort gehn andere mit gesticktem Wamms, rothgestreiften Pumphosen, seltsamen Mützen von rothen Sammet, — es sind Dalmaten, Montenegriner. Schaurige Pfaffengestalten in schwarzen Talaren, langen Haaren, Einsiedlerbärten, mit rothen Gürtel um den Leib wandeln dort in der Mitte eines bewaffneten Haufens, es sind serbische Popen. Der Slavencongreß der am 4. eröffnet werden soll, hat diese ganze Fastnacht heraufbeschworen, und Prag, das wir von Kindesgebein her als eine deutsche Stadt gekannt, ist mit einem Male eine rein slavische Stadt geworden. Vorerst freilich nur in den Köpfen der Jugend, der Studenten, der Frauen; der Bürger, das Volk weiß wenig davon. Der Krämer, der Gewerbsmann blickt mit eigenthümlichen Mienen in dies Treiben, er versteht nichts vom weltslavischen Reiche, nichts vom Panslavismus; er weiß nur, daß der Handel und Verkehr stille steht und ahnt, daß die Gäste, die sogenannten Stammesbrüder, von Ost, Nord und Süd noch viel Unheil in's Land bringen. Auch das Volk, so gut czechisch es sein mag, kann sich für ein Parlament nicht begeistern, dessen Zweck es nicht versteht und nimmt von den Umzügen der Congreßmitglieder, die mit wehenden panslavischen Fahnen die Stadt durchschreiten, nicht mehr Notiz, als von einer ihm unbegreiflichen Maskerade.

Am Nachmittag des 30. Mai kamen die Abgeordneten des bevorstehenden Congresses in großer Anzahl mit dem Eisenbahntrain an, es waren vorwiegend Deputirte aus den südslavischen Ländern, Slavonier, Croaten, Dalmaten, aber auch Polen und Serben waren dabei. Da ihre Ankunft bekannt gegeben worden war,

wurden sie auf's feierlichste empfangen. Die Studentenverbindung Slavia, die an 600 Mitglieder zählt, hatte sich im Bahnhofe aufgestellt. Der Train, auf dem die czechische und slavische Fahne wehte, wurde mit lautem Slavaruf empfangen. Das Lied: „Noch ist Polen nicht verloren" wurde angestimmt und unter Vortragen der slavischen Fahnen begab sich der Zug der Deputirten mit seinem ganzen Geleite zur Färberinsel. Der Saal, der so viel fröhliche Faschingsfeste mit angesehen hatte, ward nun die Rednerbühne des Panslavismus. Mehrere Abgeordnete hielten im Namen ihrer Länder Reden an die Czechen, welche von Mitgliedern der Swornost beantwortet wurden. Nachdem manche Rede gehalten worden, in welcher das Wort nemec wieder und wieder mit bitterer oder drohender Betonung vorkam, nachdem manches Slava gerufen und viele Mützen geschwungen worden, verließ die Deputation den Saal, und nun wurde auf dem Heimwege ein anderes Lied angestimmt — ein Lied auf das deutsche Parlament. Es ist zu charakteristisch, als daß ich's nicht hieher setzen sollte:

„Schuselka schreibt uns aus dem deutschen Reiche, daß wir ihm zu Hilfe kommen sollen, weil es ihm im Bauche knurrt. O ihr elenden Deutschen, wir spielen nicht mit euch! Was ihr euch dort eingebrockt, das eßt nun selbst auf.

Deutschland ist euer, Czechien unser, blast nicht aus Frankfurt in unsern slavischen Brei.

Frankfurt wird erschrecken und das Käppchen abziehn, wenn der czechische Löwe die Mähne schüttelt und mit dem Schweife schlägt.

Heu festina lente, kleines Parlamente! wir wollen dir zum Abführen eingeben wart nur, sappermente!"

So sangen die bewaffneten Begleiter der Deputirten und die Deputirten selbst. Dies war das Vorspiel des slavischen Parlaments.

Am andern Tage gab das provisorische Centralcomité des Slavencongresses sein Programm über die abzuhandelnden Fragen heraus. Sie reduciren sich vorläufig auf fünf Punkte. Der erste betrifft den Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen allen slavischen Ländern. Man meint, dieser Bund könne nur durch Auflösung Oestreichs, durch Auflösung aller ungarischen Souveränitätsrechte zu Stande kommen und sei überhaupt mit einem Fortbestande Oestreichs undenkbar, weil es natürlicherweise ein Sonderbund sein müsse. Der Jesuitismus der slavischen Partei läugnet dies. Er sagt: „nur durch einen Volksbund aller Slaven, nur durch die Gestaltung Oestreichs zu einem Bundesstaat könne dieses wieder stark werden. Durch die freie Vereinigung der Völker werde die constitutionelle Freiheit und die Heilighaltung der Nationalitäten garantirt, so wie andererseits der Kaiserkrone noch ein hoher Glanz gesichert werde, wenn selbst ein Theil der Monarchie verloren gehen müßte." Die Sprache in diesen letzten Zeilen bedarf kaum des Commentars. Mit dem Theile der Monarchie, der verloren gehen müsse, ist die Lombardei, vielleicht auch Galizien gemeint; der neue Glanz, der die Mo-

narchie umgeben ſoll, wenn ſie offen eine ſlaviſche Politik einzuſchlagen geſonnen iſt, iſt eine Anſpielung auf den Erwerb der Donaufürſtenthümer. Aber man verändert die Baſis einer großen Monarchie eben ſo wenig, als man einen Münſter auf Rädern von einem Land zum andern fortſchaffen kann. Oeſtreich hatte nur Sinn und Bedeutung als deutſche Macht, die Beſtimmung Oeſtreichs war, die ſlaviſchen Naturvölker zur deutſchen Civiliſation emporzuheben, ſie als Mitgift dem deutſchen Bunde zuzuführen; von dem Augenblick an, wo die öſtreichiſche Regierung durch Schwäche oder Unglauben an ſich ſelbſt nicht mehr im Stande iſt, dieſen Beruf zu erfüllen, bricht Oeſtreich zuſammen und iſt werth, daß es zerfällt. Dann kann nur eine Macht die Miſſion übernehmen, die Oeſtreich aus den Händen fallen ließ: es iſt der deutſche Bund, der Bund, der in Frankfurt geſchaffen wird.

In einem zweiten Punkt des Programms ſind die Modalitäten des neuen ſlaviſchen Bundesſtaats entwickelt. Es ſoll ein Bund gleichberechtigter Nationalitäten ſein, keine ſoll unterdrückt werden. Gern werde allen übrigen Völkern der Monarchie die Hand geboten, auf einem Völkertage in Wien mögen ſich die gleichberechtigten Völker Oeſtreichs durch eine gleiche Anzahl von Vertretern über ihre gemeinſchaftlichen Intereſſen verſtändigen. Dieſer Punkt bedarf ſehr der Erläuterung. Es ſieht ſehr ſchön aus, wenn die Slaven von einer gleichen Anzahl von Vertretern in Wien ſprechen, aber wer ſie kennt, wird nie glauben, daß ſie geſonnen ſind, das Gewicht ihrer numeriſchen Ueberzahl ſo leichten Kaufes hinzugeben. Oeſtreich hat achtzehn Millionen Slaven bei ſechs Millionen deutſcher Bevölkerung, auf einem ſouveränen Reichstag in Wien würde das deutſche Princip immerdar von der ſlaviſchen Majorität erdrückt werden. Uebrigens ſagt ein anderes Manifeſt des Slavencongreſſes: da Oeſtreich als ein Bund gleichberechtigter Völker zu betrachten ſei, ſo müſſe ſich jeder ſlaviſche Deputirte am Reichstag in Wien auch ſeiner ſlaviſchen Sprache bedienen können. Aus dieſem einzigen Punkt geht die Unmöglichkeit des Wiener Reichstags hervor. Wenn die deutſche Sprache nicht das vereinende Medium der verſchiedenen Volksſtämme bleibt, ſo bricht Oeſtreich als ſolches auseinander. Soll Wien ſlaviſch lernen? Ich meine, durch die Reihe ihrer Revolutionen, die wir bereits mit angeſehen, hat dieſe ſchöne Stadt ſchon hinlänglich gezeigt, daß ſie dazu keine Luſt hat. Sie hat drei Revolutionen gemacht, um ihr Deutſchthum zu beweiſen, ſie wird noch eine vierte machen, wenn es an der Zeit iſt. Sie hat es erkannt, daß ſie vor Allem eine deutſche Stadt iſt und wenn ſie eingeſehen haben wird, daß ſie nicht mehr die alte „Kaiſerſtadt" ſein kann, wird ſie ſich darein finden, die Hauptſtadt der vereinigten Staaten von Süddeutſchland zu ſein....

Ein dritter Punkt des Programms ſpricht Wünſche zur Begründung einer literariſchen Wechſelſeitigkeit unter allen ſlaviſchen Völkern aus; er iſt minder

wichtig. Um ſo wichtiger iſt der vierte Punkt, der das Verhältniß der Slaven zum deutſchen Bunde betrifft. „Nie, heißt es dort, können es die Slavenſtämme zugeben, daß Oeſtreichs Souveränität durch Unterordnung unter eine andere Macht vernichtet werde. Zwiſchen dem Kaiſer und den öſtreichiſchen Völkern gebe es kein anderes Organ, als die Parlamente. Nie werde den Frankfurter Beſchlüſſen von den Slaven eine für ſie bindende Kraft zuerkannt werden.“ Dieſer Punkt ſchließt eine Kriegserklärung der Slaven an das deutſche Parlament, eine Kriegserklärung an die deutſchen Provinzen Oeſtreichs in ſich. Die Slaven wollen nichts von der Souveränität des Hauſes Habsburg abgegeben wiſſen, die Wiener haben „innigſten Anſchluß an Deutſchland“ als Wahlſpruch auf ihre Fahnen geſchrieben und in ihrer letzten Revolution laut verkündet, daß ſie nur eine ſouveräne Gewalt, das Nationalparlament in Frankfurt anerkennen. Die heuchleriſche Politik Oeſtreichs, die den Anſchluß an Deutſchland verſprach, als noch die deutſche Kaiſerkrone in Hoffnung ſtand und ſich hinterher aus der Schlinge ziehen wollte, indem ſie ihr Souveränitätsrecht vorſchob, die öſtreichiſche Politik, die ihre deutſchen Provinzen von Deutſchland abſchneiden wollte, um ſie deſto beſſer an die Slaven verkaufen zu können und die die Wahlen in Frankfurt ſpäter noch nur darum vor ſich gehen ließ, um ihren reactionären Einfluß auf die deutſche Politik zu behalten, dieſe Politik, die ſich ſchwarz-roth-gold ſchminkt und dabei doch noch die alten Metternich'ſchen Autokratengelüſte im Herzen trug, hat die Wiener empört. Sie haben ſie vernichtet, zertrümmert, ſie lebt nicht mehr. Nun kommen die Slaven und wollen ſie zur Anerkennung der ſonderdeutſchen, k. k. öſtreichiſchen Souveränität zwingen, wollen die Geſetze zerſchlagen, die ſie, die deutſchen Provinzen, in der Perſon ihrer Deputirten in Frankfurt ſich ſelbſt und der deutſchen Nation geben. Werden ſie dies dulden? Nein nimmermehr! Sie haben keine autokratiſchen Veto's von oben her ertragen, ſie werden noch viel weniger das Veto gegen die Frankfurter Beſchlüſſe von ihren Erbfeinden, den Slaven, annehmen. Werden die Slaven gegen die Erblande, die den Schlüſſel zur öſtreichiſchen Macht in den Händen halten, werden die Slaven, wenn ihr Parlament die volle Souveränität Oeſtreichs decretirt, gegen die aufrühreriſche Stadt ziehen, die es wagt, deutſch zu ſein, ihnen zum Trotz? Die alten Tiroler würden den Neutirolern, wie ein Correſpondent dieſer Blätter die Czechen ganz bezeichnend nennt, allem Anſcheine nach hilfreich zur Seite ſtehen. Aber Wien, das in der letzten Zeit genug Proben von Heldenmuth gegeben hat, würde auch vor tiroler und ſlaviſchen Regimentern nicht erzittern, wenn ſie hinkämen, das Prinzip der monarchiſchen Souveränität wieder einzuſetzen. Iſt doch in Wiens unmittelbarer Nähe das Marchfeld, wo das deutſch-öſtreichiſche Heer den böhmiſchen Ottokar ſchlug.

Man ſieht es, das Programm des neuen Panſlavismus, wie es vom Centralcomité des Slavencongreſſes veröffentlicht wird, gibt ſchon in ſeiner vorläufigen

Faſſung Grund zu vielen Bedenken und Beſorgniſſen. Ich ſage in ſeiner vorläufigen Faſſung, denn das „Oeſtreicherthum," das von der czechiſchen Partei des Congreſſes unter der Leitung von Palacky und Hawliczek vorangetragen wird, wird eine ſtarke Oppoſition finden. Der Pole will wenig von der Souveränität und Integrität Oeſtreichs wiſſen, ſeine offene Natur wird ſich bald von einer Fraktion losſagen, die ihre Zwecke nur im Schaafspelz des loyalen Oeſtreicherthums erreichen zu können meint. Der Pole iſt nach Prag gekommen, um zu ſehn, ob er den Böhmen als Werkzeug zur Befreiung ſeines Vaterlandes brauchen könne, innerlich haßt er den Czechen und wird ihn fallen laſſen, wenn er ſeine Zwecke erreicht hat. Den Illyriern iſt es um ein eigenes Königthum, den Bosniern einfach um das Loskommen von türkiſcher Herrſchaft zu thun. Daß der Böhme und der Dalmate gemeinſame Zwecke haben können, kann nur im confuſen Kopfe eines durch die Grammatik fanatiſirten Panſlaven geſchrieben ſtehn; alles was noch in Böhmen geſunden Menſchenverſtand hat — und es iſt eine gute Maſſe, trotz alle dem, — kümmert ſich nicht im mindeſten um die Völkerverwandtſchaften, die bis in Sem's und Japhet's Zeiten zurückgehn. Das Wörterbuch und die philologiſche Gelehrſamkeit haben den modernen Panſlavismus erzeugt, alles was vernünftig und praktiſch iſt: Intereſſen, geſunder Volksſinn wird ihn zu ſeiner wahren Bedeutung zurückführen. Die Zeit wird viel thun; ich hoffe der Tag iſt nicht fern, wo auch der für das Czechenthum Schwärmende es einſehen wird, daß der Deutſche, deſſen Sprache er eben ſo gut ſpricht als der Deutſche ſelbſt, der Deutſche, mit dem er eine gemeinſame Geſchichte getheilt und Jahrhunderte lang daſſelbe Land bewohnt hat, daß der Deutſche, ſage ich, ihm näher, tauſendmal näher ſteht, als der Croat, der Pole, der Ruſſe. Ein Panſlavismus, eine Vereinigung aller Slaven iſt nur denkbar unter dem eiſernen Scepter Rußlands; in der Art, wie ihn die czechiſche Partei ſich denkt, iſt er ebenſo widerſinnig wie ein Pangermanismus, der eine Vereinigung von Deutſchen, Schweden und Engländern wäre *). △

*) Ich habe oben eine Probe jener neuſlaviſchen Poeſie geliefert, die das böhmiſche Volk zum Haſſe gegen die Deutſchen aufregt. Hier ſind noch zwei Lieder ähnlichen Inhalts. Sie mögen den Deutſchen beweiſen, daß die Beſchuldigungen terroriſtiſcher Bedrückung nicht ungerecht ſind.

**1. Po bitvě** etc.

Nach der Schlacht am weißen Berge überfiel uns ein Schlaf, und in Czechien hat ſich das deutſche Geſindel (Holota) eingeniſtet.

Und als nun die Sonne aufging, löſt ſich der Czeche vom Traume los und blickt auf die ſchwäbiſche Wirthſchaft mit ſeltſamen Augen.

Ueber ihn kam der ſpitzbübiſche Deutſche, dieſer verdammte Verwalter: „Lieber Czeche, jetzt biſt du ein Deutſcher, jetzt gehörſt du ſammt deinem Boden uns an."

„Und ich bin kein Deutſcher und auch kein Tölpel, wiewohl ich viel verſchlief, blieb ich doch in Czechien Herr.

Zweihundert Jahre hab' ich euch gedient, ihr habt mir nichts dafür gegeben. Nur das ſchwäbiſche Gekröſe und das ſoll der Teufel holen.

Zweihundert Jahr habe ich euch gedient, wie ein elender Tagelöhner. Ihr habt mir den Braten aufgeſpeiſt und nur die Knödel gelaſſen.

Zweihundert Jahr habe ich euch gedient und ich hab' euch nichts geſtohlen, nur eure Weisheit und die gebe ich euch gerne zurück.

Zweihundert Jahr habe ich euch gedient. Niemand weiß eine Schuld auf mich, nur die Prager Polizei und die verräth mich nicht.

Und wenn ſie auch verrathen möchte — und das kann ſie nicht — ei! da möchten wir ſie durchklopfen, daß ihr die Haut abfiele.

## 2. Louceni Czechen etc.

Abſchied des Böhmen vom deutſchen Reiche.

Trennung, o Trennung iſt eine ſchwere Sache, o wie fühlt das Herz den Schmerz, wenn ſich Böhmen von Deutſchland trennen muß!

Als wir uns trennten, weinten wir beide, der Deutſche vergoß aus bittrem Leide, der Czeche aus herzlicher Freude Thränen.

Ob du ſtirbſt oder ich, ſo ſterben wir doch nicht beide, wer ſiegen wird, bleibt Herr, ſingt dem andern ein Amen und begräbt ihn.

# Föderalismus und Centraliſation.

Wenn man von den beiden Verſammlungen in Frankfurt und Berlin nach der Art ihrer Wahl, nach der herrſchenden Stimmung, unter welcher dieſelbe vor ſich gegangen war, die revolutionärſten Beſchlüſſe befürchten mußte, ſo ſcheint es jetzt, wenn man ſich in der Verwirrung, die aus dem Mangel an parlamentariſcher Uebung und einer feſten Leitung, wie aus der wunderbaren Verwickelung der Intereſſen leicht zu erklären iſt, einigermaßen orientirt, beinahe ſo, als müſſe man dem conſervativen Inſtinct, der in der großen Majorität beider Verſammlungen vorherrſcht, eher einen Stachel einſetzen, als ihm den Hemmſchuh vorlegen. Die Sitzungen waren in beiden Kammern bisher ziemlich anarchiſch, aber nur, weil man ſich noch in die Formen nicht zu finden wußte, und weil ſich große, ſtarke Parteien, die der Diskuſſion eine beſtimmte Richtung gegeben hätten, noch nicht gebildet hatten. Dieſe Bildung kann aber nicht ausbleiben und es kommt nur darauf an, daß ſich die Richtigen zuſammenfinden. Ein Blick auf die in beiden Verſammlungen bis jetzt verhandelten Fragen wird uns in dieſem Felde orientiren.

In dem Frankfurter Reichsparlament ſind bisher drei Fragen vorgekommen, bei denen etwas Prinzipielles durchklang und die daher einiges Licht auf die Stellung der Parteien zu werfen geeignet ſind. Es waren die Präſidentenwahl, der Mainzer Crawall und der Antrag von Raveaux über das Verhältniß der beiden conſtituirenden Verſammlungen zu einander.

Der neuerwählte Präſident, Heinrich v. Gagern, ſo wie die beiden Vicepräſidenten v. Soiron und v. Andrian haben eine entſchieden antirevolutionäre Färbung, aber ſie gehören auch — wenigſtens von den beiden erſten kann man es mit Beſtimmtheit behaupten — eben ſo entſchieden der nationalen, d. h. Frankfurter Centraliſationspartei an.

Herr v. Gagern, Chef der liberalen Oppoſition in der heſſendarmſtädter Kammer, war einer der erſten, die nach der Februarrevolution zur Bildung eines liberalen Miniſteriums berufen wurden. In dieſer Zeit gab er dem ſchon ſeit längerer Zeit von den Oppoſitionsmännern aller deutſchen Stände aufgeſtellten Verlangen, die Fürſtenvertretung beim deutſchen Bunde durch eine Volksvertretung zu ergänzen, zuerſt eine praktiſche Wendung. Er veranlaßte die neuen liberalen

Regierungen der kleinern deutschen Staaten zu einem energischen Zusammenwirken in diesem Sinne und übte auch in Berlin durch seine Persönlichkeit einen Einfluß aus, der hier allerdings schwieriger durchzusetzen war, als in Cassel, München, Carlsruhe oder Stuttgart. Die Reorganisation des deutschen Bundestages, die Einberufung der Vertrauensmänner und das Einverständniß, in welches sich der erste wohl oder übel mit den „Notabeln" setzte, waren die segensreichen Folgen dieser Bemühungen. Seine Ansicht sprach darauf der Minister in jener berühmten Sitzung der großherzoglich hessischen Stände aus, in welcher er erklärte, man dürfe bei der politischen Regeneration Deutschlands auf Oestreich nicht warten, das zwar von den besten Absichten beseelt, aber durch die innern Verwickelungen von jeder thätigen Theilnahme an dem neuen Verfassungswerk wenigstens für den Augenblick abgeschnitten sei. Man müsse sich daher entschieden an Preußen anschließen, den mächtigsten unter den deutschen Staaten, der zwar nicht immer den besten Willen für das Gemeinwohl gezeigt habe, stets aber in sich die Kraft hege, dem einmal gefaßten Entschluß auch alle Realität zu geben. Es waren dies dieselben Ansichten, die Gervinus in seiner Zeitung mit eben so viel Ausdauer als Geschicklichkeit vertrat; es waren im Wesentlichen die Ideen, die alle deutschen Patrioten schon lange gehegt hatten, aber es gehörte einiger Muth dazu, sie öffentlich auszusprechen in einer Zeit, wo man von allen Seiten entschlossen schien, Preußen zum Sündenbock aller deutschen „Niederträchtigkeit" zu machen.

In wie fern Herr v. Gagern bei dem von den 17 Vertrauensmännern vorgelegten Verfassungsproject betheiligt ist, kann man nicht wissen. Es wäre wohl möglich, daß auch ihm — denn wir Deutschen sind alle etwas Professoren — die Idee der Wiedergeburt Deutschlands sich nur unter der legitim historischen Form des Lehnskaiserthums dargestellt hätte. Doch ist zu hoffen, daß von diesem Project so wenig die Rede sein wird, daß die Theilnahme oder Nichttheilnahme an demselben von Seiten eines Staatsmannes uns ziemlich gleichgültig sein kann.

Als Gagern zum provisorischen Präsidenten der Nationalversammlung gewählt wurde, erklärte er, diese Würde nur auf einige Tage annehmen zu können, weil er sonst seine Stellung als Minister niederlegen müßte. Außerdem sprach er sich für das Prinzip der Volkssouveränität aus, einen um so unklarern Begriff, da in Deutschland das souveräne Volk noch gar nicht constituirt ist. Aber es ist eine Phrase für die radicale Partei, der es überhaupt mehr auf Erklärungen ankommt, als auf Thaten. Durch beide Erklärungen gewann er denn auch die ultraliberale Minorität der Versammlung bis zu dem Grade, daß er von einer an Einstimmigkeit grenzenden Majorität zum definitiven Präsidenten gewählt wurde und daß auf den Candidaten der äußersten Linken, Herrn Robert Blum, nur wenige Stimmen fielen. Er hat darauf in Uebereinstimmung mit seiner frühern Erklärung seine Ministerstelle niedergelegt und seine Thätigkeit ausschließlich der constituirenden Versammlung gewidmet.

Der erste Vicepräsident, v. Soiron, Advokat aus Baden, gab dem sogenannten Vorparlament durch seinen Antrag: „es möge der constituirenden Versammlung anheimgestellt bleiben, sich mit den deutschen Fürsten über die neue Verfassung Deutschlands zu vereinbaren, sie solle aber, falls eine solche Vereinbarung nicht zu Stande käme, aus eigener Machtvollkommenheit das Verfassungswerk vollenden," einen bestimmten Abschluß. Als Präsident des Funfziger-Ausschusses wirkte er entschieden in conservativem Sinne; er veranlaßte jene leidenschaftlichen Erklärungen gegen die Republikaner in Baden, er wirkte im Einverständniß mit dem Bundestag für die Errichtung einer provisorischen Bundes-Centralgewalt — ein Project, das von der „Linken" geradezu als Reaction angesehen wurde, er suchte überhaupt, so oft und so lange es ging, das Einvernehmen der Funfziger mit den Bundestagsgesandten zu erhalten. Im Allgemeinen kann man seine politische Ansicht mit der des ersten Präsidenten ziemlich identificiren, nur daß die Anerkennung der preußischen Hegemonie seinerseits wohl mehr als zweifelhaft ist.

Was den Freiherrn v. Andrian betrifft, so scheint seine Wahl mehr aus der Rücksicht auf die Eifersucht der zahlreich versammelten Oestreicher, als aus irgend einer persönlichen Bedeutung hergenommen zu sein. Die einzige politische That, durch welche sich der Freiherr dem übrigen Deutschland bekannt gemacht hat, ist seine Schrift über „Oestreich und dessen Zukunft," ein Werk, welches das große Verdienst hatte, zuerst eine selbstständige Ansicht über das, was aus Oestreich werden sollte, gleichsam ein Parteiprogramm aufgestellt zu haben, dessen Inhalt aber dem jetzigen Standpunkte des Liberalismus keineswegs entsprechen dürfte. Er sah nämlich Oestreichs Heil in der consequenten Entwickelung seines aristokratischen Ständewesens. Wenn man sonst Oestreich für einen rein aristokratischen Staat ausgegeben hatte, so sah Andrian vielmehr in der Unterdrückung der Aristokratie den Grund von Oestreichs Verderben. Nun heißt es zwar, daß der Freiherr mehr auf die Entwickelung geistreicher Ansichten in der höhern Politik, als auf die feste, consequente Durchführung eines politischen Grundsatzes ausgehe, allein „alte Liebe rostet nicht," und welche neue Wendung auch das Raisonnement nehmen mag, die Sympathien werden sich kaum verleugnen.

Wenn wir nach dem Ergebniß der Präsidentenwahl fragen, so ist wohl das einzige Resultat die Abneigung gegen die beiden extremen Parteien. Die östreichischen und preußischen Deputirten von den äußersten Rechten sind klug genug gewesen, bei dieser Wahl gar nicht hervorzutreten; die Radicalen haben selbst bei der letzten Wahl eine verhältnißmäßig sehr geringe Zahl von Stimmen zu gewinnen gewußt. Die Wahlen gehören entschieden dem Centrum an. Was läßt sich daraus auf die künftige Thätigkeit der Versammlung schließen?

Die Bedeutung der Centren kann nur bestimmt werden, wenn man sich über die Extreme, d. h. die Consequenzen der Prinzipien, klar wird. Was die Form betrifft, können wir die alten Parteinamen der Conservativen und Radicalen bei-

behalten. Die Conservativen sind also, was ihre politischen Interessen betrifft, Föderalisten, die Radicalen, die auf radicale Weise mit der Vergangenheit brechen wollen, sind Vertreter der Centralisation. Die Macht dieser Centralisation können sie aber nur in sich selber finden; sie stellen daher die Theorie von der Souveränität, der Alleinberechtigung und so zu sagen der Allmacht der constituirenden Frankfurter Versammlung auf, während die Conservativen neben ihr noch andere gleichberechtigte Gewalten, die Regierungen und die Einzelstände, anerkennen. Ein Blick auf die beiden principiellen Fragen, die bisher die Versammlung beschäftigt haben, wird dies Verhältniß deutlicher machen.

Die mißliche Stellung des preußischen Theils der deutschen Bundestruppen zu den Mainzer Bürgern ist seit langer Zeit bekannt. Die preußischen Junker und die rohen preußischen Bauersöhne werden jedenfalls das Ihrige dazu beigetragen haben, dieses Mißverhältniß nach Möglichkeit zu steigern, daß aber die Schuld auf beiden Seiten ziemlich gleich liegt, muß Jeder einsehen, der eine beliebige Nummer der Mainzer radicalen Zeitung aufschlägt und die infamen Invectiven darin liest, die sich nicht nur gegen den preußischen Staat, sondern gegen das gesammte preußische Volk richten. Aus diesem Conflict entstanden innere Unruhen, und ein Mainzer Republikaner, Herr Zitz, stellte bei dem Parlament den Antrag, die Sache zu untersuchen und natürlich wieder einigen Donner und Blitz gegen Preußen loszulassen. Der selige Funfziger-Ausschuß war bekanntlich in solchen Fällen mit Commissionen, Deputationen und Decreten sofort bei der Hand gewesen, und man erwählte auch hier wieder Herrn Robert Blum, der sich in ähnlichen Geschichten durch haarsträubende Berichte hervorgethan hatte, zu einem der Deputirten. Nur ist zu bemerken, daß während der Funfziger-Ausschuß in der Regel nur zwei bis drei Deputirte absandte, das Parlament, im Gefühl seiner größern Würde, fünf Mitglieder dazu ernannte. Indeß das Resultat der Mission war ein anderes als die Radicalen erwartet hatten; einmal mußte man handgreiflich erkennen, daß die Schuld denn doch zum Theil auf den Mainzern liege, sodann stellte die conservative Partei die Frage auf: wie kommen wir, die zur Entwerfung der deutschen Verfassung zusammengetretene Constituante, wie kommen wir dazu, die Polizei in unsere Hände zu nehmen? Die in dieser Frage eingeschlossene Ansicht drang durch; die Versammlung ging zur motivirten Tagesordnung über, motivirt, insofern der executiven Bundes-Centralgewalt, also zunächst dem Bundestag, die weitern Maßnahmen überlassen wurden.

Die radicale Partei, die sich wie eine Art Pariser Nationalconvent nach dem 10. August betrachtete, schrie natürlich über Verrath; sie äußerte die Absicht, aus dieser corrumpirten Versammlung auszutreten; sie hat es aber unterlassen und hat Recht daran gethan, denn es wäre ihr sonst ein Triumph über ihre Gegner, den sie in den nächsten Tagen erfechten sollte, entgangen.

Schon der Funfziger-Ausschuß hatte gegen das Attentat Preußens, sich selbst-

ſtändig conſtituiren und die durch eine Reihe von Revolutionen eingeriſſene Anarchie durch eigene Kraft aufheben zu wollen, ein Zetergeſchrei erhoben. Bekanntlich iſt die deutſche Polizei außer ſich, wenn der Einzelne ſich ſelber hilft, wo es geht, ohne bei der allwiſſenden und allmächtigen Gensdarmerie um Hilfe zu flehen. Dieſer Polizeigeiſt erfüllte auch die vorläufigen Vertreter der deutſchen Centraliſation, die es unerhört fanden, daß Preußen ſich noch ſtark genug fühlte, ſich ſelber zu helfen, und ſich nicht erſt bei einer hochlöblichen Polizei in Frankfurt erkundigte, ob es ihm auch erlaubt ſei.

Dieſe prinzipielle Frage wurde bei dem Parlament durch Herrn Raveaux — einen Privatmann aus Cöln — in einer ſcheinbar unſchuldigen Faſſung wieder angeregt. Er forderte nämlich die Verſammlung auf, ſie möge beſtimmen, daß es den Deutſchen aus Preußen, welche zur Nationalverſammlung nach Frankfurt und zur Reichsverſammlung nach Berlin zu Abgeordneten gewählt ſeien, freiſtehen ſolle, beide Wahlen anzunehmen. Wenn es nun ſchon wunderlich klang, den preußiſchen Staat zu zwingen, möglicher Weiſe der Hälfte ſeiner Repräſentanten Ferien in infinitum zu geben, ſo ſtellte ſich der Antrag um ſo mehr als überflüſſig heraus, da die preußiſche Regierung ihn aus freien Stücken erfüllt hatte. Dennoch wurde durch dieſe Frage die größere angeregt: wie verhalten ſich die Rechte der einzelnen Landesſtände in der Beſtimmung ihrer Verfaſſung zu den Rechten des deutſchen Nationalparlaments?

Hier ſonderte ſich nun die Rechte entſchieden von der Linken.

Die Rechte — an der Spitze der Freiherr v. Vincke, der berühmte Führer der Oppoſition auf dem vorjährigen preußiſchen Centrallandtage — forderte Tagesordnung — dem Sinne nach, weil die Sache das Frankfurter Parlament nichts angehe. Herr Eiſenmann beantragte motivirte Tagesordnung, im Vertrauen, die Regierungen ſo wie die Einzelſtände würden ſo artig ſein, nichts zu beſchließen, was in Frankfurt anders beſchloſſen werden könne; oder, im Fall es dennoch geſchähe, etwaige Abweichungen ſofort wieder aufzugeben — ein Vertrauen, das übrigens durch die preußiſche Thronrede im Weſentlichen gerechtfertigt wird.

Herr v. Vincke ſetzte auseinander, daß die Souveränität nicht im Parlament, ſondern im Volk ruhe, daß demnach die Beſchlüſſe des Parlaments nur ſo weit Geltung haben würden, als ſie dem Willen des Volkes entſprächen; daß aber der Wille eines Volkes ſich nur in einer beſtimmten Organiſation, d. h. in einem Staat, äußern könne, daß alſo vor Aufhebung der bisher beſtehenden deutſchen Staaten dieſe Staaten in ihren verfaſſungsmäßigen Organen es wären, die ſich mit der vermittelnden Reichsverſammlung über das zunächſt aufzurichtende Staatsweſen zu vereinbaren hätten.

Dieſe vollkommen klare Deduction, die Herr Welcker durch Appellation an das Gefühl unterſtützte, widerlegte der Führer der radicalen Partei, Herr Robert Blum, durch Witze. Er nannte die Appellation vom allein ſouveränen Parla-

ment (!!) an das Volk ultrarevolutionär, spöttelte über die Lichtensteinische und Reußische Nation u. dgl., wie man im Vaterlands- und Redeübungsvereine spricht, erzählte eine Schaudergeschichte von der fürchterlichen preußischen Verschwörung, die Einheit Deutschlands durch Einberufung der Sonderstände zu paralysiren, und gab schließlich, als sich alle Haare sträubten, durch einen poetischen Impetus der Sache den nöthigen Drücker. Selig die Völker, die durch Poesie regiert werden! Nur einige 20 Mitglieder hatten den Muth, für Tagesordnung zu stimmen, die ganze übrige Versammlung erließ unter dem endlosen Jubel der souveränen Tribunen ein energisches Decret gegen das Attentat der einzelnen Staaten, sich allein zu constituiren. Um die Andeutung dieses Decrets gebührend zu würdigen, müssen wir auf die verschiedenen Versionen desselben einen Blick werfen.

Die äußerste Linke, geführt von Schaffrath, schlug folgende Fassung vor. „Die Beschlußnahme über die Verfassung Deutschlands ist einzig und allein der deutschen Nationalversammlung überlassen. Die Verfassungen und Gesetze der einzelnen deutschen Staaten und die Verträge zwischen ihnen (Zollverein), so wie die Beschlüsse gesetzgebender Volksvertretung in ihnen (Strafrecht, Civilrecht ꝛc.), sind nur in so weit gültig, als sie mit dieser Verfassung Deutschlands übereinstimmen."

Das rechte Centrum, geführt von Beckerath, schlug vor: „daß alle Bestimmungen deutscher Verfassungen, welche nach Vollendung des allgemeinen Verfassungswerkes mit diesem nicht übereinstimmen, abzuändern sind."

Diese Version war zweideutig, denn es kommt darauf an, was man unter „Vollendung des allgemeinen Verfassungswerkes" versteht. Die rechte Seite versteht darunter die rechtliche Vollendung, d. h. die Einwilligung der verschiedenen Staaten in den vom Parlament ausgehenden Entwurf. Nach einer solchen Vollendung verstand sich freilich das Uebrige von selbst.

Das linke Centrum drückte seine Ansicht in dem Wernerschen Antrag aus: „Die Nationalversammlung erklärt, daß alle Bestimmungen einzelner deutscher Verfassungen, welche mit dem von ihr zu gründenden allgemeinen Verfassungswerke nicht übereinstimmen, nur nach Maßgabe der letztern als gültig zu betrachten sind, ihrer bis dahin bestandenen Wirksamkeit unbeschadet."

Wie höflich! Was mit der Verfassung nicht übereinstimmt, soll nur in so fern gelten, als es mit ihr übereinstimmt!! Von dem letztern sinnlosen Zusatz ja nicht zu reden! Aber es war ein Mittelweg, und so vereinigten sich, mit Ausnahme der 20 Anhänger des Vincke'schen Antrags, unter denen sich Graf Arnim auszeichnete, alle Parteien in demselben. Alles brach in Jubel aus, denn man war müde.

Was ist nun eigentlich in diesem Beschluß enthalten? In wie weit sollen die beiderseitigen Stände collidiren? In dem Entwurf der deutschen Verfassung oder der preußischen? Meint man, daß die in Berlin versammelten Stände

eine allgemeine deutſche Verfaſſung geben werden? oder will die Frankfurter Verſammlung die Kühnheit haben, auch nebenbei eine preußiſche Verfaſſung zu entwerfen? Will ſie z. B. die Civilliſte des Königs von Preußen beſtimmen?

Mit dieſer rein politiſchen Frage will es nicht viel ſagen. Geſetzt, die Verſammlung beſchließt eine allgemeine deutſche Republik, ſo wird Preußen ſie desavouiren. Geſetzt, ſie beſchließt einen Kaiſerſtuhl in Frankfurt zu errichten, ſo wird daſſelbe geſchehn. Aber wenn ſie einen vernünftigen Weg findet, durch Beſchränkung der einzelnen Souveränitäten die Einigung des Geſammtvaterlandes zu ſtärken, ſo wird Preußen eben ſo wenig dagegen etwas einzuwenden haben, als andere Staaten.

Aber es handelt ſich auch nicht blos um die politiſche Frage. Will etwa das Parlament, in der löblichen Abſicht, in commerzieller Hinſicht die totale Einheit Deutſchlands herzuſtellen, vorläufig die bisherige theilweiſe Einheit — den Zollverein — aufheben? Ihn aufheben, ehe es ſich von Oeſtreich, von Hamburg, von Hannover die Gewißheit verſchafft hat, daß ſie ſich der Majorität in dieſer Hinſicht unterwerfen? Erſt müßte es alſo doch die einzelnen Staaten fragen, ehe es ſich auch nur über die Form, über Handelsverhältniſſe abzuſtimmen, einigen könnte.

Ob jene Staaten einer Verſammlung, aus der ⅓ Advokaten und Juriſten, ⅓ Profeſſoren ſind, ihre commercielle Politik in die Hände geben werden, die bisher durch Sachverſtändige ausgeübt worden, läßt ſich wenigſtens in Frage ſtellen.

Es iſt alſo mit jenem Beſchluß nicht erheblich viel geſagt. Faßt das Parlament vernünftige Beſchlüſſe, ſo braucht es nicht erſt durch ein Decret ihnen Gehorſam zu ſchaffen, dieſer Gehorſam findet ſich von ſelbſt; gibt es unvernünftige Geſetze, ſo werden ſich die einzelnen Staaten nicht fügen, trotz aller Decrete.

Die ungeheure Majorität für jenen Antrag iſt nur aus einem plötzlichen, fliegenden Enthuſiasmus zu erklären. Ich denke, daß z. B. die öſtreichiſchen Deputirten, die bei dieſer Frage nur daran gedacht zu haben ſcheinen, daß ſie zunächſt Preußen angeht, zeitig genug zur Beſinnung kommen werden.

Daß übrigens die Mitglieder der Frankfurter Verſammlung, ſo conſervativ ſie urſprünglich geſinnt ſein mochten, ſich mehr und mehr der Centraliſationsidee, die Mitglieder des Berliner Reichstages trotz alles Radicalismus der föderaliſtiſchen zuneigen würden, ſtand zu erwarten. Die radicale Oppoſition, die in Berlin für Frankfurt ſchwärmt, iſt eben ſo klein als die umgekehrte in Frankfurt. Das iſt einerſeits ein Uebel, aber es trägt zum Theil ſeine Heilung in ſich ſelbſt. Wenn die Frankfurter zu ſehr à la Nationalconvent centraliſiren, ſo iſt dort ein bedeutendes Gegengewicht vorhanden und auf der andern Seite wird der Rückblick auf Frankfurt das ganze excluſive Preußenthum in Berlin paralyſiren.

Auf die Stellung der politiſchen Parteien in Berlin komme ich im nächſten Heft zurück.

J. S.

# Eine deutsche Versammlung in London.

Aufruf an alle Deutschen in England — eine deutsche Kriegsflotte errichten zu helfen, so lautete das Programm, das gestern meine Landsleute in der City nach der „Hall of Commerce" zusammenrief, einem weiten Saal, den ein Engländer unentgeldlich gegeben hatte, wahrscheinlich aus Neugierde, zu sehen, wie viel deutsche Freunde ihres Vaterlandes Englands Boden aufzuweisen habe. Die Zahl war klein! Kaum mehr als Hundert fanden sich zusammen. — Beschämt darüber stand ein Herr auf und schlug vor, die Versammlung zu vertagen; die englischen Blätter hätten die Deutschen schon zur Genüge zum Gegenstand ihrer Spöttereien gemacht; traurig sei dieser Beweis mangelnden Nationalgefühls. — Der Grönländer, werde er seinem traurigen Boden entrissen und in die lichteren Gefilde des Südens versetzt, sehne sich immer wieder nach seinem Thran und dem ewigen Schnee seines nordischen Himmels, — aber der Deutsche in London — und vielleicht der Deutsche überall — sehne sich nie nach dem heimischen Boden zurück, nenne sich nie mehr mit Hochgefühl den Bürger seines Vaterlandes, baue nie mehr stolze Hoffnungen auf dessen Ruhm, dessen Glanz, dessen Ehre. Dem fremden Boden, auf dem er sein Brot esse — dem weihe er fortan sein Interesse. Wie die Kuh in ihrem Stalle nur ihr Futter sieht, so gefalle auch ihm der Ort am besten, wo er sich am reichsten mästen könne. Der Engländer bleibe überall, in Nord und Süd und an den fernsten Polen der Sohn seines Vaterlandes und würde es verschmähen, einen andern Namen zu tragen; aber der Deutsche in London — mit Bedauern sei es gesagt — er verachte den Boden, dem er entsprossen. — Die Versammlung zog aber dennoch vor, so klein sie auch sei, beisammen zu bleiben und den Nichterschienenen durch ihr Beispiel zu zeigen, wie man denken, wie man handeln solle. Ein Präsident wurde erwählt und die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang. — Erstlich wurde auseinandergesetzt, daß die für Deutschland zu gründende Flotte nicht eine Kriegsflotte, sondern eine Friedensflotte sein solle, die dem deutschen Kaufmann auf fernen Meeren Gut und Leben sichere und außerdem seine Häfen beschütze, damit nicht, wie in gegenwärtiger Zeit, ein Völkchen von 1½ Millionen Einwohner eine große Nation von

40 Millionen zu Gefangenen mache und deren weites Gebiet einſchließe. Das dürfe der Deutſche zur Ehre ſeines eigenen Namens und im Intereſſe ſeines Volkes nicht wieder und auch nicht länger dulden.

Ein Engländer bat dann um die Erlaubniß, in der Eigenſchaft eines Weltbürgers ein paar Worte reden zu dürfen, und forderte die Deutſchen auf, nicht durch Kriegsſchiffe und Kanonen groß ſein zu wollen, ſondern durch das, wodurch es bis jetzt, nach England, die bedeutendſte Nation geweſen, — durch die Macht des Gedankens! Und jetzt, wo Lamartine, Cobden und Amerika nur Frieden wünſchten und eine allgemeine Verbrüderung aller Nationen im Frieden und durch den Frieden, ſollte Deutſchland nicht darauf ausgehen, ſich für den Krieg zu rüſten, durch den es nie groß werden könne.

Es war ein Mitglied der „peace society," ſein weißes Halstuch beſagte ſchon etwas von dieſem Charakter. Doch ſprach er gut und wenn auch nicht in dem Sinne der gegenwärtigen Verſammlung, doch mit Anerkennung ihres Beſtrebens. Herr Profeſſor Forchheimer aus Kiel ſprach dann zu Gunſten der deutſchen Häfen, deren Zugänglichkeit bezweifelt worden war und vorzüglich nannte er Kiel und Flensburg als ganz geeignet, eine Kriegsflotte aufzunehmen. Herr Franz Thimm aus Berlin, ein enthuſiaſtiſcher Patriot, legte mit vieler Wärme ein gutes Wort für die Sache ein und rühmte unſere Matroſen, als denen aller andern Völker in Erziehung und Geſchick vorgehend. Herr Gerſtenberg aber, ein naturaliſirter Londoner Deutſcher und doch noch ein Deutſcher, ſprach mit vieler Wärme für die Sache und forderte beſonders auf, daß jeder, auch der ärmſte Deutſche, der Arbeiter, der Handwerker ſein Scherflein beitragen ſollte — denn 100,000 Schärflein machten ein hübſches Ganze, und überdem habe ein ſolcher Beitrag in dieſem Augenblick noch den beſondern Werth, darzuthun, welcher Deutſche hier wirklich noch deutſch geſinnt ſei, man wolle daher jeden einzeln mit Namen aufführen und dadurch alle jene, die ſich bei dieſer Gelegenheit nicht als Deutſche zeigten, mit dem Stempel der Verachtung vor den Augen der Welt brandmarken. — Dies war ſtark geſprochen und gut geſagt. Es wird dieſe Stiftung alſo wie eine Art römiſche Kopfſteuer ausfallen. So wird man auch ſtatiſtiſch darthun können, wie viel Deutſche eigentlich in England leben. — Aber ein Verſehen iſt dabei gemacht. Man will nur die männlichen Köpfe zählen, und es läßt ſich doch annehmen, daß die Frauen bis dahin eine Hälfte der deutſchen Bevölkerung hier ausgemacht haben. Warum ſie alſo auslaſſen? —

Endlich wurde abgeſtimmt und die Beſchlüſſe vorgeleſen. Es ſtellte ſich heraus, daß man ſchon 1500 Pfd. St. beiſammen hatte; der Prinz von Preußen (allgemeines Ziſchen und Stampfen) — gab dazu 1000 Pfd. St. (das Geld iſt ganz gut, rief man) — Chevalier Bunſen — (ein Murmeln des Mißvergnügens) 25 Pfd. St. — und zugleich hatte der Herr Geſandte ſich erbeten, bei der nächſten Verſammlung den Vorſitz zu führen, was ohne Zweifel die deutſchen „Snobs„

in der City von London veranlaſſen würde, recht zahlreich zu erſcheinen. Auch Baron Hügel und andere bedeutende Diplomaten haben der Sache einen goldenen Beiſtand geleiſtet und die hundert Patrioten gingen mit der Hoffnung auseinander, bei der nächſten Verſammlung eine größere aufweiſen zu können und wenigſtens das Reſultat ihrer eigenen Beſtrebungen vorlegen zu dürfen, das dem in ihnen perſonificirten Namen einer deutſchen Nation Ehre mache.

Der Aufruf lautet:

An alle Deutſchen in England!

Das deutſche Volk hat beſchloſſen, eine Achtung gebietende Stellung unter den Nationen wieder einzunehmen, es muß ſie behaupten. Sein Landheer iſt ſtark, wohlgeübt und jedem Feind gewachſen, der ſeine Grenzen bedrohen könnte. Aber ſeine Intereſſen reichen auch über den Ocean hinaus, ſeine Handelsflagge weht auf allen Meeren, ſeine Küſten ſind mit blühenden Handelsſtädten bedeckt, und nach dieſer Seite hin iſt Deutſchland den Angriffen eines jeden Feindes bloßgeſtellt, tödtlich verwundbar. Deutſchland bedarf einer Kriegsflotte. Zur Wahrung ſeiner Ehre, zum Schutze ſeines Welthandels, zur Aufrechthaltung des Friedens, nicht zum Angriffe und zur Zerſtörung muß ſie in's Leben treten. Auf ſie geſtützt, im Bewußtſein ſeines Rechts und ſeiner Kraft mag dann Deutſchland den kommenden Ereigniſſen mit Zuverſicht entgegengehen. Und ſchon treten zur Erreichung dieſes Zweckes Männer in allen Theilen des Vaterlandes zuſammen; alle politiſchen Meinungsverſchiedenheiten verſchwinden, und die Begründung einer deutſchen Kriegsflotte iſt die erſte That des zur Einheit wiedergebornen Deutſchlands. Auf denn, deutſche Männer Alle, denen auch auf Englands gaſtlichem Boden noch ein deutſches Herz in der Bruſt ſchlägt! Ihr Alle, die ihr Deutſchlands jungen Freiheitsmorgen mit Begeiſterung begrüßt habt, reicht Euch die Hände zum gemeinſamen Werke, und während die edelſten Söhne des Vaterlandes Blut und Leben für die Wahrung ſeiner Würde in die Schanze ſchlagen, laßt uns wenigſtens durch reichliche Gaben unſere Theilnahme bezeugen.

London, den 1. Juni.

## Nachſchrift.

(Die Verurtheilung Mitchell's.)

Da ich eben aus London berichte, muß ich eine Begebenheit erwähnen, die mit der deutſchen Flotte und mit den Deutſchen in London Nichts zu thun hat, wohl aber von allgemeinem Intereſſe ſein dürfte; ich meine die Verurtheilung Mitchell's, des irländiſchen Aufwieglers. Zum erſten Mal ſeit langen Jahren beginnt ſelbſt der echte John Bull die iriſche Revolution für mehr als einen humbug zu halten und trotz des angeblichen Sieges, den das britiſche Geſetz über die hiberniſche disaffection mit der Verurtheilung Mitchell's erfochten hat, können ſich

die Denkenden unter dem hiesigen Publikum nicht enthalten, to look rather sheepish, d. h. ein — langes Gesicht zu machen. Der triumphirende Leitartikel in der Times erscheint allen Unbefangenen sehr forcirt. Erstens hat sich gezeigt, daß die katholische Majorität auf der Schwesterinsel Herrn Mitchell wirklich als ein Opfer der Tyrannei und Willkür betrachtet, in jeder Beziehung mit ihm sympathisirt, seine Ansichten theilt, seine Sache für eine reine und gerechte hält. Im Gerichtshofe selbst und auf allen Straßen von Dublin äußerte sich die Theilnahme des ganzen Volkes, des Pöbels (mob) wie der Gentry, auf die unzweideutigste und drohendste Weise; um die Vollstreckung des Urtheilsspruches zu sichern, mußte eine bedeutende Militärmasse aufgeboten werden. Für die Familie des „Opfers" wurden im Nu sechshundert Pfund Sterling durch eine Subscription zusammengebracht. Die öffentliche Meinung Irlands behauptet, die Jury, welche Herrn Mitchell schuldig fand, sei packed (gefälscht, unehrlich zusammengesetzt) gewesen und die öffentliche Meinung Englands weiß nichts Schlagendes darauf zu antworten. Unter den hundertundfunfzig durch das Loos gezogenen Jurors zur Bildung der aus 12 Personen bestehenden Jury sollen nur 28 Katholiken gewesen sein, während es nach den statistischen Verhältnissen Irlands höchstens so viel Protestanten hätten sein müssen. Allerdings entgegnet man, der Angeklagte habe seinen ernsten Willen, die Insel von der Herrschaft Großbritanniens loszureißen und einen blutigen Krieg gegen die Gutsbesitzer vor der nächsten Ernte anzufachen, vor Gericht selbst eingestanden, sich also selbst schuldig bekannt, nur daß er das englische Gesetz nicht anerkannte und sich deshalb „moralisch" unschuldig erklärte; da die meisten Katholiken eben so denken, oder von den Drohungen der Jungirländer sich einschüchtern lassen, so befänden sie sich in einer Art von moralischer Mitschuld und seien unbefähigt (disqualified), unparteiisch zu urtheilen; die meisten Katholiken hätten sich vielleicht die Augen zugehalten und trotz des Mitchell'schen Bekenntnisses, daß er rebelliren wolle, ihn dessen nicht schuldig gefunden; der Regierung sei daher keine Wahl geblieben, als eine protestantische Jury auszusuchen, weil sonst die Rebellion factisch sanctionirt und am Ende das Institut des Geschwornengerichts selbst discreditirt worden wäre. Allein die Engländer sind zu gewissenhaft und legen das Gesetz mit zu buchstäblicher Treue aus, um nicht trotzdem die Politik des Lordlieutenants mit Kopfschütteln zu betrachten und den Proceß einen Staatsstreich zu nennen. Wie sehr man diese Bedenklichkeit des englischen Gewissens fürchtet, geht schon daraus hervor, daß die Behörden Dublins eine Vertheidigungsschrift veröffentlichen wollen, worin man nachweisen wird, daß die Jury **nicht** gefälscht und daß, statt 28, gegen funfzig Römischkatholische gezogen worden seien.

Zweitens scheint die Strafe, welche den Verurtheilten getroffen, in keinem Verhältniß zu dem Anklagegrunde zu stehen. Mitchell war bereits einmal freigesprochen, weil die Geschwornen sich nicht zu einem Spruch (Verdict) einigen konn-

ten. Darauf benützte man die gefälschte Jury, um den Rebellen wegen zweier renommistischen Zeitungsartikel (im United Irishman) als Hochverräther zur Transportation auf vierzehn Jahre verdammen zu lassen. Es sieht wie eine grausame Verfolgung der irländischen Presse aus. Wegen zweier Artikel, dergleichen hunderte jeden Monat nicht blos in irländischen, sondern auch englischen (Chartisten-) Zeitungen ungestraft erscheinen, einen Gentleman zu einer so harten, das ganze Leben vernichtenden und entehrenden Strafe zu verdammen, ihn gefesselt auf das Transportschiff zu schaffen, sein Haar abzuscheeren und ihm die Sträflingsjacke anzuziehen, — das klingt sehr barsch und herbe in englischen Ohren. Mitchell hat seine Agitation nicht am respectabelsten betrieben, er hat sich sogar häufig durch seine ohnmächtigen Wuthreden lächerlich gemacht. Dies Alles vergißt man jetzt bei dem Gedanken an sein hartes Loos. Sein Benehmen vor Gericht, welches viel männlicher als sein Zeitungsstyl war, hat ihm Sympathien gewonnen, die gefährlicher sind, als seine eigenen frühern Umtriebe. — Die irländische Frage sieht jetzt dorniger aus als jemals und Clarendon, der zu seiner Statthalterschaft größere Popularität als je ein Vicekönig mitbrachte, dürfte einen bitterern Stand bekommen als alle seine Vorgänger. Die Whigs möchten den einst so beschwerlichen O'Connell nun gern mit ihren Nägeln ausgraben, wenn sie könnten, während die Paar Hochtories den Grund alles Uebels noch immer auf den Liberator zurückführen und behaupten, nun gehe erst die Saat auf, die der furchtbare Daniel ausgesäet. A.

# Tagebuch.

## I.

## Aus Paris.

### 1.

#### Das Fest der Republik.

Paris bot am Tage des Festes (am 21. Mai) ein eigenthümliches Schauspiel; die sogenannte elegante Welt war wie verschwunden und statt ihrer sah man Massen robuster, durch gewisse eckige Bewegungen sich auszeichnender Provincialen auf Straßen und Plätzen umherschweifen. Nationalgarde und Linientruppen standen vom frühen Morgen an in allen Straßen und selbst außerhalb der Stadt, während unabsehbare Massen Volkes dem Marsfelde zueilten. Seit Monaten hatte man Tausende von Arbeitern dort beschäftigt, um die Anhöhen, welche das ziemlich ebene Terrain umgeben, fortzuschaffen. Ich überzeugte mich am Tage des Festes aber, daß diese Arbeiten eben nur, um Arbeit zu geben, angeordnet worden, denn das Marsfeld ist dadurch nur monotoner, vielleicht unbrauchbar geworden, weil die Zuschauer durch das Abtragen der Anhöhen keinen vortheilhaften Platz mehr haben. Ergreifend war in dem ganzen Conglomerat von Menschen, Fahnen, Standarten, Triumphwagen u. s. w. nur der Trupp der Veteranen der großen Armee. Ihr Aufzug sah so lebendig und Illusion erweckend aus, daß man Bilder von Charlet vor sich zu haben glaubte. Die Musikchöre waren wie immer abscheulich: im Gesang der Volkshymnen kein Enthusiasmus, im Spielen der Märsche eine Trägheit, als ob die Musikanten, von tropischer Hitze ermattet, den Mund kaum mehr zum Blasen öffnen könnten. Wer kennt nicht den gräulichen Charivari, den man in einer Jahrmarktbude zu hören bekommt, deren Musik immer die ihrer Nachbarn übertäuben will? Man hört alsdann ein Dutzend Weisen mit einem Male und darum eigentlich keine einzige. Gerade so war es auf dem Marsfelde, wo das Musikcorps jedes Trupps der Regierung und den Volksrepräsentanten Eins aufspielen wollte. Eine Beschreibung der Einzelnheiten des Zuges wird den Leser wohl schwerlich interessiren können, und ich will deshalb nur von dem reden, was zur Charakteristik des Festes beitragen kann. Die Deutschen hatten einen besondern Platz im Zuge, jedoch war die Anzahl der Theilnehmer verhältnißmäßig nur gering. Man hat in einer Art von Club, der sich vor einigen Wochen hier unter den Deutschen gebildet hat, den Vorschlag gemacht, am Tage vor dem Feste Börne's Grab zu besuchen, ich weiß aber nicht, ob dieser Vorschlag ausgeführt worden ist. Der Handwerkerstand sollte bei dem Feste die Hauptrolle spielen, und die verschiedenen Gewerke trugen deshalb ihre

„Meiſterſtücke" im Zuge mit. Bei vielen bewährte ſich denn auch der vielgeprieſene franzöſiſche Geſchmack, andere dagegen waren kindiſch und ſinnlos, wie z. B. ein Wagen mit muſikaliſchen Inſtrumenten, auf welchem Mädchen von ſechs bis acht Jahren die Marſeillaiſe ſangen. Ueberhaupt hatten viele Handwerker den Zug zu ambulanten „Reclamen" benutzt. Den unangenehmſten Eindruck aber machten die 500 jungen Mädchen, die faſt ohne Ausnahme ſo häßlich waren, daß man in ihnen ein ſprechendes Bild von der Entartung der niedern Volksklaſſen in Frankreich hatte. Es ſcheint wirklich, als ob das Elend die phyſiſche Conſtitution der Arbeiter bereits merklich untergraben hätte. Da dieſe Mädchen für ihre Theilnahme am Feſte vom Staate bezahlt wurden, ſo hatte man ſie nur aus den ärmſten Klaſſen gewählt; auch hatten die Perrückenmacher dem Vaterlande das Opfer gebracht, ſie für dieſen Feiertag umſonſt zu friſiren. Dies waren ungefähr die Elemente des Bildes, auf deſſen Ausdruck ich nach kurzer Beſchreibung ſeines Rahmens zurückkommen werde. So ſchön die Anordner des Feſtes ſich dieſen gedacht haben, ſo unſchön iſt er ausgefallen, ſo artig er ſich auf dem Papier ausnahm, ſo klotzig machte er ſich in der Wirklichkeit. Man denke ſich am Eingange in das Marsfeld von der Brücke her zwei viereckige hölzerne Säulen mit Inſchriften, wie: „liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt" und den Fahnen der verſchiedenen Nationen. Dieſe würdigen Trophäen ſchienen auf etwas verhältnißmäßig Edles vorzubereiten, aber kaum war man 50 Schritt vorgeſchritten, als vier ſymboliſche Statuen, deren Monſtroſität und Fratzenhaftigkeit unbeſchreiblich iſt, allen Enthuſiasmus im Keime erſtickten. „So denkt und ſchafft nur die Lüge," das war der erſte, einzige Gedanke, der Einen beim Anſchauen dieſer Figuren überfiel. Dieſe Lüge bezieht ſich ſowohl auf die Künſtlerſchaft wie auf die Republikanerſchaft derer, die hier Hand an's Werk legten. Selbſt die in der Mitte des Feldes ſtehende coloſſale Statue der Freiheit war nicht viel beſſer und die „coloſſalen" Löwen wahre Ungeheuerchen im putzigſten Style. Nun denke man ſich ferner das ganze Feld von kleinen zeltähnlichen Häuschen eingefaßt, auf denen ein antiker Altar aus Pappendeckel ſtand, der aber trotz ſeines couliſſenmäßigen Anſehens doch auf mehr vorbereitete, als auf eine kleine Schenkwirthſchaft, in der man Wein und Knackwürſte verkaufte. Aber was kümmert uns dieſe ganze äußere Decoration, wenn's nur von innen recht feſtlich ausſieht? Nun, ich war Morgens auf dem Boulevard, Nachmittags auf dem Marsfelde und Abends in den Champs Eliſées, aber gelangweilter und langweiliger habe ich die Franzoſen nie geſehen. Keine Spur von Enthuſiasmus, keine Bewegung in dieſer ſich und den Feſtapparat kalt anglotzenden Menge! Die Feier hat durchaus keinen moraliſchen Eindruck gemacht und ihr ganzer Vortheil beſtand in den materiellen Folgen, d. h. in den guten Geſchäften der Gaſt- und Schenkwirthe, Metzger, Bäcker und Saltimbanques. Eigentlichen Geiſt für Volksfeſte haben die Franzoſen ohnehin nicht: da ihre Natur mehr auf Verſinnlichung des Geiſtigen als auf Vergeiſtigung des Sinnlichen angewieſen iſt, ſo nehmen ſie das äußere Schauſpiel für die innere Bewegung, die räumlich hingeſtellte Pracht für die Einfachheit des naiv ſich ausſprechenden Lebens.

Paris, den 23. Mai. Dr. F. S. B.

## 2.

Neue Stichworte. — Anekdote. — Rollin's republikaniſche Hebammen oder Rechtſchreibung und Rechtlichkeit. — Negative und poſitive Republikaner. — Franzöſiſche Ausſichten. — Die Hazardſpieler.

Seit dem 15. Mai — ein Tag, der zufällig für Wien, Neapel und Paris ein gleich wichtiger Wendepunkt wurde, — ſind hier eine Maſſe neuer Stichworte aufge-

taucht, durch welche ſich die Parteien unterſcheiden. Die ehrlichen Bourgeois, die ihrem Entſetzen über die communiſtiſchen Tendenzen der Rotte Korah und ihrer Freude über den raſchen Sturz dieſer Epigonen Baboeuf's Luft machen wollten, riefen überall: Vive la république des honnêtes gens! was, beiläufig g.ſagt, kein Compliment für ihre Gegner iſt. Dieſe wiederum unterſcheiden zwiſchen république monarchique (das ſoll am Ende die conſtitutionelle Monarchie auf breiteſter demokratiſcher Grundlage ſein, alſo Reaction, alſo Regence!) und république démocratique; der National mit ſeiner Partei nennt erſtere la république pure et simple. Ueber das Epitheton démocratique hat man ſich luſtig machen wollen und der Commerce, der es einen Pleonasmus nennt, erzählt eine hübſche Anekdote, um die Gedankenloſigkeit zu perſifflren, mit der ſich der große Haufe jede neue Schelle um den Hals hängen laſſe. Ein Vollblutrepublikaner von mehr Lunge als Gehirn und mehr Geſinnung als Kleidung ſchrie, vor einer Compagnie Nationalgarde einherlaufend, den Schrei des Tages: Vive la république démocratique! — Ja wohl, mein Freund, antwortete der Nationalgardenhauptmann, ſie lebe! Nicht blos die demokratiſche, ſondern zugleich analytiſche und ſynthetiſche Republik, vivat hoch! — Ganz recht, Bürger, entgegnete der Schreier mit großem Jubel über die Titelbereicherung ſeiner geliebten Republik, la république démocratique, syn — ana — la — syntique, enfin tout-á-fait comme vous dites! — Indeſſen hat das pleonaſtiſche Beiwort ſeinen nur zu ſpecifiſchen Sinn; es paßt nicht auf die alte dynaſtiſche Linke, nicht auf die legitimiſtiſchen, nicht auf die puren und ſimplen Republikaner, mit einem Wort nicht auf den größten Theil der ganzen ungeheuern Aſſemblee nationale, obgleich dieſelbe durch das allgemeine Stimmrecht und mit Hilfe von Ledru Rollin's Hebammen *) aus dem Schooß der Nation ſelbſt geboren wurde.

Meiner Anſicht nach laſſen ſich die Republikaner Frankreichs in zwei Claſſen theilen, eine große und eine kleine. Jene würde ich die Partei der paſſiven oder negativen, dieſe die der activen oder poſitiven Republikaner nennen. Zu jener muß man eine Maſſe untergeordneter Schattirungen zählen, die bereits in der alten Deputirtenkammer vertreten waren; Lamartine gehört zu den paſſiven Republikanern eben ſo gut wie Odillon Barrot und Thiers. Die beiden letztern haben die Republik angenommen, weil ihre parlamentariſchen Anſtrengungen für eine Regence ohne Unterſtützung blieben; die Legitimiſten, weil ſie dachten: wenn die Krone nicht Heinrich V. zufällt, ſo iſt es beſſer, ſie fällt Niemanden zu. Was die alte Rechte betrifft, ſo beſtand ſie theils aus gekauften Seelen, die eben ſo wenig den Muth hatten, für den Thron Louis Philipp's zu fechten, wie früher gegen ſein Syſtem den Mund aufzuthun, theils aus den Ver-

*) Einer von Ledru Rollin's Commiſſaren iſt jetzt wegen eines Raubmordes angeklagt, den er auf ſeiner republikaniſchen Miſſion, — als Nebengeſchäft — begangen haben ſoll. Unter den Barrikadenkämpfern zu Rouen, die bekanntlich von dem Commiſſär Rollin's, Deſchamps, aufgewiegelt waren, um die gemäßigten Wahlen, die geſchehen waren, mit Gewalt zu annuliren, hat man auch einige entlaſſene und entflohene Galeerenhelden entdeckt; die Leichen vieler „Märtyrer" hatten nämlich das glorreiche T. F. (travaux forcés) auf dem Rücken. Ledru Rollin ſcheint in der Wahl ſeiner Werkzeuge demnach nicht wählig geweſen zu ſein. Auf Bildung und Wiſſen, ſagte er in ſeiner berühmten Circulaire ſelbſt, ſei wen ger Rückſicht zu nehmen, als auf Eifer und Geſinnung. Allein wenn die Geſinnung auch einigen Mangel an Rechtſchreibung erſetzen kann, ſo macht ſie ſchwerlich einen übertriebenen Mangel an Rechtlichkeit gut. Herr Rollin hat ſich jetzt ſo ziemlich effacirt, ſonſt würde es Anklagen gegen ihn von allen Seiten regnen.

tretern jener großen rechtlichen, aber geistig und herzlich mittelmäßigen Mittelklasse, die den Bürgerkönig nicht bekämpfte, sondern ihn einfach fallen ließ. Das Corruptionssystem Louis Philipp's war in solchen Verruf gekommen und hatte den traditionellen Haß gegen das Haus Orleans, gegen den Abkömmling des Regenten und des Herzogs Egalité so geschärft und „envenimirt", daß die Verachtung des Julikönigthums fast zu einem Ehrenpunkt und einem Hauptparagraphen in dem ungeschriebenen Sittencodex der öffentlichen Meinung geworden war; diese allgemeine Verachtung nicht zu theilen, hieß beinahe sich zum gemeinsten Materialismus und Cynismus bekennen. War es doch so weit gekommen, daß seit zwei Jahren Louis Philipp in der ganzen Pariser Presse keinen Vertheidiger besaß, als das Journal des Débats und — den Moniteur, d. h. sich selbst und seinen treuen Diener Guizot. Dennoch hätten all' diese stillschweigenden und lauten Oppositionsparteien, die aus treulosem Eigennutz, aus moralischem Ekel oder aus traditioneller Abneigung Louis Philipp im Stiche ließen, in ihrem Leben keinen Aufstand gegen ihn unternommen. Sie waren entschlossen, seinen Tod abzuwarten, und von der Regentschaft eine ehrlichere Auslegung der Constitution zu erringen, ehe man ihr huldigte. Am 23. Februar wären diese Parteien mit der Abdankung Guizot's zufrieden gewesen und am 24. hätte die Abdankung des Königs ihre höchsten Wünsche überflügelt. Und diese Parteien zusammen bilden die Majorität Frankreichs. Wenn es nun auch wahr ist, daß die Majorität durch ihr Verhalten die Abdankung des Königthums, statt des Königs, möglich machte, daß sie die Verurtheilung der constitutionellen Monarchie in der Person Louis Philipp's als ein fait accompli anerkannte, so kann man doch nicht sagen, daß diese Majorität für die Republik nur einen Finger gerührt hat oder aus freiem Antriebe gerührt hätte. Selbst Lamartine hatte sich am 24. Februar gegen Dupin verpflichtet, seine Kräfte der Regentschaft zu widmen, im Fall dieselbe durchgesetzt werden könnte. Die Majorität nahm die Republik an, weil sie die Regence nicht mit Blut erkaufen wollte, und weil die Republik am Ende in Frankreich ein geheiligter Name ist, unter dem sich Jeder, Ultramontaner und Voltairianer, Freihandels- und Schutzzollverfechter, Humanitaire und Diplomat, den freiesten Spielraum für die Verfolgung seiner Tendenzen denken kann. Was die Majorität sich unter der Republik gedacht hat und denkt, wird man aus ihrem frühern Auftreten leicht schließen können.

Die positiven und activen Republikaner sind diejenigen, die für die Republik auf den Barrikaden gestanden haben; die seit Jahren auf Revolution gedichtet und getrachtet, offen und heimlich, in verbotenen Clubs und bei Reformbanketten; die seit dem Beginn des Kammer-Streits über die passions ennemies ou aveugles und des Kampfes um die Associationsfreiheit ihre Waffen luden und Beute witterten; die mehr als die Wahrheit der Charte und die Ausdehnung des Wahlrechtes gefordert haben; ja denen die Republik selbst nur ein Uebergang und ein Schrittstein zur socialen Umwälzung ist. Denn unzweifelhaft haben für die Republik am kaltblütigsten und fleißigsten diejenigen gefochten, denen an der Republik selbst den Geier gelegen ist, die über den Werth politischer Institutionen ganz blasirt und über den „veralteten Staat" überhaupt „hinaus" sind: die Communisten. Neben ihnen kämpften allerdings ebenso entschlossen die militärischen Schwärmer, die weniger von den innern Mißbräuchen als von der zahmen Stellung Frankreichs gegen das Ausland empört waren.

Die Majorität, mit den meisten ihrer Schattirungen, welche die Republik aufrichtig angenommen haben, will keine großen Neuerungen, am wenigsten socialistische. Sie wird einer Regierung, die mit einer geringern Dosis Corruption und einem klei-

nern Budget auskommt, herzlichſt Beifall klatſchen. Sie will auch keinen europäiſchen Krieg. Kleine Feldzüge, wie die Algierſchen, wären ihr gelegen, damit das Schwert nicht einroſte und das böſe Blut einen Abzugscanal finde; ſie iſt aber viel zu klug, um nicht zu wiſſen, wie ſehr die Verhältniſſe in Deutſchland ſich geändert haben und daß es fraglich iſt, ob Frankreich noch heutzutage im Stande iſt, ganz Europa mit einem Schlage über den Haufen zu ſtürzen und ein paar Decennien lang in Schach zu halten. Sie wird ſich hüten, die alte gloire auf das Spiel zu ſetzen. Der prestige, den die franzöſiſchen Waffen von Alters her beſitzen, iſt eine größere Macht als die entſchiedenſten Triumphe auf dem Schlachtfeld, die durch Wechſelfälle wieder verloren gehen können. Das iſt es, was Lamartine die „bewaffnete Diplomatie" nennt. Nein, die Majorität wird keinen Krieg mehr wagen, ſo lange ſie ihrer Sache nicht gewiß iſt; jedenfalls wird ſie ihn nicht herausfordern. Die Geſchichte Napoleon's ſcheint, ſo wenig man es offen geſtehen mag, eine heilſame Lehre geworden zu ſein. Die Republik wird eine friedliebende ſein, nicht à tout prix, wie Guizot, aber doch zu einem billigen Preiſe; und Lamartine unterſcheidet ſich von Louis Philipp und Thiers nur durch größere Offenheit; allerdings eine Hauptſache. Er hat den Polen von Anfang ſeinen „moraliſchen" Beiſtand zugeſagt. Louis Philipp aber führte in den erſten Jahren ſeiner Regierung doppelte Correſpondenz; er klopfte mit einer Hand der Propaganda auf die Schulter, mit der andern den Cabinetten, ließ die mißvergnügten Völker aufhetzen und verrieth ſie dann an die Regierungen.

Behauptet ſich dieſe gemäßigte Majorität am Ruder und einigen ſich die Fractionen, aus denen ſie beſteht, in den allgemeinen Verfaſſungsfragen; gelingt es den erſchütterten, aber nichts weniger als untergrabenen Wohlſtand des Landes zu ſichern, ſo wäre ein Fortſchritt zu wahrhaft republikaniſchen Inſtitutionen in Frankreich immer noch denkbar; denn wenn die Ruhe im Innern nur einigermaßen ſich befeſtigt, wenn keine dynaſtiſchen oder anarchiſchen Intriguen die Regierung zwingen, ſich mit der Dictatur zu rüſten, der Bureaukratie von Neuem discretionäre Gewalten in die Hand zu geben und die Zwangsjacke der Centraliſation wieder feſter zu ſchnüren, ſo wird das erwachende Selbſtgefühl der Provinzen früher oder ſpäter doch zur Gemeindefreiheit führen müſſen, die im Princip bereits anerkannte Selbſtſtändigkeit der Kirche kann ohnedies nicht verfehlen, ähnliche Wirkung zu haben, und der Polizeigeiſt *), welcher der eigentliche Wurm an der Wurzel und Blüthe volksthümlicher Freiheit iſt, weicht allmälig der freiwilligen Achtung vor dem ſelbſtgegebenen Geſetze. Noch iſt der altberühmte bon sens der Franzoſen nicht erſtorben und findet, trotz der nervenzerrüttenden Krämpfe, an welchen die Nation ſeit 60 Jahren leidet, ſein Häuflein muthiger Vertreter, in deren Intereſſe es liegen muß, vor Allem die Elementar- und Volksſchule zu heben, damit auch dem bon sens endlich ein Publikum heranwachſe, wie es jetzt faſt ausſchließlich der esprit und die Leidenſchaft hat; denn bis jetzt gibt es für die Zaubertränke eines Michelet, Quinet, Fourier, Cabet u. ſ. w. kein Gegengift als die vis inertiae des bon bourgeois und dieſe iſt auch vom Uebel. Sie ſehen, ich verzweifle nicht an der franzöſiſchen Republik, die Nation hat eine glänzende Zukunft, obwohl mit vielen, vielen „wenns" umſchrieben. Bei welcher Nation wäre es anders? Man kann das äußerſte Ziel des Fortſchritts mit prophetiſchem Enthuſiasmus auf einmal proklamiren, — wie e's hier zu Lande Brauch iſt — in's Leben tritt er doch aller Orten nur allmälig und ſchrittweiſe.

*) Ein Zeichen der Zeit iſt die vorgeſchlagene Abſchaffung des Paßweſens für das Innere Frankreichs. Daß ſie augenblicklich durchgehen wird, iſt freilich kaum zu hoffen.

Aber wird der fanatiſchen Minorität, wird der ſchwärmeriſchen Secte der poſitiven Republikaner, deren Fauſt allein den Fuchs aus ſeiner Höhle trieb, damit gedient ſein? Darum haben dieſe Leute nicht ihr Blut verſpritzt; nicht damit die zahme langweilige Ordnung, damit der veraltete politiſche Staat ſich raſch wieder hinſetze und den Krater der geſellſchaftlichen Revolution ſchließe. Die thätigen Urheber der Republik haben darunter gloire gegen Außen und Herrſchaft des vierten Standes im Innern gemeint. Was die Gemäßigten wollen, nennen ſie eine zweite Auflage des Julithrons, eine verkappte dritte Reſtauration, einen Namen ohne Inhalt. Republik! rufen ſie höhniſch; mag ſie hundertmal ſo heißen! Hängt die Republik, wenn ſie nichts anderes kann, als bei den egoiſtiſchen Engländern oder den erbärmlichen Schweizerkantonen in die Schule geben, um den esprit de cloche bei uns einzuführen, ſtatt die geknechteten Völker Europas in's Schlepptau zu nehmen und dem hochherzigen Peuple den Himmel auf Erden zu ſchaffen, den es verdient. — Die Republikaner von ehedem ſind durch den Schiffbruch, den die erſten Projecte L. Blanc's gelitten haben, um Nichts beſcheidener geworden. Sie pochen darauf, daß die Principien des Socialismus und Communismus weder theoretiſch noch durch praktiſche Verſuche im Kleinen widerlegbar ſeien; die Unmöglichkeit, ſie zu verwirklichen, ſei nicht bewieſen, ergal müſſe ein Verſuch im Großen gemacht und Frankreich mit Haut und Haar zu dem halsbrecheriſchen Experiment verwendet, gleichſam als Einſatz hingeworfen werden. Welche Wahrſcheinlichkeitsrechnung! Das nennen dieſe dämoniſchen Hazardſpieler Logik, das nennen ſie Conſequenz! Wenn der Untergang Frankreichs ihnen jene Unmöglichkeit erſt bewieſen hätte, würden ſie ſich vermuthlich beruhigen. — Im beſten Falle wird die Republik, pure et simple, mit dieſen nur zu energiſchen Ultras einige Jahre ringen müſſen. Wie die Republikaner nach der Julirevolution gegen Louis Philipp, ſo werden ſie nicht aufhören gegen die Republik Lamartine's über Verrath zu ſchreien. Sie ſind dupirt worden, man hat die Früchte der Februarrevolution escamotirt, das eigentliche Volk iſt durch das Suffrage univerſell nicht vertreten ꝛc. Nein, ich irre mich, für dupiren und escamotiren wird man vermuthlich neue und ſinnreichere Worte erfinden. — Leider aber iſt nicht zu leugnen, daß gewiſſe „pure" Republikaner dieſen Geiſt lange genährt und geſchürt haben: Schießpulver haben ſie in den Branntwein geſchüttet, durch Verſprechungen, die nimmer zu erfüllen ſind, haben die Hazardſpieler ſeit Jahren zum Kampfe entflammt und jetzt ſoll der lodernde Brand auf ein beſchwichtigendes Wort oder ein gravitätiſches quos ego! zur ſoliden gemeinnützigen Küchenflamme werden! Das iſt es, was die Arbeit der Republik gar ſauer machen dürfte, denn „jede Schuld rächt ſich auf Erden!"

O. Franz.

Nachſchrift. Die letzten Tage hindurch lebten wir wieder am „Vorabende großer (d. h. unangenehmer) Ereigniſſe." Die 120,000 Arbeiter wollen die Nationalwerkſtätten, wo ſie Nichts thun und einen fixen Tagelohn erhalten, gar nicht gerne verlaſſen und drohen mit „Petitionen" en masse an die Aſſemblee. Dagegen fehlt es in Privatateliers an Arbeitern, ſelbſt wo vier bis fünf Franken täglich geboten werden. (Der Tagelohn in den Ateliers nationaux beträgt $1\frac{1}{2}$ bis 2 Frank per Kopf, aber Muße iſt ſüßer als Gewinn.) Zudem hat die plötzliche Entfernung des Herrn Thomas böſes Blut gemacht und die Nationalgarden haben daher wieder ſchweren Dienſt und müſſen jeden Augenblick ausmarſchiren. Die räthſelhafte Abſetzung oder Entführung des Herrn Thomas, Inſpectors der Nationalwerkſtätten, hat der Miniſter auf eine ſeltſame Weiſe in der Aſſemblee erklärt. Thomas nämlich habe ſehr unregelmäßige und unverläßliche

Rapporte abgestattet und deshalb von der Regierung — eine Mission nach Bordeaux erhalten, um von dort auch ungenaue Nachrichten abzustatten!

## II.

## Aus Stuttgart.

Der Triumph über die Republikaner. — Ein Schutzgeist erhält einen Orden. — Zu hoch geschossen!

Ein wahrer Maiensonntag. In den Straßen lebendiges Wogen, von allen Seiten Trommelwirbel und kriegerische Melodien. Mir klangen sie nicht siegesfroh, nein, bittertraurig in die Harmonie des sonnigen Frühlingsmorgens hinein. Das sechste Infanterie-Regiment zog, aus Baden heimkehrend, von seinen hiesigen Kameraden, von Bürgerwehr und Turnern empfangen, in die Stadt ein, in die mit Kränzen geschmückte Kaserne. Sollten es nicht Cypressen, sollten nicht die Standarten mit schwarzem Flor verhüllt sein? Armes Deutschland, ist es nicht ein Triumph über deine eignen Kinder, der hier fast wie mit barbarischem Gepränge an meine Ohren klingt? Haben diese Braven, die Ihr jetzt begrüßt, nicht der schmerzlichsten Pflicht genügen müssen, gegen ihre eigenen verirrten oder unglücklichen Brüder die tödtliche Waffe zu zücken? Sind die Wunden, die dort am deutschen Rheine geschlagen wurden, nicht uns selbst geschlagen, ist das dort am deutschen Rheine geflossene Blut nicht uns selbst geflossen! —

Die Truppen marschiren am Könige vorbei mit lautem hundertstimmigem Hurrah. Der von Schimmelpenning verwundete Hauptmann Lipp salutirte beim Defiliren mit dem hochgeschwungenen Säbel in der Linken, weil die mit der Sense durchschnittene Rechte noch den Verband trägt. In einer Relation nach diesem Treffen von Dossenbach sagte ein hinzu gestoßener Offizier: „Mein Schutzengel, der Soldat G., war meine Rettung". Der Fourier, dem die Meldung diktirt wurde oder der sie abzuschreiben hatte, wie es scheint nicht darauf gefaßt, daß Schutzgeister beim Militärdienste interveniren, verstand und setzte: „Mein Schütz Engel, der Soldat G. war meine Rettung". Sei es nun, daß der Offizier das Blatt nicht mehr überlas oder durch irgend ein anderes Versehen, kurz der Bericht gelangte in solcher Gestalt an das würtembergische Kriegsministerium, welches sofort dem Schütz Engel und dem Soldaten G. zur Belohnung ihrer Tapferkeit die Dienstmedaille zuerkannte, diesen ersten Erlaß aber nach einiger Zeit durch einen zweiten dahin berichtete: daß nur der Soldat G. und nicht der Schütz Engel die Dienstmedaille erhalten habe. Bis jetzt war es freilich auch noch nicht Gebrauch, daß die Monarchen den Schutzgeistern Orden verleihen.

Ohne den lobenswerthen Muth der wackern Soldaten beeinträchtigen zu wollen, schaut sich's doch wunderlich an, wenn man einfache Vorfälle, die in Feldzügen kaum beachtet würden, zum historischen Heldenthum stempelt. Das menschliche Auge gewöhnt sich gar zu leicht an kleine oder große Proportionen.

Die Tapferkeit unserer Truppen in Ehren! Aber dem Häuflein verblendeter Freischärler gegenüber konnte sie sich gar nicht besonders entfalten. Etwas Merkwürdiges und was bei Veröffentlichung fast Prahlerei dünken könnte, ist die Thatsache: daß unsere Truppen nur einen verwundeten Offizier hatten und einen Soldaten, welchem eine Kugel den Rockkragen zerriß, während Börnstein selbst auf seiner Seite die Zahl der Todten auf 30, die der Verwundeten auf 60 angab, ein Umstand, der nur durch die gute Schule der Soldaten zu erklären ist, deren Schüsse alle trafen, während die Republi-

kaner, welche auf der Höhe ſtanden, nicht Erfahrung genug beſaßen, zu wiſſen, daß alle ihre Schüſſe zu hoch gehen würden.

Am letzten Mai. J. L.

## III.

## Aus Halle

Bourgeoiſie und Pöbel. — Der conſtitutionelle Club und die Reaction. — Der Volksverein und Wislicenus. — Theologie und Politik.

So intereſſant Halle in religiöſer Hinſicht iſt, da hier alle Richtungen vom Pietismus bis zum Atheismus in allen Schattirungen vertreten ſind, ſo iſt es auch eine Stadt der politiſchen Gegenſätze geworden, da ſich hier alle Meinungen vom Abſolutiſten bis zum exaltirten Republikaner geltend machen und ſich ſchroff gegenüberſtehen. Hier kann man ein Muſter von Bourgeoiſie kennen lernen, um einen gründlichen Abſcheu vor deren Gemeinheit zu empfinden. Nichts führt ſie zuſammen, als Furcht vor den brotloſen Arbeitern, ihre Waffe iſt Verleumdung und Gewalt, ihr Ziel Bevormundung und Unterdrückung. Tauſendmal lieber wäre mir das abgeſchüttelte Joch des immerhin noblen Geburtsadels, als das Joch ſo gemeiner Geldſäcke. Aber auch den Charakter eines niederen Pöbels kann man hier beobachten, der ſich vor ſeinem Herren beugt, und doch den Augenblick erwartet, wo er mit Gewalt ſeine Feſſeln zerreißen kann. Indeß iſt unter Reich und Arm ein guter Kern vorhanden, der ſich im conſtitutionellen Club und im Volksvereine zuſammengefunden hat.

Der conſtitutionelle Club hat durch ſeine Zahl und Einheit den größten Einfluß auf die Stadt und die Umgegend ausgeübt, und mehrere Deputirte aus ſeiner Mitte nach Berlin und Frankfurt (Niemeyer, Dunker, Schwartz, Schwetſchke) entſendet. Indeß wird es immer klarer, daß ſeine Zeit vorüber iſt, weil er ſich in der Mehrzahl ſeiner Mitglieder mehr der Reaktion als der Demokratie zuneigt. Man muß wiſſen, daß er nicht nur für's Zweikammerſyſtem und das erbliche Kaiſerthum (natürlich für den König von Preußen), ſondern für indirekte Wahlen u. ſ. w. ſtimmt, daß er nach der Berufung des Prinzen von Preußen dem Staatsminiſterium ſein unbedingtes Vertrauen zu erkennen gibt; man muß ſehen, mit welchem Wohlgefallen Reden für Cenſus und gegen Volksbewaffnung gehört werden, um überzeugt zu ſein, daß er die Macht und die Bedürfniſſe der Maſſe nicht begriffen hat und daß ſein Einfluß ſinken muß, da auch ſeine Verjüngung unmöglich ſcheint.

So arbeitet dieſer Club dem demokratiſchen Volksvereine kräftig in die Hände' der durch das Vertrauen auf ſeine Sache und ſeine ganze Thätigkeit bekundet, daß ihm die nächſte Zukunft gehört. Bei den Wahlen hat derſelbe eine entſchiedene Niederlage erlitten, da ſein Kandidat Wislicenus nicht gewählt wurde. Im Volksvereine ſind beſonders Mitglieder der freien Gemeinde thätig, die ſchon längſt ſich weniger um den Himmel als um die politiſchen und ſocialen Fragen bekümmern und ein Herz für das Volk haben, wozu vor Allem der von der Bourgeoiſie gefürchtete, von den Arbeitern geliebte Weinhändler Rawald gehört. In Wislicenus, der den Vorſitz führt im Volksvereine, verehren die Arbeiter ihren treueſten Beſchützer, und ſo ſehr die Bourgeoiſie ſeinen ruhigen Charakter und ſein reines Streben verdächtigt, ſo dürfte er doch in Zeiten der Noth der Einzige ſein, der die Maſſe im Zaume halten kann.

Wenn man aber fragt, warum in Halle, dieſer Univerſitätsſtadt, dieſem Tummelplatze der religiöſen Parteien die Demokratie noch zu keiner größern Kraft gelangt iſt,

so liegt dies eben an den theologischen Streitigkeiten und an unsern Professoren. Halle hat über der kirchlichen Ausbildung die politische vergessen. E.

## IV.

## Aus Würtemberg.

Das Glück Stuttgarts. — Messe. — Gemäldeausstellung. — Ministerwechsel. — Die Wohlthat des Kaisers von Rußland. — Durchmarsch östreichischer Truppen. — Festlicher Empfang der aus Baden zurückkehrenden Würtemberger.

Die Stuttgarter können es gar nicht begreifen, wie unsere Landsleute im übrigen Deutschland noch klagen oder gar katzenmusiciren können. Das müssen doch die böswilligsten Schreier sein, die da behaupten, Deutschland müsse noch glücklicher werden. Wir leben hier in dulci jubilo und freuen uns unsers Daseins bei „Spätzle und Sechsundvierziger"; für das Uebrige lassen wir unsern Herrgott sorgen. Und der sorgt denn auch wacker für zeitgemäße Unterhaltung. Da haben wir denn erstens eine Messe gehabt; auf selbiger wurde zwar so viel abgesetzt, als andere Male, d. h. nicht viel, indessen war es doch eine Messe mit obligaten Seiltänzern, Kunstreitern und Wachsfiguren. Sodann beglückte uns die periodisch wiederkehrende Gemäldeausstellung des Kunstvereins mit dreihundert und etlichen Meisterwerken, von denen freilich (bis auf das Bestellte) hierorts Nichts verkauft wurde. Ferner durften die Stuttgarter ihren Landtagsabgeordneten wählen; es hielt aber schwer, die Wahlmänner zusammenzubringen, da sie anderweitig politisch beschäftigt sind. Unsern Willen haben wir jetzt auch glücklich durchgesetzt. Der Minister des Auswärtigen, Graf Beroldingen, ist nun endlich von seinem Posten abgetreten und provisorisch durch einen Herrn von Roser ersetzt worden, eine Veränderung, die ungefähr dem Verfahren eines Landmanns gleichzustellen ist, der Dornen aus seinem Acker jätet und Disteln darauf pflanzt. Der Kaiser von Rußland hat unsern armen Leuten dreitausend Gulden Unterstützung zukommen lassen. Welche uneigennützige Großmuth! — An Festlichkeiten hat's uns auch keineswegs gefehlt. Erstlich haben wir ein Regiment Oestreicher zwei Tage lang in der Umgegend im Quartier gehabt, prächtige Leute, mit weißen Fräcken und blauen Hosen. Tüchtig wurden sie verpflegt, noch tüchtiger wurde ihnen zugetrunken und sie zogen wieder ab (zurück nach Bregens, anstatt nach Rastatt, da sie Gegenbefehl erhielten) mit fröhlichen Dank für gute Bewirthung. Aber unsere Truppen sollten deswegen nicht eifersüchtig werden. Darum haben wir ihnen vergangenen Sonntag, als sie aus Baden von der Bekämpfung des unzeitig niedergekommenen Republikanismus zurückkehrten, einen festlichen Empfang bereitet; unsere Bürgerschützen und Weingärtner zogen ihnen in vollem Staate entgegen; und es machte sich recht patriotisch, als nun die Truppen einzogen, geschmückt mit den in deutschem Blute gezeitigten Lorbeerknospen; die Empfangenden riefen Hoch und schwenkten mit den Tüchern. Es war erhebend; es standen zwar ein paar dumme Teufel da, welche meinten, die Soldaten hätten allerdings ihre Pflicht gethan, aber die Erfüllung einer so traurigen Pflicht belohne sich nicht durch fröhlichen Dank; aber, Gott sei Dank, das waren nur so einzelne Schreier, wahrscheinlich Literaten. Der Kriegsminister und Alles, was nur ein testimonium loyalitatis auf der Brust trug, war den Truppen bis an's Weichbild der Stadt entgegengezogen. Es wurde getrommelt, getrompetet, musicirt. — — sogar mit Wasser waren die Wege gesprengt, was in Stuttgart sonst nicht oft passirt. Sehen Sie, so leben wir, so leben wir alle Tage! Honny soit, qui mal y pense.

* * * *

# V.

# Notizen.

Falſche Tiroler. — Oeſtreich und Italien.

— Wer die Leipziger oder Frankfurter Meſſe beſucht hat, wird wiſſen, daß es Tiroler gibt, die nicht am Inn und der Eiſack geboren ſind, ſondern in Coburg-Gotha, Lobenſtein oder Schwarzburg-Sondershauſen. Dieſelben tragen Spitzhüte, geſtickte Gürtel und Kniehoſen, auch duzen ſie Jedermann und handeln mit ſogenannten tyroler Handſchuhen. Das Du in ihrem Munde klingt mehr grob als treuherzig, denn es fehlt ihm das Arom der Naivetät. Endlich laſſen die ehrlichen Bergſöhne die Maskerade ſich anſtändig bezahlen, indem ſie ihre Kunden dann und wann unverſchämt über's Ohr hauen. — Wir vermuthen aber, daß es eine noch feinere Sorte von falſchen Tirolern gibt, die auch nicht am Inn oder der Eiſack zu Hauſe ſind, ſondern in der altöſtreichiſchen Staatskanzlei und dem Collegium germanicum; ſie handeln nicht mit Handſchuhen, ſondern mit Loyalität und Einfalt und es könnte dahin kommen, daß ſie zuletzt nicht ihre Kunden, ſondern ſich ſelbſt und ihre Prinzipale über's Ohr gehauen hätten. Wir ſpielen, wie man ſich wohl denken mag, auf die Proclamationen an, die neulich im Namen des Tiroler Volkes aus Innſpruck an die böhmiſche Deputation, an die croatiſch-ſlavoniſche, und endlich an die Wiener erklungen ſind. Dieſe Adreſſen ſind nämlich mit ungemeiner Kunſt ausgearbeitet; aber daß ſie ein Product der Kunſt ſind, merkt man doch, und darin liegt der Fehler. Sie klingen im Ganzen recht gebirgsurſprünglich — ein Schriftſteller, wie Berthold Auerbach oder Zſchocke hätte den Volkston nicht beſſer treffen können — bis plötzlich mitten in die Alphorntöne ſich ein Mißton einſchleicht; bis mitten unter den herzigen Kernworten eine von jenen hochpolitiſchen Reflexionen vorſpringt, die zwiſchen den Bergen nicht zu wachſen pflegen. Es macht einen fatalen Eindruck, wenn der oratoriſche Gemſenjäger mit einem Mal die Brille aufſetzt und man fühlt ſich verſucht, dem Volksredner den keck auf's Ohr geſtülpten Spitzhut abzunehmen, um zu ſehen, ob nicht eine regelrechte Tonſur darunter ſtecke, und den falſchen Schnurr- und Kinnbart, um zu ſehen, ob hinter der Bartlarve ſich nicht die feinen, abgeſchliffenen Züge eines gewiegten geheimen Hof-, Haus- und Kanzleiraths verbergen. Wohl wiſſen wir, daß die guten Tiroler nicht in corpore jene Adreſſen aufgeſetzt, debattirt und beſchloſſen haben, ſondern ſie haben ſich an einen federkundigen Mann gewendet, der ihre Gefühle, getreu in's Hochdeutſche überſetzt, auf's Papier bringe. Die Frage iſt nur, ob ſie ſich an den rechten Dolmetſcher gewendet oder ob ſich nicht gar ein Unberufener dazu, auf allerhöchſtes Verlangen, aufgeworfen ....! Was die tiroliſche Antwort an die böhmiſche Deputation betrifft, ſo hat ſie in Deutſchland allgemeinen Anklang gefunden und wir wünſchten nur, das Wiener Miniſterium ſammt dem Wiener Hofe hätte bereits vor ſechs Wochen in dieſem Tone mit den Herrn Palacky und Thun geſprochen; viel unnützer Hader und künftige Unruhe wäre uns dadurch erſpart worden, — aber ein Satz darin, obwohl wir ihn gern unterſchreiben, iſt zu ſtaatsmänniſch, um nicht die Illuſion zu ſtören. „Wir kennen nur drei Völker auf dem Feſtlande, welche das Geſchick der Welt entſcheiden werden, die Franzoſen, die Deutſchen und die Ruſſen.“ Das iſt zu ſehr grande politique, um in den Mund des Volks zu paſſen. Indeſſen eine Wahrheit ſchadet ſelten, auch wenn ſie nicht an der paſſendſten Stelle angebracht iſt. — Die Antwort auf den Aufruf der Croaten und Slavonier finden wir einſeitig und etwas im altkaiſerlichen Tone ge-

ſchrieben; der Kaiſer, heißt es, habe den Tirolern „ſeine geheiligte Perſon zur Bewachung anvertraut," als ob ihr von Attentätern oder Montagnards Gefahr gedroht hätte. — Was ſoll man aber erſt zur Strafpredigt ſagen, die das falſche Tirolerthum den Wienern zu halten ſich erlaubt! „Ihr habt die verworfenſte Hefe von Süd und Weſt, von Oſt und Nord in euern Mauern aufgenommen und gepflegt. Glaubenlos, ſittenlos, feil im Dienſte der Lüge und der Verleumdung, haßerfüllt gegen jede geſellige Ordnung und Wohlfahrt, hat ſie eure Jugend verführt, eure Arbeiter bethört" ꝛc. Endlich trompetet der falſche Tiroler gar, wie der Prophet Jonas über Ninive, folgende dräuende Prophezeihung: „Laßt ab von dieſem Treiben, damit nicht bald (?!?) der Wanderer erzähle, hier hat einſt Wien, die große ſchöne Kaiſerſtadt geſtanden!" Zweifelt man noch, daß Pater Lamormain ſpricht? Denn man denke von der Politik der akademiſchen Legion wie man wolle, man halte von den Anſichten der Wiener Jugend über Ein- oder Zweikammerſyſtem ſo wenig als möglich, ſo wird man doch nicht leugnen können, daß die Revolution in der Kaiſerſtadt vor und nach dem 15. Mai dem Wiener Volke ein glänzendes Sitten- und Ehrenzeugniß ausſtellt. Vielleicht in keiner großen Stadt der Welt hätte eine ſo gewaltige Bewegung ablaufen können, ohne daß die Nachtſeite der Geſellſchaft ſich dabei häßlich offenbart hätte. Wo war in Wien eine Spur von jener „verworfenſten Hefe," die der Rabe aus den tiroler Bergen ankrächzt? Wo nur ein Schatten von jenem „glaubensloſen und ſittenloſen Haß gegen jede geſellige Ordnung?" Die Ouvriers von Paris, die Arbeiter von Berlin mögen intelligenter ſein und gebildeter ſprechen, als die Wiener, aber ſie ſind gewiß nicht unverdorbener. Ehrenmänner aller Parteien und Stände, die ſich ſelbſt vielleicht lieber zu den Doctrinärs, als zu den Sturmpetitionären zählen, haben uns mit Bewunderung das Benehmen der geſammten Wiener Bevölkerung in jenen Tagen geſchildert, wo 150,000 Menſchen unter Waffen und Verſchanzungen ſtanden, ohne daß der leiſeſte Exceß, ſelbſt von Seite berauſchter Arbeiter, die Ordnung geſtört und die edle Stimmung der Nation getrübt hätte. Im Gegentheil, man erzählt ſich noch immer zahlreiche rührende Züge von der herzigen Naivetät und dem geſunden Verſtande der Wiener Arbeiter. Und zum erſten Mal hat die Welt vor der altberühmten öſtreichiſchen Gutmüthigkeit Reſpect bekommen, weil ſie ſich mit Kraft und Entſchloſſenheit gepaart zeigte, weil ſie die Feuerprobe der gefährlichſten Revolution beſtand. Die Provinzen öffnen nach und nach die Augen und ihr Urtheil wird dem falſchen Tiroler, der jene „Worte an die Wiener" gebraut hat, einen gewaltigen Strich durch die Rechnung machen. —

— Seit einigen Tagen laufen ganz entgegengeſetzte Gerüchte um über das Glück der öſtreichiſchen und italieniſchen Waffen. Die Mailänder Bülletins verkünden die Einnahme Peſchieras, Radetzky's Berichte verkünden den Entſatz Peſchieras. Thatſächlich iſt, daß die enthuſiaſtiſchen Italiener in der Kunſt, auf dem Papier zu ſiegen und ſtets nur den einen bewußten Mann zu verlieren, viel weiter ſind als die geſetzten Oeſtreicher; wir ſchenken daher dem Feldmarſchall um zwei Drittel mehr Glauben als der proviſoriſchen Regierung von Mailand. Indeſſen kann man bei dem beſten Willen ſich über den vielleicht nahen entſcheidenden Triumph der öſtreichiſchen Waffen in Oberitalien nur mit halbem Herzen freuen. Wir haben ſeit dem Aufſtand der Mailänder unſere ſchwache Stimme hartnäckig gegen den Krieg, den Oeſtreich am Mincio führt, erhoben, weil wir nach dem Styl der kaiſerlichen Manifeſte an nichts Anderes, als einen

Wiedereroberungs- und Unterjochungskrieg denken konnten. Aus demſelben Grunde hat der größte Theil der deutſchen Preſſe ſich von den bekannten Standreden der öſtreichiſchen Deputirten im Vorparlament nicht im mindeſten umſtimmen laſſen, ſondern das Recht fortwährend auf Seiten der Mailänder und Venetianer geſehen; höchſtens hat ſie ſich jedes Urtheils enthalten und auf die einfache Mittheilung der Thatſachen beſchränkt. Es iſt bedauerlich, daß der erſte Krieg, den eine deutſche Macht gegen das Ausland führt, eine ſo höchſt unpatriotiſche Aufnahme beim deutſchen Volke finden muß. An wem aber liegt die Schuld davon? Sie liegt an dem Mangel an Offenheit — um den mildeſten Ausdruck zu gebrauchen — den die öſtreichiſche Regierung aus der Zeit des ancien régime geerbt hat und der beſonders ihre Politik gegen Italien bezeichnet. — Liberale Vertheidiger der Cabinetspolitik haben uns öfters vorgeworfen, daß wir die italieniſche Frage nicht verſtünden, aber zugleich eingeräumt: „daß Oeſtreich Italien aufgeben ſoll und muß, wer wird dies beſtreiten?“ Es handle ſich nur darum, einen ehrenvollen und vortheilhaften Frieden zu erfechten, damit die materiellen Intereſſen der übrigen Provinzen, welche durch die plötzliche Losreißung Oberitaliens einen Todesſtoß erhielten, wieder in's Geleiſe gebracht werden könnten. — Einverſtanden. Gegen dieſe Tendenz des Krieges wäre die öffentliche Meinung viel nachſichtiger geweſen. Allein wer bürgt dafür, daß die Augen des Cabinets und der Dynaſtie den Krieg in demſelben Lichte ſehen, wie die liberalen Gegner Italiens? In allen offiziellen Actenſtücken, die von Radetzky, vom Miniſterium und dem Kaiſer ſelbſt ausgehen, heißen die Lombarden bald verrätheriſche Rebellen, die man züchtigen müſſe, bald verirrte Schäflein, von einer böswilligen Faction aufgewiegelte Unterthanen, die gemüthlichſt eingeladen werden, unter den Schutz der väterlichen Regierung zurückzukehren. Das iſt keine Sprache, die ſich im glorreichen 48ger Frühling nur anhören läßt. Mußte dieſer Kanzleiſtyl nicht den Verdacht einflößen, Oeſtreich wolle ſich im Voraus über ſeine auswärtige Politik nicht entſchieden ausſprechen, ſondern baue noch immer auf den Gewinn des Spieles, wornach es von einer Freigebung der italieniſchen Provinzen nichts hätte hören wollen. Offenheit wäre klüger und zeitgemäßer geweſen. Wenn das Wiener Cabinet in einem offenen Brief an die europäiſchen Mächte die Unabhängigkeit Venedigs und der Lombardei anerkannt, wenn es ſeinen „legitimiſtiſchen“ Anſprüchen auf den Beſitz Oberitaliens feierlich entſagt, zugleich aber erklärt hätte, daß es den Krieg mit allem Nachdruck ſo lange fortführen werde, als die Italiener ſich weigern, in ihren Geldverhältniſſen zur Monarchie ein billiges Abkommen zu treffen, dann wäre das unheimliche Dunkel, das über dieſer Frage ſchwebt, verſchwunden, alle Cabinette hätten entſchieden die Partei Oeſtreichs genommen, der Krieg hätte ſeine gehäſſige Farbe verloren, ja Deutſchland, deſſen Wohlfahrt beim Ausgang deſſelben weſentlich betheiligt iſt, hätte ihn mit gutem Gewiſſen als einen deutſchen Krieg betrachten können. Die Italiener, denen das Kriegshandwerk eben auch keine Luſtbarkeit iſt, wären froh geweſen, ihre nationale Unabhängigkeit durch Geldopfer und einen billigen Handelsvertrag zu erkaufen. Alberto la Spada, der jeſuitiſch-demagogiſche König, iſt Oeſtreich mit Recht ein Dorn im Auge, aber jene Zeiten ſind vorbei, wo man Kriege führte, wie Convenienzduelle, aus Aerger oder point d'honneur; Alberto la Spada hätte allen Spielraum für ſeine Wühlereien verloren; den Lombarden war ſein Paladinſchwert nicht mehr unentbehrlich und den Franzoſen liegt auch nicht viel daran, das Königreich Sardinien zu vergrößern. So wäre die Frage vielleicht ſchon gelöſt. Möge Oeſtreich nach dem erſten Siege, den es über die Piemonteſen erficht, endlich dieſen Weg einſchlagen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Inter. Redacteure: J. Kaufmann u. Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

# Die äußerste Linke in Frankfurt.

Die radikale Partei in der Nationalversammlung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation zeigt sich rühriger als ihre Gegner; die beiden Fractionen derselben, die „Linke" und die „äußerste Linke," haben sich constituirt und ein Programm ihrer Ansichten entworfen. Wenn auch die letztere an Zahl sehr gering ist — ihr Manifest zählt nur 19 Unterschriften, und selbst ihre eifrigsten Parteiblätter rechnen höchstens auf 50 Mitglieder, die sich nach und nach um ihre Fahne sammeln sollen — so hat sie doch den großen Vorzug, aufrichtig und consequent in ihren Grundsätzen zu sein. Die sogenannte Linke will wohl ungefähr dasselbe, sie hat nur nicht — soll ich sagen die Consequenz oder den Muth — sich vollständig zu erklären. In jenem Manifest fordern folgende Punkte eine nähere Beleuchtung.

1) Die neue Verfassung Deutschlands soll einzig und allein von der Nationalversammlung ausgehen, die in ihrer revolutionären Machtvollkommenheit, ohne irgend welche Vereinbarung mit den bisher bestehenden und anerkannten Gewalten über die Geschicke Deutschlands verfügen soll. Denn jene Gewalten, die nur zum Unglück Deutschlands bestanden, seien durch die Revolution gesetzlich und factisch gebrochen und jeder Versuch, mit ihnen in Unterhandlung zu treten, sei eine Reaction.

2) Die Regierung Deutschlands soll künftig — allenfalls mit Ausnahme der localen Beziehungen — einzig und allein von der deutschen Reichsversammlung durch ihre frei gewählten Organe — einen Präsidenten und einen executiven Ausschuß — geführt werden, und den einzelnen Staaten soll nur so viel Gewalt bleiben, als ihnen von jener übertragen wird.

3) Den einzelnen Staaten soll es freistehen, in der Bahn der Freisinnigkeit so weit vorzuschreiten, als sie wollen — z. B. zur Republik — und kein anderer Staat soll das Recht haben, sich in diese innern Angelegenheiten einzumischen; doch wird von der Nationalversammlung ein Minimum der Freisinnigkeit festgesetzt und dieses nöthigenfalls mit Gewalt eingeführt.

4) Die vereinigten Staaten von Deutschland verbinden sich mit den Franzosen, Italienern und Slaven zur Erkämpfung allgemeiner, auf Nationalität begründeter Freiheit. Die Revolution soll ihren Lauf bis nach Moskau richten.

Ein gewiſſer innerer Zuſammenhang iſt dieſem Manifeſt nicht abzuſprechen, und wenn ſich trotzdem zahlreiche Widerſprüche darin vorfinden, ſo liegt das lediglich darin, daß es doch noch nicht aufrichtig genug iſt.

Die Nationalverſammlung wird nämlich von dieſer Partei angeſehen als der permanente Revolutionsausſchuß ſämmtlicher deutſchen Demokraten, als der Centralpunkt aller demokratiſchen Vereine. Geht man von dieſem Geſichtspunkt aus, ſo ſchwinden die Widerſprüche. Wir wollen die einzelnen Punkte näher in's Auge faſſen.

Ad 1) Es iſt auffallend, daß dieſelbe Partei, welche der Nationalverſammlung die volle Souveränität zuſprechen will, nicht müde wird, über jene Nationalverſammlung als ein Miſchmaſch reactionärer Gelüſte und politiſcher Impotenz den Stab zu brechen, nicht müde, über die Tyrannei der Majorität zu klagen. Wenn die Verſammlung wirklich ſouverän iſt, wer ſoll denn ihren Willen anders ausdrücken, als ihre Majorität? Und je tyranniſcher dieſe zu Werke geht, deſto mehr muß ſie ja den Wünſchen jener Souveränitätsmänner entſprechen. Geſetzt nun, jene allein ſouveräne Verſammlung erklärt: wir wollen hören, was die Fürſten für eine Anſicht über die Verfaſſung haben und dann mit Rückſichtnahme auf dieſe Anſicht unſern ſouveränen Willen formuliren — wer ſollte über die rechtliche Geltung eines ſolchen Entſchluſſes in Zweifel ſei? Das Parlament leitet ſeine Souveränität von der Souveränität des Volkes her. Volk heißt nach der modernen Staatstheorie die Maſſe der 25jährigen, in dem letzten Semeſter in ihrem Geburtslande wohnhaften männlichen Perſonen innerhalb der Grenzen der in der Bundesacte von 1815 zum deutſchen Bunde gerechneten Länder, die nicht geſetzlich des Blödſinns oder des Diebſtahls überführt ſind. Die Souveränität dieſes Volks beſteht theils in der Freiheit der Emeute, theils in dem Recht, auf je 50,000 Köpfe nach der alten Reichsmatrikel einen Deputirten nach Frankfurt zu wählen, der nach beſter Einſicht ſeine Stimme über die neue Verfaſſung abzugeben hat. Nach dieſer Theorie iſt alſo die rechte Seite der Verſammlung vollſtändig in ihrem Recht und die Anklage ihrer Gegner hat keinen Sinn.

Anders ſtellt ſich freilich die Sache heraus, wenn wir mehr auf die Meinung, als auf den Ausdruck eingehen. Die Nationalverſammlung, als revolutionärer Ausſchuß angeſehen, verfehlt freilich ihren Zweck, wenn ſie auf die Revolution verzichtet. In dieſem Sinn waren das Vorparlament und der Funfziger-Ausſchuß beſſer geſtellt, ſie waren nichts anders, als was ſie vorſtellten: eine Verſammlung, die ſich aus der Mitte einer Partei nach eignem Willen zuſammengefügt hatte und die keine andern Grenzen ihres Rechts kannte, als die Grenzen ihrer Macht und ihres Willens. Daß auch dieſe beiden Verſammlungen ſich wenigſtens theilweiſe innerhalb der rechtlichen Formen hielten, iſt ein ſchlimmes Präjudiz für die demokratiſche Partei.

Allein das gegenwärtige Parlament ſteht nicht direct auf revolutionärem Boden.

Es iſt einberufen durch den Bundestag, wenn auch auf die Anregung des Vorparlaments; es iſt abgeſchickt von den einzelnen Staaten (weshalb hätten ſonſt Staaten unter 50,000 Einwohnern auch das Recht der Wahl?) nach einem von dieſen Staaten, allerdings auf Grundlage der Bundestagsbeſtimmungen, feſtgeſetzten Wahlreglement; es ſchließt ſich alſo ſchon durch ſeine Exiſtenz dem rechtlich Beſtehenden an und hat alle Urſache, auf demſelben fortzubauen.

Es iſt ferner eine Illuſion oder eine Lüge, wenn man behauptet, die früheren Gewalten beſtänden ſeit der Revolution nicht mehr in Kraft. Es gibt freilich einzelne Punkte, wo die Macht aller geſetzlichen Autorität in Frage geſtellt iſt — ich nenne z. B. Berlin, Breslau, Wien — aber bei weitem der größere Theil des deutſchen Vaterlandes hat ſich mit voller Ueberzeugung, mit voller Freiheit der rechtlichen Ordnung gefügt. Als ein rühmliches Beiſpiel führe ich das Königreich Sachſen an. Weil der Funfziger-Ausſchuß in der närriſchen Illuſion ſchwebte, die allein anerkannte Behörde in Deutſchland zu ſein, während keine ſeiner Deputationen oder ſeiner Decrete ſich irgend welcher Wirkſamkeit erfreute, brachte er ſich ſelber in eine ſchiefe Stellung, und es iſt eben ſo weiſe als legal von der Majorität des neuen Parlaments, wenn ſie ſich keine größere Autorität beilegt, als ſie beſitzt.

Endlich erſcheint es ſonderbar, für künftig abzufaſſende Beſchlüſſe im Voraus eine Geltung zu verlangen, die ſich doch erſt nach der Art und Weiſe dieſer Beſchlüſſe richten wird. Werden dieſelben vernünftig ſein, ſo iſt ja durchaus kein Grund vorhanden, daß die große Majorität der einzelnen Staaten — deren Deputirte auf dieſelbe Weiſe aus dem „Volk“ hervorgegangen ſind, als die Nationalvertreter zu Frankfurt, ſich ihnen nicht fügen ſollte. Wenn ſie aber unvernünftig ſind, ſo wäre es ja nur ein Vortheil für das Gemeinwohl, wenn ſie in zweiter Inſtanz — in den Einzelſtänden — modificirt würden. Es kommt doch nicht auf die abſtracte Einheit an, ſondern auf die vernünftig conſtruirte Einheit — ganz abgeſehen davon, daß wir denn doch in Deutſchland keinen Vendéekrieg à la 1793 hervorrufen wollen, daß wir es doch nicht für wünſchenswerth halten, ein Drittel des deutſchen Volkes möglicher Weiſe durch die übrigen zwei Drittel mit Gewalt zur Raiſon gebracht zu ſehen. Man führe nur nicht den Sonderbundskrieg an; hier war einmal die eidgenöſſiſche Partei verfaſſungsmäßig in ihrem Recht, ſie hatte ſodann die geſunde Vernunft handgreiflich für ſich, und die Partei ihrer Gegner hatte nur eine Scheinexiſtenz. Ohne das Zuſammentreffen all dieſer Umſtände wäre der Sonderbundskrieg ein Unglück für die Schweiz geweſen; er würde es in tauſendfach höherem Grade für Deutſchland ſein, wo die Verwickelung der Verhältniſſe ſich mit den einfachen Schweizer Verhältniſſen gar nicht vergleichen läßt.

Ad 2) Dieſer Punkt fände die wenigſten Bedenken, wenn er weiter nichts wäre, als ein Programm, in welchem Sinne die Mitglieder der demokratiſchen

Partei in der Verfaſſungsfrage ſtimmen werden. Sie haben jedenfalls das Recht, ihren Verfaſſungsentwurf eben ſo auf geſetzlichem Wege — dem der Discuſſion und der Abſtimmung — zu realiſiren, als ihre Gegner. Wenn ſie aber die Annahme jenes Punkts als eine Bedingung ihrer Mitwirkung hinſtellen; wenn ſie für den Fall einer anderweitigen Entſcheidung, mit ihrem Austritt und ihrem Aufruf an das Volk drohen, ſo iſt das eine Uſurpation, der mit den Waffen des Geſetzes, nöthigenfalls mit Bayonetten, begegnet werden muß.

Ad 3) Es klingt ſonderbar, wenn dieſelbe Partei, welche die Exiſtenz und die Berechtigung der Einzelſtaaten unbedingt beſtreitet, eben dieſen Einzelſtaaten für die Revolutionirung ihrer bisherigen Zuſtände volle Autonomie zugeſteht. Entweder ſind die Staaten ſouverän, dann kann es die Nationalverſammlung nicht ſein; oder ſie ſind es nicht, dann muß die Centralgewalt das Recht haben, dem Bürgerkrieg in ihnen Einhalt zu thun, dem Geſetze nöthigenfalls durch die Bundestruppen Geltung zu verſchaffen. Denn jener Paſſus bezieht ſich doch offenbar auf die Vorgänge in Baden und beſtreitet der badiſchen Regierung das Recht, durch fremde, d. h. durch Bundestruppen ihre eignen Republikaner zu unterwerfen.

Ich will mich an dieſen Widerſpruch nicht halten. Als Ausſchuß der demokratiſchen Partei würde die Verſammlung conſequent ſein, wenn ſie den Eingriffen der Monarchiſten die Waffen des Bundes entgegenſetzte, die ſie gegen die Eingriffe der Demokraten nicht anwendet. Ich will von meinem Standpunkt ſprechen,

Ich glaube, die Einzelſtaaten müſſen, ſo lange ſie noch nicht durch ſich ſelbſt aufgelöſt ſind, das Recht haben, ſich ſelbſtſtändig eine Verfaſſung zu geben. Aber wie wird die Majorität eines Staats beſtimmt? Zunächſt durch die Stände; im Fall einer Appellation an's Volk durch neue Wahlen und dann wieder durch die neugewählten Stände. Es gibt keinen andern Weg.

Wenn die Stände eines Landes die Einführung der Republik beſchließen; wenn bei einer Appellation an das Volk dieſelbe Anſicht die herrſchende der neuen Kammer wird — dann hat nach meiner Anſicht die Bundes-Centralgewalt kein Recht, ſich einzumiſchen. Sie hat nur das Recht der Vermittelung, der Ausgleichung der verſchiedenen Anſprüche.

Wenn aber in irgend einem Landestheil ein bewaffneter Aufſtand ſich erhebt, ſo iſt zunächſt die von den Ständen geſtützte Regierung die Vertreterin der Majorität, und ſie hat das Recht, im Fall ſie nicht überall die nöthigen Streitmittel zur Dispoſition hat, die Centralgewalt im Intereſſe der öffentlichen Ordnung um Unterſtützung anzugehen. So hat die badiſche Regierung gehandelt, und ſie war vollſtändig in ihrem Recht. Hat die republikaniſche Partei in Baden wirklich die Majorität, wohlan, ſo richte ſie ihre Wahlen nach ihrer Ueberzeugung ein und ſie wird auf geſetzlichem Wege ihre Anſprüche erfüllen.

Ad 4) In dieſem Punkt herrſcht die abſcheulichſte Verwirrung. In dem blindeſten Fanatismus wendet dieſe Partei, die ſonſt nicht genug gegen die ver-

witterten Pergamente der alten Verträge donnern kann, den Rechtszustand von 1772 an, um die Unterthänigkeit der Deutschen in Posen unter einen noch gar nicht bestehenden, jedenfalls aber wieder höchst polnischen Reichstag zu decretiren. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie sich auch für die czechische Bewegung erklärte, weil sie gegen Deutschland gerichtet ist. Die Schwierigkeiten einer Auflösung des bisher bestehenden Staatsverbands werden ohne weiteres durch ein Decret aufgehoben: Polen soll frei sein, Galizien soll frei sein, Italien soll frei sein. Einen Klecks auf die Karte und die Welt hat ein neues Aussehen!

Dennoch muß ich gestehen, daß wenn ganz Deutschland, d. h. alle deutsch redenden Erdensöhne, in Einen Brei zusammengerührt werden sollten, dessen Quirl in Frankfurt fabricirt wird, den Polen, Czechen, Slovaken ꝛc. ꝛc. dasselbe Recht zugestanden werden muß. Soll aber das neue Reich hervorgehen aus einem Bund freier Staaten — so lasse man diesen Staaten auch das Recht, sich ihre Bedingungen des Eintritts vorzubehalten. Die Vereinigung wird zu Stande kommen, denn das Interesse Aller ist dabei betheiligt, aber nur, wenn eine gegenseitige Annäherung stattfindet, mit Gewalt wird man zwar Deutschland in einen gleichförmig untheilbaren Schutthaufen verwandeln, aber nie in einen vernünftigen Staat.

Es wäre möglich, daß z. B. Oestreich auf gleiche Bedingungen mit den übrigen Staaten sich dem neuen Staatssystem nicht anschließen könnte. In diesem Falle wäre es vortheilhafter für Oestreich wie für Deutschland, wenn der Versuch gar nicht gemacht würde. Ob die zum deutschen Bunde gehörigen Provinzen Oestreichs ihren Vortheil darin finden, sich an die östlichen Provinzen — Ungarn ꝛc. näher anzuschließen (daß dadurch die deutsche Sprache in den wirklich deutschen Provinzen gefährdet würde, ist wohl eine lächerliche Voraussetzung!), oder sich Deutschland einzuverleiben, oder sich nach beiden Seiten hin zu theilen — das ist eine Frage, die es am besten mit sich selber ausmacht. Wenn das östreichische Volk in seiner Totalität in Deutschland aufgehen will, so wird es Deutschland mit Jubel empfangen; will es sich abschließen, so wird Deutschland mit ihm eben so freundliche Verhältnisse eingehen, wie mit Frankreich oder der Schweiz. Aber erst muß Oestreich einig in sich selbst sein; auf einen Eroberungskrieg gegen Böhmen oder sonst eine Provinz, die entschlossen ist, Deutschland nicht beizutreten, kann Deutschland sich nicht einlassen.

Dagegen wird Deutschland den deutschen Provinzen, die sich von einem etwa aufzurichtenden slavischen Kaiserreich loszureißen entschlossen sind, seine Unterstützung nicht versagen können. Es träte dann der Fall von Schleswig-Holstein ein. Freilich wäre das der äußerste, der schlimmste Fall für Deutschland wie für Oestreich.

Es sind, wenn ich nicht irre, zwei östreichische Deputirte unter den 19 Männern, welche das Programm der äußersten Linken unterschrieben haben. Vielleicht ist es überhaupt zu befürchten, daß viele von den östreichischen Deputirten, eben um ein Gegengewicht gegen ihre slavischen Staatsgenossen zu haben, sich der

Frankfurter Centraliſationspartei eng anſchlöſſen. Es wäre das im beiderſeitigen Intereſſe zu beklagen, denn ein locales Intereſſe nähme alsdann den Schein eines prinzipiellen an und der geheime Sinn der Partei wäre ein anderer, als ihr Ausdruck. —

Möge die äußerſte Linke, die gewiß zum Theil von den beſten Abſichten geleitet wird — von Einem weiß ich es aus perſönlichen Verhältniſſen — ſich hüten, im Intereſſe der abſtracten Einheit eine unheilvolle Spaltung, im Intereſſe der abſtracten Freiheit einen blutigen Terrorismus, im Intereſſe der abſtracten, formellen Geſetzlichkeit die Herrſchaft der Willkür und die Anarchie hervorzurufen. Möge ſie patriotiſch genug denken, auch in ihren Gegnern die Patrioten, frei genug, auch in ihren Gegnern die Freiheit zu ehren. In der geſetzlichen Bahn ein ſegensreiches Mittel der Triebkraft gegen reactionäre Gelüſte, würde ſie, bei eigenwilliger Verfolgung des einmal angetretenen Laufes das Fahrzeug, das ſie befördern will, der Gefahr der Zerſchmetterung ausſetzen.

Julian Schmidt.

# Die Todtenfeier im Friedrichshain zu Berlin.

Der Minister-Präsident Camphausen nannte in der constituirenden Versammlung den blutigen Freiheitskampf des 18. März eine „Begebenheit," um das Wort Revolution zu vermeiden, obschon der Minister-Präsident und seine sämmtlichen Collegen diese Revolution als ihre Mutter zu betrachten haben und vorzugsweise an das Gebot denken müßten: „Du sollst Vater und Mutter ehren, damit Dir's wohl gehe und Du lange lebest auf Erden."

Nichtachtung dieser Revolution, Verkennung der Rechte, welche das Volk durch sie erworben, würde das Lebensende des Ministeriums sein. Wer aber vermöchte zu behaupten, ob nicht in der Todesstunde des Ministeriums das Wort „Republik" an das Ohr der Minister tönt, die jetzt schon vor der bloßen Erinnerung an die Revolution scheu zurückbeben.

Um nun dem Ministerium zu beweisen, wie das Gedächtniß des Volkes treuer sei, wie man die Revolution als ein ruhmwürdiges Ereigniß betrachte und die Freiheitsopfer ehre, welche ihr gefallen sind, hatten die Studenten eine Wallfahrt nach dem Grabe der Gebliebenen im Friedrichshaine vorgeschlagen.

Man sprach in manchen Kreisen nichtachtend davon; man nannte es eine neue, innerlich haltlose Aufregung, eine leere Demonstration des müssigen Pöbels, und fürchtete dennoch diese leere Demonstration so sehr, daß man der Bürgerwehr verbot, sich als Korps dabei zu betheiligen, um sie gegen die Wallfahrer zusammentrommeln zu können, wie man es in unnöthiger Besorgniß bei den geringsten Anlässen thut.

Auch die constituirende Versammlung, welche gleich der Bürgerwehr von den Studenten zum Anschluß an die Wallfahrt aufgefordert worden war, hatte die Weisung erhalten, es sei den einzelnen Mitgliedern unbenommen, sich als Bürger dem Zuge anzuschließen, als Korporation aber sei es ihnen versagt.

Unselige Halbheit! Hätte das Ministerium das Verständniß der Ereignisse, welche unter seinen Augen vorgehen, bedächte es, daß es sich hier nicht um eine bloße politische Revolution handelt, sondern daß diese nur der Anfang einer socialen Umgestaltung ist, so mußte es, den einzigen Weg des Heils einschlagend,

ſich an die Spitze dieſer Bewegung ſtellen. Wer einen Kahn retten will, der vom Strome erfaßt dem gefährlichſten Strudel entgegenſchießt, der muß beherzt hineinſpringen und mit entſchloſſener Hand das Steuer ergreifen.

Der Conſeil-Präſident, die Miniſter, alle Mitglieder der conſtituirenden Verſammlung, die ganze Bürgerwehr, ja ſelbſt die Prinzen hätten ſich dem Zuge anſchließen ſollen, um ſymboliſch das Zugeſtändniß zu machen, das man in dem Symbol dieſer Wallfahrt forderte, das Zugeſtändniß der Souveränität, welche das Volk ſich in den Märztagen erkämpft hat. Aber es geht dem ſouveränen Volke, wie es den ſouveränen Fürſten ging: es erfährt Undank und ſeine Günſtlinge werden am leichteſten ſeine Tyrannen; es erntet Geringſchätzung für hingebendes Vertrauen.

Man hatte die Wallfahrt auf den Nachmittag des 4. Juni feſtgeſetzt. Es war ein Sonntag und das ſchönſte Wetter, hell und ſonnig, ohne heiß zu ſein.

Auf dem Gensdarmenmarkte, wo vor zwei Monaten die Särge der Gebliebenen geſtanden hatten, verſammelte man ſich, um von da aus den Weg durch die Charlottenſtraße, die Linden entlang, am Schloſſe vorüber, durch die ganze Königsſtadt, nach dem, außerhalb Berlins gelegenen Friedrichshaine zu ziehen.

Die Straßen waren voll von Menſchen, aber keine Polizeibeaufſichtigung, keine Gensdarmerie machte ſich geltend. Ein Polizeiinſpector, den wir in Civilkleidern auf dem Wege trafen, verſicherte mit reſignirter Beſtimmtheit, es werde Alles in Ruhe abgehen und ein ſehr ſchöner Zug werden — auch ohne Polizei, ſetzte ich in meinem Innern hinzu. Die Phyſiognomie des Mannes war umſchleiert von dem Gedanken an ſeine gebrochene Macht, und man ſah es, daß ſein Selbſtbewußtſein vergraben lag unter den Trümmern des geſtürzten Polizeiſtaates.

Von weitem erklangen bereits die erſten Töne des Feſtmarſches, als wir ein Fenſter in einem Hauſe unter den Linden erreicht hatten. Bei dem Herannahen des Zuges machten die Leute auf der Straße Platz, eine feierliche Stille herrſchte.

Und nun begann ein Aufzug, von dem ich wollte, es hätten ihn die Verächter der Volksbewegung geſehen, welche von den Provinzen aus die thatkräftigen, beharrlichen Berliner als einen Pöbelhaufen bezeichnen, der von unreifen Schwärmern und brodloſen Schriftſtellern geleitet, die Anarchie herbeiführen will, weil dieſe und jener Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen haben.

In feſter, ſicherer Haltung, gehoben durch das Bewußtſein der errungenen Freiheit, traten ſie auf, die Bürger Berlins, die Begründer des neuen Preußens. Ein Trupp berittener Bürgerwehr eröffnete den Zug. Dann kamen Frauen und Töchter der Mitglieder des demokratiſchen Clubs. Sie wurden vom Volke nicht ohne Befremden betrachtet; denn mag man die geiſtige Berechtigung der Frauen noch ſo ſehr anerkennen, ihr perſönliches Auftreten in der Volksmaſſe liegt außerhalb des deutſchen Charakters und ſollte deshalb nicht abſichtlich hervorge-

rufen werden, weil damit weder für die wirkliche Erhebung der Frauen, noch für die des Volkes ein Wesentliches gewonnen, wohl aber verloren werden kann.

Den Frauen folgten die verschiedenen Clubs; jedem zog klingendes Spiel voraus, jedem ward seine Fahne vorgetragen. Auf schwarz-roth-goldnem Grunde, dem Farbenbilde deutscher Einheit, trugen die Banner die Inschrift der verschiedenen Gruppen; in dieser Weise ein Symbol gebend für die Gestaltung des Menschheitverbandes in der Zukunft, für die freie Berechtigung der Individualität in der einigen Gesammtheit. Dem constitutionellen Club, dem Reformclub schloß sich der demokratische Club an, dessen Führer und Bannerträger sich etwas theatralisch und wohl mit unnöthigem Pathos mit blutrothen Federn und blutrothen Leibbinden geschmückt hatten. Es wäre schlimm, wenn die Saat des Friedens nicht keimen könnte unter uns, ohne mit dem Thau des Bürgerblutes getränkt zu werden; es wäre schlimm, wenn wir in unserer Zeit noch kein anderes Argument für die Wahrheit besäßen, als die Donner der Kanonen und das Beil der Guillotine. Diese Beweismittel trennen die Menschheit durch Haß, und wir fordern Vereinigung durch Liebe.

Liebende, vertrauende Vereinigung in der Freiheit war der Grundgedanke dieser Wallfahrt. Zwischen den wohlhabenden Bürgern, den ansässigen Handwerkern, deren alte Gewerksfahnen und Banner in dem mittelaltrigen Innungszwange geschaffen, nun sonnenbeleuchtet im Lichte der jungen Freiheit flatterten, zogen Schaaren von Arbeitern einher, fröhliche grüne Eichenzweige an den Hüten; und welche Worte standen auf ihrem Banner, das ebenfalls von Eichenzweigen umflochten war?

„Die brotlosen Arbeiter!“

Sie haben kein Brot, nicht Haus, nicht Hof, aber sie haben die Natur, die ihnen fröhlichen Schmuck leiht; sie haben nicht Brot, nicht Haus, nicht Hof, aber sie haben den festen Glauben, daß die Besitzenden sie als Brüder erkennen gelernt haben, daß die Verständigen einen Weg ermitteln werden, dem Brotlosen nicht nur Arbeit und Brot, sondern so viel Arbeit und so viel Brot zuzuweisen, daß er den Anspruch jedes Erschaffenen, jedes Existirenden auf Genuß, nach seiner Weise zu befriedigen vermöge. Die Brotlosen haben nicht geraubt, sie haben dem Besitzenden Nichts genommen, aber angefangen dringend zu fordern und das ist ihre Pflicht, weil es ihr Recht ist. Sie würden berechtigt sein sich einen Platz in der Gesellschaft und Genuß des Lebens zu erkämpfen, wenn man nicht friedliche Mittel findet, ihnen genug zu thun.

Wer ein Herz hatte, dem mußte es erzittern in der Brust, wenn er sie sah, die brotlosen Arbeiter, in ruhiger Haltung einherschreitend, geschmückt mit der blühenden Farbe der Hoffnung, mit dem grünen Laub des Frühlings. Betrügt diese Hoffnung nicht! verwandelt das Vertrauen nicht in Haß! gewährt aus Klug-

heit um Eurer Ruhe willen, wenn Ihr nicht gut genug seid, aus Liebe zu gewähren. Gar stattlich nahm sich der Verein der Landwehrmänner aus. Sie, die einst gekämpft in unterthäniger Abhängigkeit für Gott, für König und für Vaterland, zogen einher in dem tönenden Einklang des Paradeschrittes, als frei und selbstständig handelnde Männer, ordengeschmückt, die Helden zu ehren, welche den Tod für die Freiheit gefunden im Kampfe gegen das absolute Königthum — denn der Orden dieser Todten ist einzig die dankbare Erinnerung der Ueberlebenden.

Die Schützengilden, die Scharfschützen der Bürgerwehr, mit lustig flatternden Federn auf den Kremphüten; an hundert Mitglieder der constituirenden Versammlung, von lautem, anerkennendem Zuruf des Volkes begrüßt; Stadtverordnete und Bürgerwehrmänner; Kaufleute und Gelehrte; Künstler und Fabrikarbeiter gingen zu Gruppen vereint und gesondert, von gleichen Gedanken bewegt, denselben Wallfahrtsgang. Die Studenten mit ihren weißen und rothen Corps-Kappen, schlossen den Zug, zu dem sie, mit die Jüngsten von Allen, die Anregung gegeben hatten. Die Begeisterung unserer Jugend verkündet und verbürgt die Freiheit der Zukunft, die Erlösung und die brüderliche Eintracht der Menschheit.

Als Zeichen dieser Eintracht sei auch diese Wallfahrt gegrüßt und gesegnet von dem deutschen Volke.

Fanny Lewald.

# Die Nationalitäten in Ungarn.

## I.

Karl Beck und die Magyaren. — Eine deutsche Hausfrau über die Slovakinnen. — Die Deutschen in Ungarn. — Ein Lied vom „Reich." — Censuranekdote. — Die magyarische Aristokratie. — Stur. — Joseph Kollár. — Die czechische und die slovakische Schriftsprache. — Fromme Wünsche.

Es war in demselben Jahre, wo Karl Beck's Nächte erschienen, als ich zuerst mich lebhaft für Ungarn zu interessiren anfing. Die Worte:

Aus dem Lande der Magyaren,
Aus dem Land der süßen Trauben
Kam ich jung und unerfahren
In das Land der Eichenlauben.

machten einen großen Eindruck auf den jugendlichen Leser. Wie mancher Andere, der in ähnlicher Weise Beck's Gedichte las, mag sich noch unangenehm berührt gefühlt haben, als später die Kritik über diese Poesie ihren Tadel ausströmte. Beck war ja für uns damals nicht nur Dichter, — er hatte uns eine ganz neue Welt aufgeschlossen, welche uns mit ihren Haiden, ihren Rößlein, ihren Roßhirten und Zigeunern vollkommen zu fesseln verstand. Lenau hatte das Alles nur in einigen Zügen angedeutet. Beck nun hatte die Worte gesprochen:

„Bei Gott, ich bin ein echt Magyarenkind,"

und was war natürlicher, als daß wir für die magyarische Nationalität das größte Interesse empfanden. Was kümmerten uns die übrigen Völkerstämme in Ungarn? wir liebten das schöne Land nur um der „freien Ungarn" willen.

Selbst auf die Deutschen wurde ich — und es scheint mir, daß ich hier nicht blos von mir rede, sondern daß die Stimmung Vieler über dieses Land denselben Entwickelungsgang nahm — selbst auf die Deutschen in Ungarn wurde ich erst einige Jahre später aufmerksam. Ein Sohn dieses Landes, dessen ganze Erscheinung das Bild, das ich von Ungarn und seinen Bewohnern mir gemacht hatte, auf eine wahrhaft wunderbare Weise bestätigte, protestirte auf das Feierlichste dagegen, daß ich ihn als einen Magyaren betrachtete. Er sei zwar in Ungarn geboren, aber deutschen Stammes, versicherte er sehr ernst. — Auch Beck ist später wohl von seinem Magyarenthume, so weit es ihn persönlich betrifft, zurückgekommen. Er ist ein Weltbürger geworden. Und nicht zunächst ein Deutscher?

Auch die Slovaken hatten allmälig meine Aufmerksamkeit erregt, und als ich im vorigen Jahre Ungarn selbst bereiste, wollte es der Zufall, daß ich nächst den Deutschen mit diesen am meisten zusammen kam. Am Abende vor meiner Abreise aus Ungarn wurde lebhaft über die verschiedenen Nationalitäten debattirt, und meine deutschen Freunde bemühten sich sichtlich, die Slovaken über die Magyaren zu erheben. Da stand endlich die deutsche Hausfrau von ihrem Sessel auf, um durch eine begeisterte Lobrede den Fremdling für die Magyaren zu gewinnen. Noch hör' ich die aus Holtei's „40 Jahren" dem Publikum durch zahlreiche Briefe bekannte Frau die slavische und magyarische Magd schildern, an deren Unterschiede sie die ganze Stammesverschiedenheit entwickelte. In der That, wenn sie beschrieb, wie die biedere und treuherzige magyarische Magd ihre Freistunden am Sonntag Nachmittag benutzt, um auf ihr Kämmerlein zu gehen und träge und träumerisch das von der heißen Sonne beschienene Lager aufzusuchen, während die leichtsinnige Slowenka ihrem Schatze nachgeht, so sah man jenes ganze sonnenverbrannte Haidenvolk vor sich. Aber man erwarte nicht von mir, daß ich ihre tief poetische Schilderung hier wieder zu geben vermag. Zudem muß ich gestehn, daß doch noch ein lebhaftes Interesse für die slovakische Nationalität in mir zurückgeblieben ist. Auch setzte sie sich ja zum Schlusse selbst hin und sang ein slavisches Liebeslied. — Die Eindrücke, welche ich in Ungarn empfing, habe ich seitdem in einer Reisebeschreibung („Aus dem Kaiserstaat" im Morgenblatte) niedergelegt, die großen Ereignisse, welche in den letzten Wochen geschehen und die namentlich den Slovaken eine ganz andere Stellung gegeben haben, veranlassen mich jetzt, hier einige politische Betrachtungen über die Lage Ungarns anzustellen.

Um sogleich hier es zu sagen, so kam es mir stets wie im Traume vor, wenn ich den einen oder den andern der zahlreichen Berichte über den ungarischen Reichstag las, aus dem man wahrlich kaum hätte ersehen können, daß Ungarn auch eine slavische Bevölkerung hat, wenn man es nicht vorher schon gewußt hätte. Manche Zeitung hat vielleicht vor 14 Tagen zum ersten Mal den Namen der Slovaken genannt, und dennoch war es mir schon um Michaelis so erschienen, als müßten sie eher heute als morgen den politischen Schauplatz betreten.

Es ist keine Frage, daß bis vor Kurzem die magyarische Nationalität die einzige war, die in Ungarn eine eines Volkes nicht unwürdige Stellung hatte. Welche Stellung nahm sie der Regierung gegenüber ein! Offenbar die schönste von allen Völkern Oestreichs. Wer von Wien aus dem Polizeistaate gründlich entfliehen wollte, der brauchte nur mit dem Dampfschiffe auf der Donau die kurze Strecke bis Theben oder Preßburg hinab zu schwimmen. Die ungarische Hofkanzlei in Wien war in Ungarn selbst von jeher zum Gespött, ja ich hörte im vollen Ernste einen Gebildeten erzählen: in Pesth sei Jemand als Wucherer verurtheilt und durch die ungarische Hofkanzlei von der Vollziehung seiner Strafe entbunden, bei welcher Gelegenheit er selbst (der Erzähler) zum ersten Male den

Namen dieſes Inſtitutes habe nennen hören. Daß der Wucherer dennoch beſtraft wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Die Magyaren führten den Kampf der Naturkraft und der Naivetät gegen die Bureaukratie und das Metternichſche Syſtem. Welchem andern Volke Oeſtreichs wäre dieſer Kampf ſo zur andern Natur geworden?

Die allerſchlimmſte Stellung in ganz Oeſtreich hatten vielleicht die Deutſchen in Ungarn. Ihre Stellung war keineswegs im ganzen Lande, wie die der herrlichen Sachſen in Siebenbürgen, durch Herkommen und Sitten, Verfaſſung und Recht geſichert. Sie waren im Lande nichts für ſich ſelbſt, ſie mußten mit dem öſtreichiſchen Polizeiſtaate ſtehn und fallen, ihre Stellung wurzelte in Wien, in jener Hofkanzlei, welche man in Ungarn allenfalls ganz ignoriren konnte. Hätten die Deutſchen in Ungarn wirklich Deutſche ſein können, ſo hätte es weit beſſer um ſie geſtanden; aber es gab nur Oeſtreicher in Ungarn. Die alten Vorſtellungen vom Reich („draußen im Reich" ſagt der Deutſch-Ungar) leben zwar unter ihnen noch fort; aber das iſt es eben: das alte Kaiſerthum hat inzwiſchen aufgehört und iſt öſtreichiſch geworden, ſeit ihre Vorfahren aus Deutſchland auswanderten. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich ſage, daß die Deutſchen in Ungarn zwar einige talentvolle Schriftſteller, aber keinen einzigen öffentlichen politiſchen Charakter unter ſich haben. Daß mir ein ſolcher nicht bekannt iſt, muß ich wenigſtens unbedingt geſtehen.

Leider iſt es nur zu gewiß: die Deutſchen in Ungarn haben dort noch immer keine andere Stellung bekommen, als diejenige, welche ihnen die öſtreichiſche Regierung geben konnte. Die Beſten von ihnen wandten ihre Augen wohl auf das geſammte Deutſchland, ſie hängen mit einer Liebe und einer Inbrunſt am Proteſtantismus, wie ich es ſelten oder nie anders geſehen habe. Auch iſt, in Preßburg wenigſtens, viel deutſche Bildung. Dazu bleibt das Verhältniß der Deutſchen zu Deutſchland immer friſch, denn zum Glück hatten die Ungarn unbedingt das Recht, in Deutſchland zu ſtudiren. Wie ſie dieſes Recht benutzen, iſt bekannt. Noch in dieſem Augenblicke gehört die proteſtantiſche Geiſtlichkeit in Ungarn weſentlich dem Rationalismus an, welchen in Halle Wegſcheider lehrt. Wäre Deutſchland ein ſtarkes, einiges Land von jeher geweſen, ſo würden auch unſre Landsleute in Ungarn ſtark und kräftig ſein. Man kann ihr Verhältniß zu Deutſchland nicht ſchlagender ausdrücken, als derſelbe Sohn Ungarns, welcher mich einſt ſo ſehr ernſt verſicherte, daß er ein Deutſcher ſei, in einem Gedichte gethan hat, welches ich daher mich nicht enthalten kann hier einzureihen:

In Ungarn, wo die vielen Völker ſind,
Da lebt auch mancher deutſchen Mutter Kind.
In Bergesſchacht, auf dürrem Haideſand,
Am Karpatus, am grünen Donauſtrand,
Wirſt überall, oaſengleich im Sande,
Auf deutſche Heerde treffen in dem Lande.

An's deutsche Reich, sie denken noch daran,
Daraus vor Jahren fort einst zog der Ahn!
Gern schickt den Sohn der Vater aus dem Haus
„In's Reich," daß deutscher Sinn nicht sterbe aus.
Bin auch aus Ungarn, deutscher Leute Kind,
Und denke oft, wie ich sie wiederfind';
Und denke oft, wenn mich der Vater fragt
Um's deutsche Reich, ob man's verschweigt, ob sagt.
Das deutsche Reich! so heißt's noch bei uns allen;
Indessen ist das längstens ja zerfallen!
Bei uns da glaubt daran noch jedes Kind,
Indessen ist das längstens ja in' Wind! —
We n rings die wilden Völker um uns her
Im Ungarland sich brüsteten so sehr,
Und meineten, sie wären unser gleich,
Stolz waren wir, wir dachten an das Reich,
Wo unser Kaiser sitzt auf seinem Thron,
Im Purpurmantel, in der güldnen Kron',
Der deutsche Kaiser! unterm Himmelszelt
Der mächtigste Herr auf der ganzen Welt. —
O trauern wird mein Vater ob der Mähr!
Wenn ich ihm's sage, wird er jammern sehr,
Daß all' die Pracht und Ruhm und Majestät
Vergessen ist, versunken ist, verweht!

Man soll nicht Wasser zu Wein gießen, deshalb habe ich dieser Selbstcharakteristik des Deutschungarthums nichts hinzuzufügen. Aber erinnern muß ich freilich nochmals daran, daß sich sein Verhältniß in Ungarn in der Wirklichkeit weit weniger ideal gestaltete, weil man sich den „wilden Völkern" gegenüber am Ende doch nur an das Metternichsche Prinzip anlehnen konnte.

Dieses aber konnte den Deutschungarn nicht einmal consequent denjenigen Schutz gewähren, den sie als Vertreter der Cultur unbedingt fordern konnten, oder vielmehr wollte es ihnen denselben nicht gewähren. Es wollte ihnen in letzter Zeit nicht dieselbe Freiheit gestatten, die man den Stammungarn und den Slovaken unbedenklich zu Theil werden ließ. Diese Naturvölker ließen sich durch die Polizei nicht bewältigen; nur auf die Deutschen ließ sich die politische Nichtswürdigkeit in vollem Maße anwenden. Hätte wahrhaft deutsche Cultur sich frei und offen zu der Naturkraft der übrigen Nationalitäten gesellen können, so wäre es mit Oestreich in Ungarn längst vorbei gewesen. Daß die Censur für das Deutsche weit strenger war, als für das Magyarische und Slovakische, ist bekannt. Als schlagenden Beweis dafür kann ich anführen, daß Aufsätze, welche von deutschen Professoren für die Pesther Zeitung bestimmt und dort gestrichen waren, der Redaktion der „Slovensky novini" übergeben wurden, wo sie, in's Slovakische übersetzt, auch erschienen. Der deutsche Verfasser eines solchen Aufsatzes, welchem derselbe in meiner Gegenwart von dem Herausgeber dieser Slovaken-Zeitung überbracht und der aufgefordert wurde, einige Zeilen davon vorzulesen, um zu zeigen,

ob er seine Gedanken in dieser seltsamen Form wieder erkenne, las die Abhandlung in so komischem Tone vor, daß die Anwesenden in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Hieraus ersieht man bereits, daß die Deutschen sich einigermaßen mit den Slovaken vereinigt hatten. Denn verhehlen wir es nicht: wie schön und groß auch die Stellung der Magyaren gegen die östreichische Regierung war, so war sie doch im Innern des Landes den übrigen Nationalitäten gegenüber keineswegs edel. Ihre Stellung läßt sich genau bezeichnen als die des Adels in Ungarn. Obgleich es auch, namentlich in den Karpathen, adlige Slovaken gibt, obgleich wenigstens jeder deutsche Beamte Vorrechte besitzt, welche ihn dem Adel sehr nahe stellen, so nimmt doch der Ungar im Allgemeinen eine aristokratische Stellung ein, und alle Opfer, welche das hochherzige Magyarenthum in letzter Zeit gebracht hat, haben dies nicht verhindern können. Die Häupter der Slovaken sind es sich sehr klar bewußt, daß sie eine vollständige Demokratie wollen, und mir scheint, daß der lange Druck, welcher auf ihrem Volke gelastet hat, und der unter den Slovaken selbst eine wirkliche Aristokratie nicht hat aufkommen lassen, ihren Bestrebungen sehr in die Hände gearbeitet haben muß. Ich kenne keinen slovakischen Helden, ich weiß nichts von einer slovakischen Geschichte, und dennoch steht jetzt offenbar ein slovakisches Volk in Ungarn den Magyaren gegenüber. Kommt es zum Kampfe, so kann dies nur der Kampf einer vollständigen Demokratie mit der Aristokratie sein. Die Erhebung der slovakischen Nationalität ging vor einigen Jahren aus von dem Kampfe gegen die Unterdrückungen, welche große magyarische Grundbesitzer sich gegen ihre slovakischen Bauern zu Schulden kommen ließen.

Stur, der Herausgeber der oben erwähnten slovakischen Nationalzeitung in Preßburg, ist der Sohn eines Schulmeisters in den Karpathen und er hat lange Federkämpfe mit dem Magnaten geführt, welchem sein Geburtsort gehört und der eines der bedeutendsten Häupter der ungarischen Opposition Oestreich gegenüber ist.

Die Erhebung der slovakischen Nationalität (daß dieselbe schon seit einigen Jahren stattgefunden hat, ist eine Thatsache, wenn gleich man in Deutschland wenig davon weiß und wenn gleich es bis jetzt schien, als möchten die Ungarn sie am liebsten ignoriren) wurde anfänglich jedenfalls von der östreichischen Regierung begünstigt. Die Herausgabe der Nationalzeitung fand nur bei den Magyaren Widerstand.

Sehr bemerkenswerth aber ist es, daß durch die slovakische Bewegung die Slaven in Ungarn nicht nur den Magyaren gegenübergetreten sind, sondern sich auch zugleich von dem czechischen Einflusse emancipirt haben.

Die Slaven in Ungarn nämlich, wenn sie überhaupt ihr Slaventhum nicht ganz vergessen hatten, schrieben czechisch, bis mit einem Schlage Stur bei Begründung seiner Nationalzeitung das Slovakische zur Schriftsprache erhob. Da dasselbe sehr ungleich in Ungarn gesprochen wurde, so legte er den Karpathen-

Dialekt seiner Heimath zum Grunde. Die Czechen schrien über Verrath. Kollár in Pesth, welcher ihm zur Erlangung seiner Concession behilflich gewesen war, schrieb ganze Bände gegen das frevelhafte Unternehmen, das Czechische, in dem er selbst alle seine Schriften verfaßt hatte, durch diese rauhe Gebirgssprache zu verdrängen. Kollár hat bekanntlich den Panslavismus erfunden, in den er sogar das Russenthum zu verweben wußte, wenn gleich wir nicht glauben, daß gerade er damit so schlimme Absichten verbunden hat, als damals ihm schuld gegeben wurde. Schon Huß, sagte er, als einer meiner Bekannten in Pesth mich zu ihm führte, habe eine czechische Bibelübersetzung begonnen, und beklagte sich bitter, daß das Volk ihm jetzt seine Kanzel (er ist Prediger) mit slovakischen Schimpfworten beschmiere. Die Sprache der Slaven in Ungarn, welche, wie schon bemerkt, selbst wieder in verschiedene Dialekte zerfällt, von denen Stur natürlich nur Einen zur Schriftsprache erheben konnte, verhält sich seiner Meinung nach überhaupt nur zu dem Böhmischen, wie etwa das Plattdeutsche zum Hochdeutschen. Abgesehen nun aber davon, daß unser Plattdeutsch zuweilen eine Kraft und einen Wohlklang enthält, von dem das Hochdeutsche keine Ahnung hat, weshalb es mir keineswegs unbedingt verwerflich erscheinen würde, wenn man sich in Schriften für das Volk zuweilen desselben bedienen wollte, hinkt dieser Vergleich ohne Zweifel deswegen, weil das Böhmische und das Slovakische nicht in Einem Lande neben einander gesprochen werden. Denn die Gebildeten unter den Slaven Ungarns sprechen, von den Sturianern abgesehen, mehr deutsch und lateinisch als czechisch. Ja man behauptet, daß dieses in Ungarn nirgends eigentlich rein gesprochen wird: Die katholische Geistlichkeit predigt geradezu slovakisch, und die reformirten Prediger bedienen sich meist eines Gemisches von Böhmischem und Slovakischem. Dazu kommt, daß von den in czechischer Sprache erscheinenden Schriften selbst ungarischer Schriftsteller durchschnittlich nur zehn bis fünfzig Exemplare in Ungarn abgesetzt werden, von den slovakischen aber, welche freilich meistens auch durch den billigen Preis für das Volk berechnet sind, neun Hundert bis drei Tausend. Uebrigens erfuhr ich, daß Kollár selbst sich in einer italienischen Reisebeschreibung früher dahin ausgesprochen, daß das Slovakische dem Böhmischen vorzuziehen sei, und daß er selbst eine slovakische Predigt habe drucken lassen, was aber damals keinen Anklang fand, vermuthlich weil es nur ein sprachliches Experiment war und mit consequentern Bestrebungen für die slovakische Nationalität, welche sich erst später geltend machten, nicht in Zusammenhange stand. — Im Uebrigen bin ich natürlich nicht im Stande, ein Urtheil über die Erhebung dieses Karpathendialektes zur Schriftsprache auszusprechen. Doch ist es bemerkenswerth, daß selbst Böhmen, welche in Ungarn leben, sich nicht der Kollár'schen, sondern der Stur'schen Richtung angeschlossen haben. So der Lehrer Kadávi in Pesth, ein sehr populärer Schriftsteller.

Wir haben also, mindestens so weit der Stur'sche Einfluß reicht — und er

reicht doch mindestens von den Karpathen hinab bis nach Preßburg und Pesth — die Erhebung einer besondern slavischen Nationalität gesehen. Dürfen wir dies zugleich als eine Lossagung von der Idee des Panslavismus betrachten, welche im Czechenthume offenbar die Hauptstütze hat? Dürfen wir den Streit zwischen Stur und Kollar als eine Fehde mit dieser furchtbaren, aller europäischen Cultur Gefahr drohenden Abstraktion ansehen? Wir wissen es nicht; ja, wir erfahren leider, daß die Deutschen in Ungarn auf's Neue eine Annäherung der dortigen Slaven an Rußland fürchten.

In dem herrlichen Waagthale, welches sich vor Kurzem im Aufstande befand oder noch befindet, ist Stur's Einfluß entscheidend. Hoffentlich hat ihm kein angelegter Plan mit dunkeln Zwecken zu Grunde gelegen. Stur ist Protestant. Er hat vor einem Decennium deutsche, philosophische Bildung in Halle empfangen. Er müßte ohnehin die Schöpfung einer jungen slovakischen Literatur den czechisch-panslavischen Bestrebungen mit zum Opfer bringen, wenn er sich ihnen anschlösse.

Ungarn muß sich, frei von dem Einflusse des Wiener Cabinets, selbstständig organisiren. Unsere dortigen Landsleute müssen aufhören Oestreicher zu sein, aber sie müssen Deutsche bleiben, — zum Theil vielleicht auch erst *werden*. Besitzen sie die Kraft nicht, die *deutsche* Fahne in Ungarn aufzupflanzen, so geben wir sie verloren. Wollen sie mit Metternich's Geiste stehen und fallen? Den Slovaken, glaube ich, steht in Ungarn selbst eine schöne Entwickelung bevor, die durch den Anschluß an fremde slavische Nationalitäten nur gestört werden könnte. Die Magyaren endlich mögen der Schönheit ihres edlen Nationalcharakters die Krone der Vollendung aufsetzen, indem sie die *völlig* gleiche Berechtigung anderer Nationalitäten neben der ihren anerkennen, — und Ungarn kann noch eine schöne Zukunft haben!

**H. Pröhle.**

# Aus dem Freischaarenleben in Schleswig-Holstein.

Kein lustigeres, sorgloseres Dasein mag es geben, als das eines reisigen Landsknechts! Und Landsknechte waren wir alle, wir Freischärler in Schleswig-Holstein. Deutsche Landsknechte von altem Schrot und Korn, so echt, daß selbst die Phantasie des Autors, dessen „ganze Kriegeskasse ward die Beute Espartero's" einen besseren Prototyp seiner Lieblingshelden nicht hätte zu erzeugen vermocht, als ihm ein Griff auf's Gradewohl in unsere Mitte hätte verschaffen können. Ganz Deutschland hatte zur Vervollständigung der bunten Musterkarte der Freischaaren beigetragen, und selbst Reuß-Greiz und Lobenstein kräftige Vertreter gesendet. Dort bärtige Jäger und Hegereiter in grünen Hüten und mit trefflichen Büchsen, hier schwarz-roth-goldne Studios mit verrosteten Musketen und riesigen Pallaschen bewaffnet — dazwischen junge Bürschchen, denen vielleicht die väterliche Ruthe zu schwer gewesen — emeritirte Kaufmannsdiener und fashionable Barbiergehilfen, die in eigner Machtvollkommenheit zu Doctoren der Medicin avancirt waren, — Schullehrer, welchen die Anstellung zu lange ausblieb, und die den Hirschfänger so gut wie das Lineal zu führen vermeinten — auch nicht wenige biedere Landleute, sehnige Gestalten, deren schwere Fäuste dem Kolben gerechter waren, als dem leisen Stecher — kurz alle Stände waren im buntesten Mischmasch durcheinander gewürfelt. Die Nationalitäten gingen hier praktisch in der deutschen Einheit unter — war es aber der Sinn für deutsche Nationalität, der alle diese freien Kämpfer zusammengeführt in die nordischen Herzogthümer, wer will es entscheiden? Viele, namentlich die Gebildeten, Intelligenten, hatte gewiß Begeisterung für die Sache hergeführt, Andere der Thatendurst der Jugend, den eine große Zeit mächtig erweckt, die Meisten kamen aber wohl aus keinem andern Grunde, als dem Hang zu Abenteuern folgend oder weil daheim ihre Rechnung mit der Gesellschaft abgeschlossen war. Es waren also die heterogensten Elemente hier in enge Kreise zusammengedrängt, so, daß gar oft ein Kampf derselben befürchtet werden konnte. An Reibungen untereinander fehlte es nicht — aber ich muß es zur Ehre der Schleswig-Holsteinischen Freischaaren sagen, das gute Element war fast immer das überwiegende, und die Neigung zu Rohheiten und Excessen, die in vielen bei jeder Gelegenheit zu erwachen

drohte, ward meistens durch den Einfluß der gebildeten Mehrzahl kräftig im Keime erstickt. Der Geist, welcher in Allen lebte, war daher im Ganzen ein befriedigender, und ich will gestehen, ich habe schöne Tage in der Mitte meiner Kameraden verlebt, Tage, deren Erinnerungsbild nie meinem Herzen verblühen wird. Ja, ein lustiges, schönes Leben ist das eines Landsknechts — heute im heißen Kampf, Entbehrungen jeder Art, morgen in der Garnison bei den wildesten Zechgelagen, unter dem Fenster hübscher Mädchen, oder im träumerischen Dämmern des süßen Nichtsthuns. Freilich muß man dann auch ein Freischärler sein mit Leib und Seele, ein demokratischer Soldat, kein Kamaschenknöpfer von ehedem und jetzt. Es gehört die Freiheit zum Genuß, wie sie auch die Entbehrung erträglich macht.

Die Schleswig-Holsteinischen Freischaaren waren zwar im Ganzen gut organisirt und bildeten in so fern eine Heerzugabe, welche Bedeutung beanspruchen konnte. Aber an eine Disciplin im Sinne der Maschine des Linienmilitärs konnte in ihren Reihen nicht gedacht werden. Zum Exerciren war keine Zeit vorhanden, kaum daß die Mehrzahl verstand, Fronte zu machen und das Rechts und Links zu begreifen — es genügte, daß wir schießen, das Bayonett fällen und Hurrah schreien konnten. Damit haben wir manchmal Wunderdinge verrichtet, und die dänischen Rothröcke fürchteten unsere ungestümen ungeregelten Angriffe mehr, als die Batterien der Bundesartillerie. „Tüdsk Frieskar" war ein Schreckensruf, der jedes Dänenherz erzittern machte. In dem Treffen bei Eckernförde sah ich einen Angriff, der hierfür als Beleg dienen kann. Achtzig Berliner, sämmtlich Barrikadenmänner der Märztage, wie sie wohlgefällig selbst sich nannten, mit trefflichen Musketen aus dem königlichen Zeughaus bewaffnet, standen dort zum ersten Male einem dänischen Bataillon gegenüber. Noch tausend Schritte von demselben entfernt, schossen sie schon ab, nahmen sich aber nicht mehr Zeit zu neuem Laden, sondern stürmten mit gefälltem Bayonett auf den Feind. Dieser hätte das tollkühne, vom Lauf ermüdete Häuflein vollständig massakriren können, aber so bestürzt und erstaunt waren die Dänen, daß sie, nachdem ihre Salve, weil zu hoch gezielt, keinen Schaden gethan, sobald die Berliner nur noch zwanzig Schritte von ihnen entfernt waren, plötzlich umkehrten und nun ihrerseits mit fabelhafter Behendigkeit zu laufen begannen und nicht eher stille standen, als am Meeresstrand unter dem Schutz ihrer Kanonenböte. Bei Missunde haben wir am ersten Ostertag, sechzig Mann stark, über siebenhundert Dänen, welchen wir in den Rücken fielen, in die Flucht getrieben. Und so könnte ich noch viele Thatsachen anführen, welche nicht allein für den Werth der Freischaaren sprechen, sondern auch beweisen, daß der Muth und die Begeisterung derselben mindestens eben so viel werth ist, als alle Kriegskunst und Disciplin.

Den Oberbefehl über sämmtliche Freicorps führte der preußische Major von Gersdorf, ein tapferer Soldat, der ehedem im Kaukasus gekämpft, überdies ein

hochgebildeter und verständiger Mann, welchen wir alle liebten und verehrten. Im Ganzen standen sechs verschiedene Freicorps im Feld, das Bracklow'sche, die Kieler Turner und Studenten, das v. Krogh'sche, das von der Tann'sche, das Wasmer'sche und das Rantzau'sche. In der dritten Compagnie des letztern stand ich als wohlbestellter Unteroffizier unter der unmittelbaren Führung des Hauptmanns Aldoffer, eines bairischen Artillerieoffiziers. Aldoffer war bekannt als der verwegenste und tapferste Soldat der Armee; weniger zum Feldherrn als vielmehr zum Parteigänger geboren, kannte er dem Feind gegenüber kein anderes Commando als sein vaterländisches: Als Druff! Hurrah! Unter seiner Führung haben wir glänzende Waffenthaten verrichtet und bei Aschessel, Missunde, Tolk, Gros-Solt und Aroesund den Dänen Respect eingeflößt. Neben Aldoffer dienten noch sechs bairische Offiziere in der schleswig-holsteinischen Armee, sämmtlich wackere, höchst ehrenwerthe Männer. Einen derselben, den Lieutenant von Bouteville, haben wir besonders lieb gewonnen. Ein junger bildschöner und tapferer Mann, commandirte er die Vorhut des linken Flügels, die aus 20 holsteinischen Dragonern bestand. Mit fünfen derselben auf der Recognoscirung, stieß er eines Tages auf eine Escadron dänischer Dragoner. Ohne Verzug forderte er, die gespannte Pistole in der Hand, dieselbe auf, sich zu ergeben. Der dänische Rittmeister vermochte anfänglich vor Lachen nicht zu antworten, rief aber, nach wiederholter Aufforderung, dem bairischen Lieutenant zu: Ich frage Sie jetzt ernstlich, mein Bester, ob Sie Ihre Pistole einstecken und mit Ihren Leuten gutwillig zu uns herüberkommen wollen? Bouteville antwortete durch einen Schuß — commandirte seine fünf Dragoner zum Angriff, und da rechtzeitig jetzt auch der Rest seiner Abtheilung herangesprengt kam, hielten es die verdutzten Dänen für besser, umzukehren und das Weite zu suchen. Leider waren die Hauptführer der Freicorps nicht alle solche unternehmende Leute; namentlich beklagte man sich vielfach über die Unthätigkeit und Taktlosigkeit des Grafen Rantzau. Aus diesem Grunde, welcher verschiedene Mißhelligkeiten erzeugte, trennte sich auch die dritte Compagnie von der Freischaar des letzteren und bildete von nun an unter Aldoffer's Leitung ein eigenes Detachement, welches als fliegendes Corps sehr gute Dienste leistete. Viele der besten Leute aus anderen Sectionen stießen zu uns, und es wird wohl keine Freischaar so viele tüchtige und gebildete Leute aufzuzählen gehabt haben, wie die unsrige.

So lange die Freischaaren noch auf deutschem Boden, d. h. im südlichen Schleswig agirten, konnten wir über Aufnahme und Verpflegung in keiner Hinsicht klagen. Freilich war es bei dem großen Conflux von Heeresmassen oft nicht anders möglich, als daß Schmalhans Küchenmeister war. Besonders auffallend war uns die löbliche Einfachheit der Küche, die oft wochenlang uns Morgens Brot und Speck, Mittags Speck und Brot und Abends wieder Brot und Speck brachte. Aber diese ungewohnte Kost würzte der Hunger trefflich, und es fiel

Keinem ein, ſich darüber ernſtlich zu beklagen. Als wir in Feindesland kamen, ging es ſchon beſſer. Da hatten wir ſchon Kriegsgebrauch gelernt und das Wort begriffen, ohne welches ein Krieg unmöglich iſt. Dieſes ſchöne Wort heißt: Requiſition. Da wurde requirirt, was nur eßbar war: Brot, Butter, Eier, Milch, Branntwein, Speck, Fleiſch; ja der gute General Wrangel, unſer Generaliſſimus, requirirte ſogar für uns in Jütland Cigarren und Tabak, und daß er die zwei Millionen Thaler, wie es in ſeiner Abſicht lag, nicht requiriren durfte, war ein Schmerz, der ihm und uns nahe ging. In Jütland hatten wir ruhiges Leben, die Herren Dänen waren jenſeits der Meere und die falſchen Bauern fürchteten ſich ſehr vor Schießgewehren. Dennoch behagte es uns nicht ſonderlich daſelbſt, denn mehr wie vor den Dänen fürchteten wir uns vor gewiſſen Plagen, die in Jütland zu Haus und erblich ſind. Von dem Schmutz der Bewohner dieſes Landes und ihrer Wohnungen ſich einen Begriff zu machen, hält ſchwer, wenn man nicht auf eigener Anſchauung fußt. Bei den Jüten iſt die Unreinlichkeit zur Nothwendigkeit, ja ich möchte ſagen, zum Luxus geworden. Ein ſtieres, faules Volk, heimtückiſch und roh, ekelhaft im Aeußeren und Inneren — wir gaben ihnen den Haß redlich heim, mit welchem ſie uns allenthalben betrachteten. Derſelbe war aber ſo groß, daß ſelbſt unſere galanteſten Berliner in dem romantiſch gelegenen Städtchen Veile, dem ſogenannten däniſchen Paradies, bei den hübſchen Dänenmädchen kein Glück zu machen vermochten, ſondern mit höhniſchen Geberden abgewieſen wurden. Aber in Hadersleben, der Stadt Deutſchlands, welche unter allen die meiſten ſchönen Frauen zählt, fand ſich Erſatz.

Da ich gerade von den Berlinern ſpreche, ſo muß ich erwähnen, daß ihre Freiſchaar die zahlreichſte unter Allen war. Sie ſchied ſich aber in zwei Genoſſenſchaften: Jene ſchon angeführten Barrikadenleute, faſt ſämmtlich gediente Soldaten, unſchätzbar im Krieg, aber grauenhaft im Frieden, der Stolz der Schlacht und die Plage des Landmanns, und dann die „freien Berliner.“ Die letzteren zeichneten ſich insbeſondere dadurch aus, daß jeder einen ſchwarzen Frack und ein Paar Glacéeſtiefel im Torniſter führte und ſeine Löhnung nur für Handſchuhe ausgab. Wenn ſie in die Garniſon kamen, ſo war ihr Erſtes, an demſelben Abend noch einen Ball zu arrangiren oder ein Ständchen mit Fackelzug zu bringen. Sie waren die Bevorzugten in jeder Hinſicht, und ihnen hatte ſich auch die bekannte Madame A . . . angeſchloſſen. Dieſe Dame hat in unſerem Feldzug ein Stück ihrer wilden Roſen in's Practiſche überſetzt, „freiem Leben, freiem Lieben iſt ſie immer treu geblieben.“ Sie iſt ein ſchmächtiges Weib mit intereſſanten Augen — voilà tout! Aber als einzige weibliche Erſcheinung unter Tauſenden wilder Krieger wußte ſie die allgemeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Sie nahm ſich überdies mit der größten Aufopferung und sans gêne der Pflege der Verwundeten an, und das verdient volle Anerkennung. Ja ſie iſt ſogar durch einen Streifſchuß verwundet worden und nahm ſehr gerne Gelegenheit, die Wunde und mit

ihr einen allerliebſten weißen Arm zu zeigen. Eine ſolche Heroine hätte kaum des männlichen Schutzes bedurft, aber Weib bleibt Weib, trotz aller Emancipation. Der Führer der „feinen Berliner," Herr S — ky, war der Glückliche, der ſtarke Stamm, um welchen ſich im Anfang ihre zarte Weiblichkeit liebend hinaufrankte. Aber ach, ihm war es nicht beſchieden, die freie Schöne zu feſſeln, und zähneknirſchend mußte er ſie eines Tages an der Seite ſeines Befehlshabers im bequemen Wagen an ſich vorbeifliegen ſehen, während er im Staub der Haide dahin marſchirte, den Tod im gebrochenen Herzen. War das der Lohn für die Requiſitionsanſtrengungen zu ihren Gunſten? Denn ſprang nicht die dienſtthuende Ordonanz in jedes Straßenwirthshaus und rief: Zwei Flaſchen Rothwein für die berühmte Lady A—! und wurde dieſe nicht immer ſo eilig verabfolgt, das ſelbſt das Bezahlen vergeſſen wurde? Aber es gibt eine Nemeſis — nach drei Tagen ſchon ritt der Major einſam dahin und die Lady wandelte am Arm eines blonden Lieutenants. Und endlich war auch ihr Kreislauf vollbracht und ſie kehrte wieder zurück unter den Schutz ihres erſten Getreuen. Da war große Freude unter den „feinen Berlinern" und ſie veranſtalteten augenblicklich einen Ball mit Fackelzug.

Nächſt Berlin waren unter den Freiſchaaren am reichſten vertreten die Rheinlande. Köln und Mainz hatten ihre Brauſeköpfe geſandt; kühne, wilde Leute, welchen es im Gefecht ſo wohl war, wie in der Schenke. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen eines alten Burſchen aus Köln, einer grauen, verwitterten Geſtalt, jeder Zoll ein Landsknecht. Er war Unteroffizier, hatte in Algier und Spanien gekämpft und konnte viele Wunden aufweiſen. Im Treffen bei Altenhof traf ſeine ſichere Büchſe nach und nach ſechs däniſche Schützen — es war ihm aber nicht genug, ſeine Feinde niedergeworfen zu haben, wie ein Indianer wollte er auch von jedem eine Siegestrophäe erbeuten. So lief er denn nach jedem guten Schuß in den dichteſten Kugelregen und holte ſich von dem einen Uniformsknopf, von jenem die Feldflaſche, vom andern das Seitengewehr. Sein alter Mantel ward von acht Kugeln durchlöchert, er ſelbſt aber blieb unverſehrt. Auch Weſtphalen hatte viele Leute unter die Freiſchaaren geſendet; ihnen kann leider nicht das beſte Sittenzeugniß gegeben werden. Aus Böhmen kam ebenfalls eine ſtattliche Schaar, welche leider nicht mehr in ein Treffen kam und daher theilweiſe dem überſprudelnden Muth in Duellen Luft zu machen ſuchte. Endlich muß ich noch der Leipziger und Jenenſer Studenten erwähnen, faſt alle brave, hochherzige junge Männer, welchen das Deutſchthum keine leere Phraſe war und die allenthalben das Herz auf dem rechten Flecke trugen.

Wenn auch unter ſich die Freiſchaaren in ziemlich gutem Einvernehmen ſtanden, ſo kann doch dies nicht in Beziehung auf ihr Verhältniß zu dem Linienmilitär geſagt werden. Die Offiziere des Letzteren, beſonders die der preußiſchen Garde, ſchoren uns ſämmtlich über einen Kamm und nannten uns Banditen, Strauchdiebe, Geſindel wo und wie ſie es konnten. Wir haben eine ſolche ſchmäh-

liche Behandlung nicht verdient, um so weniger, als wir gern und laut der Tapferkeit der preußiſchen Garde die gerechteſte Anerkennung zollten. Aber der Grund jener lag tiefer, er datirte ſich von den Berliner Märztagen her. Die Garden trugen noch die tiefſte Erbitterung in ſich und warfen uns Alle mit den Berlinern in einen Topf. Daher beſtändige Reibereien, täglich Duelle, in welchen die Klingen der Studenten gar wacker ihre Meiſterſchaft bewährten. Die Barrikadenmänner mußten immer ſechs Meilen von der Garde einquartirt werden; drei Meilen weit wären ſie gern gelaufen, um ſich mit ihren unverſöhnlichen Feinden zu meſſen. Die Wuth der Freiſchärler wurde auf das Höchſte gereizt durch die Behandlung, welche Einzelnen von ihnen in Colding widerfuhr. Dort lag die Garde als Beſatzung; Keinem von uns ward verſtattet, in die Stadt zu gehen, wer nothwendig darin zu thun hatte, wurde ſeiner Waffen beraubt, durch eine Escorte auf Schritt und Tritt begleitet, wie ein Verbrecher. Dieſes empörende Verfahren veranlaßte uns, von Hadersleben aus eine energiſche Adreſſe an den General Wrangel, der allgemein den Ruhm eines billigen und gerechten Mannes hat, zu richten und auf Genugthuung zu dringen. Aber dieſe ward uns nicht, nicht einmal eine Antwort.

Alles Unangenehme aber verſüßte immer wieder bald und ſchnell der reizende Wechſel unſerer Erlebniſſe. Das fröhliche Zuſammenſein fröhlicher Brüder, die Romantik des Wachtſtubenlebens. Ich hätte es niemals geglaubt, daß man in der Wachtſtube ſolche genußreiche Stunden verleben könne, wie ich ſie erlebt. Da war lauteſte Freude, buntes Gelage, dort am Spieltiſch, hier um die dampfende „Kriegsbowle.“ Heitere Volkslieder, von ſanggeübten Kehlen angeſtimmt, lockten die ſchönen Kinder herbei aus der Nachbarſchaft, die erſt ſcheu von fern dem bunten Treiben zuſchauten, dann nach und nach zutraulicher wurden und zuletzt ſich kaum allzu großer Vertraulichkeit zu entwinden vermochten. Die Marketenderin hatte mittlerweile nie Zeit und Hände genug, um alle Wünſche zu erfüllen, um alle böſen Zahler anzukreiden. Ihr ſprangen dann einige ſolide Dienſtwillige bei und verſuchten ihr Glück in der Compoſition fabelhafter Getränke, Miſchungen aus allen möglichen ſpirituoſen und ſüßen Stoffen, in welchen aber das Waſſer ſtrengſtens verpönt war. Das Spiel war gewöhnlich bald zu Ende, denn Vermögen war rar und die Lohnung karg. Meiſtens hatte ein Günſtling des Glücks die Andern alle rein ausgezogen, aber mit lobenswerther Uneigennützigkeit „ponirte“ er dann den Kameraden einen ungeheuren Weinpunſch. Immer lauter und fröhlicher ward das Gelage, guten Bürgern ein Gräuel, bis der Ruf des Poſtens draußen die Zecher aufſchreckte: Ablöſung! — — Kein luſtigeres, ſorgloſeres Leben, als das eines Landsknechts!

W. H.

# Prag und der neue Panſlavismus.

## II.

Der ſlaviſche Congreß in Prag, der von Tag zu Tag verſchoben worden war, iſt endlich am vierten dieſes Monats in beſter Form eröffnet worden. Ein ſerbiſcher Pope, der ehrwürdige Bamatoviſch Protopresbyter aus Neuſatz hat ihn auf offenem Markte eingeſegnet.

Es iſt nun einmal Loſung der dominirenden Partei geworden, bei Gründung ihres neuen Volksthums immer in die Vorzeit zurückzugehen. Sie ſchreitet vorwärts — in die Vergangenheit. Aeußerlich zieht ſie das Coſtüm des 15. und 16. Jahrhunderts an, bewaffnet ſich mit Dreſchflegeln und Morgenſternen, in Sachen des Geiſtes rührt ſie alte Traditionen, halbverſchollene Gebräuche wieder auf und verſchmäht auch den Aberglauben nicht, wenn er ihr in die Hände arbeitet. „Der Slave beginnt Alles mit Gott," ſagt ein altſlaviſches Sprichwort; das Parlament der Slaven mußte demnach mit einer ſlaviſchen Meſſe eröffnet werden. Um dieſe abzuhalten, hatte man die Augen auf die Cyrill- und Methodiuskapelle in der huſſitiſchen Teynkirche geworfen, denn Cyrill und Methodius haben das Verdienſt, die Slaven zum Lichte des Chriſtenthums bekehrt zu haben; außerdem ward beſchloſſen, den Congreß unter den Schutz des heiligen Waclaw zu ſtellen. Der heilige König Waclaw — den der barbariſche Ausländer ja nicht mit dem faulen König gleiches Namens verwechſeln darf — genießt eines großen Renommé's als Deutſchenfeind. Ein frommer Volksglaube läßt ihn nicht geſtorben ſein, läßt ihn vielmehr mit 40 Rittern, vortrefflichen Wajwoden im Berge Blanyk ſitzen, von wannen er einſt kommen wird, die Deutſchen zu richten und aus dem Lande zu verjagen. Ein altes Kirchenlied, von frommen Wallfahrtsleuten viel geſungen, ohne daß die geiſtlichen Behörden je etwas dawider gehabt hätten, ruft ihn in ähnlichem Sinne an. Swaty Waclawe, heiliger Wenzel! heißt es, komme zurück und vernichte den Fremdländer!

Nun, dieſer gute Heilige hatte in der letzten Zeit wieder unendlich viel an der Popularität gewonnen, die in dieſer ungläubigen Zeit gar ſehr auf dem Spiel zu ſtehen ſchien. Die Führer der czechiſchen Partei verfehlten nie, an ihn zu erinnern. Die erſten Reformverſammlungen fanden im Saale des St. Wenzel-

bades statt und aus diesen ging der St. Wenzelsklub hervor, der mit seinem Schutzpatron auf's beste coquettirte. Die alten halbverschollenen Prophezeihungen eines „blinden Jünglings," der in der Hussitenzeit gelebt hatte, wurden wieder aufgelegt, mit mannigfachen Aenderungen und Verbesserungen, die das Büchlein im Auge der Kundigen gewissermaßen zu einem Programm der Czechenpartei machten.

Die Auferstehung des König Wenzel mit seinen Waiwoden aus dem märchenhaften Berge und die Art, wie er mit seinem Heer die deutschen Dränger in Böhmen schlägt, austreibt und ausrottet, war in dem Büchlein energisch genug beschrieben. Zugleich nahm die Legion der Swornost, die sich zum Schutze der czechischen Nationalität gebildet hatte, die St. Wenzelsfahne an, vielleicht um sich im Geiste des Volkes mit diesem geweissagten St. Wenzelswaiwoden zu identificiren.

Es ist begreiflich, daß auch jetzt die feierliche Eröffnung des Slavencongresses an den Heiligen geknüpft werden sollte, der der böhmischen Sache so oft schon Vorschub geleistet hatte. Das Hochamt zur Einweihung des slavischen Parlaments wurde also auf dem Roßmarkt, vor der Reiterstatue des heiligen Königs, abgehalten.

Es sei mir erlaubt diese Messe zu beschreiben, ein seltsames Stück Altslaventhum in dieser heidnischen Zeit! Man wird es nicht glauben, daß so etwas 12 Meilen von der Grenze Sachsens im Jahre des Herrn 1848 gesehen werden konnte.

Die Slavengäste, die sich am Morgen des 4. Juni im böhmischen Museum, der Kaserne der Swornost, versammelt hatten, gingen 300 an der Zahl in einem langen feierlichen Zuge, dem Graben entlang und dem Platze entgegen, wo das Hochamt gehalten werden sollte. Was dabei an Costümen zum Vorschein kam, geht in's Unglaubliche. Montenegro und Dalmatien, die Moldau und Bosnien, Serbien und Croatien waren dicht bei einander. Sänger stimmten das erwähnte Lied vom heiligen Wenzel an, böhmische und panslavische Farben wehten in den Lüften. Auch Frauen, Pragerinnen, die wir noch unlängst in Pariser Moden gesehen, prangten als Töchter Libussa's in uralten Gewändern. Am Altar vor der Wenzelsstatue angekommen, begann der serbische Presbyter das Hochamt zu lesen, in slavischer Sprache. Uralte slavische Ritualgesänge ertönten, der alte Serbe Wuk Stephanowicz war auch mit unter den Sängern. Bei dem memento mortuorum erinnerte der Pope seine Zuhörer an alle großen Slaven, die für Ausbreitung ihres Reiches gekämpft und gewirkt. Er gedachte des fabelhaften Czaren Dusan, der der Unüberwindliche heißt, des großen Czerny Georg und Peter des Großen, Czaren von Rußland. Bis in die Todten jüngster Zeit kam er herab und gedachte der böhmischen Philologen, die das Czechenthum gewissermaßen aus alten Schriften, Urkunden ꝛc. wieder hergestellt, gedachte des guten alten Jungmann, des Verfassers des böhmischen Wörterbuchs, gedachte des

friedlichen Bücherwurms Kallina, deſſen Manen ſehr erſtaunt geweſen ſein mögen, da ſie in eine Reihe mit Duſan und Czerny-Georg geſtellt wurden..... Nun begann eine Communion auf offenem Markte. Der ſerbiſche Presbyter brach das heilige Brot den anweſenden Serben und Ruſſen und der alte Sänger und Staatsmann Wuk communicirte der Erſte. — Beim Heimgange des Zuges wehten Tücher aus vielen Fenſtern und von beiden Seiten wurde manches Slava gerufen.

Mit Nachdruck ſei es hier geſagt, der ganze Umzug machte auf die Bewohner Prags nicht die Wirkung, die die czechiſchen Ultras erwartet hatten. Er war ſchön, er hatte ſeine Romantik, aber er war etwas Fremdes, Aufgedrungenes. In der großen Maſſe des Volkes weckte er keinen Nachhall. Es war ein kalter Prunkzug, ein Opernſchauſtück bei hellem Tageslicht. Keine große nationale Begeiſterung begrüßte dieſe Eröffnungsfeier des ſlaviſchen Parlaments, auf die man ſo viele Hoffnungen geſetzt hatte.

Vom 5. an begannen nun Sitzungen, wichtiger als die vorbereitenden, in welchen man viel Zeit mit Formalitäten, patriotiſchen Improviſationen mehr poetiſchen, als politiſchen Inhalts verzettelt hatte. Ein Manifeſt an die Völker Europas wurde proclamirt, entworfen und mit Begeiſterung aufgenommen. Es ſpricht ſich über die Stellung der Slaven zu den romaniſchen und germaniſchen Völkern aus und ſchildert, wie ſich die Slaven ihre Zukunft zu geſtalten gedenken. In dieſem Manifeſt waltet ein Geiſt, der nicht in Böhmen daheim iſt. Man ſieht die polniſchen und ſüdſlaviſchen Verfaſſer heraus, die den franzöſiſchen Neochriſtianismus in Paris ſtudirt, bei Lamennais und Mickiewicz in die Schule gegangen ſind. Mickiewicz war der erſte, der es als die Miſſion der Slaven verkündete, die Religion des Humanismus in die Politik einzuführen; dieſer Anſicht begegnet man in dieſem Manifeſt wieder. „Den Slaven iſt es gegeben, heißt es hier, die Idee der Gleichberechtigung des Individuums neben dem andern auszudehnen auf die Gleichberechtigung aller Nationalitäten neben einander auf der Baſis der Bruderliebe und des Chriſtenthums! Sie wollen keinen Krieg, ſie ſind Völker des Friedens, ſie fordern nur Gleichberechtigung neben den übrigen Völkern der Erde.“

Dieſe Sprache iſt ſchön, denn es weht in ihr der Geiſt der Zukunft. Man kann bezweifeln, daß es eben den Slaven gegeben iſt, dies Reich der Gerechtigkeit und des Humanismus zwiſchen den Völkern der Erde einzuführen; aber unbezweifelbar ſcheint es mir, daß es einmal über alle Nationen heranbrechen wird. Sprach- und Territorialfragen werden gewiß einmal zurückſinken vor edlern, vor großartigen Kämpfen. Aber, ich wiederhole es nochmals, der Geiſt dieſes Manifeſtes iſt dem Geiſte der czechiſchen Partei völlig fremd. Die Politik dieſes Manifeſtes geht auf die ſonnigen Felder des Humanismus hinaus, die czechiſche Politik in die Vorzeit zurück. Die Politik dieſes Manifeſtes will die Vereinigung aller freigewordenen Völker von gleicher Sprache und gleicher Geſchichte um einen

und denſelben Mittelpunkt — was auch wir wollen — die czechiſche Politik hingegen verlangt das antiquirteſte, was man nur wünſchen kann, die Erhaltung Oeſtreichs und die Abtrennung der deutſchen Provinzen Oeſtreichs von dem übrigen Deutſchland. Die Sprache des Manifeſtes predigt Völkerfrieden, die ganze Politik der Czechen, von dem erſten Tage ihrer Entſtehung an, war gehäſſig, die Deutſchen zum Zorn und Haß aufreizend. Wie kommen dieſe Schreckensmänner zur Sprache des Friedens? Gewiß ſehr gegen ihre eigene Natur.

Ganz anders, als aus dieſer Schrift an die Völker Europas, lernen wir die Politik der panſlaviſtiſchen Partei aus einem Manifeſt kennen, das das proviſoriſche ſlaviſche Nationalcomité an die deutſche Nationalverſammlung in Frankfurt erlaſſen hat. Da ſpricht noch dieſelbe alte Politik heraus, die wir zuerſt im Palacky'ſchen Briefe an den Funfziger-Ausſchuß kennen lernten und aus dem immer weiter ausgebildeten vollen Feldzugsplan der czechiſchen Partei geſchaffen wurde. „Deutſchland," heißt es hier, „beanſprucht einen großen Theil der öſtreichiſchen Monarchie, als dem deutſchen Bunde gehörig. Wir Slaven können dies nicht erlauben. Die Souveränität des geſammten Oeſtreich in der Perſon ſeines Kaiſers muß ungeſchmälert erhalten werden. Darum proteſtiren wir feierlichſt gegen jede Beſchickung des Frankfurter Bundestages."

Die Sprache dieſes Briefes iſt deutlich und es iſt begreiflich, daß ſie einen ungeheuern Schrei des Unwillens bei ihrer Leſung im deutſchen Parlamente hervorrief. Iſt ſie doch ein Fehdehandſchuh, hingeworfen allen deutſchen Provinzen, die für das Parlament gewählt haben, hingeworfen dem deutſchen Parlament, das dieſe Wahlen als gültig, die Deputirten als Ausdruck des Volkswillens aufgenommen hat. Daß ſlaviſche Staaten, nicht zum Bunde gehörig, vom deutſchen Parlament nicht abhängig gemacht werden ſollen, verſteht ſich von ſelbſt und wurde auch vorausgeſetzt, aber ſollen ſich's die Slaven anmaßen dürfen, deutſche Wahlen in deutſchen Provinzen ausgeſchrieben und vor ſich gegangen, als ungültig zerſchlagen zu wollen? Ich ſagte im vorigen Hefte, daß es nicht unwahrſcheinlich ſei, daß ſlaviſche Heere noch einmal im Sturm gegen das radicale Wien ziehen würden; nach dieſer Erklärung, in welcher ſie ſich zu Wehr- und Schutzmännern eines auch in ſeinen deutſchen Provinzen von Deutſchland abgetrennten integralen und ſouveränen Oeſtreichs erklären, dürfte dies gar nicht ſo unwahrſcheinlich klingen.

Die ſlaviſche Politik iſt in den beiden Formen, die ſie durchgemacht hat, dieſelbe geblieben. Zuerſt wollte ſie Oeſtreich zu einem ſlaviſchen Staate machen, ſlaviſche Miniſter unterſchieben und den Deutſchen in Oeſtreich einreden, daß ſie eben Oeſtreicher und keine Deutſchen ſeien.

Es war dies die Zeit, wo jeder Böhme die ſchwarzgelbe Kokarde trug. Aber die Wiener entwickelten mehr Energie, als man in Böhmen geglaubt hatte. Der ſlaviſche Miniſter Palacky, mit dem man den Anfang machte, hatte ſich nicht zwölf Stunden in Wien erhalten können, und „Anſchluß an Deutſchland" ward

die Losung einer begeisterten Jugend! Nun wechselte die Politik. An die Stelle des slavischen Oestreichs mit slavischer Centralregierung, sollen vereinigte Staaten von Oestreich treten; alle Provinzen auf der Basis ihrer Sprache und Nationalität arrondirt, sollen ganz autonome Regierungen haben und nur in Bezug auf äußere Politik, Diplomatie, Kriegserklärungen und Friedensschlüsse ihren Vereinigungspunkt in Wien finden. So hofften die slavischen Provinzen dem germanisirenden Einflusse einer starken deutschen Centralgewalt möglichst zu entgehen. Es ist begreiflich, daß solch eine Neugestaltung, so ein Umguß der Monarchie nach den verschiedenen Nationalitäten, nur nach der Auflösung der meisten jetzt noch bestehenden Provinzialverhältnisse vor sich gehen kann; es ist ihr mächtig vorgearbeitet worden!

Böhmen, mit Mähren und Schlesien verbunden, mit einem verantwortlichen Minister, bald auch mit einem eigenen Vicekönig versehen, tritt voran in die Reihe dieser sich selbstregierenden Staaten; die provisorische Regierung, das ist der Wunsch der czechischen Ultras. Wie dabei die Deutschen zu kurz kommen, haben schon wenige Monate gezeigt.

In ähnlicher Weise werden sich bald auch die Südslaven constituiren, bald werden wir ein Königreich Illyrien und Laibach, ebenso wie Prag als Sitz einer autonomen Regierung zu sehen bekommen. Croatien mit Slavonien und Dalmatien wird nicht zurückbleiben, es fällt sammt den südlichen slavisch-ungarischen Komitaten von Ungarn ab und constituirt sich selbstständig unter einem Vicekönig aus dem Hause Habsburg. Oestreich wird somit eine Art monarchischer Schweiz, der Reichstag eine Tagsatzung.

Sind die Interessen der deutschen Provinzen Oestreichs in diesem Föderativverhältnisse so minder gefährdet, als sie es in einem Oestreich mit theilweise slavischer Centralregierung gewesen wären? Nein. Die Gefahr ist nur um so größer. Das slavische Element in seiner ungeheuern Majorität — Oestreich hat 18 Millionen Slaven bei 6 Millionen Deutschen — wird mit eisernem Gewicht auf den deutschen Elementen lasten. In gemischten Ländern, wie Böhmen, würde eine slavische Centralregierung auf die Dauer die völlige Abtödtung deutscher Sprache und Nationalität zur Folge haben.

Die Regierung in Inspruck, der nichts so sehr am Herzen gelegen ist, als daß Oestreich von dem radikalen Deutschland möglichst getrennt bleibe, von dem Deutschland, das vielleicht bald einen Notürier als Präsidenten an der Spitze seiner Verwaltung sehn kann. — Die Regierung in Inspruck stützt sich auf die Slaven und begünstigt sie. Indeß die Regierung in Wien an dem Standpunkt der deutschen Centralregierung festhält, hat die Regierung in Inspruck das czechische System des Föderalismus im Auge. Nur so lassen sich zwei auffallende Erscheinungen in zwei Ländern erklären. Der Banus von Croatien, Jellacitsch, rüstet zum Krieg gegen das ihm vorgesetzte ungarische Ministerium. Dieses will

ihn in Anklageſtand verſetzen und ſendet einen Commiſſär zur Unterſuchung ab. Der Commiſſär lehnt die Sendung ab und der Banus erklärt, er ſtehe mit dem Hofe auf dem beſten Fuße und erhalte fortwährend Beweiſe der allerhöchſten Billigung. — In Böhmen ſetzt der Landesſtatthalter eine proviſoriſche Regierung ein, das Miniſterium erklärt ſie für null und nichtig? Tritt ſie ab? nein. Sie erklärt mit Inſpruck im beſten Einvernehmen zu ſtehen und das Miniſterium muß ſchweigen.

Würde ſich ein föderirtes Oeſtreich erhalten können? Eine große Partei in Wien ſcheint es damit verſuchen zu wollen. So ſehr iſt die Pietät für ein „großes Oeſtreich“ in den Herzen der Oeſtreicher eingewurzelt, daß eine Anzahl Leute, trotz ſonſtiger radikaler Ueberzeugungen, den Gedanken an eine Auflöſung Oeſtreichs wie einen Frevel von ſich weiſen und lieber die ſeltſamſte und unnatürlichſte Neugeſtaltung Oeſtreichs annehmen, als Oeſtreich, als ſolches, aufgeben will. So ſehr auch die Wiener und Deutſch-Oeſtreicher gegen die Slaven und gegen die Czechen insbeſondere eingenommen ſind, ſie glauben doch, daß der Reichstag in Wien zu einem beruhigenden Reſultate führen könne, ja ſie hegen von ihm in Bezug auf die Conſolidirung Oeſtreichs die ſchönſten Hoffnungen. Dann aber hätte man nicht ſo frühzeitig und unbedacht den Anſchluß an Deutſchland proclamiren ſollen. Weiß man, was Anſchluß an Deutſchland bedeutet? Es bedeutet ein Aufgehn der öſtreichiſchen deutſchen Sonderintereſſen in die große nationale Einheit; wenn die Wiener ſich nicht mit dem Gedanken vertraut machen können, dereinſt zu einem „Kreiſe Deutſchlands“ geſchlagen zu werden, ſind ſie nicht reif für die Ideen, die im übrigen Deutſchland laut verfochten werden!

Deutſchland wird vorläufig ohne Oeſtreich nur um ſo leichter mit ſich ſelbſt fertig werden. Ueber kurz oder lang wird doch die Stimme des Blutes die deutſchen Völker Oeſtreichs dahin ziehen, wo ſie die größern Garantien ihrer Freiheit und Nationalität finden werden; freilich wird der Sprung aus den Schlingen und Ketten der ſlaviſchen und der andern, Oeſtreich conſtituirenden Völkerſchaften an's Herz von Deutſchland nicht ohne blutigen Riß vor ſich gehen können....

Ich war noch vor Eröffnung des ſlaviſchen Congreſſes der Anſicht, das Oeſtreicherthum der Czechen würde an den Polen eine ſtarke Oppoſition finden. Ich habe mich nicht getäuſcht. Es iſt darüber zu heftigen Debatten gekommen und mehrere Polen ſind haſtig vom Congreſſe abgereiſt, indem ſie ſich auf's Ungünſtigſte über die Czechen äußerten. Ja das Aergſte ſollte geſchehn: Ein Pole empfahl den Czechen den Anſchluß an das „freie, radikale Deutſchland.“

Das ſlaviſche Parlament hat übrigens den Beweis geliefert, daß ſich die Slaven untereinander nur ſchlecht verſtehn. Der Südſlave verſteht den Slaven des Nordens, der Slave des Oſtens den vom Weſten nur theilweiſe. Die vier ſlaviſchen Landesſprachen, wie ſie in Anſchlagszetteln nebeneinander ſtanden, waren augenfällig ganz verſchieden. Es iſt ein Beweis, daß die ſlaviſchen Völkerfamilien

durch weite Länderſtrecken und den Mangel der Berührung einander entfremdet ſich nicht ſo nahe ſtehen, als die Schwärmer für den neuen Panſlavismus immer verkündeten. Manche Sitzungen ſollen ſehr peinlich geweſen ſein, man ſah ſich gezwungen, in der Debatte zum Franzöſiſchen ſeine Zuflucht zu nehmen und da viele der Anweſenden es nicht verſtanden — ſoll man ſogar zum verhaßten Deutſch gegriffen haben. Welche tiefe Kränkung für Alle, die noch unlängſt behaupteten, der Unterſchied zwiſchen Czechiſch und Slavoniſch ſei nicht größer als etwa der zwiſchen Schwäbiſch und Pommeriſch oder Sächſiſch. So iſt es denn doch anders! Wenn man den Rhein hinabfährt, nach Cöln etwa, macht man auch den Verſuch, mit Holländern und Blamen zu ſprechen, um die enge Verwandtſchaft ihrer Sprache mit der unſeren zu beweiſen und Myuherr als Stammesbruder zu begeiſtern — aber es liegt viel Mühſal in dieſem Vergnügen. Die ſlaviſchen Deputirten in Prag mögen oft ein Aehnliches gefühlt haben.

In dieſer Beziehung hoffe ich, wird der ſlaviſche Reichstag manche heilſame Bekehrung hervorgebracht haben. Die Ultras ausgenommen, die nicht zu bekehren ſind, wird mancher Böhme gefühlt haben, daß nur die unſere Brüder heißen können, mit denen wir eine gemeinſame Entwickelung getheilt haben, daß aber Völker, mit denen wir nie gelebt, an die uns nie das geiſtige Band gemeinſamer Erziehung geknüpft, kurz Völker, von denen wir kaum wußten, daß ſie leben, nie unſere Brüder ſein können. In ſchlechten Tragödien fallen ſich Brüder um den Hals, die nichts von einander gewußt, im Leben nicht. Die Mutter Slava iſt eine allzu mythiſche Perſon, als daß ſich um ihretwillen der Czeche und Croate brüderlich umarmen könnten. Millionen czechiſcher Herzen wurzeln in deutſchem Gedankenboden, ſchlagen an deutſchen Herzen, haben von Kindheit auf deutſch fühlen und denken gelernt; werden ſie nicht, wenn die Stunde der Entſcheidung kommt, lieber zu Deutſchland als zu Slavien gehören wollen? Nicht ſo leicht verzichtet ein Land auf den faſt tauſendjährigen Verband von Cultur und Geſittung, nicht ſo leicht auf faſt tauſendjährige Entwickelung in der Geſchichte! — Die Polen, die Südſlaven haben gewiß noch eine große und eigenthümliche Zukunft vor ſich, Böhmen muß die Vermittlung zwiſchen dem deutſchen und ſlaviſchen Element bleiben, doch dem erſten näher als dem letztern! Möge der ſlaviſche Congreß dahin gewirkt haben, dies Bewußtſein in den Gemüthern Vieler vorzubereiten! Dann wird der Congreß, in ſeinem Anfange ſo gefürchtet, nur heilſame Wirkungen gehabt haben, und ein tiefer Zwieſpalt zwiſchen zwei Theilen einer Bevölkerung, durch Herausforderungen von beiden Seiten über alle Gebühr tief und bitter geworden, wird allmälig wieder einer gerechten Vermittlung Platz machen.

△.

# Tagebuch.

## I.

## Aus London.

Die Times über Deutschland. — Der Bazar für's deutsche Hospital. — Emmerson's Vorlesungen. — Romane von Lewis, Mrs. Jameson und Bulwer. — Journale in der Südsee. — Neue Chartistenangst.

England ist jetzt in Trauer gekleidet, weil es ein fürstliches Haupt verloren*), und es meint, die Welt solle in Trauer gehen, weil sie es darauf anlegt, ohne Fürsten fertig zu werden. Die Times behandelt jetzt umständlich die Vorgänge auf dem Continente, ja geht sogar in solche Details ein, von Moritz Hartmann's schönem Aeußern zu sprechen, eine Bemerkung, die es nie über seine eigenen Parlamentsmitglieder hat laut werden lassen; aber mit Sympathie begleitet sie uns nicht auf dem dornigen Wege zu politischer und individueller Freiheit. Die Maßregeln, die wir ergreifen, sind nicht fest, nicht einig, nicht durchgreifend, bestimmt genug. Das Wollen und wieder Nichtwollen, das Vorschreiten und Zurückgehen, der Parteienhaß, die Trennung zwischen Volk, Fürst und Staat, das alles setzt uns der Gefahr aus, die Achtung, die der erste kühne Schlag in Berlin in allen Herzen erzeugt, wieder einzubüßen. Die Times ist freilich nicht immer consequent, und in letzter Zeit besonders sehr wankelmüthig gewesen, und hat im Interesse des Prinzen von Preußen und Bunsen's so sonderbare Dinge zu Tage gebracht, daß in manchem englischen Herzen sehr wunderlicher Verdacht aufstieg. Ueberdem vertheidigt sie das Interesse der City, und da der Handel bedeutend durch Deutschlands Vertheidigung Schleswig's gelitten hat, wollte sie nie zugeben, daß eine Sache die billige und rechte sei, die den Briten in seinem Verkehr mit dem Continent störe und seine Finanzen beeinträchtige.

Der Bazar für das deutsche Hospital hat statt gefunden; aber, wie sich erwarten ließ, nur ein mittelmäßiges Resultat geliefert. Der ganze Ertrag ist 1600 Pfd. St. von dieser Summe geht noch ein großer Theil auf die Unkosten. Wer aber konnte jetzt viel an einen Bazar denken? Und wer sollte kaufen? Auch fehlte Dr. Freund, und mit ihm die Seele des Ganzen. Er liebte die Anstalt, die sein Geschöpf war, wie sein eignes Kind; sie, die ihn von derselben entfernten, blicken auf dieselbe als auf einen Gegenstand, in dem sich ihre Eitelkeit oder auch ihr Eigennutz spiegeln kann; — diese Verschiedenheit des Interesses erzeugt auch die Verschiedenheit des Resultats. Man gebe uns einen andern Gesandten, der keine Kirche und ihre Zukunft in seinem Ge-

*) Prinzessin Sophie, die fünfte Tochter von Georg III., starb 71 Jahre alt.

hirne führt, und die Deutschen in London werden sich in ihrem irdischen Interesse besser gefördert finden. Ihr Seelenheil mag dem Prediger und ihrem eigenen Gewissen anheim gestellt bleiben. — Die schönste Bazarbude hatte eine deutsche Dame, Madame Schwabe aus Manchester; sie enthielt eine Puppenstube, die in Paris angefertigt worden und die 50 Pfd. St. gekostet hatte. Man hat diese Puppenstube verloost und die Königin von England hat sie gewonnen.

Emmerson, der berühmte amerikanische Philosoph, hält jetzt Vorlesungen; da er aber nur tief wissenschaftliche Gegenstände behandelt, wie zum Beispiel: den Zusammenhang der Geistes- und der Naturkräfte ꝛc., so wird er wohl wenig Zuhörer finden; denn erstlich sind diese Gegenstände für Damen im Allgemeinen zu ernst und abstract, und die Tagesstunden stehen keinem Hörer zu eigener Disposition frei im geschäftigen Albion, und zweitens *lesen* sich solche Abhandlungen besser als sie sich hören, weil man während des Lesens Pausen machen und das Nichtverstandene recapituliren kann, was beim Hören nicht möglich ist und doch zum Verständniß des Ganzen erforderlich sein muß. Emmerson ist übrigens im Umgang als Mensch so freundlich, mild und nachsichtig, so redlich gut und vortrefflich, daß seine sehr idealen Ansichten nur der Spiegel seines eigenen innern Wesens und Seins sind, was man gewiß nicht als Regel bei den großen Lehrern der Völker annehmen kann, und darum um so anerkennender zu rühmen hat. Er kehrt eben von Paris zurück, wo er sich die französischen Zustände angesehen hat, ohne auch nur eine harte Aeußerung über Rachel und Ledru Rollin, über Louis Blanc und George Sand mit zurückzubringen, so durchaus erkennt er das Recht des Individuums an, das zu sein, was es seiner Natur nach sein kann, und sieht heiter und vergnügt dem bunten Spiel der Welt und des Lebens zu. Sein Freund, Thomas Carlyle, gleicht ihm in diesem Punkte durchaus nicht. Ihm sind die Bewegungen der Zeit unangenehm und feindlich; er hat keinen Glauben und keine Hoffnung, und sieht nichts in dem Streben und Ringen als das unaufhaltsame Drängen in einen bodenlosen Abgrund. Von uns Deutschen will er gar nichts wissen. Das englische Parlament ist ihm seit lange ein solcher Stein des Anstoßes, daß er nicht faßt, wie der Deutsche nach einem ähnlichen Institute verlangen könne! Wir aber fassen es, Gott sei Dank! und werden es haben.

Die Buchhändler scheinen am schlimmsten bei den politischen Ideen zu fahren, die aller Romanliteratur und Belletristik den Kauf aufgekündigt. — „Rose, Blanche und Violet", ein Roman von Lewis, durch den dieser sich mit einem Male in das Walhalla Londoner „Lions" hinaufschwingen wollte und das er darum mit großen Buchstaben in allen Blättern ankündigen ließ, ist spurlos über die Scene gegangen, und der Verfasser steht nach wie vor auf der Basis seiner kleinern Verdienste. — Mrs. Jameson hat jetzt ein Werk gebracht, „Legends, Saints and Martyrs", wozu sie wahrscheinlich den Stoff auf ihren Reisen in Italien gesammelt hat. Die verdienstvolle Frau lebt jetzt wieder ruhig auf dem Lande bei London. Lytton Bulwer oder Sir Bulwer Lytton, Baronet, hat so eben einen neuen Roman angezeigt, „Harold", der seine Leser finden wird, das weiß man schon. Der Verfasser lebt indessen auf seinem Landsitze, Knebworth Hall, ganz still, indem der Verlust seiner einzigen Tochter, eines Mädchens von achtzehn Jahren, ihn für alle Geselligkeit untauglich gemacht hat. Ob die enthusiastischen Bewunderinnen dieses englischen Barden sich wohl je vorgestellt haben, daß der Gott ihrer Träume — rothe Haare hätte? Wenn nicht, bitte ich diese kleine Färbung in ihr Bild aufzunehmen.

Ein sehr gediegenes Werk von John Mill, „Principles of political economy,"

auf die ſociale Philoſophie angewendet, möchte den deutſchen Leſern zu empfehlen ſein, weil es die große Frage des Tages, die Organiſation der Arbeit, und die Lage des Proletariers behandelt, und nicht allein das Uebel ſchildert, ſondern auch auf die Abhilfe deſſelben ſpeculirt. Wir wollen ſpäter einmal ſeine Plane für die Auslegung des Grundbeſitzes hier angeben.

König René's Tochter iſt ſo eben von Bon Gaultier in das Engliſche überſetzt worden; ob es hier Beifall finden wird, iſt noch die Frage. Auf den Sandwichinſeln erſcheinen jetzt ſchon 4 Journale; wie ſich alſo die Literatur auch in den Südſeen verbreitet. Die neue Idee, nur einheimiſche Fabrikate gebrauchen zu wollen, wird vom „Punch" in dieſer Woche höchſt lächerlich gemacht, und nicht allein das Schädliche dieſer Idee, ſondern auch das Unmögliche und Lächerliche derſelben ſtellt er dar. Zu einer Zeit, wo Cobden „Free Trade" predigte, hätte man die engliſchen Damen zu keiner ſolchen Ausſchließungsacte vermögen ſollen! Es wird aber wohl mit dieſem kleinen Anlauf abgethan ſein.

Montag, den 12. Juni, „ſagt man", werden 500,000 (?) Chartiſten nach London kommen, und dies Mal mit bewaffneter Hand; wieder ſind die 150,000 especial Constables auf den Beinen, Militär iſt zuſammengezogen, und ſchon ſeit mehren Tagen ſchlafen Soldaten in der Bank, und ſo unbequem, daß ſie heftig murren und dieſe abſcheulichen Chartiſten an das Ende der Welt wünſchen. **Amely.**

## II.

## Wochenbericht aus Wien.

Das Friedensmaniſeſt des Kaiſers. — Die Camarilla. — Falſche Abdankungsgerüchte. — Illyrien und der Slavenreichstag. — Italien und Trieſt. — Die öſtreichiſchen Deputirten in Frankfurt. — Anarchiſche Gefahren. — Militärreformen. — Literatur. — Die kleinen Journale.

Wie ein Regenbogen am dichtbehangenen Himmel, ſo erſchien in Mitte dieſer Woche des Kaiſers Manifeſt an ſeine getreuen Wiener. Wohl hatte man auf ſo viele Deputationen und bei den durch ſie dargeſtellten Verhältniſſen der Entſcheidung mit einer Ungeduld geharrt, die ſchon anfing bedenklich zu werden; dennoch überraſchte der offene herzliche und — wie verpönt auch das Wort jetzt iſt — wahrhaft väterliche Ton dieſes Aktes, in welchem man Weſſenberg's treffliche Feder erkennen will. Noch einmal ertheilt der Kaiſer den März- wie den Maierrungenſchaften ſeine Sanction, aber die jetzige erhält einen ſehr geſteigerten Werth, denn da iſt keine Nationalgarde und keine Studentenlegion, die auch nur den Schein der Abnöthigung annimmt. Frei ertheilt ſie der Kaiſer in den Bergen Tyrols, wo die Verſuchung nicht ſo fern lag, ſie zu desavouiren. Inſpruck konnte ein Koblenz werden und man konnte ſich der Antipathien der Kaſten und jener der Nationalitäten bemächtigen, um gegen die rebelliſchen Wiener einen Kreuzzug zu unternehmen oder der Einladung Prags folgen und aus Böhmen eine Vendée machen, oder ſchnell mit Sardinien Frieden ſchließen und die Armee ſtatt auf Mailand, auf Wien dirigiren, mit welchem Erfolge, muß freilich dahin geſtellt bleiben. Aber war vielleicht all dieſes ſeit des Kaiſers Abreiſe nicht in der Reihe der Befürchtungen vorgeführt worden?! Und Franz hätte es gethan, Franz, auf welchen die Geſchichte einſt, als den unſeligen Urheber, all des heutigen Zerfalls zurückkommen wird! Allein der gütige Ferdinand beſtätigt Alles und Jedes; verſprach ſelber den Reichstag zu eröffnen und zeigte ſich ſeinen allzeit theuern Wienern mild und gewogen, wie ſehr ſie ihn auch gekränkt. Das rührt Jeden hier, deſſen Erwerb nicht auf das Spintiſiren angewieſen iſt. Für den Pragmatiker liegt in dieſer Urkunde die tiefſte Bedeutung, und ſie wird ihm zur eigentlichen Magna charta Oeſt-

reichs. Der Kaiser anerkennt die Forderungen, welche den Zugeständnissen des 15. Mai zu Grunde liegen, als einen Gesammtwunsch seiner Völker, nicht der Bevölkerung Wiens allein, solchen Wunsch aber als Bestimmungsgrund des eignen Willens. Eine solche Anerkenntniß und die Umstände, unter welchen sie ertheilt wird, dazu die Contrasignatur der constitutionellen Minister Wessenberg und Dobblhof und die Anwesenheit des fast vollständig versammelten diplomatischen Corps, verleihen diesem Dokument den größten Werth für alle Zeiten. Noch größere Wirkung würde es hervorgebracht haben, wenn es minder lang hätte warten lassen und wenn nicht schlimme Nachrichten es paralysirt hätten. Schlechtes Wetter, — oder vielmehr geöffnete Schleußen, wodurch Radetzky an weiterem Vorrücken gehindert ward, ein mißlungener Versuch auf Goito, endlich der Fall Peschieras nach tapferer Gegenwehr, von dieser Seite; von der andern das Vordrängen des Panslavismus in Böhmen und Croatien und die immer tiefer einbrechenden Spaltungen; erschöpfte Finanzen und ein durch Handel- und Gewerbestockung anwachsendes Proletariat; dies Alles sammelte sich wieder zu dicken Regenwolken und der schöne Friedensbogen war in den Prachtfarben fast wieder zerronnen. Kaiserthum Oestreich oder Erzherzogthum Oestreich? oder zur Milderung des Gegensatzes: das gesammte Oestreich oder nur das deutsche? Das ist und bleibt jetzt die Lebensfrage.

Und es sieht mit ihrer Lösung sehr trübe aus. Der Ungar, der Czeche, der Slave, selbst der Italiener, sie haben mit uns gesessen in unsern guten Tagen und haben gezecht an unserm Lebenstische (?). Jetzt wo es heißt, es stände übel mit uns, schleichen sie wie die falschen Freunde, die eben nur Zechbrüder waren, davon und lassen uns allein die Rechnung machen. Die deutsche Gesittung war es, die Wissenschaft und Kunst dort einführte, wo rohe Sinnlichkeit vorgewaltet hatte, und die erste deutsche Universität ward zu Prag gegründet. Die Lombardei und das Venetianische selbst: wie ragte nicht trotz aller Mängel der vorigen Verwaltung ihre Cultur gegen die des übrigen Italiens hervor! All dessen gedenken sie jetzt nicht, sondern wessen sie unter mancherlei Druck durch Jahrhunderte nicht gedachten: der Nationalität allein. Das Sprachenband allein soll fürder knüpfen und binden. Indessen ist, was diese Völkerschaften treibt, weniger ein großes Nationalgefühl, als die Carrikatur davon, nämlich ein kleinlicher Particulargeist und Provinzialegoismus. Die Nemesis kann und wird daher nicht ausbleiben. Bei Ungarn, das zuerst das Banner der Desertion ergriff, ist sie bereits erschienen und Croatien, Slavonien und das deutsche Siebenbürgen zahlen ihm in derselben Münze, die es an Oestreich gab. Die Slaven aber, so geneigt sich den Mächtigeren in die Arme zu werfen, mögen durch gleißende Worte oder gleißendes Gold geblendet, die Augen über die Vorfälle von gestern und ehegestern schließen und in der ernsten Geschichte ihrer stets geknuteten polnischen Brüder die Zaubermacht des Sprachengürtels immerhin bewundern!

Der vorgedachten Ansicht getreu, vermögen wir auf die Dinge, die in Inspruck und selbst in Wien vorgehen, nicht den höchsten Werth zu legen. Graf Bombelles ist entfernt worden oder hat sich entfernt, desto besser! Die Damen Cippini und Sturmfeder hetzen auf das submisseste die Herrschaften auf und schnauben die aufwartenden Deputationen auf das Unverschämteste an. Auch gut. Verlangt denn die Natur, daß auf Holzäpfelbäumen Ananasse wachsen? Sie gehen oder sie bleiben trotz der Spottschriften, die auf sie herumgetragen werden: nun sie denken wohl, daß gerade ihnen Katzenmusiken gebühren, und sind auf das Abwarten eingelernt. — Wessenberg ist zum Minister ernannt. Sehr gut. Stadion wird es werden; vielleicht auch gut. Aber Pillersdorf

wird abtreten? Ganz? das wäre nicht gut. Aus der jetzigen Stellung? vielleicht. Ach wächst doch weder dem Einen noch dem Andern ein Kornfeld in der flachen Hand!

Das Gerücht von Ferdinand's Abdankung datirt nicht von diesen Tagen; es lief in der Burg noch zu Franzen's Lebzeiten gleich einem Gespenst um. Und seltsam! der gutmüthige schwächliche Ferdinand war hier stets so stark oder eigenwillig geblieben, auf dem angestammten Recht zu beharren, und deprecirte höflichst, aber bestimmt gegen die wiederholten Anerbietungen, ihm die allzuschwere Krone abzunehmen.

Gewiß ist auch, daß der Zögling des Grafen Bombelles, und läge ein Marc Aurel in ihm, jetzt alle Vorurtheile gegen sich haben würde, und seine Thronbesteigung eine neue Pandorabüchse ausgestreut hätte. Darüber muß Gras wachsen!

Also nicht Inspruck und nicht Wien sind es, die meine Aufmerksamkeit vorzugsweise absorbiren, sondern Agram und Prag. Der Ban von Croatien hat sich unterworfen und mit dem ungarischen Commissär Hrabowsky in's freundlichste Einvernehmen gesetzt. In Prag haben Deutsche und Czechen ein Verbrüderungsfest gefeiert. Hier ist eine Deputation von der Prager Universität erschienen und hat das beste Einvernehmen mit den Deutschen herausgestellt; an der Aula sind Verbrüderungsreden gehalten und beim Sperl ist sogar Brüderschaft getrunken worden. Aber erinnern Sie sich der klassischen Worte Nestroy's: „S'ist aber Alles nicht wahr!"

In Croatien werden die Erlasse des ungarischen Ministeriums so wenig beachtet, als in Böhmen die des östreichischen, und der Ban Jellaciez beruft sich auf directe Zustimmung des Hofes, wie der Graf Thun in Prag auch nur von daher Befehle anerkennt. Der abgesetzte Ban muß dem königlichen Commissär eine Sicherheitswache schicken, um ihn zu schützen; seine eigene feierliche Installation wird auf den 4. Juni angesetzt und die Illyrier bieten Alles auf, um dieselbe so glänzend als möglich zu machen. Die geflüchteten Anhänger der ungarischen Partei müssen dabei erscheinen, um nicht des Landesverraths beschuldigt zu werden. Im ganzen Lande die größte Begeisterung für ein selbstständiges Illyrien und factische Losreißung vom ungarischen Verbande. In diesem Drama bildet die geheimnißvolle Gefangennehmung des serbischen Fürsten Milosch Obrenowicz eine sehr interessante Episode. Man soll eine Million in Gold bei ihm gefunden haben, und sein Sohn war kürzlich von Petersburg zurückgekehrt und ebenfalls aus Wien verschwunden.

In Prag hatte sich der slavische Congreß, durch ausgezeichnete Notabilitäten von allen slavischen Volksstämmen verstärkt; namentlich traten die Serben dabei hervor; Viele waren schon eingetroffen und der Vladica von Montenegro (bekanntlich kein Russenfeind) ward stündlich erwartet; Russen selbst waren erschienen, dennoch sprach der anwesende Fürst Lubomirsky gut polnisch. Mit Begeisterung wurden Reden gehalten, mit Begeisterung aufgenommen.

Die Mitglieder der Studentenverbindung Teutonia hatten ein wahrhaftes Gassenlaufen von Prag hierher, und athmeten erst in Wien wieder auf, denn trotz aller Gegenversicherungen tobte und höhnte der Slavismus im ganzen Lande.

Würden wir Phantasien statt Thatsachen Raum verleihen, so möchten wir sagen, wir erblicken hinter diesem Allen eine Riesenschlange, die sich uns langsam, aber sicher in Windungen nähert und den Kopf bedächtig verbirgt, aber wenn der Raub einmal ganz sicher erscheint, auch mit Einem mächtigen Sprung darauf losfahren wird. Allein wir halten uns vorerst an das Thatsächliche.

Was Italien anbelangt, so haben die letzten Nachrichten unsere Hoffnungen sehr herabgestimmt, und die Ansicht, die wir selbst darüber hegten und außerdem noch in

diesen Blättern wiederfanden, nur allzu sehr gerechtfertigt. Zu unserer Ueberraschung lasen wir in der Mailänder Zeitung vom 1. Juni den größten Theil des darüber in No. 14 der Grenzboten enthaltenen Aufsatzes wörtlich übersetzt, wobei die Aufnahme einer deutschen Beurtheilung italienischer Verhältnisse durch die Vorzüglichkeit jenes Aufsatzes, und die Unterscheidung, welche zwischen östreichischer und deutscher Presse in dieser Hinsicht noch zu machen sei, gerechtfertigt ward. Wir besorgen nur, daß durch die Fortsetzung jenes unseligen Krieges die gegnerischen Ansprüche sich noch mehr gesteigert haben. Wir finden in den eben angeführten Blättern einen Vorschlag zu einem italienischen Nationalcomité, welches auch Istrien, Wälsch-Tyrol und Trient nach Maßgabe ihrer Einwohnerzahl beschicken sollen.

Die Demonstrationen der vereinigten italienischen Flotte vor Triest sind ein kräftiger Beleg zu dem erwähnten Artikel. Gegen einen derartigen Uebergriff wird und muß, wenn es Noth thut, uns England und vor Allem Deutschland, im selbst gebotenen Interesse schützen. Vorerst ward ein sehr wirksamer Schutz durch den trefflichen Geist verliehen, der diese deutsche Stadt, die unter östreichischer Herrschaft blühend geworden ist, durch und durch beseelt.

Seit den ersten Tagen unserer Revolution hat eine doppelte Abwehr kostbare Zeit und Sorgfalt in Anspruch genommen, welche hierdurch der bessern Regelung unserer äußern Verhältnisse entzogen ward; es ist der Kampf nach oben gegen die Reaction, nach unten gegen die Anarchie — hie und da Gestalten von Fleisch und bösem Blut, nicht Gespenster, wie die Gegner der einen und andern Partei glauben machen wollen. Hoffen wir, daß es damit nach den Worten und Handlungen des Kaisers anders werden und der Reichstag seine Aufgabe nicht unterschätzen wird. Bedauernswerth ist, daß das Frankfurter Parlament uns hierbei Männer entzieht, deren wir nur allzu sehr hier bedurft hätten, da wir uns wahrlich keines Ueberflusses an Capacitäten zu rühmen haben. Wir nennen: Wiesner, Schuselka, Schmerling, Andrian und Andere, insbesondere auch — und hier ohne Scheu, da dieser Wochenbericht ihm jetzt vielleicht gar nicht zu Gesicht kommt — Kuranda, der in Töplitz zum Repräsentanten beim deutschen Parlament erwählt worden ist. Die Documente, wodurch uns Letzterer so sehr berufen erscheint, finden wir vorzüglich in sieben antediluvianischen Jahrgängen der Grenzboten, so wie in dem Buche: Belgien, niedergelegt, und wir hätten insbesondere gewünscht, daß seine gründliche Kenntniß des letztgedachten Landes, durch seine eigene Persönlichkeit zur Verfechtung einer musterhaften Praxis, hohlen und unhaltbaren Theorien gegenüber, geführt hätte. Wir sind eben im Zuge, uns in solchen zu verlieren. Nicht zufrieden, die Arbeiter in ihrer materiellen Lage so sehr begünstigt zu haben, daß der Begriff des Proletariats weit eigentlicher auf die höheren Klassen zu übertragen kommt, wird nun auch mit Händen und Füßen daran gearbeitet, ihnen die vorerst entzogene Wahlberechtigung zu gewähren, und es läßt sich von der Nachgiebigkeit und Schwäche des Ministeriums auch diese gefährliche Concession erwarten.

So finden wir uns von dem reißenden Strome der Democratie bedroht, bevor diese noch lernen konnte über Lauf und Richtung mit sich selbst zu Rathe zu gehen, und unsere Volkstribunen nehmen eine schwere Verantwortung auf sich, wenn sie, statt heilsame Dämme und Wehre aufzuwerfen, solchem Strome nur immer frische Schleusen öffnen — zumeist weil Geld und Beifall hier leichter zu erlangen. Das Comité zur Erhaltung der Sicherheit und Ordnung, so wie zur Wahrung der Volksrechte, das mit großer Mäßigung und Besonnenheit vorgeht, hat hier auch eine lobenswerthe Initiative ergriffen und soeben den Antrag gestellt, für dies erste Mal die ausgeschlossenen

Tag- und Wochenlohnarbeiter zu veranlaſſen, auf ihr vermeintliches Wahlrecht zu verzichten, das aber von dem Reichstage in Erwägung gezogen werden ſollte.

Inzwiſchen iſt nicht zu leugnen, daß viel Lobenswerthes in der innern Verwaltung geſchieht, und das diesfällige Ergebniß der letzten Monate dasjenige von Jahrzehenden der vorigen wett macht. Da die öffentlichen Blätter ausführliche Belehrung darüber geben, ſo hebe ich hier nur Eins heraus, daß alle Potenzen, vor allem aber der Ausſchuß zur Erhaltung der Ordnung und Sicherheit und zur Wahrung der Rechte des Volkes, dahin wirken, den untern Klaſſen Arbeit und Erwerb zu verleihen. Faſt in allen Branchen der Adminiſtration treten ſehr erhebliche Fortſchritte ein. Für das Militär wird ein neues Strafgeſetzbuch verkündet und können einſtweilen Körperſtrafen nur auf kriegskommiſſionelle Anordnungen ausgeübt werden, im Disciplinarweg iſt das Gaſſenlaufen ganz eingeſtellt. Die Polizei mit all ihren gehäſſigen Attributen und der unmöglich gewordenen Polizeiwache iſt förmlich abgetreten und hat den Platz einer auf die freiſinnigſte Weiſe begründeten Stadthauptmannſchaft geräumt. Eine eigene Stadtwache wird zu ſolchem unmittelbaren Dienſt eingerichtet, muß aber freilich mit der eben geſchaffenen Sicherheitswache verſchmelzen Die Einſetzung von Geſchwornengerichten wird durch den gedachten Ausſchuß auf kräftige Weiſe reclamirt, wobei der Miniſter den auffallenden Beſcheid ertheilt, daß er dieſelben ſchon längſt angeordnet und bereits ſeit 14 Tagen eingeſetzt geglaubt habe. Die Nationalgarde wird durch energiſche Tagesbefehle, die der neue Oberkommandant Pannaſch erläßt, bei dem Henkel der Ehre nur etwas zu derb angefaßt, um zur pünktlichſten Dienſtleiſtung in Noth und Tod zu verpflichten. Nur das Finanzdepartement erſcheint wie ein abgetakeltes Schiff, ſo ziemlich den Winden und Wogen preis gegeben, und es iſt nicht genug zu verwundern, daß deſſenungeachtet das öffentliche Zutrauen, ſowohl im Inlande als im Auslande, eher im Zu- als im Abnehmen begriffen iſt.

Obſchon Literatur und Poeſie ſelbſt kaum auf eine Winkelſtelle in einem Bericht Anſpruch erheben dürfen, ſo kann ich doch nicht umhin, am Schluſſe des Gegenwärtigen zu bemerken, daß Grillparzer nach langem Schweigen uns mit einem kleinen, aber vortrefflichen Gedicht: „Graf Radetzky", erfreut hat, welches verſchiedene Zeitungen wiedergeben. Vom Theater ſpricht Niemand, ſo wie ſie alle verödet ſind. Das macht die politiſche Strömung und das trockene ſchöne Wetter. Auch iſt ja die ganze gute Geſellſchaft abweſend. Ich lüge nicht, wenn ich hinzufüge, es nehmen wohl auch Wenige, ſehr Wenige ein Buch zur Hand, wenn es nicht zum Nachſchlagen und Studium erfordert wird. Die Journaliſtik verſchlingt Alles. Und ſie iſt wahrlich nicht das Beſte, was die Neuzeit Wien beſcheert hat. Faſt kein Tag, der nicht ein neues Journal oder doch Tagblättchen brächte. Kein Wunder, daß man einander ſtößt und an einander reibt: das Gedränge iſt gar zu groß, und die Geſellſchaft kommt manchmal aus der Kneipe, wenigſtens nach ihrem Ton zu urtheilen. Ein andermal mehr hierüber. Das jüngſte Blatt heißt Katzenmuſik — Charivari — und iſt ein Carricaturenjournal nach dem Muſter des franzöſiſchen. Wir ſollen auch eine Kunſtausſtellung hier haben. Haben Sie vielleicht davon gehört? Ich nicht. Adieu!

Den 10. Juni. P.

## III.

## Aus Berlin.

Politiſcher Modenbericht.

Mögen die Klagen über Handelsſtockung noch ſo begründet ſein, es gibt fünf Beſchäftigungen, die durch den Zeitumſchwung in einen ſichtbaren Flor gekommen ſind. Es ſind: Weinhändler, Buchdrucker, d. h. für's Erſte nur die Buchdruckereibeſitzer,

Buchhändler, Büchsenschäfter und Hutmacher. Zu den Buchhändlern gesellen sich denn die jüngsten Kinder der Berlinischen Freiheit, die Verkäufer von Flugblättern auf offener Straße. Diese, Anfangs die garde mobile der freien Presse, sind durch polizeiliche Bemühungen bereits zur garde sédentaire geworden. Ein Tisch und ein Sessel, 2½ Silbergroschen täglicher Gewerbesteuer und ein kleines Capital zum Ankauf der erscheinenden Flugschriften sind Alles, dessen sie benöthigt sind. Sie enthalten sich so viel als möglich der Vertreibung reaktionärer Schriften, indem diese „nicht gehen." Bedenkt man aber die ungeheure Menge von fliegenden Blättern, Gedichten, Ansprachen, die nach dem befruchtenden Regen der Freiheit wie die Pilze aus dem Boden zu sprießen scheinen, so hat man Besorgniß für die Zukunft dieses neuen Industriezweiges, der, ich sage es mit Louis Blanc'scher Betrübniß, von der Concurrenz im Keime erstickt wird. Allenthalben Ueberfruchtung! Selbst in diesen fliegenden Blättern. Wir haben bereits eine „ewige Lampe, Redacteur: Arthur Müller, Kladderadatsch, Redacteur: Kalisch (Verfasser der Einmalhunderttausend Thaler), Straßenzeitung, Krakehler, Kikerikiki, politische Bierzeitung, Redacteur: Ein Studentenausschuß," ohne von den ernsteren Blättern zu reden: „der Parlamentszeitung, der Reform, der Nationalzeitung, dem Volk von Born, der deutschen Flotte von Smith", die aber immer noch nicht von Stapel laufen will und sich so speciell mit der deutschen Seezukunft beschäftigen soll, daß man nach Durchlesung die Seekrankheit bekommt.

Die gelesenste unter den obigen satyrischen Flugschriften ist die ewige Lampe; ihr Redactionsbureau liegt in einer der traurigsten, kleinsten, schmutzigsten Gassen der Hauptstadt, und zwar in einer Bierstube, deren Besitzer: Herr Siechen mit Familie, den Schatten eines verantwortlichen Redacteurs wirft. In diese Kneipe, 10 Fuß lang und 11 Fuß breit, ziehen von 11 Uhr Abends, Männer von liberaler Farbe, Schriftsteller der Opposition, Deputirte der Linken, Dillettanten und manche treue Stützen des alten Unwesens (ancien régime) im strengsten Incognito, welches mitunter dennoch entschleiert wird und den Eindringling zu der unangenehmen Nothwendigkeit eines politischen Glaubensbekenntnisses nöthigt. Da die Kneipe (eine andere Bezeichnung wäre eine unverzeihliche Unwahrheit) eine sehr beschränkte Ausdehnung hat, so daß sie ungefähr 20 Personen faßt und oft deren über 30 enthält, da ferner darin tapfer geglimmstengelt wird, da ferner, statutenmäßig, nie mehr als sechs Personen darin zu gleicher Zeit das Wort führen dürfen, so brauchen wir über die Behaglichkeit des Aufenthalts in derselben kein Wort weiter zu verlieren. Der „Courier de Berlin" hatte die unerhörte Dreistigkeit zu behaupten, die Besucher der Lampe hätten drei bezeichnende Eigenschaften; sie wären „jeunes, démocrates et pauvres". Herr Schulrath Schulz ist aber nicht jeune, Hert Revisionsrath Bauer nicht démocrate und Herr Jung nicht pauvre. — In Betreff der Journalistik habe ich auch einer furchtbaren Verschwörung zu erwähnen; ich meine nicht die Landwehrverschwörung, ich denke an eine viel furchtbarere; man will — Held hat zu diesem Zwecke eine Volksversammlung berufen, man will — es geht das Gerücht, daß sich eine Actiengesellschaft für ein zu errichtendes Annonceblatt zu demselben Behufe bildet, man will — — die Vossische Zeitung stürzen, die königliche privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen im Verlage Vossischer Erben. Man hält es für identisch: die Vossische Zeitung stürzen und die Provinzen aufklären. Aber schon stellen sich die Enthusiasten Vossischer Ideen (?) *) in Schlachtordnung, sie formiren Carré, sie beklei-

*) Hat der Setzer dies Fragezeichen gemacht?

ſtern die Straßen mit Anſchlägen kühler Denkungsart. O Federkrieg, o weiße und rothe Roſe, o York und Lancaſter!

Doch tröſten wir uns; (ich gehöre zur Reaction) ſollte ſie auch unterliegen, die Voſſiſche, es ſchadet nichts; bereits ſind geſinnungstüchtige Titelträger und Geldſackträger von der ehemaligen „guten Preſſe" zuſammengetreten, um ein Organ zu gründen, betitelt: Neue preußiſche Zeitung. Wir ſchlagen als Motto vor: Das alte Preußen for ever! Dies Organ wird uns retten vor der Uebermacht der Ideen. — —

Während dieſe kriegeriſchen Gedanken die Köpfe und die Schreibfedern bewegen, ſcheint eine große Partei unſrer Mitbürger in tiefen Betrachtungen über ihre Kopfbedeckungen verloren. Eine Revolution ändert zuvörderſt die Tracht, dann einige Namen, darauf mehreres Andere, endlich die Sitten. Bisher aber haben wir für gut gefunden, unſere echt deutſche Sitte, das Renommiren, zu behalten und mütterlich zu pflegen. Die Berliner Studenten haben ſich namentlich mit großer Aufopferung dieſem Kinderwärterinnengeſchäft unterzogen und für's Erſte ſcheint die Kopfbedeckungsfrage in Anſpruch genommen worden zu ſein. Es gibt Kopfbedeckungen jetzt an funfzig verſchiedener Art; mit Federn, mit Troddeln, mit Bändern; in Form von Spucknapfen, Blumentöpfen, Zuckerdüten à la Mephiſtopheles, à la Graf Schwerin, à l'absurde. Die Bürgerwehr brütet ſchon lange über dieſem Columbusei. Sie möchten gern etwas Feines haben, nicht theuer, aber beſſer als die Studentenhüte, ſehr bequem, ſehr kriegeriſch, etwas auffallend, aber gut für das bürgerliche Leben, was den Damen gefällt, was im Regen nicht naß wird, mit einigen Kokarden, einigen Federbüſchen, einigen wenigen Zierrathen, vier bis fünf. Die Hutmacherläden werden nicht leer; man begehrt nur noch Hüte mit fußbreiten Krämpen, in altdeutſcher Form, oder die überhaupt etwas Abſonderliches haben. Die Verkäuferinnen verlieben ſich dabei nicht ſelten in die blondgelockten Jünglinge mit den langen Schmarren im Geſichte; ſie ſelbſt ſetzen ihnen wohl zuweilen die Hüte auf und ſeufzen, und der Student, der ſeine Börſe zieht und ſeinen Hut bezahlt, ſeufzt auch. — Es ſind bedenkliche Zeiten! — G. B.

## IV.

## Aus Paris.

Louis Blanc's Sieg und Cremieux Sturz. — Das Geſetz gegen die Zuſammenrottungen. — Die Ergänzungswahlen.

Ein Journaliſt, der an Talent größer iſt als an Charakter, ſagte neulich: der ganze Unterſchied zwiſchen den Girondins und den Montagnards beſteht darin, daß die einen Furcht *haben* und die andern Furcht *machen*. Crémieux iſt ein ſolcher Girondiſt und er iſt erlegen, obgleich Frankreich kein Schreckensſyſtem hat. Man kann, wenn man Crémieux tadelt, viele ſeiner ehemaligen Collegen nicht ſchonen, denn ſie wollten ſo gut wie er zweien Herren dienen. Dieſes Harren und Verlegenſein der Regierung als es galt, über ihr Einſchreiten gegen die Maiereigniſſe Rechenſchaft zu geben, dieſes Hinneigen Lamartine's zu Ledru-Rollin und dieſes zu jenen, läßt es ſich anders erklären, als daß Vorſicht den Herren geboten, mit keiner Partei entſchieden zu brechen? Crémieux ſollte das erſte Opfer dieſes Schwankens ſein. Man weiß, daß die Staatsanwälte bei politiſchen Proceſſen immer eine ſehr ſchwierige Stellung haben: ſie ſollen ihre Pflicht thun und es hängt alsdann von der Majorität, die ſich durch die Sympathie am Proceſſe bildet, ab, ob ſie gelobt oder getadelt werden. Läugnen läßt ſich indeß nicht, daß die meiſten Staatsanwälte in der Regel in das Extrem fallen und von inquiſitoriſchem Geiſte getrieben, den kleinſten Verdachtgrund zum Ausgangspunkte eines Proceſſes machen, in welchem ſie eben nur eine „Cauſe" ſehen, die um jeden Preis gewonnen werden muß. Hat ein Staatsprokurator einen ſolchen Proceß angefangen, ſo ſteht er, ſelbſt wenn die Unterſuchung ſich günſtig für den Angeſchuldigten herausſtellt, nur äußerſt ſelten von ſeinem Proceſſe ab. Die „Cauſe" war diesmal wichtig, es galt einen Volksrepräſentanten in Criminalunterſuchung zu ziehen, der jetzt als das Haupt der demokratiſchn Partei in Frankreich anzuſehen iſt und *damals* (durch die

Ergänzungswahlen iſt es anders geworden) dieſe Partei, die doch am Ende die Revolution gemacht hat, faſt allein in der Nationalverwaltung vertrat. Die beiden Staatsanwälte konnten daher in einer ſo wichtigen Angelegenheit ohne den Juſtizminiſter, ja ſelbſt ohne die executive Gewalt nicht handeln. Sowohl hier wie dort ſchwankte man, autoriſirte aber endlich doch, der Kammer den Antrag auf die gerichtliche Verfolgung Louis Blanc's zu machen. Die Kammer ernennt eine Commiſſion, dieſe entſcheidet ſich unter Jules Favre's Vorſitze mit 15 Stimmen gegen 7 für die Unterſuchung, gibt der Kammer aber keine Gründe an und zwingt dieſe zu einer Art von Vertrauensvotum, das, obgleich mit geringer Majorität, auf Freiſprechung lautete. Die meiſten Miniſter und unter andern auch Crémieux ſtimmten ganz unerwartet für Louis Blanc und am andern Tage gaben die Herren Portalis, Generalprokurator, Landrin, Prokurator und Jules Favre, Präſident der Unterſuchungscommiſſion, ihre Entlaſſung. Crémieux war eigentlich nie bei irgend einer Partei beliebt und man ſagt Portalis nach, daß er ihm längſt nach dem Portefeuille trachtete. Nachdem nun alles vorüber war, wurden auf ein Mal von einem Abgeordneten Payer, offenbar einem Strohmann, Interpellationen gegen den Juſtizminiſter gemacht. Die Demiſſionäre ſagen dem Miniſter in's Geſicht, er habe ihnen ſeine Stütze verſprochen, und dieſer glaubt die Ohrfeige dadurch zu pariren, daß er antwortet: „ei wenn das wahr wäre, was die Herrn ſagen, wäre ich ja ein Lügner.“ Und Crémieux mußte abdanken.

Das vorgeſtern votirte Geſetz gegen die Zuſammenrottungen drückt die Phyſiognomie der Nationalverſammlung deutlich aus. Einen ſo entſchiedenen Schritt gegen die Freiheit hat man ſich ſo kurz nach der Juli-Revolution nicht erlaubt, und ſelbſt bei den berüchtigten, weit ſpäter erſt gegebenen Septembergeſetzen, ſind die Strafen verhältnißmäßig weit geringer. Man kann, wenn man bei einem Straßenauflauf mit Waffen in der Hand ergriffen wird, zu 10 Jahren Gefängniß verurtheilt werden. Die Folgen dieſes Geſetzes fangen bereits an nachtheilig zu wirken, denn ſeit der Revolution haben wir hier noch keine Zuſammenrottungen geſehen wie die, welche ſeit einigen Tagen, namentlich am St. Denisthor ſtattfinden. Man kann ſagen, daß die „Boutiquiers“ dieſes Geſetz veranlaßt haben, denn ihre Beſchwerden über Stockung der Geſchäfte fallen bei der meiſt den Mittelſtand repräſentirenden Kammer ſchwerer in die Wage, als die der arbeitenden Klaſſen, woran zum Theil auch die falſche Berechnung Schuld iſt, daß die Krämer es ſind, die den Arbeiter leben machen. Auch unbewaffnete Verſammlungen ſind nicht erlaubt, und man hat in Deutſchland daher jetzt entſchieden größere Freiheiten als in Frankreich. Daß dieſe Politik dem Geiſte des Volkes nicht entſpricht, haben zum Theil die elf Ergänzungswahlen im Seine-Departement bewieſen, durch welche die regierende Partei, die des National, faſt deſavouirt und die demokratiſche ſehr begünſtigt wurde. Männer, wie Pierre Leroux, Proudhon, Lagrange und Cauſſidière ſind für die Kammer von hoher Bedeutung. Daß eine gewiſſe Partei Thiers wählte, kann eben nicht wundern, wenn man bedenkt, daß ſie, der es vor allen Dingen um Ruhe und ſtillen Lebensgenuß zu thun iſt, noch weit lieber Louis Philipp wählen würde. Vielleicht iſt es auch nicht ganz bedeutungslos, daß man Louis Bonaparte eben ſo oft als Thiers in Paris und in den Departements zum Repräſentanten berufen hat. Welch' ein Mixtum compositum, dieſes franzöſiſche Volk! Aber ſein Kern iſt und bleibt edel. Dies beweiſt unter andern auch die Wahl Cauſidières zum Erſten unter den elf Deputirten. Faſt die ganze Bourgeoiſie iſt gegen ihn, denn er iſt ein alter Conſpirateur und Stock-Republikaner, aber man hat ſich von ſeiner Redlichkeit überzeugt und ihm allgemein dieſe ehrenvolle Genugthuung gegeben. D'Alton Shee, der bekannte Pair, der im vorigen Jahre im Luxemburg von der Tribune herab erklärt hat, er ſei weder Katholik noch Chriſt, hat in dem Club der Nationalgarde vor acht Tagen daſſelbe Glaubensbekenntniß abgelegt und iſt deshalb nicht gewählt worden. Dr. B.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Inter. Redacteure: J. Kaufmann u. Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

# Die Nationalitäten in Ungarn.

## II.

Kompert's Reiſereflexe. — Das deutſche Lächeln; Anecdoten. — Magyariſcher Purismus. — Schulweſen und pädagogiſche Käuze. — Das deutſche Seminar in Modern und Göthe's Fiſcher. — Die luſtigen Magyaren in Berlin. — Weinſtipendien. — Der Poet Petöfi. — Die ſlaviſchen Volkslieder. — Vier deutſche Poeten.

Bekanntlich wohnen die Slovaken mehr im Gebirge, die Magyaren dagegen auf den großen Haiden. Das Städteweſen, in dem alle Nationalitäten ſich vermiſchen, iſt weſentlich deutſch. Während wir dies ſchreiben, fallen uns „Reiſereflexe aus Nord-Ungarn von Leopold Kompert" in die Hände, welcher von dem Leben und Treiben der verſchiedenen Nationalitäten neben einander ein ſehr anſchauliches, beſonders den Deutſchen zu tiefer Wehmuth ſtimmendes Bild entwirft. Man fühlt ſich wahrlich von jenem Schmerze ergriffen, welchen wir Heimweh nennen, wenn man den Verfaſſer das Stillleben malen ſieht, welches dort ein deutſcher Bauer unter den fremden Völkern, an deren Thun und Laſſen er wenig Antheil nimmt, ſich bereitet hat. Eines Abends langt der Reiſende in einem Dorfe an, deſſen Häuſer reinlicher, wohlgeordneter, ja ſogar eleganter ſcheinen, als in den früheren Ortſchaften. Hier wohnen Deutſche, deren Vorfahren vor hundert Jahren eingewandert ſind. Die meiſten Häuſer glänzen in weißer Kalkbekleidung. An vielen ſind die Bauern mit Weißen beſchäftigt, was jeden Sonntag Abend regelmäßig geſchieht. Einer der Männer zieht emſig um die vier Seiten ſeines Hauſes einen breiten grauen Strich herum und ſeine Kinder tragen ihm einen gewaltigen Farbentopf nach. Der Vater ſetzt erſt eine lange Stange an und bezeichnet mit geometriſcher Genauigkeit die Stelle, bis wohin er den grauen Strich auftragen will. Die Kinder achten auf jede Handbewegung des Vaters. Ein Haufe Kortes zieht durchs Dorf in die nächſte Comitatsſtadt. Die Kortes tragen buntgeſchmückte Fahnen; voran geigendes Zigeunervolk mit ſchwarzem krauſem Haar. Die Edelleute jauchzen und jubeln, ſtoßen und drängen ſich, ſingen und ſchreien, ſo daß die Luft wiederhallt und die Pferde der Reiſenden unruhig werden, gewiß eine höchſt maleriſche und intereſſante Scene. Der deutſche Ungar mit der Zirkelſtange aber ſchenkt ihr nicht die geringſte Aufmerkſamkeit; nur ein einziges Mal kehrt er ſich um und lächelt, dann fährt er ruhig in ſeiner Arbeit fort.

Dieſes deutſche Lächeln mag in Ungarn wohl oftmals auf den Lippen unſerer Landsleute zu bemerken ſein. Das beweiſen die Anecdoten, welche ſie ſich über die Beſtrebungen zur Kräftigung der magyariſchen Nationalität erzählen. Der Schutzzoll und das ungariſche Fabrikweſen mit ſeinen Honiproducten beſonders gibt viel zu lachen, denn hier ſoll es den Honiſchwefelhölzchen an Schwefel fehlen, dort ein ganzer Klumpen daran hängen, ſo daß man ganz Sodom und Gomorrah damit in Brand ſtecken könnte. Hübſch, wenn auch nur erfunden, iſt die Anecdote von jenem Ungarn, welcher, weil ihn ein heftiger Regen auf der Straße überfiel, in einen Laden ſprang, um für die Fortſetzung ſeines Weges einen Honiregenſchirm zu kaufen. Weil aber die Honiproduction ſich noch nicht bis auf die Regenſchirme erſtreckt, ſo bot man ihm einen deutſchen Regenſchirm an, den er aber mit Verachtung von ſich wies, indem er hinausſprang und davonrannte. — Uebrigens hat man ſchon vielfach die Meinung aufgeſtellt, daß überhaupt eine künſtliche Induſtrie, welche auf Koſten des Ackerbaues emporgetrieben werde, ſich nicht halten könne. Ich maße mir darüber kein Urtheil an; daß aber Ungarn zunächſt auf den Ackerbau angewieſen wäre, liegt wohl auf der Hand. Wer könnte die Wahrheit der Behauptung beſtreiten, daß kein wahrer Wohlſtand in Ungarn herrſchen kann, ſo lange große Grundbeſitzer es für vortheilhafter halten, ungeheure Flächen durch große Herden mit verhältnißmäßig wenigen Hirten abzuweiden, als ſie einer Anzahl fleißiger und betriebſamer Hände zum Ackerbau zu überlaſſen?

Wenn die ungariſche Akademie dahin geſtrebt hat, alle fremden Wörter auszumerzen und anſtatt derſelben die magyariſche Sprache mit neuen Wörtern zu bereichern, ſo verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß Wiſſenſchaft, Schule und Cultur dabei am ſchlimmſten fahren müſſen. Wer wird in dem magyariſchen Goerdoeletlenség, d. h. Holprigkeitsloſigkeit, den Begriff Harmonie wieder erkennen? Was ſoll der Lehrer einer höheren Bildungsanſtalt, welcher ohnehin vielleicht das Magyariſche erſt ſeit einigen Jahren treibt, mit einer Sprache anfangen, welche ihn bei allen abſtracten Begriffen im Stiche läßt, mit einer Sprache, welche von vorn herein einen ſolchen Purismus übt und ſelbſt die Ausdrücke nicht anerkennen will, welche Cultur und Bildung gleichſam für alle Völker gemeinſam hingeſtellt haben? In den höheren Bildungsanſtalten kämpft noch immer die lateiniſche Sprache mit der magyariſchen. Jene, deren Beibehaltung, als einer todten Sprache, natürlich niemand empfehlen kann, wurde durchſchnittlich von den Schülern verſtanden; bei der ungariſchen iſt dies nicht der Fall, und die Lehrer klagen, daß ſie ſlovakiſche Schüler haben, welche ganz theilnahmslos während des Unterrichts daſitzen müſſen.

Den weſentlichſten Einfluß auf die Erziehung der Söhne gebildeter Stände ſcheinen bis jetzt Deutſche gehabt zu haben. Irre ich nicht, ſo fehlt es den Magyaren im Allgemeinen an pädagogiſchem Talente. Die Deutſchen, welche auf

den höhern Bildungsanstalten in einzelnen Disciplinen bereits von Magyaren unterrichtet wurden, erzählen wenigstens Wunderdinge von ihren Lehrern. Hier hat sich ein Lehrer der alten Sprachen in den Kopf gesetzt, ein Epicuräer sein zu wollen, er badet täglich in einer Grotte, welche er in seinem Garten hat anbringen lassen und läßt sich dann, einen Klassiker lesend, von einem seiner Schüler sanft in einer Schaukel hin und her bewegen. Ein anderer belauscht während der Schulstunden einen lebhaften und interessanten Knaben, welcher entschiedene Ungezogenheiten begeht, und bricht endlich in die Worte aus: „Ich könnte Dir zwei bis drei Ohrfeigen geben, aber ich bewundere Dich.“ Ein Dritter erklärt, daß aus seiner Klasse noch Niemand hinweggekommen sei, der nicht sein Drama zu machen gelernt habe u. s. w.

Ueber den Lehrgang auf den ungarischen Gymnasien oder Universitäten (Normal- oder Bürgerschulen gibt es in Ungarn noch nicht) ist es vielleicht nicht uninteressant, folgendes zu erfahren. Die erste Klasse bilden die Donatisten, so genannt von dem alten Schulbuche liber donatus; dann folgt in einem zweijährigen Cursus die Grammatik. Abermals in einem zweijährigen Cursus dann die Syntax. Hier und in der Grammatik werden einige Realwissenschaften, aber sehr schwach, vorgetragen. Es folgen zwei Jahre für Rhetorik und Poetik; neben der Interpretation einiger lateinischer Autoren wird hier alte Geschichte, Alterthümer, etwas Griechisch pro forma und vaterländische Geschichte getrieben. Die Autoren sind Cicero und Horaz, von jenem kommt gewöhnlich nur die catilinarische Rede, von diesem kommen c. 5—6 Oden an die Reihe. Hierauf ein dreijähriger philosophischer Cursus für Logik, Physik und Jus, woher die Namen Logiker, Physiker und Juristen. In der Logik wird außer Logik und Psychologie besonders Mathematik getrieben, wobei unter anderen das Einmaleins abgefragt wird.

Von Naturwissenschaften bekommt der Schüler fast keinen Begriff. Alles dieses, selbst das Jus, gehört noch mehr zu dem, was wir Gymnasialunterricht nennen würden. Denn auch die Theologen müssen das Jus hören, bevor sie den zweijährigen theologischen Cursus beginnen. Die Nichttheologen aber wenden sich, wenn sie den juristischen Cursus hinter sich haben, z. B. von Preßburg aus nach Pesth, um dort ihre juristischen Studien zu vollenden. — Die Mängel dieses Studienplanes liegen sehr auf der Hand; doch ist hier nicht der Ort näher auf dieselben einzugehen.

Denkt man sich nun hierzu noch die in der letzten Zeit durch den Sprachenkampf namentlich in den Schulen eingetretene babylonische Verwirrung, so liegt es auf der Hand, daß die höhere Schulbildung gegenwärtig in Ungarn eben nicht sehr hoch stehen kann. Man stelle sich vor, einem in ein Lehramt eingetretenen jungen Manne wird für den philosophischen Cursus als Inventarium seiner Stelle ein Lehrbuch übergeben, aus dem er durchaus nichts zu machen weiß. Endlich entdeckt er, daß es ein philosophisches Handbuch von Rosenkranz ist, das man

aus dem Deutſchen in's Magyariſche überſetzt hat! — Seit einigen Jahren hat Herr Teichengräber, ein junger Deutſcher, der wegen ſeiner Hingabe an den Magyarismus ſehr früh der Director einer einflußreichen Lehranſtalt in Peſth geworden iſt, nach deutſcher Sitte, aber in magyariſcher Sprache, die erſten Programme in Ungarn eingeführt, was auf andern Gymnaſien bereits mehrfache Nachahmungen gefunden hat. — Ob das ein großer Fortſchritt iſt?

Erſt in neuerer Zeit concentrirte ſich das eigentliche akademiſche Studium in Ungarn auf wenige Punkte. So konnte man z. B. noch vor Kurzem von Modern aus ſogleich in's Pfarramt eintreten. Faſt den geſammten Lehrcurſus, wie er oben geſchildert iſt, mußte aber ein einziger Lehrer durchmachen. Der Vorgänger des jetzigen Rectors von Modern nun begnügte ſich aus Mangel an Zeit, ſeinen Curſus nur bis zu Philoſophie vorzutragen, ſo daß zur Vollendung der Studien noch der Beſuch einer höheren Bildungsanſtalt nöthig iſt. Auf die Zöglinge der Schule zu Modern aber iſt noch etwas von ſtudentiſchem Geiſte übergegangen, man bemerkt unter ihnen etwas von jenem akademiſchen Hinſchlendern, welches wohl überall die Univerſitäten charakteriſirt. Sie gleichen genau jenen früheren Gymnaſiaſten, welche man in Deutſchland als Chorſchüler und fahrende Schüler kannte. Sie ſind zum Theil für ihre Kenntniſſe ſchon ziemlich alt und größer als ihr Lehrer, der geiſtvolle Kalinczág. Sie leben für ein Weniges in der Stadt, wohin ſie, meiſt vom Lande, in Koſt gegeben werden und behelfen ſich oft ſehr kümmerlich (ſogar in Preßburg ſind oft noch die ärmeren Schüler die Stiefelwichſer, Verſetzer und Bedienten der reicheren), doch wiſſen ſie ſich zuweilen more majorum durch tolle Späße zu entſchädigen. So war es unter dem früheren Rector einmal ſchwer, ihnen die rechten Hände zu erhalten, denn das Geſetz verlangte, daß ſie ihnen abgehackt würden, weil ſie in proteſtantiſch burſchikoſem Eifer an einem gewaltigen Heiligenbilde, welches am Eingange von Modern ſteht, gefrevelt hatten. — Modern iſt eine vorzugsweiſe ſlaviſche Stadt; dennoch war es nicht leicht, die dortige Rectorſtelle einem Slovaken zu verſchaffen.

Wichtig für die deutſche Sache in Ungarn iſt das deutſche Seminar, welches von deutſchen Studenten des evangeliſchen Lyceums unter Leitung des Profeſſors Schröer beſteht. So viel als die Deutſchen auf pädagogiſchem Wege für ihre Sache und für die des Proteſtantismus thun können, geſchieht hier gewiß. Der Mangel eines eigentlichen politiſchen Lebens unter ihnen läßt ſich freilich, ſo lange er einmal beſteht, durch nichts wieder ausgleichen. — Mit unermüdlicher Ausdauer wird in dieſem Vereine die conſequenteſte Humanität gepredigt, welche hier als mit dem Deutſchthume identiſch gefaßt wird. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Ungarn hielt der Vorſteher der Anſtalt unter anderen eine hochbegeiſterte Rede gegen das Vorurtheil wider die Juden, welches ſich auch in den deutſchen Verein einſchleichen wollte. — Das deutſche Seminar ſcheint ſich vorzugsweiſe mit deutſcher Literaturgeſchichte und mit dem Studium deutſcher Claſſiker zu beſchäftigen.

In einer Stunde, wo ich bei ihm hospitirte, declamirte man den Fiſcher von Goethe. Der Lehrer, gegenwärtig der Sohn des Profeſſor Schröer, war mit den verſchiedenen Vorträgen des Gedichtes vollkommen zufrieden und ich ſelbſt mußte mir ſagen, daß hier mehr geleiſtet wurde als man erwarten konnte. Aber dennoch machten dieſe Vorträge auf mich einen peinlichen Eindruck. Die Zunge dieſer deutſchen Studenten in Ungarn erinnerte doch an's Magyariſche durch ihre breite und allzu volle Ausſprache, welche nur noch um ſo mehr hervortrat, je langſamer und behutſamer man ſprach. Es war gewiß etwas Beſſeres, als eine ſelbſtgefällige Eitelkeit auf meine deutſche Mutterſprache, wenn ich, ſobald ich mich wieder allein ſah, unwillkürlich anfing, den Fiſcher halblaut für mich her zu ſagen, gleichſam um mich der ſchönen Goethe'ſchen Worte wieder in ihrer Reinheit zu verſichern. „Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll!" Ich hätte nie gedacht, daß ich mich bei dieſen einfachen Worten noch einmal freuen würde, zwiſchen Elbe und Weſer geboren zu ſein.

Man kann übrigens nicht von den höheren Lehranſtalten in Ungarn reden, ohne auch der deutſchen Univerſitäten zu gedenken. Denn alles, was dort auf wahre wiſſenſchaftliche Bildung Anſpruch macht, muß in Deutſchland ſelbſt ſtudirt haben. Meines Wiſſens haben ſich in Norddeutſchland die Studenten aus Ungarn ſo vertheilt, daß in Berlin vorzugsweiſe die Magyaren, in Halle die Slovaken und in Jena die Deutſchen ſich aufhalten. Leipzig ſoll viele Sachſen aus Siebenbürgen haben. Wenn nun auch nirgends eine deutſche Univerſität von einer beſtimmten Nationalität aus Ungarn ausſchließlich beſucht werden möchte, ſo wird doch gewiß die eine oder die andere überall vorherrſchen. Durch die lateiniſchen Floskeln in ihren Päſſen allen und jeden Behörden hinlänglich empfohlen, treten in jedem neuen Semeſter, ſelbſt aus dem fernen Siebenbürgen, bärtige junge Männer ſchaarenweiſe die Reiſe nach den deutſchen Hochſchulen an. Auf jeder Univerſität bilden ſie eine Art von eigener Corporation, einen Staat im Staate. Am wenigſten ſchließen ſich natürlich die Deutſch-Ungarn ab, welche mehr durch den Umgang mit ihren Stammverwandten, als in den Hörſälen lernen. Am fleißigſten möchten die Slaven ſein, welche ſich in letzter Zeit mit einer wahren Vehemenz auf die Hegel'ſche Philoſophie geworfen hatten, die freilich Mancher von ihnen nur benutzte, um — den Panſlavismus und die welthiſtoriſche Bedeutung des Czarenthums zu conſtruiren! Am luſtigſten lebten im Winter 1845—46 die Magyaren in Berlin. Ein Vicegeſpan, der Schulden halber ſeine Puszte in Ungarn hatte verlaſſen müſſen und ſelbſt längſt über die Jahre des akademiſchen Studiums hinaus war, war ihr Häuptling, ein dankbarer Berliner Schneider, welchen einſt auf der Wanderſchaft in Ungarn ein Magyar durch einen Gulden vom Untergange errettet hatte, ihr Haushofmeiſter und unermüdlich thätig, alle ihre gemeinſamen Wünſche zu befriedigen. Eine Anzahl Schneiderjungfern bildeten den Hofſtaat und erſchienen an jedem Sonntag Nach-

mittage auf den Bällen, welche der Reihe nach auf den engen Stuben der Söhne Ungarns ſtattfanden.

Der Geiſtliche Székaks in Peſth hatte die Abſicht, die deutſchen Univerſitäten zu bereiſen, um ſeinen dort ſtudirenden Landsleuten eine Reihe angeblich in Vergeſſenheit gerathener Stipendien wieder zu gewinnen, auf welche er in Folge einiger in ſeinen geiſtlichen Archiven aufgefundenen Documente Anſpruch macht. Die ungariſchen Studenten ſollen in früheren Jahrhunderten auf deutſchen Univerſitäten eine ſehr bedeutende Rolle geſpielt haben und einer von ihnen, ein Magnat, war Prorector in Wittenberg. Weil nur die Söhne der reichſten und vornehmſten Ungarn nach Deutſchland gehen konnten, ſo brauchte man ſie hier keineswegs durch Beneficien vor Noth und Elend zu bewahren, wohl aber ſetzte man ihnen Stipendien aus, damit ſie mit noch größerer Pracht und mit erhöhtem Aufwande unter ihren deutſchen Commilitonen leben konnten. So werden noch jetzt in Halle Stipendien an ſie ausgezahlt, welche den Namen Weinſtipendien führen.

Wir werfen jetzt noch einen Blick auf die Literatur in Ungarn. Mit der Erhebung, mit dem Siege der magyariſchen Nationalität Hand in Hand geht das Auftreten eines Dichters, auf den die Ungarn wahrlich ſtolz ſein können. Ich meine Petöfi. Petöfi war lange Zeit Soldat bei den ungariſchen Regimentern in Italien, kehrte endlich in ſein Vaterland zurück, nicht ohne durch den Aufenthalt in der Fremde die tieferen Anregungen erfahren zu haben, welche ihn die Originalität des Magyarenthums mit Bewußtſein erfaſſen ließ. Mag er uns den Ritt des Schafhirten beſchreiben, welcher von der Haide auf ſeinem Eſel an das Sterbebette ſeines Weibes eilt und da er doch zu ſpät kommt, ſeinen Schmerz nur dadurch beweiſt, daß er dem Eſel mit ſeiner langen Hirtenſtange einen Schlag über den Kopf gibt; oder mag er uns den Gutsherrn ſchildern, welcher von ſeinem Lager aus einem Diener zuruft: Du Schlingel, öffne mir einmal die Thüre meines Hauſes, damit ich ſehen kann, ob draußen meine Leute, die Faulpelze, arbeiten! — überall ſehen wir das ungariſche Leben mit ſeinen wilden unverſchleierten Reizen vor uns. —

Die ſlovakiſchen Dichter, deren bereits einige vorhanden ſind, werden Mühe haben, wenn ſie mit ihren Poeſien den Werth ihrer Volkslieder auch nur annäherungsweiſe erreichen wollen. Es liegt in dieſen etwas ungemein Zartes, Einſchmeichelndes und Liebliches neben einer tiefen Melancholie. Welch ein prächtiges Bild, wenn der Jüngling klagt: wie der Stein, den ich in die Donau werfe, ſchwindet meine Jugend! Aber gleich iſt er wieder fröhlich und bereit, die Gelegenheit beim Schopfe zu nehmen: denn ein Mädchen ſteht am Brunnen und tränkt einen Schwan. Mädchen, gefall ich Dir? fragt er, hinzutretend. Der Werth der ſlaviſchen Volkslieder überhaupt iſt hinlänglich bekannt und wär es auch nur aus Kapper's ſlaviſchen Melodien. Ein neuerdings von Frankl überſetztes

ſerbiſches Hochzeitlied beim Kolotanze rechnen wir zu den ſchönſten und tiefſinnigſten Offenbarungen des Volksgeiſtes, welche wir kennen. Hier prahlt der Held, kein ſchöneres Weib ſei auf der Welt als ſeines, ſelbſt nicht die weiße Wila im Hain, der weibliche Waldgeiſt der Slaven, könne ſich ihr vergleichen. Da kommt die Wila aus dem Walde auf den Hof des Prahlenden und fordert ihn auf, ſein geprieſenes Weib herauszuführen und ihr gegenüber zu ſtellen. Die Wila ſieht nun ſelbſt die Wahrheit ein und ſpricht:

Leicht haſt du's Held zu rühmen dich,
Daß deine Gattin ſchöner iſt
Als ich, des Waldes Wila bin!
Sie hat die Mutter geboren,
Hüllt' ſie in ſeidne Windeln ein,
Säugte ſie ſüß mit Muttermilch.
Mich hat der Wald geboren,
Hüllte in grünes Laub mich ein.

So führt die Waldfrau den Vergleich noch eine Weile fort. — Ein Volk, das ſo die ſchöne, echte Menſchlichkeit zu erheben verſteht, kann nicht ſchlecht, kann der Freiheit nicht auf die Dauer verloren ſein.

Deutſche Dichter ſah ich in Ungarn vier, nämlich die Pſeudonymen Rupertus (Baron von Beyer), Carl Julius, Chriſtian Oeſer und Carl Wilm. Letzterer, von Geburt ein Böhme, welcher damals in einer Caſerne zu Peſth wohnte, verarbeitet das Stillleben, welches er eine Zeit lang als öſtreichiſcher Offizier an der Militärgrenze führte, für das Genre unſerer deutſchen Dorfgeſchichten. Es fehlt ihm keineswegs an Talent, und einige an verſchiedenen Orten zerſtreute Proben haben wir im Ganzen mit Vergnügen geleſen. Aber weil der Gedanke, walachiſche Dorfgeſchichten, und zwar mit deutſchem Hintergrunde, zu ſchreiben, an und für ſich ſchon ſo piquant iſt, ſo müſſen wir den Verfaſſer warnen, daß er den Contraſt zwiſchen Natur- und Culturleben durch ſubjective Darſtellung nicht allzu ſtark hervorhebt.

Herr v. Beyer, Rupertus, war eine Zeit lang Rittergutsbeſitzer unweit Berlin, trat dann in öſtreichiſche Dienſte und lebt jetzt, mit der Tochter eines ungariſchen Magnaten verheirathet, auf einem Weinberge bei Preßburg. In ſeinen bei Heckenaſt kürzlich erſchienenen Erzählungen erkennt man faſt eben ſowohl den märkiſchen Edelmann, der ſich ſeiner Zeit an die romantiſche Schule Berlins anſchloß, als den öſtreichiſchen Offizier heraus. Alle dieſe Elemente aber lehnen ſich an die Darſtellung des wilden ungariſchen Naturlebens an. Als Romantiker hat Rupertus natürlich das Recht, in ſeinen Erzählungen ſo ſubjectiv als möglich zu ſein: aber ſie würden durch größere Objectivität doch nur gewinnen, zumal er in der Selbſtironie nicht glücklich iſt. Am liebſten iſt uns der Dichter, wo er einen kräftigeren Ton anſchlägt, durch den er zuweilen ſeinem Freunde Gaudy zur Seite tritt.

**H. Pröhle.**

# Die deutsche Demokratie.

Wir haben es erreicht, das eine Ziel unserer Wünsche. Denn schwerlich dürfte sich der Demokratie jetzt noch ein beträchtliches Hinderniß entgegenstellen. Wie steht es aber mit dem andern Theil unserer Wünsche? Die Meisten von uns erstrebten zugleich eine Verbesserung des geistigen und sittlichen Zustandes der Nation, die Belebung und Verbreitung der Wissenschaft und Kunst, die Ueberwindung des positiven Dogmenglaubens, mit einem Worte die Befreiung der Vernunft. Wie steht es mit diesem Theil unserer Wünsche?

Es ist möglich, daß wir einen höhern Maßstab, als billig, anlegen, daß wir von den großen Massen Eigenschaften fordern, die sich von ihnen weder jetzt, noch in Zukunft erwarten lassen. Wenn das sich aber so verhält, ist dann das Prinzip der Demokratie, der Volkssouveränität nicht etwas sehr Problematisches? Zur Selbstständigkeit gehört zweierlei, die Unbeschränktheit des Willens und die Vernunftmäßigkeit des Willens. Nur der Vernünftige ist selbstständig und nur diese Selbstständigkeit ist von Dauer. Denn die Folgen des unvernünftigen Handelns treffen vernichtend auf den Handelnden zurück und rauben ihm seine Selbstständigkeit nach dem Maße seiner Unvernunft.

Unsere exaltirten Republikaner freilich werden alle Aeußerungen des Volkswillens als solche vernünftig finden. Das Volk ist ihnen eine Autorität, vor der jede Reflexion, jede individuelle Meinung in den Staub sich beugen muß. Zuvor machen sie freilich aus diesem Volk, was ihnen beliebt; dann aber ist es die Gottheit, der sich zu widersetzen als Ketzerei gilt.

Wir nun finden in den Aeußerungen des deutschen Volkslebens, so weit wir dasselbe bis jetzt kennen zu lernen Gelegenheit hatten, außer manchem Erfreulichen auch viel Unerfreuliches und Widriges, und wir scheuen uns um so weniger dies auszusprechen, da wir andererseits uns eben so entschieden für das Prinzip der Demokratie und für die sofortige Realisation dieses Prinzips erklären und wenn die Demokratie auch nur ein kühner und unglücklicher Versuch bleiben sollte.

Wir erinnern zunächst an das Wuthgeschrei der Süddeutschen gegen Preußen. Vor allen Dingen hätte hier gefordert werden müssen, daß man die frühere preußische Regierung von dem preußischen Volke trenne; es hätte ferner gefordert werden

müſſen, daß man auch einen Blick für die Vorzüge der frühern preußiſchen Regierung habe; man hätte endlich die Einheit Deutſchlands höher ſtellen müſſen, als ſolche kleinliche und meiſt grundloſe Differenzen. Es war natürlich, daß der Haß der Süddeutſchen auch in Preußen eine gereizte Stimmung hervorbrachte, obſchon meines Wiſſens in Preußen ſtets eine große Zuneigung zu Süddeutſchland herrſchte, die auch durch jene Vorgänge keineswegs erloſchen iſt. — Etwas Aehnliches zeigt ſich noch jetzt in den Rheinlanden. Die Stimmung der großen Maſſe iſt hier entſchieden antipreußiſch, auch hier iſt man nicht im Stande, das alte Preußen von dem neuen Preußen, die preußiſche Regierung von dem preußiſchen Volk zu trennen. — Wie in den Rheinlanden und in Süddeutſchland, ſo zeigen ſich die Radikalen auch in Berlin. Was man in den Berliner Clubs hört, das ſind faſt nur ſansculottiſche Philippiken gegen Geſpenſter von Reaction, Declamationen ohne Zuſammenhang und ohne Wahrheit. Die Freiheit iſt der einzige Begriff, den dieſe Leute haben. Wenn Katzenmuſiken verboten werden, ſo iſt das ein Attentat gegen die Freiheit, wenn die Polen wegen der gegen die Deutſchen verübten Gewaltſamkeiten bekriegt, wenn die Forderungen, die ſie ſtellen, nicht unverkürzt bewilligt werden, ſo ſind das Attentate gegen die Freiheit, und ſo fort. Die Maſſen entſcheiden jetzt unſer Geſchick. Denn ſie beurtheilen, wer am fähigſten zur Geſetzgebung und Regierung des Staates ſei; und bis jetzt macht der bei ihnen das meiſte Glück, der ſeine Anſichten am plumpſten und maſſivſten ausſpricht. Es iſt in dieſer Hinſicht kein großer Unterſchied zwiſchen Arbeitern und Bürgern, zwiſchen Anhängern des alten und des neuen Syſtems; der eine verlangt dieſe Anſichten ausgeſprochen zu hören, der andere jene; aber die Farbe, der Ton des Talents wird bei den verſchiedenen Parteien ziemlich gleich gefordert. — Eben ſo widerwärtig, als der Fanatismus der Radikalen, iſt das Widerſtreben der Anhänger des alten Syſtems, die Conſequenz der Doctrinäre und der früheren Conſtitutionellen, und die Verzagtheit derjenigen, deren ganzes Denken und Streben ſich um die Begriffe Ruhe und Ordnung bewegt.

Die vielfachen Verirrungen, die ſich in dem öffentlichen Leben der letzten Monate auf allen Seiten gezeigt haben, laſſen ſich auf verſchiedene Gründe zurückführen. Es iſt theils Eigenſinn, theils jeſuitiſche Berechnung, zum größten Theile aber Unfähigkeit, Schwerfälligkeit des Denkens und die Unfähigkeit für umfaſſendere Gedankencombinationen. Der gemeine Mann begreift zur Noth wohl einen abſtracten Gedanken, aber man muß nicht zu viel auf einmal von ihm verlangen. Wenn man ihm ſagt: deine Freiheit ſoll nicht beſchränkt werden, ſo verſteht er das und weiß auch in den einzelnen Fällen zu beurtheilen, ob ſie beſchränkt wird oder nicht. Wenn man ihm aber ſagt: die Freiheit muß zugleich um ihrer ſelbſt willen beſchränkt werden und man will ihm am einzelnen Geſetz auseinanderſetzen, daß gerade dieſe Beſchränkung eine nothwendige ſei, ſo wird das in der Regel ſchon zu complicirt für ihn. Nun iſt das Unglück, daß ſich das Staats-

leben und die Staatskunst in so complicirten Verhältnissen bewegt; was soll nun wohl daraus werden, wenn die Massen darüber entscheiden wollen?

Zwar klärt sich diese chaotische Masse etwas ab, denn sie gibt nicht selbst Gesetze, sondern durch ihre Deputirten; aber sie ist es doch, die den Fähigen von dem Unfähigen unterscheiden soll, ihre Ansichten kommen durch den Deputirten, den sie wählt, doch nur zu einer klareren Form; so bleibt die Meinung, die Gesinnung, die Bildung der Massen doch immer entscheidend.

Wenn die untern Schichten des Volkes fast gänzlich, die höhern, wenigstens in der Politik, ziemlich roh sind, so trifft die Schuld dieses Zustandes großentheils die frühere Regierung. Denn mehr konnte allerdings für Volksbildung geschehen, als geschehen ist. Es kommt weit weniger darauf an, daß ein jeder Staatsbürger bedeutende positive Kenntnisse hat, als darauf, daß seine geistige Thätigkeit, die Leichtigkeit im Begreifen, die Beweglichkeit des Denkens, die Beherrschung schwieriger Begriffscombinationen geweckt und geübt wird. Für die Ausbildung dieser Kräfte hat das alte System nicht nur nichts gethan, sondern es hat die freie geistige Thätigkeit sogar zu unterdrücken sich bemüht. Wenn die Freiheit des Denkens direct oder indirect in religiösen und politischen Dingen untergraben wird, so wird dem Talent des Denkens die natürlichste Nahrung entzogen, und die Freiheit des Geistes wird nicht nur in diesen bestimmten Gegenständen, sondern überhaupt unterdrückt. Daher kommt es denn, daß Männer, die sonst ganz verständig und praktisch und vielseitig sind, jetzt in der Politik die einfachsten Begriffe nicht fassen können; sie sind wohl gebildet, aber in Aeußerlichkeiten; das innere Wesen aller Bildung, die Elasticität des Geistes, geht ihnen ab.

Früher war die Thorheit, die Unklarheit, die Unwissenheit des Volkes für das Ganze unschädlich, darum bekümmerte man sich wenig um sie und ließ nach dieser Seite hin Alles gehen, wie es ging. Man muß sich jetzt aber an die entgegengesetzte Stellung gewöhnen, zu der das Volk gekommen ist. So scharf, wie früher die Opposition gegen die Thorheiten der Regierungen sich verhielt, eben so scharf muß sie sich jetzt gegen die Thorheiten des Volkslebens wenden, denn von unten her werden wir regiert.

Ich halte, wie ich schon im Anfange dieses Aufsatzes bemerkte, die Demokratie, d. h. als demokratische Monarchie für etwas Thatsächliches. Selbst wenn die preußische oder deutsche Nationalversammlung durch Bildung einer ersten oligarchisch zusammengesetzten Kammer das demokratische Princip beschränken sollte, selbst dann halte ich die Demokratie für thatsächlich, denn die oligarchische Kammer würde von nicht viel längerem Bestand sein, als es die preußischen Stände vom 3. Februar waren. Wenn aber die Demokratie selbst Bestand haben soll, so muß unzweifelhaft aus dem Volk etwas ganz Anderes gemacht werden, als es jetzt ist.

Der Schule der Erfahrung vertraue man nicht allzu sehr. Denn theils ist dies eine sehr harte Schule, und es ist klug, den bösen Erfahrungen so viel als

möglich vorzubeugen, theils könnten die Erfahrungen auch so böse werden, daß das ganze Volk daran unterginge.

Es gibt nur ein radikales Mittel, Volksbildung; dies Mittel ist theils schwer, theils gefährlich. Die Schwierigkeit brauche ich nicht nachzuweisen; die Gefahr aber liegt darin, daß ein gebildetes, geistig geweckes Volk mechanische Arbeiten, die doch für das Bestehen der Gesellschaft unerläßlich sind, scheuen wird. Trotz dem muß man zu diesem Mittel schreiten, denn es ist das einzig durchgreifende.

Vor der Hand müssen wir uns nun freilich helfen, wie es geht. Es kommt uns zu gut, daß die größeren Volksmassen in diesem Augenblicke weniger eigenen Antheil an der Gesetzgebung und Regierung nehmen, als es in einigen Jahren der Fall sein wird. Es macht sich somit noch nicht gleich von Anfang an der niedrigste Standpunkt der Bildung geltend. Zeit gewonnen ist aber viel gewonnen, — vorausgesetzt wenigstens, daß die Besonnenen und Vernünftigen, deren Zahl in Deutschland doch nicht so klein sein kann, ihre Kräfte aufbieten, wenigstens die Grundbegriffe eines höhern Staatslebens den Massen beizubringen. Ein zweiter sehr wichtiger Umstand ist, daß wir uns vor allen Dingen nach Ministern umsehen, die der Bildung der Zeit gewachsen sind. Man sehe vor Allem hierauf, man rechne politische Versehen, kleine Unsicherheiten nicht so hoch an; die Hauptsache ist Adel der Gesinnung und der Bildung. Das wichtigste Ministerium dürfte, wenn wir unsern Blick über die augenblicklichen Zeitverhältnisse erheben, das Unterrichtsministerium sein; denn von der Thätigkeit, die dieses entwickeln wird, hängt zu allermeist die Zukunft unseres Vaterlandes ab.

Von den gefährlichen Einflüssen, die sich dem Volke jetzt aufdrängen, heben wir vor Allem das ultramontane und das radikale Element hervor. Wie kann ein Volk, das unter dem Einfluß katholischer Geistlichkeit steht, politisch reif sein? Wenn die Vernunft in diesen Dingen sich nicht frei bewegt, so wird sie es auch in andern Dingen nicht; die Errungenschaften deutscher Bildung sind für uns als verloren zu betrachten, wenn es nicht gelingt, die Massen religiös ganz frei zu machen. Man achte diese Gefahr nicht zu gering; man vertraue nicht dem Geiste der Zeit, denn der Geist der Zeit ist kein für sich bestehendes Wesen, das ohne menschliche Kräfte etwas wirken könnte.

Und die Radikalen? Wenn die Radikalen beim Volke mehr wirken, als die Gemäßigten, so liegt das eben in der mangelhaften Bildung der geistigen Fähigkeiten. Der Radikale hebt einen bestimmten Gedanken scharf hervor, sein Raisonnement ist daher einfach und leicht zu begreifen. Der Gemäßigte wägt verschiedene und entgegengesetzte Gedanken gegen einander ab, sein Raisonnement ist complicirt und erfordert Uebung, Elasticität des Geistes. Den Radikalen läßt sich dauernd nur dadurch entgegenwirken, daß das Denken, die Dialektik geübt wird. Im Augenblick ist dies nicht leicht möglich, so schützt uns gegen den Ra-

dikalismus höchstens der Instinkt des Volkes und vielleicht die Festigkeit der Regierung.

Viele erklären ein Volk schon darum reif zur Selbstregierung, weil es eine gewisse Achtung vor dem Gesetz zeigt. Das aber ist blutwenig. Die Hauptsache ist politische Klugheit und lebendige Theilnahme an allem dem, was ein wahrhaftes Volksleben ausmacht. Das Eine nun, die politische Klugheit, fehlt unserm Volk, wie es scheint, fast ganz; ob es das andere besitzt, ist wenigstens problematisch. Und wir sind in der That auf dem Punkte, daß der verständigere Theil des Volkes nicht nur befürchten muß, durch die Thorheiten der großen Massen in ein Unglück über das andere gestoßen zu werden, sondern daß selbst dies nicht unmöglich ist, daß der roheste Materialismus und ein abstraktes, formelles politisches Treiben an die Stelle der geistigen Civilisation, die wir errungen haben, treten werden.

Daß Wissenschaft und Kunst ohne eine gewisse Unterstützung von Seiten des Staates nicht existiren können, ist klar. Denn wenn es Männer geben soll, die damit sich beschäftigen, so müssen sie die Mittel zur Existenz daraus ziehen können; diese aber werden ihnen im Großen und Ganzen nur durch den Staat gewährt. Wir waren nun gewöhnt und sind es auch noch, dies höhere geistige Leben als etwas so Sicheres zu betrachten, daß es wohl Wenigen eingefallen sein wird, daß die Demokratie diese Sicherheit vernichten könnte. Was ist denn Demokratie? Demokratie ist bis jetzt nichts Anderes, als Herrschaft (?) der Klassen, die auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung stehen. Ich habe schon einmal erwähnt, daß ich darunter nicht blos die sogenannten Arbeiter, sondern auch einen großen Theil der Bürger meine, ja ich kann selbst einen nicht geringen Theil der sogenannten Gebildeten hinzufügen. Es scheint mir nun, daß, wenn diese Klassen nicht auf eine höhere Stufe der Bildung gehoben werden, wissenschaftliche und künstlerische Beschäftigungen sehr bald als etwas Ueberflüssiges gelten könnten. Es würde schwer fallen, die praktische Nothwendigkeit derselben, z. B. der Philosophie, der Aesthetik, der Philologie nachzuweisen; wenn man den Werth dieser Wissenschaften nicht in ihnen selbst, d. h. in der Erhebung des Menschen über die Schranken des Nothwendigen sucht, so wird man ihnen gar keinen sonderlichen Werth beilegen können. Diesen Werth aber zu erkennen ist die große Masse bis jetzt gänzlich unfähig. Die Achtung, die gegenwärtig Viele vor der Wissenschaft und ihren Vertretern haben, beruht auf Tradition und Gewöhnung, mithin auf einer Basis, die für die Demokratie keine Festigkeit mehr hat. Und selbst wenn das Volk fähig wäre, den innern Werth der Wissenschaften zu erkennen, so wird es nie dulden, daß Einzelne bevorzugt seien für diese geistige Erhebung, die Meisten aber davon ausgeschlossen werden. So wird es in dem einen Falle nicht gestatten, daß überhaupt Kräfte der Nation für wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit verwandt werden, in dem andern

Fall ſelbſt daran Theil nehmen wollen. Es bleibt alſo auch hier nur das Eine übrig: Volksbildung, aber nicht eine Volksbildung, die in trocknen und gleichgiltigen Kenntniſſen beſteht, in ſolchen Kenntniſſen, die etwas Halbes und Fragmentariſches bleiben, weil das Leben keine Gelegenheit bietet ſie weiter auszubilden, ſondern man wecke die geiſtige Thätigkeit und damit den Sinn für das wiſſenſchaftliche Leben, man gebe einen Stoff, der, mit dem Leben in Verbindung ſtehend, aus ihm ſtets neue Nahrung zieht; ſo allein wird das große Problem der Weltgeſchichte lösbar ſein, die Freiheit mit der Sittlichkeit, die Volksherrſchaft mit der Civiliſation zu vereinen.

Das Maß der Selbſtſtändigkeit iſt die materielle und geiſtige Kraft eines Menſchen. Ich kann Niemanden ſelbſtſtändig machen, der ſich nicht ſelbſt unabhängig macht durch ſeine materielle oder geiſtige Kraft. Ein Volk ſelbſtſtändig machen, das nicht durch ſeine geiſtige Kraft dieſer Selbſtſtändigkeit werth iſt, heißt: die Selbſtſtändigkeit auf die phyſiſche Kraft, auf die brutale Gewalt gründen. Dann ſind drei Entwickelungen möglich: entweder es geht die geiſtige Blüthe, die in der Nation vorhanden war, unter; oder die errungene Souveränität wird durch Reaktionen umgeſtoßen; oder das Volk wird auf die Stufe der Bildung gehoben, durch die es der Freiheit werth iſt.

Darum denkt nicht zu ſpät daran, die Demokratie auch nach dieſer Seite hin zu ſichern. Nicht von der gebrochenen Gewalt der Fürſten oder der Beamten droht der Freiheit des Volkes Gefahr, ſondern von der Unfähigkeit des Volkes ſich ſo zu regieren, wie es die Ehre der deutſchen Nation verlangt. Wollen wir für die Demokratie reif ſein, ſo bedürfen die Einen eines höhern Grades der Einſicht, die Andern eines höhern Grades der Energie. Aber bedenkt wohl, daß einſt die größere Schuld jene treffen könnte, die die Erkenntniß hatten, aber nicht die Kraft. Denn die Andern wiſſen ja nicht, was ſie thun.

**Guſtav Engel.**

# Die politische Poesie des modernen Hussitismus.

Motto: Aus Liedern spricht des Volkes Art.

Ich habe die Volkspoesie der Slaven immer geliebt und habe ihr vielseitig meine Aufmerksamkeit zugewandt, weil mich aus ihren Liebesliedern, aus ihren Heldengesängen eine Eigenthümlichkeit, eine Wehmuth, eine Bilderfülle und gleichzeitig eine Kraft der Verkörperung ansprach, die jedem für echte Poesie zugänglichen Gemüthe nicht anders, als das höchste Interesse einflößen mußte. War das im höchsten Grade bei den südslavischen Naturepopöen (wer kennt nicht die serbischen Heldengedichte?), bei den tiefpoetischen Sagen der Südrussen, bei den feurigen Krakoviaken des Polen der Fall, so kann ich nicht läugnen, daß das Interesse an den slavischen Volksdichtungen jener Stämme, die mit den Czechen verwandt sind, ein im selben Grade abnehmendes werden mußte und endlich in den Volksliedern der Czechen selbst seine Auflösung fand. Die Musik der Czechen ist schön — ihre Volkspoesie dagegen nimmt in der Stufenleiter der slavischen Volksdichtungen die tiefste Stelle ein. Es herrscht in den Volksliedern der Czechen etwas Wildes, Ungebärdiges, Rohes, Zurückstoßendes — und die Wahrheit dieser Behauptung wird durch die allerneuste Volkspoesie der Czechen nur bestätigt.

Es liegen uns zwei kleine Hefte von Liedern vor, die unter dem Titel „Slavisches Liederbuch, herausgegeben von Vojtech" erschienen sind und außer czechischen auch noch mährische, slovenische und illyrische Lieder enthalten. Während aus den letztern und namentlich aus den illyrischen ein stolzer, südlich glühender Freiheitsgeist sprüht, der, aufgewachsen unter Kämpfen und bewußt der weltbekannten, sieggewohnten Serben- und Kroatenfaust, dem Feinde offen in's Auge sieht und auf die Stunde harrt, wo Trompetenklang und Säbelgeklirr ihn in's Feld ruft unter den rauschenden Barjak (Fahne); ergehen sich die zahlreichen Lieder der Czechen, was wir eben als kein Zeichen der Kraft ansehen können, im klettigen Gefilde des Hohns, des Spottes, der Stichelei, der Bosheit und des schlechten Witzes. Schauerlich und widrig mit diesen Grundtönen der modernen politischen Czechenpoesie contrastiren die aufgerüttelten Anklänge eines neuen Hussitismus, Adamitismus, Taboritismus. Es lodert keine Kampfglut in diesen Liedern, es rauscht kein Siegesdrang durch diese Strophen, nur ein wilder, un-

bändiger Vernichtungstrieb, ein grauſamer und darum nicht heldenhafter Blutdurſt lechzt in jeder Zeile; und Dreſchflegel, Morgenſterne und Senſen erregen darin ein grauſiges Geklirr mitten unter dem Freiheitsjubel des neunzehnten Jahrhunderts. Das erſte dieſer Lieder, dem zugleich das Verdienſt zukommt, tonangebend geweſen zu ſein und das in ſeiner ſchamloſen Unfläthigkeit nicht wenig dazu beigetragen, daß wie Giftſchwämme auf Miſthaufen tauſend ähnliche hervorgeſchoſſen, iſt das bekannte „Schuſelkalied an das deutſche Parlament.“ Ich will verſuchen, ſo weit es der Anſtand erlaubt, daſſelbe deutſch mitzutheilen. Es lautet wie folgt:

Schuſelka ſchreibt uns eilig
Vom deutſchen Reiche heilig,
Daß wir zu Hilf' den Deutſchen kämen;
Die grimmt's im Bauche gräulich.

Deutſch Michle im Vereine!
Wir haben nichts gemeine!
Was ihr euch ſelber eingebrockt habt,
Das freßt euch nur alleine.

Das deutſche Land iſt euer,
Doch uns bleibt Czechia theuer,
Blaſt nicht von Frankfurt in unſern Brei,
Sonſt iſt es nicht geheuer.

Frankfurt wird noch erſchrecken
Und wird ſein Haupt abdecken,
Wenn mit der Schnauz' der Czechenlöwe
Nur erſt wird um ſich lecken.

(Variante.) Wenn der Hannak, Wallach, Slovak
Erſt aufhebt ſeinen Stecken.

Hej feſtina lente,
Du neues Parlamente
Kriegſt bald von uns eins zum Laxiren,
Dann warte Kakramente!

Rechnet man zu dieſem Liede die in deutſcher Sprache unausdrückbare Bengelhaftigkeit und Flegelhaftigkeit hinzu, ſo kann man ſich den fernen Schatten eines Begriffes machen, auf welche Weiſe die Czechen ihr Müthchen zu kühlen ſuchen.

Folgendes Lied zeigt uns, welchen hohen Begriff die Czechen von ſich und von der Nothwendigkeit haben, Deutſchland anzugehören. Iſt es nicht, als ob Deutſchland ohne Böhmen alle viere von ſich ſtrecken müßte?

Als wir gehörten zum Bundestag,
Ach, o weh, zum Bundestag,
War Deutſchland ein Burſche von anderm Schlag.
Doch jetzt wurde es mager ach, o weh und ach,
Ganz ſo wie ein Flieglein ohnmächtig und ſchwach,
O weh, wie ein Flieglein ſo ſchwach.

Das haben aber die Deutſchen ſelber gethan, die da immer predigten, wie Böhmen im Herzen Deutſchlands liege, wie Deutſchlands beſtes Herzblut durch Böhmen fließe und wie in Böhmen der Knoten liege, mit deſſen Löſung auch die Lebensfrage Deutſchlands gelöſt ſei. — Wie ſehr der religiöſe Fanatismus die aufgereizten Huſſitengemüther beherrſcht und wie tief in ihnen noch der Barometer des Humanismus ſteht, zeigt das Lied von Kuranda.

Biſt du Kuranda wohl ein Herr,
Geh du nach Frankfurt allein;
Wir wollen dir hören von weitem zu,
Wie du dort wirſt ſingen fein.

Derweil, bis du aus Deutſchland kommſt,
Winden wir dir einen Kranz,
Ein Kränzlein aus Hanf, lieb Mauſchelein,
Das ſoll dir paſſen ganz.

Die Juden die haben wir ſatt ohnehin,
Die mögen dann mit dir nach Frankfurt ziehn.

Ich könnte noch mehrfache Beiſpiele ſolch erhabener Freiheitspoeſie anführen, z. B. jenes Lied, in welchem man den böhmiſchen Deputirten in Frankfurt ein Schock zerbrochener Glieder als Willkomm verſpricht, wenn es ihnen gelüſten ſollte, nach Böhmen zurückzukehren, wenn es mich nicht anwiderte in dieſem Wuſte von Afterhuſſitenpoeſie weiter zu wühlen. Bemerken muß ich noch, daß man zur vollrichtigen Würdigung all dieſer Lieder auch noch die zahlloſen Varianten kennen müßte, die bei der Improviſationsgabe der Czechen jeden Augenblick auftauchen und ganz rückhaltlos entweder in den roheſten und obſcönſten Zoten ſich gefallen oder ganz offen Mord und Brand gegen die deutſchen Fremdlinge predigen.

In der That, der czechiſche Geiſt iſt mehr grauenhaft als furchtbar, mehr zurückſtoßend als erſchreckend und wir hoffen, das Jahrhundert der Humanität werde wiſſen das Geſpenſt vergangener Jahrhunderte mit ſeinen Dreſchflegeln, Senſen und Morgenſternen, mit ſeinen Feuerbränden und Flüchen zur Ehre der alle Welt durchjubelnden Freiheit kräftig genug niederzuhalten und zu vernichten.

—r.

# Des Kaisers Neffe.

Die französische Republik ist nun gerade vier Monate alt; ihre Verfassung ist noch nicht einmal zur Berathung gekommen; und ihr Dasein scheint jeden Morgen von neuen Sturmwolken bedroht, die sich des Abends regelmäßig verziehen, um in anderer Gestalt nach kurzer Frist wiederzukehren. Die neue Freiheit wird von ihrem zweiten Vormund, dem neuen Provisorium, ziemlich knapp gehalten; ihr ärgster Kerkermeister, Louis Philipp, hätte vier Monate nach seiner Thronbesteigung ihr nicht so artige Zwangsjäckchen anlegen können, wie die Assemblee nationale that; erstens prinzipielle Abschaffung des unabhängigen Richterstandes; zweitens die argwöhnischste Beschränkung des Versammlungsrechtes; endlich drittens die versprochene Wiederherstellung eines gehörigen Preßzwanges durch hohe Cautionen. Zum Ersatz für diese feinen Auslegungen der „demokratischen Republik" zeigt die Vollstreckungsgewalt entschieden communistische Sympathien; der Finanzminister Duclerc besteht nämlich mit einem Trotz, der einer bessern Sache würdig wäre, auf der Usurpation aller Eisenbahnen durch den Staat. Vermuthlich ist das nur ein Communismus aus Noth, denn die Pariser Republik braucht Geld, viel Geld, und siehe da, es findet sich Niemand, welcher dem wohlfeilsten aller Gouvernements die Kleinigkeit von vier hundert Millionen vorschießen möchte. —

Es ist ein peinliches Schauspiel! Mehr Verlegenheit als Enthusiasmus, mehr Decrete als wirkliche Maßregeln und mehr Phrasen als Decrete. Der unbefangene Beobachter muß sich unwillkürlich fragen: Leidet die französische Republik an den gewöhnlichen Kinderkrankheiten oder an Altersschwäche, wie der Genius von Lamartine? Der Genius von Lamartine soll wirklich müde sein. Glänzende Reden an die Nation und Europa sind nicht mehr zu halten, fast alle Themata sind erschöpft; selbst das Pariser Publikum findet seine großartigen Herzergießungen schon etwas lang und möchte endlich Thaten sehen. Man erzählt daher ziemlich allgemein, Lamartine wolle sich ins Privatleben zurückziehen und nur die Beredsamkeit seiner edlen Gemahlin habe ihn bis jetzt von diesem verhängnißvollen Schritte zurückhalten können. Nenne man es Altersschwäche oder Kinderkrankheiten; soviel ist gewiß, der Republik fehlt was. Ihr fehlt das

Schiboleth und die Seele alles Großen und Bedeutungsvollen in Frankreich: die Einheit. Sie selbst entstand ja durch eine, den frühern Kammercoalitionen ähnliche Verbündung feindlicher Parteien; ein Bündniß, das nur zum Umsturz mächtig ist und bei dem geringsten Schöpfungsversuch sich in die ursprünglichen Elemente der Zwietracht und Eifersucht auflöst. Ihr fehlt in Folge davon die Initiative. Frankreich ist seit einigen Monaten jener blasse skeptische Held geworden, mit welchem Altdeutschland in den Tagen der Weltschmerzelei sich selbstgefällig zu vergleichen pflegte: ein Hamlet. Es wird geschoben statt zu schieben und muß dem Zufall danken, der ihm von Zeit zu Zeit einen wirklichen oder eingebildeten Feind auf den Leib hetzt, an dem es seine Kraft erproben kann. Käme nicht dann und wann ein dramatischer Zwischenfall, der die Verhandlungen der Nationalversammlung beschäftigt, indem er sie von ihrem eigentlichen Beruf abzieht, so gäbe es in Paris Nichts zu thun und Frankreich wüßte nicht, wovon es sprechen sollte.

Nächst dem Aufstand vom 15. Mai war keine Episode in der Geschichte der neuesten Republik so interessant und so lehrreich, als die Louis-Napoleonische. Dem abenteuerlichen Napoleoniden ist es gelungen, zum dritten Mal in seinem Leben Aufsehen in Europa zu machen. Ob er in der That tiefer angelegte Plane verfolgte oder die Republik nur auf die Probe stellen wollte? Böse Zungen behaupten, eine Partei, die weder republikanisch noch bonapartistisch gesinnt ist, habe den Neffen des Kaisers, von dessen Ungefährlichkeit sie überzeugt zu sein glaubt, auf die Bühne gelockt, theils um die Gemüther für ernstere Prätendentenspiele vorzubereiten und theils um auf die Schwäche der Republik ein boshaftes Licht zu werfen.

Muß eine Republik nicht wirklich an bedeutender Nervenschwäche leiden, wenn der Sporenklang eines Louis Napoleon sie nur einen Augenblick erschrecken kann? Der Barrikadenkönig durfte gegen den theatralischsten aller Prätendenten sich mit ernsten Waffen wehren: die Republik mußte ihn mit einem Lächeln empfangen, wenn sie ihrem Selbstgefühl nichts vergeben wollte. Louis Napoleon, hieß es in der Nationalversammlung, „habe zweimal die Waffen gegen Frankreich getragen.“ Die Waffen aber waren nicht sehr furchtbar und Niemand gefährlich als ihrem Träger, den sie — lächerlich machten und il n'y a qui tue comme le ridicule, sagt man sonst in Frankreich. Das erstemal bestanden die Waffen des geistreichen Prinzen in ein Paar Kanonenstiefeln und einem Hütchen à l'empereur, womit er, um die Armee zu bezaubern, sich in Straßburg zeigte und nach einer halben Stunde in einer Sackgasse gefangen ward. Der Bürgerkönig schickte den Neffen des Kaisers damals nach Amerika. Zum zweiten Mal landete Louis Napoleon in Boulogne, begleitet von einem lebendigen Adler im Käfig. Er hatte den Vogel eigens zu diesem Zwecke großgezogen, indessen fehlten ihm die Jupiterblitze in den Krallen und seinem Herrn fehlte so ziemlich der olympische Genius, dessen Symbol der gezähmte Kaiservogel sein sollte. Aber

Louis Philipp verſtand diesmal keinen Spaß, — er war älter und mürriſcher geworden — er ſperrte daher den ſchlechten Farceur im Schloſſe Ham ein', aus welchem er voriges Jahr, wahrſcheinlich mit Willen der Regierung, entwiſchte.

Altkluge Leute behaupten, der Neffe des Kaiſers habe durch ſeinen Aufenthalt in Amerika und England viel gelernt und vergeſſen, er ſei daher jetzt nicht mehr zu verachten geweſen. Braucht man wirklich nur ſeine Thorheiten und Tollheiten abzuſtreifen, um ein bedeutender Mann zu werden? Wir meinen, was ein Haken werden ſoll, krümmt ſich bei Zeiten, und ein ſtaatsmänniſches Talent pflegt ſich früher und anders zu verrathen als dadurch, daß man, nahe am Schwabenalter, aufhört, Schwabenſtreiche zu machen. Doch muß man geſtehen, daß Louis Napoleon wenigſtens etwas tactvoller geworden iſt und bei der neulichen Comödie hat er faſt eine beſſere Rolle geſpielt als die republikaniſche Nationalverſammlung.

Die Aufregung, welche Louis Napoleon's Wahl zum Nationalvertreter hervorrief, war geradezu unanſtändig. Dieſelben demokratiſchen Republikaner, die ein Nachbarland „ſtupide" ſchelten, weil es ſeinen conſtitutionellen Monarchen behält, die den leiſeſten Zweifel an der Ewigkeit der Republik Hochverrath nennen, ergriff ein Schwindel theils der Verſuchung theils der Angſt. Im Departement der Charente riefen Tauſende von Republikanern: Vive Napoleon! Vive l'empereur!.. Keine Republik! Kein allgemeiner Ruin! rief man in Autreuil. Freilich waren dies Provinciaux! Aber ſelbſt den Pariſern wurde es nicht geheuer. Die Brutuſſe und die Brümäriſten liefen in allen Straßen herum. Man ſprach von bedeutenden Umtrieben und von engliſchen Sovereigns, mit denen ein Theil des ſouveränen Volkes beſtochen ſei. Der Mann mit dem lebendigen Adler ſpukte in allen Köpfen. Bald ſollte ihm in Autreuil ein Zweckeſſen von 80,000 Gedecken gegeben ſein, bald hatte man ihn ſchon in Paris geſehen und bezeichnete ihn als Candidaten für die (lebenslängliche, nach Andern ſogar erbliche) Präſidentſchaft und dieſelben Mitglieder des ſouveränen Volkes, die vor dem Thor St. Denis einige Abende vorher Vive Barbés! gebrüllt hatten, brüllten jetzt Vive Napoleon. Auch in der Preſſe ſpukte der Prätendent und ein halb Dutzend neue Journale fingen die „napoleoniſche Republik" zu predigen an. Die Zugänge zur Nationalverſammlung wurden von Militär und Bürgerwehr blockirt und im Schooß dieſes weiſen Senats war man nahe daran, ſich zu bedecken und das Vaterland in Gefahr zu erklären. Die Regierung hatte die Schwäche, ein Verbannungsdecret gegen Louis Napoleon vorzuſchlagen, alſo ein Ausnahmsgeſetz, da die Napoleoniden amneſtirt ſind, und die republikaniſche Polizei ſchickte ſich an, auf ihn zu fahnden, wie einſt die preußiſche auf Herwegh. Wie mag Lamoriciere oder Cavaignac dreingelächelt haben! Wenn der Zauber eines Namens, denn mehr hat der Prinz nicht von ſeinem Onkel geerbt, ſo mächtig und gefährlich ſcheint, welche Ausſichten werden ſich einſt dem talentvollen Ehrgeiz eröffnen, wenn die ruhedürſtenden Gemüther erſt mit dem Gedanken an eine militäriſche Dictatur vertrauter werden!

Währenddem aber geht Louis Napoleon ruhig in London spazieren. Er erhält die Nachricht von seiner Wahl und bedankt sich bei seinen Wählern in einem ziemlich vernünftigen Schreiben. Ein zweites, das schon mehr an den lebendigen Adler erinnert, richtet er an die Nationalversammlung. Diese hat indeß, nach stürmischem Wortstreit, den Verbannungsvorschlag verworfen und die Wahl des Prinzen anerkannt, als das ungeschickte Manifest einläuft, worin der Neffe des Kaisers nicht ein einziges Mal Vive la Republique! schreit, dagegen mit wichtiger Miene zu verstehen gibt, wenn das Volk ihm Pflichten auferlege, werde er sie zu erfüllen wissen. Darüber zum zweiten Mal große Aufregung. Die Assemblee schwört sich noch einmal zu, die Republik bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Die Zeitungen ditto. Der National zwar drückt dem Prinzen mehr Mitleid aus als Entrüstung, aber die Reforme erzählt von den bedenklichen Planen des Napoleoniden und wie er einst in London Cabet's Feder für sich zu gewinnen strebte, wobei die Unbestechlichkeit dieses communistischen Patriarchen in das glorreichste Licht gestellt wird.

Noch immer reitet oder schreitet indeß Louis Napoleon im Regentspark spazieren. Er erhält die Kunde von den schlaflosen Nächten der Republik und ist befriedigt. Jetzt hat er volle Genugthuung für seine frühern Kränkungen. Die unseligen Kanonenstiefel und der lebendige Adler sind vergessen, er ist wieder ein wichtiger Mann. Ueber achtzig tausend Stimmen haben ihn gewählt, die Regierung hat vor ihm gezittert, Frankreich bebt vor stiller Angst oder Sehnsucht bei seinem Namen. Was will er mehr? Jetzt kann er großmüthig sein und die Assemblee nationale beschämen. Er will die Sympathien, die ihm entgegenfliegen, nicht ausbeuten und die Ruhe der jungen Republik nicht auf das Spiel setzen. Um nicht mit Gewalt Cäsar werden zu müssen, verzichtet er auf seinen Sitz in der Assemblee und erntet dafür den Dank und den Beifall (approbation) aller Mitglieder. — Wollte Louis Napoleon die Republik ein wenig zum Besten haben, so hätte er's nicht besser anstellen können. †

# Das neue Wartburgfest.

Die Jugend der deutschen Hochschulen hat in Ernst und Lust ihre Pfingsten gehalten am Fuß der sagen- und thatenberühmten Burg, die vor drei Jahrzehnten schon einmal die in politischer und religiöser Schwärmerei befangnen unglücklichen Gründer der deutschen Burschenschaft um ihre ehrwürdigen Trümmer versammelt sah. Aber welch ein Contrast zwischen jenen fünfhundert Jünglingen, welche in hochlodernder Begeisterung ihren idealen Träumen folgten, welche zur Besieglung ihres Bruderbundes in der Hauptkirche zu Eisenach gemeinschaftlich das heilige Abendmahl empfingen, während die beiden Katholiken aus Würzburg im ernsten Gespräch über die Reformation unter den Bäumen des Brunnens dem feierlichen Zuge zur Kirche zuschauten, und zwischen der prosaischen Ernsthaftigkeit der kleineren und der heiteren Jugendlust der größeren Hälfte der heutigen Festgenossen! Der Gedanke, welcher damals so mächtig die deutsche Studentenschaft bewegte, der einen unvergänglichen Nachhall in allen Herzen hervorrief, bei dessen Wiedererwachen noch heute das Auge der gereiften und geprüften Männer, welche jenen schönen Traum mit durchträumten, sich feuchtet, dieser Gedanke — figurirte heute als §. 11. der Tagesordnung und — wurde nach kurzer Debatte von der allgemeinen Versammlung dem sogenannten Studentenparlament zur Erledigung überwiesen, welches ihn nebenbei mit andern Dingen zum Beschluß erhob. Damals blickte in der That ganz Deutschland in gespannter Erwartung auf die edeln Jünglinge, die, nachdem sie auf blutgetränkten Schlachtfeldern das Vaterland von dem Joche der Fremdherrschaft befreit hatten, auf der Wartburg den Grundstein legen wollten zu einem auf sittliche Freiheit begründeten Neubau der deutschen Hochschulen; heute konnte die Versammlung ein ironisches Lächeln nicht unterdrücken, als einer ihrer Redner sich der Phrase bediente: „Deutschland blickt auf uns!“ Die Reaction, die mit Macht über das durch die Kriege ermüdete, nach Ruhe um jeden Preis verlangende deutsche Volk hereinbrechende Knechtung, hat eine schreckliche Rache genommen an jenen hochherzigen Schwärmern, und ein politisches Glaubensgericht, welches an Wahnwitz und Grausamkeit die Inquisition weit hinter sich zurückläßt, hat ihre Häupter dem Beile des Henkers geweiht und sie dann mit jahrelangem Kerker und mit der Verbannung von der heimathlichen

Erde begnadigt! Und doch ging die ganze Anklage, die man gegen sie richtete, nur dahin, daß sie eine Schnürbrust, einen Zopf, einen Korporalstock, einen Gendarmeriecodex und die zum Theil geschriebenen Titel einiger andern alten Schwarten verbrannt hätten! — Wie mächtig hat die Zeit sich geändert! Wer fürchtet heute, oder was mehr sagen will, wer hofft heute noch einen neuen Sieg der Reaktion, in dessen Taumel die wiederauflebende Tyrannei die unzähligen Sünden unsrer Tage züchtigen könnte?

Aber so fremd auch die beiden akademischen Wartburgfeste sich sein mögen, sie haben einen innerlich gemeinsamen Gedanken, dessen dunkle Vorahnung auch die zum neuen Feste aufrufenden Universitäten Halle und Jena zu der Wahl derselben erinnerungsreichen Stätte geführt haben mag. Die deutschen Universitäten werden seit Jahren mächtig bewegt von der Ueberzeugung der Nothwendigkeit ihrer radikalen Umgestaltung. Sie wollen dieses Werk selbst in die Hände nehmen. Jetzt ist die raschere und entschlossenere Jugend voraus; bald werden sich die akademischen Lehrer zum gemeinsamen Werke mit ihnen vereinigen und ihre gereiftere Einsicht wird sich leicht Geltung verschaffen in einem so bildungsfähigem Elemente, wie die deutsche Studentenwelt es darstellt. Eine wohlthätigere, eine gründlichere Reform des Universitätswesens kann nicht gedacht werden, als eine solche, die unbeengt und ungestört von Ministerialrescripten, hervorgeht aus dem Schooße der Universitäten selbst, die recht wohl zu würdigen wissen, was zu ihrem Heile, d. h. was zum Heile und zur Förderung der deutschen Wissenschaft dient. Auf diese Weise haben die deutschen Universitäten sich gebildet und haben geblüht, so lange sie festhielten an dem Prinzip der Selbstleitung ihrer Angelegenheiten; sie sind gesunken in dem Maße, in welchem sie mehr und mehr von Bureaukraten bevormundete Anstalten des Staates und aus Freistätten der Wissenschaft Beamtenerziehungsinstitute wurden. Für diese Ansicht sprach auch die Wartburgsversammlung mit großer Entschiedenheit sich aus; die Oberleitung aller Universitäten vindicirte sie für ein neu zu schaffendes deutsches Unterrichtsministerium, welches der Nationalversammlung verantwortlich sein soll. Sie erklärte die Hochschulen zu Nationalanstalten, die ganz unabhängig sein sollen von der Verwaltung der einzelnen deutschen Staaten, deren Particularismus nur hemmend einwirke auf die freie Gestaltung deutscher Wissenschaft. Sie verlangte unbedingte Lehr- und Hörfreiheit, eine unbedingte Aufhebung aller Exemptionen in der Gerichtsbarkeit und als ein Recht die Betheiligung der Studirenden bei der Wahl der akademischen Behörden und bei Besetzung der Lehrstühle. Sie erkannte die Nothwendigkeit der Vertretung der ganzen Wissenschaft durch die Universität und verlangte deshalb eine Vervollständigung der Lehrfächer und die Aufhebung der veralteten Sonderung nach Fakultäten; sie verlangte, daß der Bundesbeschluß über Aufhebung der Ausnahmegesetze seit 1819 sofort durch die einzelnen Staaten in Wirksamkeit gesetzt werde. Es war ihr entschiedner Wille, daß zur Erlangung eines Staats-

amtes Universitätsbesuch nicht mehr erforderlich sein solle. Eine Frage von Wichtigkeit machte den Kampf der Meinungen besonders lebendig. Eine Majorität von etwa 200 Stimmen gab in der allgemeinen Versammlung den Ausschlag. Das Vermögen der einzelnen Universitäten sollte vom Gesammtstaat eingezogen und die Bedürfnisse derselben dafür von demselben in gebührender Weise bestritten werden. Alle diese Beschlüsse wurden gefaßt in einer allgemeinen Versammlung von Studenten, in welcher Einzelstimmen galten und welche die im Voraus entworfene Tagesordnung in vier Sitzungen innerhalb 48 Stunden, unterstützt durch einen sehr umsichtigen Präsidenten (Lang aus München) und eine einfache und zweckmäßige Geschäftsordnung zu Ende brachte. Sobald am Morgen des 14. Juni diese Versammlung sich aufgelöst hatte, trat eine zweite Versammlung von 100 Delegirten unter dem Namen des Studentenparlamentes zusammen, gleichfalls unter dem Präsidium Lang's, welchen v. Salis aus Berlin während der dreitägigen anstrengenden Debatten häufig als Stellvertreter ersetzte.

Dieses Parlament, zusammengesetzt aus Abgesandten fast aller deutschen Universitäten (nur Heidelberg, Freiburg, Kiel, Rostock, Prag waren nicht vertreten), unterwarf die Beschlüsse der allgemeinen Versammlung einer nochmaligen gründlichen Prüfung und trat ihnen mit Ausnahme des Beschlusses über die Einziehung und Vereinigung des Universitätsvermögens bei. Außerdem wurde von ihm die Organisation allgemeiner Studentenschaften auf allen Universitäten beschlossen, durch einstimmige Wahl Breslau zum Vorort mit dem Rechte der einstweiligen Geschäftsleitung erklärt und eine neue Versammlung des „Gesammtausschusses der deutschen Universitäten" auf den 25. Aug. d. J. nach Eisenach einberufen. Zu dieser Versammlung soll jede Universität so viele Vertreter senden, als sie Hunderte von Studirenden zählt. Sie sollen aus Urwahlen hervorgehen; im übrigen bleibt der besondere Wahlmodus jeder Universität anheimgestellt. Besondere Mandate, welche ihre freie Entscheidung bei den Abstimmungen beeinträchtigen, dürfen den Vertretern nicht aufgedrungen werden. Voraussichtlich werden sich an diese Versammlung die akademischen Docenten anschließen, welche sich anfänglich in den Tagen des 3. — 5. September zu Jena zu besonderen Berathungen über die Universitätsreform vereinigen wollten. Zur Wahrung ihrer Sonderinteressen wäre ihr Erscheinen nicht durchaus nothwendig, weil diese am besten von Unbetheiligten vertheidigt werden; und an billigen und unparteiischen Verfechtern derselben hat es schon jetzt nicht gefehlt. Aber es läßt sich nicht läugnen, daß die allseitige Auffassung und Beleuchtung der Universitätsfragen durch die gereiftere Einsicht der Professoren nur gewinnen kann.

Fragen wir nun nach der praktischen Bedeutung aller dieser Bestrebungen, die mit so großem Eifer, mit so einmüthigem Zusammenwirken aller Universitäten hervortreten, so gibt uns die unter den Studirenden herrschende Meinung diese Antwort: Eine gründliche Umgestaltung der Universitäten ist eine allgemein an-

erkannte Nothwendigkeit. Die Regierungen der einzelnen Staaten sind längst davon überzeugt und legen bereits Hand an das Werk. Aber sie glauben, daß mit einigen oberflächlichen und bedeutungslosen Maßregeln Alles geschehen sei oder geschehen könne. Ueber den Grund des Verfalls, über die Mittel zur Wiederbelebung der Hochschulen fehlt ihnen die klare Einsicht. Die Universitäten selbst kennen die Quellen ihrer gegenwärtigen Erbärmlichkeit am besten; sie werden am sichersten die Heilmittel gegen ihr trauriges Siechthum finden. Vor allen Dingen ist eine einheitliche Gestaltung derselben nothwendig, und diese ist nur möglich, wenn die constituirende Nationalversammlung das Recht des deutschen Volkes auf die Befreiung der Heerde der Wissenschaft von unwürdigen Fesseln anerkennt und in die deutsche Verfassungsurkunde aufnimmt. Von diesen Motiven geleitet hat die Wartburg ihre Ansichten und Wünsche der Nationalversammlung in einer Adresse ausgesprochen und ist allerdings der Meinung, daß diese ihre Kundgebung nicht werthlos für die deutschen Vertreter sein werde. Durch den Ernst ihrer Berathungen, durch ihre Anerkennung und Beachtung jeder Meinung, durch ihre Hingebung an die Idee der Befreiung der Wissenschaft, durch ihr freiwilliges Verzichten auf die althergebrachten Privilegien ihrer besondern Gerichtsbarkeit hat sich die akademische Jugend einen eben so großen Anspruch an die Achtung ihres Volkes erworben, als durch ihre Tapferkeit und Aufopferung im Kampfe um die staatliche Freiheit. Hier kann nicht die Rede sein von jugendlicher Anmaßung und Selbstüberschätzung. Die Studirenden würdigen das Gewicht ihrer Stimme gar wohl. Es ist keine Stimme, welche in den Ohren der gesetzgebenden Göttin gellt; aber es ist auch keine Stimme eines Predigers in der Wüste. **Locuti sunt et salvaverunt animam.**

Werfen wir nun noch einen Blick auf die äußere Gestaltung des Festes. Ueber anderthalbtausend Studenten aus allen Enden des deutschen Landes waren in der gastlichen Bergstadt Thüringens zusammengeströmt. Von Wien nach Breslau hatten die Festgenossen ein Drittel der Fahrpreise, von Breslau nach Berlin gar nichts, auf andern Eisenbahnen zwei Drittel gezahlt. Den biedern Bürgern Eisenachs war der Gedanke nicht beigekommen, die Ueberfüllung der Stadt mit von jeher schlecht rechnenden Gästen zum Vortheil ihrer Taschen auszubeuten. So reisten denn die Meisten mit noch leidlich gefüllten Börsen wieder heim. Diese im Studentenleben fast mirakulöse Erscheinung trug nicht wenig zur jovialen Stimmung der Musensöhne bei. Die Preise waren von einer vorsündfluthlichen Niedrigkeit. Dazu kam der genügsame Sinn des Studenten, der gar leicht zufriedengestellt ist. Die Lößnitzer und Eßlinger Champagnerfabriken, zu deren Flor die Naturforscherversammlungen so viel beitrugen, sind durch das Wartburgfest nicht auf den Strumpf gekommen. Ich habe nirgends einen Pfropfen knallen hören. Aber unbillige Massen trefflichen Bieres wurden vertilgt nach der Väter Weise. Eine Wohnungscommission hatte sich gebildet mehrere Tage vor Beginn des Festes,

Dort meldeten ſich die gäſteſuchenden Bürger. „Ich will zwei, ich will fünf, ich will acht Studenten haben, wo möglich Wiener!“ ſo lautete gewöhnlich ihre Anmeldung. „Und als man nach der Rechnung frug, da ſchüttelten ſie die Wipfel.“ Nur die ärmeren ließen ſich ihre Auslagen erſtatten; wenige gefielen ſich in der Rolle eines improviſirten Hotelbeſitzers. Eine wahrhaftige „entente cordiale“ herrſchte zwiſchen den Studenten und den jungen Bürgerinnen von Eiſenach, eine rührende Zärtlichkeit! Sie ſchwammen in einem Meere von Seligkeit, wenn ſie am Arm der ſtattlichen Burſchen einherwandelten. Zwei Bälle in der Erholung und in der Clemda wurden arrangirt, der großen fête champêtre nicht zu gedenken, wo ſie wie das wilde Heer auf dem Wieſengrunde des Marienthals walzten und nach dem Klange der Hörner auf den ſteilen Berglehnen herumkletterten und ſprangen, wie die Gemſen! Für das eigentliche Feſt auf der Wartburg hatte das Programm einen „feierlichen Commers“ angeſetzt. Alles war vorbereitet, alle nothwendigen Erforderniſſe zu einem Commers waren in reichem Maße vorhanden, aber — Niemand verlangte nach der „alten Schnurre“ mit ihrem lächerlichen Ceremoniell. Dafür führte man mit groteskem Pomp eine Kaiſerkrönung aus, zu der die Harniſche der Rüſtkammer eine erwünſchte Aushilfe boten. Es erſchien ein Gegenkaiſer im preußiſchen Soldatenhelm, welcher im mannlichen Lanzenrennen ſchmählich in den Sand geſtreckt wurde. Ueberhaupt machte die ſatyriſche Laune im Gebiete der Politik eine reiche Ernte. Auf dem Markte zu Eiſenach formirte ſich ein politiſcher Club, der in ſeinem Programm die Anarchie für die im Prinzip beſte Staatsform erklärte; aber er fügte nicht ohne Erröthen das betrübende Geſtändniß hinzu, daß das Volk leider! für dieſe herrliche Staatsform — noch nicht reif ſei. Man erſchöpfte ſich in witzigen Vorſchlägen, wie das Volk für dieſelbe herangebildet werden könne. — Der geſellige Verkehr unter den Studenten bewegte ſich überhaupt in den ungezwungenen anſprechenden Formen, welche dem Studentenleben jenen eigenthümlichen Reiz verleihen, welchen nur diejenigen ganz empfinden, die noch in dieſen heitern Kreiſen leben. Der alte lächerliche Streit über Landsmannſchaften und Burſchenſchaften ſchien begraben, die welthiſtoriſchen Commentfragen waren in das Meer der Vergeſſenheit verſunken. Ein neuer, freierer Geiſt wehte in den Kreiſen der froh vereinten Commilitonen und wird ihnen das ſchöne Wartburgfeſt zu einem unerſchöpflichen Born jugendfroher Erinnerung machen. P—l.

---

# Tagebuch.

## I.

### Hamlet in Leipzig.

Wir waren in der letzten Zeit gewohnt, daß in unserm Theater die Zahl der agirenden Personen dem zuschauenden Publikum ziemlich gleich kam. Wir haben so viel selber zu agiren, daß wir uns für das Spiel Anderer nicht wesentlich interessiren können; wir maskiren uns mit schwarz-roth-goldnen Bändern oder Cocarden und halten im Vaterlandsverein oder dem deutschen Verein zeitgemäße Vorträge über die Sclaverei in den vereinigten Staaten von Nordamerika, über Pauperismus und Proletariat; oder wir schlingen ein blutrothes Band um unsere Westen, verschwören uns zur Einführung irgend einer Republik und zwitschern wohlgereimte Couplets zum Lob der Guillotine und des seligen Herrn v. Robespierre; oder wir bauen einen Kutter für die deutsche Flotte, oder wir überlassen uns geradezu den Wogen unseres Gefühls und plaudern in's Blaue hinein von dem Nutzen der Freiheit, der Einigkeit, der Gerechtigkeit und was sonst die menschliche Seele billigenswerthes in sich trägt. Wir lassen, wie Malvolio, Staatsgespräche von unsern Lippen schallen und legen uns auf ein Sonderlingsbetragen. In dem Bewußtsein dieser Beschäftigung, in der wir „dem Vaterlande die große Seele verschwenden," kann uns die Majestät und der Heroismus auf der Bühne nicht imponiren, wir hegen keine Ehrfurcht mehr vor den Helden der Tragödie, denn wir selber fühlen einige zwanzig Helden in unserer Faust und wir warten nur auf eine passende Gelegenheit, um, „heroisch im Zimmer auf- und abgehend," mit Bourgognino ausrufen zu können: „Wir haben einen Tyrannen!" Daran fehlt es uns, Aristogitons sind wir alle, aber wir wissen nicht, wem wir unser Schwert in Myrthenzweige vorhalten sollen. Einen Tyrannen! 27 geordnete tricolore Cocarden für einen Tyrannen! Denn was hilft es, ein Held zu sein, wenn es an Riesen fehlt, die man lebendig verschlingen kann!

Was helfen uns diese Theater-Tyrannen, diese Theater-Jesuiten, diese Theater-Vergifter? Geschickte Lumpenkönige, wir kennen die Maschinerie. Der Leipziger, jeder Zoll ein Deutscher, soll um Geschicke sich härmen, die im Feenlande der Dichter spielen? Was ist ihm Hekuba, daß er um sie soll weinen? Sein Grimm verlangt eine concretere Nahrung; stellt ihm einen wirklichen Bösewicht, einen Volksverräther entgegen, und gebt Acht, wie der latente Heroismus frei wird!

Aber wenn ihr euch das Herz mit der Heugabel austreibt, bisweilen wird es dennoch zurückkehren. Es kehrte zurück, als Herr Wagner, der Liebling unserer Damen-

welt, zum letzten Mal vor unſern Augen ermordet wurde. Laertes brachte ihn um, und zum Erſatz flogen Lorbeerkränze und Blumenſträuße aller Arten, von ſchönen Händen ihm zugeworfen, zu ſeinen Füßen, das harte Selbſtgefühl des Republikanismus löſte ſich in Wohlwollen auf, Politik und Staatsweisheit ſchmolzen in Thränen. Die Erde hatte uns wieder.

Es iſt aber doch ein unheimliches Gefühl in dieſem Hamlet. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren: wir werden nicht oft mehr dergleichen ſehen. Es gab eine Zeit, wo der deutſche Michel ſich ſelbſt in dieſem Spiegel bewunderte, mit ſeinem eignen Schatten coquettirte. Großer Reichthum von Tiefſinn und Phantaſie, vollkommene Impotenz im praktiſchen Leben und ein gelinder Anſtrich von Verrücktheit, obgleich der gute Königſohn ſo thut, als ſtelle er ſich nur verrückt. Viele Anſtalten und wenig Reſultat; nicht nur alle Probleme der Speculation werden aufgehoben, von dem Electriſchen „Sein“ und „Nichtſein“ an bis auf den Skepticismus der Blaſirtheit: „Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit ſich träumt!“ nicht nur wird zur Expanſion der gewaltigen Kräfte der geographiſche Horizont von Wittenberg bis nach Chriſtiania, von London bis nach Kopenhagen ausgedehnt, — es wird auch die Unterwelt mit all ihren Schrecken heraufbeſchworen, das Haar zu ſträuben und die Nerven zu erſchüttern. Das ganze wunderbare Spiel dreht ſich um die Geheimniſſe des Todes, um den Wahnſinn einer glaubenloſen Welt, die von dem Geiſt nichts wiſſen will und daher überall Geſpenſter ſieht.

Wir waren hochmüthig in unſerer Unwiſſenheit, wir bildeten uns etwas darauf ein, mit der Geſinnung und dem Glauben nichts zu ſchaffen zu haben, und in ſophiſtiſcher Freiheit mit dieſem Erdball und ſeinen Mächten ſpielen zu können, die wir nirgend anders ſahen, als in unſern eigenen Gedanken. „Nichts iſt an ſich gut oder böſe, erſt unſere Gedanken machen es dazu.“ Es iſt ein Spiel der Freiheit, mit dem Abgrund des eigenen Innern zu ſcherzen und darum hat es etwas Angenehmes; aber es iſt auch bedenklich. Die Realität verliert ſich in Viſionen — wie Hamlet's Liebe zu Ophelia und macht ſich nur im Moment des künſtlichen Rauſches geltend. Wer aber in der Welt nur ſeine Viſionen ſieht, wer die Träume von den Dingen ſelbſt nicht mehr zu unterſcheiden vermag, iſt verrückt. So ging es dem guten Königſohn von Dänemark.

Wir Deutſchen haben, ſeitdem wir überhaupt mit Shakeſpeare bekannt geworden, für dieſes unheimliche Bild die innigſten Sympathien gehegt. Wir ſchwärmten unſere eigene ſtoffloſe Unendlichkeit an; wir wiegten uns mit einer gewiſſen ſchadenfrohen Selbſtzufriedenheit in dieſem gemiſchten Gefühl der eigenen Größe und der eigenen Schlechtigkeit. Wenn wir uns im Stillen ſelber mit ähnlichen artigen Redensarten ſpeiſen mußten, wie Hamlet in dem Zorn über ſein unſchlüſſiges Weſen, ſo hatten wir doch den Troſt, daß wir es in guter Geſellſchaft thun konnten.

Dieſe Zeit, die Zeit der reflectirten Blaſirtheit, iſt vorüber. Ein furchtbar ernſter Geiſt iſt in das Leben getreten und ruft — nicht zur bloßen Rache auf, wie der Nachtwandler auf der Bretterbühne, ſondern zur Geſtaltung einer neuen Welt. Wehe uns, wenn die Söhne, die ſein Werk ausführen ſollten, Hamlet glichen. Die Welt iſt in allem Ernſt „aus den Fugen,“ wenn wir zu ihrer Einrichtung die alte Denkweiſe mitbringen ſollten, ſo wird die Nachwelt in eben ſolchem Ernſt „Schmach“ rufen über unſere Generation.

Das neue Weltgericht verſcheucht die Träume. Ruh, alter Maulwurf! rufen wir wie Hamlet dem böſen Geiſte zu, der unſer Denken und Handeln verwirrt. Weg mit

der Geisterwirthschaft, im Augenblick, wo überall das Leben keimt, wo die Sonne glühend aufgeht, zu einem heißen, aber klaren Tage. Wenn wir unser Tagewerk endlich gethan, dann wird es Zeit sein, zu überlegen, ob wir noch einmal, aber in einem andern Lichte, die alten Träume heraufbeschwören wollen. J. S.

## II.

## Aus Stuttgart.

Minister Sontheim und Gouverneur Graf Lippe. — Militärrevolte. — Die Hinrichtung in Cannstadt. — Heckerspuk und Heckerspeculationen. — Henkersanekdote.

Unser Programm für Pfingsten, das Unruhen verkündete, hat Wort gehalten. Die letzten Tage waren hier ziemlich dramatisch. Schon im Laufe der vorigen Woche fand, jedoch nicht mit vollem Orchester, eine Katzenmusik vor dem Kriegsministerium statt. Wenn man von den Adressen hört, die aus vielen Theilen des Landes den Rücktritt des Kriegsministers Grafen Sontheim verlangen, von der sich überall gegen ihn regenden Erbitterung, so möchte dies leicht zu einem Irrthum über den persönlichen Charakter des Grafen leiten, während wir hier nur vor der Prinzipiensache stehen. Zugegeben, daß dieses Departement in Würtemberg keinen Minister bedarf, daß ferner Sontheim nicht der Mann der Gegenwart ist und also auch nicht bei Anordnung des Verfassungseides für das Heer mit der wünschenswerthen Hingebung an die Zeit zu handeln vermochte, so haftet doch auf dem Wirken dieses gewissenhaften und wohlmeinenden Chefs nicht der kleinste Flecken von Ungerechtigkeit, vielmehr war er stets nach bestem Wissen bemüht, Humanität zu üben und so viel als möglich mit den starren Formen der Disciplin zu versöhnen. Localblätter haben geäußert, auch dem Kriegsminister möchte, wie dem bisherigen Gouverneur Grafen Lippe ein Exil zukommen und demnach mit Unrecht Letzterer, welcher als Ausdruck des Militär-Terrorismus betrachtet werden kann und nebenbei vielleicht nicht immer ganz rein von dem Verdächte blieb, eine heimliche Vehme von Ohr zu Ohr begünstigen zu wollen, mit dem Kriegsminister in Eine Reihe gestellt. „Das gemüthliche Exil" von General Lippe ist die Bundesfestung Ulm, wo er als Bundesgouverneur ein ihm gemiethetes Palais bewohnt, eine colossale Besoldung genießt, zu welcher noch der Ertrag des im Umkreis der Wälle wachsenden Grases mit einer sehr namhaften Summe fließt. Der bisherige Gouverneur der Garnison Ulm war der Cavalleriegeneral Gaisberg, der, wie Lippe, sehr tapfer im Felde diente, älter an Dienstjahren als dieser und bei viel Rührigkeit und Popularität noch jetzt, wo er seine Pension genommen hat und wie es scheint nicht ersetzt wird, einen tüchtigen Kriegsführer gäbe. Zu der stereotypen Physiognomie von Stuttgart fehlt seitdem die Gestalt seines Gouverneurs in den Fenstern gegenüber vom Schlosse liegend jenseits der Verfassungssäule.

Am Sonntag Abend, wo alle Truppen aus Vorsicht in den Casernen consignirt blieben, ertönte aus einem der Flügel des Infanterie-Gebäudes wilder Tumult. Uebereilung und Heftigkeit von Seiten des Obersten sagt man, welcher den Degen zog, entzündete den aufrührerischen Geist der Mannschaft. Weithin durch die Straßen schallte das Geschrei. Durch eine seltsame Ironie des Schicksals ließ jetzt dasselbe 6. Regiment, welches kürzlich noch gegen die Republik so muthig kämpfte, Hecker und Struve hoch und wieder hoch leben. Und so gewaltsam ist das Band kriegerischer Ordnung und Gewohnheit, daß plötzlich die Aufregung verstummte, als wie sonst herausgetrommelt wurde. In strenger Haltung treten alle an. Kaum ist es aber vorüber, im nächsten Augenblicke rufen sie schon wieder: „Freiheit und Gleichheit! Hecker soll leben." —

Auch am folgenden Abende fand noch einige fieberhafte Stimmung unter diesen Soldaten statt, die sich, nachdem sie singend in langen Reihen im Hofe umhergewandelt waren, allmälig beschwichtigte. Dem Könige, der eine Anrede an sie hielt, antworteten sie mit herzlichem Zuruf.

Am Pfingstdienstag kam schon in aller Frühe Kunde, daß zu Cannstadt, wo heute zwei Mörder hingerichtet werden sollten, von der versammelten Menge das Schaffot zerstört und verbrannt wurde. In wüsten Haufen sollen sie um das hochqualmende Feuer getanzt haben; ein unseliger Rausch hatte sie ergriffen. Wenn wir überhaupt noch Todesstrafe üben sollen, war es nicht zu herausfordernd von den Behörden, am Pfingstdienstag, dem Tage der Volksvergnügungen, ein Blutgericht zu bestellen, es dann wieder, als die Massen schon seit Nachts 2 Uhr auf dem Felde sich versammelt hatten, zu verschieben? Das Interesse der getäuschten rohen Gaffer, wie die moralische Frage in dem denkenden und fühlenden Theile der herbeigeströmten Bevölkerung, mögen sich hier wunderlich gekreuzt und die tollen Flammen angefacht haben. Vorstellungen und Eingaben gegen die Execution hatten schon am Tage vorher statt gefunden, ein Ministerrath war gehalten und heute sehr frühe die Hinrichtung vollzogen worden unter dem Schutze einer imponirenden aus allen Waffengattungen zusammengezogenen Truppenzahl. Alles verlief ruhig, wie denn auch schon gestern, noch ehe Militär von hier anrücken konnte, die Hauptkrisis verbraust war. Doch glich Cannstadt, nach welchem sonst nur friedliche Brunnentrinker durch die grünenden Baumgänge des Schloßgartens wandeln, am gestrigen Morgen einem Feldlager, die Bürgerwehr sah man in großer Thätigkeit, aus allen Wirthshäusern aber und Schenken klangen Vivats auf Hecker und Struve. Ich hörte ein Bauerweib sagen: „Ach was, der Hecker kommt nicht! der Hecker ist überall; der Hecker, der ist in jedermann d'rin." — Und so werden wir denn, wir schwäbischen Mystiker, nächstens herausbringen, daß die Menschen vom Hecker besessen sind. Auch die Speculation bemächtigt sich schon auf originelle Weise Heckers. Wir wurden neulich von einem Bettler an der Eisenbahn angeredet. „O der verfluchte Hecker!" rief er heulend. „Wär' ich nur dem Hecker nicht gefolgt! Er hat mich verführt und jetzt bin ich durch ihn im Elend." — Auch noch zum Abschied ein Zug von der heutigen Execution: Einer der Mörder war sehr gefaßt, der Andere mußte auf die Bühne getragen werden, er schwankte zitternd her und hin. „Sei ruhig, Mauthle" (der Name im Diminutiv) „sonst schlag ich dir den Kopf ab!" drohte der Henker und das half. Der Unglückliche schrak bei dieser nur gar zu zeitgemäßen Drohung zusammen, traute sich nicht mehr sich zu rühren und sein Haupt fiel unter dem sichern Hiebe. — Es sind böse, böse Pfingsten. Armes Deutschland, das du noch so neu, so knabenhaft bist auf dem Wege der Revolution. — Sieh die männliche Haltung der Franzosen, die ihre Schule gemacht haben. Frankreich und England haben das Blut hinter sich in der Geschichte. Sollten sie es nicht auch für uns vergossen haben? Sollten uns ihre Erfahrungen nicht fruchten? Müssen wir wie Kinder wieder das Alphabet von vorne anfangen? Wehe über die Schulmeister, die uns so lange versäumten! †.

## III.

## Wochenbericht aus Wien.

Czechomanische Frechheiten. — Die Prager Revolution. — Italien und die Schönredner. — Die Männer des Tages. — Der Weinberg des Herrn. — Der Reichstag und die Wahlen. — Die Nationalgarde; Anekdote. — Literatur und Theater.

Die slavischen Bewegungen sind es, welche in dieser Woche sich gewitterschwer hervordrängen. Ich schweige über die Prager Ereignisse, da Sie nähere und genauere

Berichte von dorther haben werden. Also nur über den Eindruck derselben und die vorangegangenen bedeutsamen Plänkeleien. Es hatten sich nämlich Czechen und besonders Studenten unter ihnen schon vordem auf höchst ungebührliche Weise hier benommen und sowohl Deutsche als Ungarn in ihrer Nationalität beleidigt, insbesondere gefielen sie sich darin, diese durch häufiges Absingen von Spottliedern zu verhöhnen. Nichts desto weniger hielt die Geduld der Einen wie der Andern lange Stand. Ein Attentat im Prater, an einem Ungar verübt, mag endlich der bewiesenen Nachsicht ein Ende gemacht haben, er hatte sich nämlich gegen einen Trupp von acht bis zehn solcher Spottsänger eine freundliche Zurechtweisung erlaubt, bemerkend, daß es doch nicht angemessen sei, geübte Gastfreundlichkeit auf diese Weise zu vergelten; statt aller Antwort rissen sie ihm die ungarischen Nationalfarben von Hut und Rock unter Schmähungen auf die Ungarn. Der Mißhandelte griff nun zu dem Schwert, trotz der Ueberzahl und verwundete Einige derselben, was ihm sicherlich das Leben gekostet hätte, wären nicht einige ungarische Grenadiere in den Weg gekommen, die ihren Landsmann befreiten. Dieser Vorfall ist mir aus dem darüber an der Aula aufgenommenen Protokolle bekannt geworden; ähnliche wurden häufig erzählt. Da nun die erste Nachricht von den Prager Vorfällen eintraf, so besorgte man noch größere Excesse von Seiten der sich, ohne ausgesprochenen Zweck, hier aufhaltenden Swornostmänner. Ihre sofortige Ausweisung ward im Sicherheitsausschusse beschlossen und unter Kundgebung der veranlassenden Ursachen unverweilt in Ausführung gebracht. Aus lobenswerther Vorsicht, wenn sie sich dennoch als ungegründet bewies, wurde bis zum wirklich erfolgten Abgange dieser Leute ein Theil der Nationalgarde consignirt. Die Prager Ereignisse selbst haben die größte Bestürzung bei allen Klassen erregt und fuhren bis jetzt fort die Gemüther zu beängstigen. Fürst Windischgrätz hat sich durch das von ihm berichtete antik große Benehmen wahrhafte Bewunderung erworben. Traurig ist es, daß so blutige Conflicte nicht vermieden werden konnten, und selbst nicht durch so edle Selbstverläugnung. Aber das Czechenthum war schon allzulange unter den vielen Wunden, an denen unser Staatskörper darniederlag, diejenige, die den giftigsten Eiter in sich barg. Es mußte so oder so kommen, und die neuen Aerzte in Frankfurt — darin um nichts besser als die alten — hielten Consilium über Consilium, während das böse Fieber dort immer weiter um sich griff. Die Nachrichten über die ersten Triebfedern zu den vorgefallenen Blutscenen lassen uns noch über Vieles im Dunkeln; die Anwesenheit vieler Polen beim Ausbruche derselben ließ sie eines abermaligen „Wühlens" beschuldigen, während Andere wieder von russischen Emissären und russischem Geld sprachen.

Gewiß ist es, daß die czechische Sache nicht geeignet erschien, anderwärts Sympathien zu wecken. Nicht galt es nun das Abschütteln eines aufgedrungenen Glaubens- oder Despotenjochs; religiöse und politische Freiheit war eben verbürgt worden, und auf Selbstständigkeit im weiteren Sinne konnte ein Land von der Größe und Volkszahl Böhmens, konnte ein Binnenland wie Böhmen keinen gegründeten Anspruch machen. Vom deutschen Regimente unter den sich darstellenden Auspicien war keine gewaltsame Ausrottung der Sprache und Nationalsitte zu besorgen gewesen, vielmehr trat die jetzige Auflehnung in grellem Contrast gegen die Wohlthaten hervor, welche Böhmen durch deutsche Gesetzgebung und Cultur empfangen hatte. Unter den frühern Ferdinanden schmählichen Angedenkens war der Gehorsam nicht aufgekündigt worden, aber unter diesem und — um dem nationalverwandten Knutenthum zuzulächeln, das ist nicht mehr Unrecht; das ist Unsinn.

Wenn von dieſer Seite der Knäul mit dem Schwerte gelöſt werden mußte, ſo ſcheint er in Italien ſich weniger durch daſſelbe als auf dem Wege der Unterhandlungen entwirren zu wollen. Es war dies das unabläſſige Bemühen bisher, da es wohl eingeſehen ward, daß die Fortſetzung des Krieges, zumal bei ſo vielen innern Zerwürfniſſen, ſich immer mehr zur Unmöglichkeit geſtaltete. Was würde nun wohl die periodiſche Preſſe in England und Frankreich gethan haben? Gewiß daſſelbe patriotiſche Gefühl hätte alle Parteien vereinigt, um ohne vorausgegangene Verbindung in ſtillſchweigender Erwägung desjenigen, was Noth thut, Krieg zu predigen, Krieg bis zum äußerſten, um einen ehrenwerthen Frieden zu erlangen. Allein wir haben, dem Himmel ſei es geklagt, nur Schönredner — und was das Aergſte iſt, nur Wohlredner unter unſern Publiciſten, die mehr bedenken was dem Journal als was dem Vaterlande frommen kann. Und man glaube ja nicht, daß die Italiener keine Notiz von der deutſchen Preſſe nehmen. Wir haben in unſerm früheren Berichte der Uebertragung eines größern Aufſatzes aus den Grenzboten erwähnt, wir finden in den neuern Mailänder Zeitungen hieſige Journale citirt, die ſelbſt hier weniger verbreitet ſind. Einige armſelige Marodeure von Sedlinitzky's Regiment wären jüngſt beinahe aufgeknüpft worden: was verdienen denn die, welche Verrath im Großen treiben und dem Feinde Stimmungen und Geſinnungen denunciren, welche ihm zur Richtſchnur ſeines Verhaltens in Krieg und Frieden dienen müſſen?? Gleiche Entäußerung alles nationellen Sinnes läßt ſich die Preſſe hinſichtlich Rußlands zu ſchulden kommen, und unwillkürlich muß man ſich an den „weißlebrigen Hund" im Macbeth erinnern, an das „Molkengeſicht" welches den Anzug des engliſchen Heeres herausſtottert. Zum Glück lieſt man in St. Petersburg nicht nur die Wiener Journale, ſondern auch die Wiener Coursblätter und aus dieſen geht eben keine Ruſſenfurcht hervor, im Gegentheil erſchien das Zutrauen des In- und Auslandes im ſteten Zunehmen begriffen.

Eines iſt unter allen Wirrniſſen ermuthigend, nämlich, die Männer des Tages von dem Verlangen durchdrungen zu finden, die Wahrheit zu erfahren, und zwar die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit, während zu Kaiſer Franzens Zeit Unbill aller Art demjenigen widerfuhr, der eine mißliebige Wahrheit hervorbrachte. Voran unter den Gedachten ſtellen wir den Erzherzog Johann, und zwar eben ſo als Mann des Tages, wie als wahrhaft freiſinnigen und redlich meinenden Patrioten im deutſcheſten Sinne, wiſſen wir gleich, daß über das Eine wie über das Andere Bedenken erhoben werden. Allein wenn Andere darüber meinen und raiſonniren, ſo iſt es uns dagegen vergönnt, hier aus der lauterſten und ſicherſten Quelle zu ſchöpfen. Auch der höchſt ehrenwerthe Stadion gehört zu denen, welche mit edler Unbefangenheit es eingeſehen, daß ſeine Zeit nicht gekommen und vielmehr rieth, Pillersdorf an der Spitze des Miniſteriums zu laſſen. Dieſer iſt es nun vorzüglich, der die Kunſt des Zuhörens wie kaum ein Anderer verſteht — écouter pas entendre wie die Franzoſen beſſer als Andere unterſcheiden. — Was man von Weſſenberg hört und von Doblhof weiß, läßt ſie den Genannten auf das Würdigſte anreihen. Mit ſolchen Männern iſt Oeſtreich noch nicht verloren. Auch birgt es weit mehr Hilfsquellen, als man für gewöhnlich annimmt. Stehen wir ja noch bei unſerer erſten Revolution, und da bleibt zum Beſchneiden und Abmähen noch ſo manches Feld, während ſie in Frankreich ſchon an dem dritten oder vierten Schnitt ſind.

Was die Finanznoth betrifft, ſo böte der Weinberg des Herrn allein die Ausſicht zu einer ſchönen Leſe. Kaiſer Joſeph traute ſich kaum den Zehnten von den Zehnten

zu nehmen; wie jetzt die Dinge stehen, dürfte auf energische Weise eingeschritten werden, und die Presse einigt sich darin, in den geistlichen Besitzthümern die beste Panacée für unsere finanziellen Uebel zu finden. Es ist nachgewiesen worden, daß das Vermögen der Klöster und Stifte in Niederöstreich, mit Einschluß der Meßstiftungen, allein weit über 40 Millionen beträgt, wobei einige der bedeutendsten, wie Lilienfeld und das Besitzthum des Domkapitels und Erzbisthums, gar nicht in Anschlag gebracht sind; für die Monarchie, mit Ausschluß Ungarns, ist dasselbe wohl auf mehr als 300 Millionen anzuschlagen.

Die letzte große Deputation ist von ihrer wichtigen Mission zurückgekehrt und hat Gelegenheit gehabt, die bedeutendsten Aufklärungen zu geben und zu empfangen. Der Kaiser hat erklärt, daß es nie seine Absicht gewesen sei, seine Abwesenheit von Wien von längerer Dauer sein zu lassen; seine Abreise war auf den 16. d. M. bestimmt und er gedachte noch einige Tage in Ischl zuzubringen, allein bei Abgang dieses verlautet, daß Krankheit ihn an diesem Vorhaben hindere.

Die Eröffnung des Reichstages wird schwerlich zur anberaumten Zeit stattfinden können. Es fällt nämlich die gleich anfangs so bemängelte Wahlordnung nach und nach ganz zusammen; zuerst war es der Ausschluß der Arbeiter, welcher allgemeine Klagen hervorrief: Diesen wurde durch die Verfügung gesteuert, daß alle selbstständige Arbeiter wählen sollten; der neuen Abänderung mußte die Erläuterung zugefügt werden, daß darunter alle Solche verstanden seien, die nicht in einem bestimmten — und es wäre wohl noch hinzuzufügen gewesen unteren — Dienstverhältnisse ständen, somit auch Tagarbeiter, aber nicht eigentliche Dienstboten. Auch die Wählbarkeit der nun herbeigezogenen Wähler wurde als hervorgehend zugestanden. Jetzt aber wurde über den indirecten Wahlmodus und über die Beschränkung auf Bezirke bittere Beschwerde geführt. Endlich ward die Anordnung erlassen, daß die Wahl der Wahlmänner nicht auf den Wahlbezirk beschränkt sein soll.

Aber auch hiermit erscheint die Sache noch nicht abgethan, durch große Volksversammlungen soll das entschiedene Verlangen nach directen Wahlen noch zur Zeit ausgesprochen werden; am schlagendsten hat sich allerdings die Abneigung gegen das verfügte Wahlsystem durch die außerordentliche Theilnahmlosigkeit an den indirecten Wahlen beurkundet, und das Verhältniß der eingezeichneten Urwähler zu denen als solchen berechtigten konnte durchschnittlich nicht einmal wie 1 zu 25 angenommen werden.

Die Aufwiegelung der Arbeiter, namentlich der böhmischen, hat die Nationalgarde mehrmals zu schwerem Wachtdienst gezwungen, glücklicher Weise zeigt dieselbe mit jedem Tag mehr esprit de corps. Willig wird sie auch noch stärkere Belästigung um den Preis übernehmen, daß die Garnison zu noch größerem Theile oder völlig abzieht. Von solcher Bereitwilligkeit zum Dienste der Nationalgarde zeigen viele Beispiele, insbesondere der häufige Eintritt von Männern, die über dem verpflichteten Alter stehen und der geringe Gebrauch, der von Dispensen selbst bei den am meisten Beschäftigten und in wichtigen Aemtern Stehenden gemacht wird. Es ist Ehrensache geworden und wird so in jeglichem Stand und von Jung und Alt betrachtet. Ein etwa zehnjähriger Bube als Trommler bei einer Compagnie angestellt, wurde in unserer Gegenwart gefragt, ob denn noch mehr solche Buben dabei wären. „Herr," lautete die schnelle Antwort, „bei der Nationalgarde gibt es keine Buben." —

Die Sympathien der deutschen Provinzen für Wien verstärken sich immer mehr und gaben sich insbesondere durch den herzlichsten Empfang der nach Linz, Brünn und Graz abgeschickten Deputationen kund. — Bauernfeld's poetische Vertheidigung Wiens hat

mehr Anklang gefunden als Grillparzer's Apotheose des Kriegslagers Radetzky's, wiewohl nur die Letztere ein Gedicht zu nennen ist. Die Literatur ist nun einmal das A und O. Von Literatur und Kunst ist gar nichts zu sagen, von den Theatern nur so viel, daß sie trotz umsichtiger Verwendung des trefflichen Holbein, der nun auch die Leitung des Operntheaters provisorisch übernommen, völlig verödet stehen. Das feine geistvolle Stück von Scribe: „der Diplomat," hier fast unbekannt, wurde in diesen Tagen zum ersten Mal — vor leeren Bänken — gegeben und ebenso bei den Wiederholungen, ungeachtet es dieser Bühne, bei allem geklagten Verfall, immer nicht an Kräften im Vergleich zu andern deutschen fehlt; allein es hängt hier auch noch ein langer dicker Zopf, der auf das Abschneiden wartet, den erblicken wir vorzugsweise im schleppenden Vortrag unserer Schauspieler, der von solchen fein geistreichen Stücken täppisch den bunten Staub von den Schmetterlingsflügeln streift. — Um diesen Bericht mit Erfreulichem zu beschließen, melde ich Ihnen noch, daß die Arbeiter ohne Concession begütigt erscheinen. P.

## IV.

## Budnik, Municipal, Constable.

Gegen das jetzige Zusammenrottungs- und Umwälzungsfieber der großen Städte gibt es kein anderes Mittel, als eine vernünftig und zeitgemäß eingerichtete Sicherheitsmannschaft; vielleicht möchten in einem Augenblicke, wo sich viele Städte ernstlich mit der Organisation solcher Mannschaften beschäftigen, einige polizeiliche, sich auf Warschau, Paris und London beziehende Skizzen zu rechter Zeit kommen.

In den Straßen Warschaus stößt man von Zeit zu Zeit auf kleine hölzerne schwarzroth-weiße Baracken, die einem vergrößerten Hundestalle nicht unähnlich sind. Sie haben einen Schornstein und Thür und Fenster nach der Vorderseite hinaus. Eine Art Vorhalle, wie sie der echt russischen Bauart eigenthümlich ist, gewährt Schutz gegen Wind und Wetter. Vor dieser Bude steht Tag und Nacht eine von zwei zu zwei Stunden abgelöste Schildwache eines der russischen Polizei eigenthümlichen Corps. Die Schildwache ist in den meisten Fällen ein alter, kraftloser Russe in militärischer Uniform, eine Mütze auf dem moskovitischen Kopfe, bewaffnet mit einem Infanteriesäbel und einer Hellebarde. Das ist ein sogenannter Budnik; er wohnt mit zwei Kameraden in den beschriebenen Häuschen und hat die Aufgabe, wenn ein russischer Offizier vorbeigeht, mit seiner Hellebarde aus der Vorhalle hinaus zu treten und kerzengrade zu stehen, ferner etwaige Streitigkeiten zu schlichten, die sich auf der Straße erheben könnten, wobei er den Stiel seiner mittelalterlichen Waffe bisweilen auf den Rücken eines mißfälligen Ruhestörers fallen läßt und bei Nacht Vorübergehenden sein kto idiot? (das russische Werda?) entgegen zu schreien. Es gibt nämlich in Warschau weder eine sogenannte Polizeistunde, noch specielle Nachtwächter, die Häuser zu schließen oder auf Spitzbuben zu vigiliren. Die ganze Einrichtung ist eine Art Polizeiinvalideninstitut, das zur Sicherheit der Stadt wenig beiträgt. Die eigentliche Straßenpolizei ist sehr zahlreich; die Bureaus, stets voller Lumpengesindel und einen pestartigen Gestank ausströmend, sind die schmutzigsten Löcher, die man sich denken kann. Kleinere Vergehen werden hier unmittelbar mit Knutenhieben gezüchtigt. Die geheime Polizei ist unverhältnißmäßig groß; sie ist rein politisch; eine andere ist auch in einer Stadt nicht nöthig, wo Diebstähle nicht eben häufig sind und eine Mordthat Entsetzen und Abscheu in der ganzen Bevölkerung hervorruft.

Die Pariſer Municipalgarde, wie ſie bis zur Revolution beſtand, war eine vom préfet de police abhängige Mannſchaft, die aber vollſtändig militäriſch organiſirt war und das Gewehr im Arme, ſolche öffentliche Poſten beſetzt hielt, die vor zum Miniſterium des Innern gehörenden Gebäuden ſtanden. Es gab eine beritteue Municipalgarde und eine zu Fuß. Es waren kräftige, friſche Geſtalten, die mit einer gewiſſen Eleganz uniformirt waren. Ihr Anzug war vom feinſten ſchwarzen Tuche und unterſchied ſich von dem der Nationalgarde durch nichts als den orangegelben Kragen und durch das meſſingne Schiff (das Wahrzeichen der Stadt Paris) ihrer Patrontaſchen. Wie die Nationalgarde, trugen ſie ſchwarze Hoſen zum Unterſchiede von den rothhoſigen Linientruppen. Außer Dienſt trugen ſie einen ſogenannten Dreimaſter, der der Quere nach aufgeſetzt, ihnen ein ſehr kriegeriſches Ausſehn gab. Die reitende Mannſchaft trug lederne Hoſen, Stulpenſtiefeln, Küraſſe und Helme mit fliegendem Buſche. Sie war ſehr gut beritten. Stattliche Patrouillen zogen des Sonntags in der bewegten Stadt umher, um allenthalben Ordnung zu erhalten. „Les pauvres cipaux," (ſtraßenjungenfranzöſiſch für: municipaux) ſagte ein gamin nach der Revolution; „comme ça avait l'air victorieux." An mehreren Orten der Stadt ſtanden Wachthäuſer der Municipalgarde, mit dem Louis Philipp'ſchen Dogma: Liberté, sécurité, ordre public, das in großen ſchwarzen Lettern über der Thür prangte und dem gewöhnlich noch folgte: Secours aux blessés et aux asphyxiés. Gutes Gehalt, gute Speiſe, gute Kleidung, viele Nebeneinkünfte gaben dieſer ariſtokratiſchen Polizei einen zuverläſſigen Dienſteifer. Unberufen miſchten ſie ſich ſelten in fremde Dinge; wo es aber darauf ankam, handelten ſie raſch und entſcheidend, z. B.: im Saal Montesquieu war Ball; einem zu begeiſterten Tänzer war bereits einmal mit: Monsieur, vous cancanez trop zur Ordnung gerufen worden. Als er ſich zum zweiten Male verging, hatten ihn die beiden ſehnichten Fäuſte des „cipal" eher zur Thüre hinausgebracht, als die Nebenſtehenden einen Gedanken oder einen Calembourg über dies polizeiliche Verfahren erwiſcht hatten. — Außer dieſen Municipalgardiſten, die übrigens nur in Paris beſtanden, gab es noch jene ſchwarzen Geſpenſter mit Dreimaſter und Offizierdegen, die agents de la voie publique hießen. Am Tage des Reformbanquetts verſchwanden ſie wie mit einem Zauberſchlage. Sie ließen ſich in den erſten Zuſammenrottungen vielfach als Aufwiegler fangen, die dann in impoſanten Zügen zur Warnung nach dem Palais de Juſtice abgeführt wurden. Der Julithron betrachtete die Municipalgardiſten als ſeine feſteſten Stützen. Als es daher am letzten Tage der neueſten Geſchichte und am erſten der allerneueſten um 10 Uhr keine Municipalgarde mehr gab, ſank um 3 Uhr Nachmittags der Julithron; um 4 Uhr war auf den Boulevards aus ihm Aſche gemacht worden.

Die Tage nach gelungenen Revolutionen haben alle den Charakter einer polizeiloſen Grabesruhe, die man auch Furcht vor Gewalt nennen könnte. Jeder, der ſich berufen fühlt und ihre Geſammtheit, die Staatsbürgergarde, wird dann zugleich die Garde der Freiheit und die Garde der Ordnung. In Paris bildete man ſogleich aus den brotloſen Arbeitern eine garde mobile, die durchaus nicht eine Polizeiſoldatenmannſchaft, ſondern gewiſſermaßen die Pariſer Linientruppe iſt, deren aus de service mit einer Barrikade beginnen. Um den herkuliſchen Cauſſidiere ſchaarten ſich die neueſten Prätorianer, die Strelitzen der Republik, la garde républicaine und Sobrier deſtillirte ſich ganz im Stillen aus bluthrothen Schärpen und ſcharlachroth-republikaniſch Geſinnten ſeine Montagnards. Die eigentliche Sicherheitsgarde, die neugeſchaffene garde urbaine, gab bis zum erſten Mai, wo ich Paris verließ, ſo wenig Zeichen des Lebens von ſich, daß ich trotz mühevollen Pflaſtertretens auch nicht mit dem Anblicke eines ein-

zigen garde urbain beglückt worden bin. Und seither, so besagen Journale und Correspondenzen, ist es auch nicht viel anders geworden; es gibt deren wenig; sie haben geringen Muth und bekommen viel Prügel.

Da man die Pariser garde urbaine auf den Fuß der englischen constables einzurichten beabsichtigt, so wollen wir uns nach dem modernen Rom, nach London, versetzen, um die genannten Gentlemen etwas näher zu betrachten. Wir begegnen dort von Zeit zu Zeit einem Manne, der eines sehr regelmäßigen, militärisch abgemessenen Schrittes einhergeht. Von Zeit zu Zeit hören wir ihn auch wohl zu Diesem oder Jenem sagen: Move on, Sir (Vorwärts, mein Herr). In einer Stadt, wo wir einer an uns vorüberwandelnden Uniform mit Ueberraschung nachstaunen, fällt uns die Erscheinung dieses Mannes allerdings auf. Er trägt zwar einen Filzhut, wie wir, aber dennoch hat er, des heutigen Nebelwetters wegen, einen wachsleinenen Ueberzug über denselben gezogen, was nicht gentlemanartig ist. Wir entdecken außerdem, daß er einen schwarzen ledernen Gurt um den Leib trägt, ohne doch eine Waffe daran zu haben und daß der Kragen seines Rocks steif in die Höhe steht. Er bindet sich jetzt einen kleinen wachsleinenen Mantelkragen um — denn es fängt an zu regnen. Während wir, über die möglichen Amtsverrichtungen dieses Herrn nachsinnend, aus Westmünster in das conservative London, ich meine in die City gekommen sind, stößt uns ein eben so gekleideter Blauer auf, der aber alle wollenen Verzierungen seines Rocks, die der Westminsterer in gelb getragen hatte, in weiß aufweist. Denn die City ist der Hauptsitz des Londoner Philisterthums; sie muß immer etwas Apartes haben.

Der genannte blaue Herr ist ein Londoner Polizeimann, deren es ungefähr 6000 gibt. Jeder von ihnen hat ein bestimmtes Revier, das er ohne Unterlaß ab und zu durchwandert. So lernt er denn bald die Physiognomie seiner Gegend so zu sagen auswendig, überwacht Diebe und Uebelthäter, hält auf Reinigung und Beleuchtung der Straßen, sorgt für die Circulation in denselben, schafft die Betrunkenen aus dem Wege, beaufsichtigt das Droschkenwesen, gibt dem, der sich verirrt hat, die nöthige Zurechtweisung und ist ein unermüdlicher Freund und Aufrechterhalter der städtischen Ordnung. Der Londoner Constable wartet nicht darauf, daß man ihn zur Bestrafung des bereits begangenen Verbrechens aus der Stube herausrufe; er ist stets auf seinem Posten, d. h. auf der Straße. Sein geübtes Auge sieht und beobachtet oft, wie das Verbrechen eingefädelt wird, und schreitet im Augenblicke ein, wo es begonnen werden soll. Seine Erscheinung in der Straße hat nichts Auffallendes und ist keine Ausnahme. Man sieht ihn dort immer, man ist mit seinem blauen Rock vertraut. Seine ununterbrochene Bewegung setzt ihn mit seinen Kameraden aus den anliegenden Revieren in stete Correspondenz. Hat er einen Delinquenten ergriffen, so bringt er ihn nach einem der polizeilichen Wachthäuser, wo sich die Oberaufseher des Polizeiwesens befinden. Er ist mit drei Dingen versehen, die er beständig in der Tasche mit sich führt, einen Dolch (?) sich zu wehren, einer Pfeife, um sich die nöthige Hilfe herbeizurufen und dem berühmten schwarzen Stab mit dem elfenbeinernen Knopfe. Der, welchen er damit berührt und der auch alsdann noch widerspänstig ist, verfällt in die härteste Strafe. An dem schwarzen Gurte, dessen wir vorhin erwähnt haben, trägt er bei Nacht eine Laterne.

Es gibt außerdem noch eine sehr geringe Anzahl berittener Polizeimänner, welche die nach London zu führenden Landstraßen durchkreuzen.

Die Londoner Polizeieinrichtung ist, wie wir sehen, trefflich organisirt. Bürgerliche Einfachheit in Kleidung und im Benehmen, — die Constables brauchen nicht

zuvor Unteroffiziere gewesen zu sein, — die unablässig überwachende und coercitive Thätigkeit, das Ineinandergreifen der verschiedenen Getriebe des über ganz London verbreiteten polizeilichen Räderwerkes, Alles läßt uns bis jetzt die Londoner Polizei als das Muster einer guten polizeilichen Ordnung betrachten.

In kurzer Zeit wird auch Berlin seine Sicherheitsgarde bekommen; sie soll aus Einwohnern hervorgehen, wir hoffen, aus bürgerlichen Einwohnern, die nicht zu dem alten Unteroffiziersystem geschworen haben, nach welchem mit Gott, für König und Vaterland, das Publikum gepufft, geknufft und genörgelt wurde. **G. B.**

## V.

## Die Prager Pfingsten.

Solche Pfingsten hat Prag seit Jahrhunderten nicht erlebt. Noch gellt mir das Dröhnen der Sturmglocken und das Gebrüll der Kanonen in den Ohren; furchtbarer als beides die grimmen Naturlaute, mit denen die Stockböhmen die letzte Auferstehung eines inhaltlosen gespenstischen Hussitenthums feierten. Zwei Tage und Nächte hörte ich es, eh ich glücklich dem Schicksal entrann, mitzubauen an den czechischen Barrikaden. Widerstand des Einzelnen wäre lächerlich gewesen, denn die Nationalgarde selbst vermochte kaum abreisende Damen vor dem rohen Gesindel an der Eisenbahn zu schützen. Sie kennen vermuthlich schon den Gang und Ausgang der Ereignisse aus den Zeitungen, also nur einige charakteristische Züge zur Beurtheilung des ganzen Aufstandes.

Wenn Oestreich nicht so blind ist, noch jetzt in den Ultraczechen seine loyalsten Paladine zu sehen, so kann man den unerwartet schnellen Ausbruch des bösen Wetters, an dem so würdige Hexenmeister seit Jahren gebraut haben, als ein Glück für Böhmen, für Oestreich, für Deutschland betrachten. Der Panslavismus in Böhmen hat eine Niederlage erlitten, die moralisch noch gründlicher ist als materiell. Das Landvolk blieb ein gleichgültiger Zuschauer, denn daß vor den Thoren allerhand schlimmes Gelichter zusammenströmte, um die armen Flüchtlinge auszuziehen, das könnte nur ein Hawliczek oder der Verfasser des Schuselka nam pise eine Nationalerhebung schimpfen. Die Mehrzahl der Prager Bevölkerung unterstützte den Aufstand nur durch ihre Furcht; es sind Kinder des ancien régime, gute Unterthanen, die gewöhnt sich, sich von einer löblichen Polizei bewachen zu lassen. Das czechische Militär schlug sich wie der Teufel gegen die Swornost und sympathisirte mit ihr höchstens dadurch, daß es in den erstürmten Häusern ein bischen zu stehlen und zu mausen anfing. Selbst die geistigen Leiter und Führer des Deutschfresserthums, Palacky, Hawliczek, Faster u. s. w. machten sich beim ersten Knall aus dem Staube und ließen den Podskaler Pöbel, unter dem Commando der Swornost und der czechischen Studentenverbindung Slavia, wirthschaften. Der provisorische Regent von Böhmen, der intriguante Thun, welcher noch unlängst die Frankfurter Wahlen so hinterlistig zu hintertreiben wußte, hat mit den Panslavisten zu spät gebrochen; er ward von ihnen geächtet, von den Deutschen wird er verachtet. Er und seinesgleichen wollten das Ultraczechenthum als Reactionswerkzeug benutzen. Die Herren Aristokraten fanden jedoch eine zweischneidige Waffe daran; das ist ein Glück, aber nicht ihr Verdienst.

Die Schilderhebung ging also rein von der czechischen oder panslavistischen Partei aus, nicht von den Czechen im Allgemeinen *).

*) Dies bestätigen alle Flüchtlinge aus Prag. Uns selbst erzählte ein verwiesenes Mitglied des Slavencongresses, ein Pole, mit höchst erfreulichem Aerger, die Böhmen seien des gens f—, Menschen „ohne Patriotismus" u. s. w., nur die Swornost sei brav. **D. Red.**

Ohne Zweifel werden die Fürsprecher dieser Faction jetzt ihren Kampf als einen Freiheitskampf darstellen, der bei Leibe nicht gegen Deutschland, sondern gegen die Reaction, die Contrerevolution oder sonst eine Abstraction gerichtet gewesen; vor ein Paar Tagen noch wollten sie die Deutschen „ausbrennen" und steckten mit unübersetzbaren Ausdrücken die Zunge gegen uns heraus, jetzt werden sie sich wieder auf das Elegische werfen und mit allen Molltönen und Verkleinerungswörtchen der slavischen Weichheit unsere kosmopolitische Theilnahme in Anspruch nehmen. Um welche Freiheit aber hatten sie zu kämpfen? Wozu zogen sie die Tracht und Sprache der Hussiten an? Wollte man sie deutschkatholisch machen oder protestantisch? Bedrohte man die böhmische Gewissensfreiheit? Nun, ich weiß nicht, ob z. B. der fromme Capuziner, den man, mit aufgestreiften Aermeln kämpfend, auf einer Barrikade in der Altstadt sah, gerade von den Lehren Huß und Luther's begeistert war? Aber die Hussiten haßten Deutschland, folglich karrikiren sich die Czechomanen zu modernen Hussiten. Die stupideste Deutschfresserei ist der eigentliche Kern der ganzen czechomanischen Bewegung und leider haben die czechischen Kirchenlichter, die noch unlängst ein Manifest an die Völker Europas voll Verbrüderungs- und Humanismusphrasen aus der Fabrik von Louis Blanc u. Comp. aufsetzten, seit Jahren die abgeschmacktesten philologischen Spitzfindigkeiten und Geschichtsfälschungen nicht gespart, um jenen barbarischen Haß zu einem heiligen Glaubensartikel zu machen *). Diese Sophismen sind an sich oft so komisch, daß man sie für harmlos halten könnte, sähe man nicht jetzt, welche Drachensaat sie ausgestreut haben.

Die Advokaten der Swornost werden steif und fest behaupten, sie habe sich nur gegen die Militärherrschaft und für die Sache der Bürgerfreiheit erhoben. Es ist daher nöthig, zu erinnern, daß die czechomanische Faction seit bereits zwei Monaten nicht agitirte, sondern conspirirte, nicht die Freiheit erstrebte, sondern unterdrückte, daß sie, durch die Langmuth des Cabinets zum frechsten Hochmuth gereizt, einen beispiellosen Unterjochungskrieg gegen die Deutschen im Lande führte. Ihr Terrorismus gegen deutsche

*) Unter den Czechomanen ist es gäng und gäbe, die Deutschböhmen „Eindringlinge" zu nennen. Im Grunde sind alle europäischen Völker Eindringlinge in Europa. Aber wollte man auf das 4. Jahrhundert zurückgehen und die Ur-Urahnen der Czechen in ihren Gräbern nach dem Paß fragen, um zu sehen, wann und woher sie gekommen sind, so wären ja die Czechen die wahren Eindringlinge in Böhmen. Wir allerdings lächeln über solche urhistorische Polizeiuntersuchungen, die weder für noch wider entscheiden: der Bierwirth Faster aber steht noch auf einem andern Standpunkt. — Den gelehrten Palacky hatte ich das Vergnügen mit einem friedlichen Czechen über Deutschland debattiren zu hören. Ich ersah zu meinem Erstaunen aus dem Gespräch, daß von uns Deutschen alles Böse im Slavenreich herrührt: die Leibeigenschaft, das Spießbürgerthum, endlich das Christenthum! Es klingt unglaublich, aber hört man doch dieselben Agitatoren bald bei Ziska und bald beim heiligen Wenzel schwören, bald den Deutschen die Ketzerei und dann wieder die Unterdrückung der böhmischen Reformation vorwerfen. — Ein glaubwürdiger Freund berichtet mir sogar, daß Herr Palacky, der bekanntlich deutsch eben so vortrefflich spricht wie schreibt, sich bei einer wichtigen Gelegenheit weigerte, auf deutsch das Wort zu führen, indem es ihm schwer falle, sich in einer fremden Sprache auszudrücken. Seine jugendlichen Nachäffer, statt ihm in's Gesicht zu lachen, bewunderten diesen Zug von Patriotismus und bemühten sich fortan, wenn sie mit einem „Eindringling" zu thun hatten, künstlich gebrochenes Deutsch zu sprechen! Es liegt in diesem Fanatismus ein Gemisch von Hanswursterei und Gräßlichkeit. Welche Dissonanz z. B., daß die tölpelhaft gemeinen Lieder, von denen einige Pröbchen in den Grenzboten stehen, den rührendsten und sanftesten böhmischen Volksmelodien angepaßt sind. Man kann sich kaum eines unauslöschlichen Göttergelächters enthalten bei dem Gedanken, daß Schuselka nam pise nach der feierlichen Eröffnung des Slavencongresses gesungen wurde, — und doch spielte derselbe Gassenhauer später die Rolle der Marseillaise und die Swornost entflammte sich damit zum wüthendsten Barrikadenkampf.

Vereine, deutſche Preſſen, deutſche Abgeordnete iſt bekannt. Wäre ſelbſt Böhmen ganz czechiſch, ſo mußte ſie die Farben im Knopfloch jedes Deutſchen reſpectiren, der ſich in Prag zeigte, denn er war Mitunterthan jenes Kaiſers, dem die Czechomanen ſo unterthänig den Rockſaum küßten.

Die hyperkaiſerlichen Patrioten ſchrieben im Mai einen Slavencongreß aus, der eigentlich nie und nimmer hätte geduldet werden ſollen. Was würde Frankreich dazu ſagen, wenn eine Partei in der Bretagne die Celten aus Wales, aus Irland und Spanien zuſammenberiefe, um über die Conſtituirung eines neuen Frankreich Beſchlüſſe zu faſſen? Der Slavencongreß wartete wie eine Geſellſchaft von Strandräubern auf den Schiffbruch Oeſtreichs, um aus deſſen Trümmern den neuen weſtſlaviſchen Staatenbund aufzubauen. Die Mehrzahl ſeiner auswärtigen Mitglieder ſprach dies offen aus und zwang dadurch die Czechen, voreilig die Maske abzuwerfen. Die Hitze der Croaten, die herkömmliche Ungeduld der Polen, vielleicht auch ein bischen Verrath, woran es bei ſlaviſchen Agitationen ſelten fehlt, reiften die Empörung und der Congreß, wie ein echtpolniſcher Reichstag, brachte es glücklich nach ſieben bis acht Sitzungen von der Discuſſion zur Schlägerei. Die Loyalität der Czechomanen war ſo weit gegangen, daß ſie die Verwirrung in den Angelegenheiten der Monarchie benutzten, um eine proviſoriſche Regierung Böhmens einzuſetzen und — immer noch aus Liebe zum Kaiſer — dem verantwortlichen Miniſterium in Wien den Gehorſam zu kündigen. Graf Thun, ſagt man, ſei zu dieſem verwegenen Schritt von der Volkspartei gezwungen worden und die Zerwürfniſſe zwiſchen ihm und den Ultraczechen werden damit in Verbindung gebracht, doch ſchwebt noch ein Dunkel über dem Allen. Genug, der Slavencongreß revolutionirte, terroriſirte ganz ungenirt und rechtfertigte die Vorausſagung, daß „die Bruderhand des Panſlavismus" die Czechen am ſicherſten und ſchnellſten in's Verderben rennen würde. Einer der letzten Beſchlüſſe des Congreſſes ſprach nichts weniger als eine ſchlechtverhüllte Kriegserklärung gegen die Magyaren aus; der Slovakenpaſtor Hurban war der Peter v. Amiens, der dieſen Kreuzzug anregte. Es fehlte nur noch, daß man den Ban Jellachicz zum Losſchlagen aufforderte; gerüſtet war er bereits. Dabei liefen die unheimlichſten Drohungen durch die Stadt, denn die Panſlaviſten glaubten ihrer Sache ſo gewiß zu ſein, daß ſie anfingen — aufrichtig zu werden.

Unter dieſen Umſtänden geſchah es endlich, daß der Commandant Fürſt Windiſchgrätz die Höhen von Prag mit Kanonen beſetzen ließ. Es war die höchſte Zeit. Die Terroriſten aber, die ſeit mehreren Wochen auf ungeſetzlichem Boden ſtanden, ſchrieen über dieſe Maßregel der Nothwehr, die ſie Militärdespotismus nannten, und die Swornoſt wollte dem Commandanten kurzweg befehlen, abzudanken. Die Mehrzahl der Bürger, der deutſchen zumeiſt, zitterte ſchon vor den Folgen, die ein Triumpf der Swornoſt gehabt hätte, aber die Stadt war in guten Händen, Windiſchgrätz war nicht der Mann, um ſich von den Bärten und Pelzmützen der neuen Huſſiten einſchüchtern zu laſſen. So kam der zweite Pfingſttag (der 12. Juni) heran. Die Swornoſt beſchloß, an dieſem Tage dem Fürſten noch einmal die Fauſt zu zeigen und dann das Schwert zu ziehen. Eine Volksmaſſe von etwa 12.000 Menſchen ward auf dem Roßmarkte durch eine griechiſche Meſſe, die in altſlaviſcher Sprache geleſen wird, durch deutſchfreſſeriſche Reden und Gaſſenhauer fanatiſirt, wälzte ſich dann Schuſelka nam pise brüllend *), vor's Generalcommando und verlangte Entfernung der Kanonen vom

*) Der panſlaviſche Corresp. einer norddeutſchen Zeitung erzählt, die Czechen hätten unter Abſingung patriotiſcher Hymnen (!) eine friedliche Demonſtration machen wollen.
D. Red.

Hradschin und Wischehrad, Auslieferung von 60,000 Patronen, einigen zwanzig Stücken Geschütz u. s. w. an die Mitglieder der Swornost *). Um dieselbe Stunde, noch ehe es zum offenen Schlagen kam, wurden in entfernten Gassen und Stadttheilen einzelne Offiziere und deutschgesinnte Bürger meuchlerisch angefallen. Uebrigens war die Demonstration so friedlich, daß auf die abschlägige Antwort des Fürsten gleich czechische Flinten knallten. Von welcher Seite der erste Schuß fiel, ist schwer zu sagen, ich glaube von Seiten der Insurgenten, denn die Grenadiere beschränkten sich anfangs darauf, die Masse mit dem Bayonett abzuwehren. Das erste Opfer, die Fürstin Windischgrätz, eine Tochter der unglücklichen Pauline v. Schwarzenberg, die in Paris (1811) verbrannte, fiel durch eine Salve, die aus den Gasthöfen zum Engel und zum Stern in die Fenster des gegenüberliegenden Generalcommandos gegeben ward. Die Straße ist ziemlich schmal und die Schützen mußten wohl sehen, daß kein Militär hinter jenen Scheiben stand, aber sie schossen ritterlich drein. Ein würdiger Anfang **). Auch der junge Windischgrätz, Lieutenant bei den Kürassiren, fiel im ersten Gefecht, auf den Tod verwundet. Der heldenmüthige Fürst verlor in diesem furchtbaren Moment seine Fassung nicht, blaß, aber festen Blicks redete er noch einmal die Menge an und appellirte an ihren gesunden Verstand und an ihr Pflichtgefühl. Da griffen die Fäuste des Pöbels nach ihm — und der Kampf begann. Windischgrätz ist ein Aristokrat, aber wahrlich im besten Sinn des Wortes. Gäbe es nur unter den Demokraten einige Männer von solchem Kaliber!

Die düstere enge Altstadt war im Nu verbarrikadirt, Graben und Zeltnergasse säuberte das Militär mit großem Verlust, namentlich an Offizieren. Bis 11 Uhr Nachts donnerten die Kanonen gegen die Straßenverschanzungen, und Morgens um 3 Uhr (am 13.) begann das Plänkeln schon wieder. Die Swornost- und Slavia-Genossen fochten mit altböhmischem Todesmuth, aber auch mit der Bestialität vergangener Jahrhunderte ward in den eingenommenen Bezirken gewirthschaftet. Unbärtige Buben und Amazonen, nicht der züchtigsten Art, wetteiferten mit den Studenten in Trotz und Grimm. Die Podskaler schrieben nicht, wie die Wiener Arbeiter „Heilig ist das Eigenthum" an die Hausthüren, — ich will von den abscheulichen Szenen, die vorgekommen sind, noch diesmal schweigen, bis die erste Entrüstung sich gelegt haben wird, aber unsägliches Elend hat viele Familien getroffen, die, froh mit dem nackten Leben aus der Stadt zu kommen, Hab und Gut im Stich lassen mußten. Factisch ist, daß Spitäler gestürmt, Kranke mißhandelt und Verwundete ermordet wurden. Und dieses Volk hielt noch unlängst Strafpredigten über die Wiener Anarchie, wollte die Deutschen Oestreichs Moral und Loyalität lehren!

Am 13. trat ein kurzer Waffenstillstand ein, während dessen der Fürst Commandant die ehrwürdigen Mitglieder des Slavencongresses, die nicht Böhmen waren, mit Militärbegleitung über die Grenze bringen ließ. Die „edlen" Polen, die vom Rachegeist getrieben scheinen, um überall wo sie den Fuß hinsetzen, polnische Zwietracht und

---

*) Die Swornost (die Eintracht!) ist ein bewaffneter czechomanischer Club und in so fern nicht mit der akademischen Legion in Wien zu vergleichen, die wirklich in Eintracht mit der gesammten Bevölkerung lebt und nur aus Unerfahrenheit, ohne vorbedachten Kampfplan, ein einziges Mal (15. Mai) den gesetzlichen Boden verließ. Wie wenn Ihr Vaterlandsverein in Dresden, Säbel an der Seite, vor's Schloß rückte, um 60,000 Patronen, Geschütze und Gewehre zu verlangen? D. Eins.

**) Nach Andern erschoß ein entlassener Jäger die Fürstin aus Rache. Aber grade in diesem Augenblick?!

Verwirrung auszusäen, spazieren jetzt in Aussig, in Schandau, auf der Brühlschen Terrasse in Dresden umher, halten kleinen Hof, sprechen mit feinem Spott von der „unbedeutenden Prager Affaire," die nur ein „Anfang" sei oder schwelgen im elegantesten Weltschmerz. Wenn sie aber glauben, Böhmen in ihr Schicksal und ihr Treiben rettungslos verflochten zu haben, dürften sie sich gewaltig irren.

Der erwähnte Waffenstillstand hatte Einwohnern und Fremden wieder Muth gemacht, weil man hoffte, er werde zu einer Ausgleichung führen, aber die Swornost ward übermüthig; die Rücksicht, die Windischgrätz, der sich mit dem Militär auf die Höhen zurückgezogen hatte, auf die unschuldige Mehrzahl der Prager nahm, legten die Czechomanen als Schwäche aus. Das Gefecht begann also von Neuem, eben so die jetzt erschwerte Flucht von Frauen, Kindern und ältern Leuten. Am sichersten entkam man auf der Eisenbahn nach Kollin. Ich verließ die Stadt am 14. Morgens. Bis auf acht Meilen hörte man den Kanonendonner. Der Commandant beschränkte sich aber darauf, die Versammlungsorte der Swornost und Slavia, das Clementinum, Theresianum, Carolinum und den Altstädter Brückenthurm zu beschießen oder vielmehr zu schrecken, denn er feuerte lange mit blinden Granaten und schickte jeden Augenblick einen Parlamentär mit den billigsten Friedensanerbietungen. Die Stockczechen dagegen bethörten sich mit der Hoffnung auf einen allgemeinen Landsturm, sie schlugen sogar die Vermittlung des kais. Commissärs Mensdorf aus, weil er auch von ihnen einige Concessionen verlangte. Am Sonnabend endlich begann Windischgrätz uns in vollem und furchtbarem Ernst zu bombardiren, die Verstockten, die im Wahn ihrer Uebermacht so unbändig terroristisch waren, krochen jetzt gar schnell zu Kreuze. So hat der kurze Fiebertraum des Panslavismus in Böhmen geendet. Die Czechen ergaben sich auf Gnade und Ungnade, die Rädelsführer, darunter Palacky, Faster, Vilani, Deym u. A. sind gefangen, das Standrecht ist über Prag verkündet. Das Landvolk nimmt im Allgemeinen wenig Antheil am Loose der Insurgenten und freut sich nur über die Herstellung der Ruhe.

Die czechischen Ultras wollten in Böhmen allein herrschen und allein bevorzugt sein, jetzt werden sie ein Gegenstand des Mißtrauens bleiben und lange werden sie wieder demüthig schmeicheln und heucheln müssen, ehe sie einen Schatten jenes Einflusses wiedergewinnen, den sie in sehr hohen Kreisen besaßen und den sie jetzt so leichtsinnig verscherzten. Auch Prag wird lange die moralischen Nachwehen dieses unseligen Aufstandes spüren; das schöne freie Leben, welches hier hätte aufblühen können, wird im unheimlichen Schatten der Furcht und des Argwohns sobald nicht gedeihen, denn die gedemüthigten Hussiten werden Rache brüten, und dem Bürgerthum, welches in den Schreckenstagen solche Schwäche zeigte, wird man die Sicherheit der Königsstadt nicht allein anvertrauen können. Deutschösterreich wird einen treuen und tapfern Eckart hier auf die Wacht stellen müssen.....

Wir wollen nicht zu viel erwarten, wir verlangen auch keine Ausnahmsgesetze gegen das Czechenthum und möchten ihm nicht ein Titelchen jener Bürgschaften wiedernehmen, die Deutschland allen Nationalitäten und Sprachen im ganzen Reiche gab. Aber hoffen wollen wir, daß man jetzt in Prag wird deutsch reden und schreiben dürfen, daß keiner bewaffneten Bande wie der Swornost ferner erlaubt sein wird, in einem deutschen Lande den Deutschen als einen rechtlosen Fremdling zu behandeln. Graf Thun selbst wird gestehen müssen, daß diese Forderung ungeheuer bescheiden ist. Hätten die modernen Hussiten triumphirt, sie würden sich mit so Wenigem nicht begnügt haben. ††.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Inter. Redacteure: J. Kaufmann u. Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

# Zwei franzöſiſche Geſetze.

Der vielgeprieſene franzöſiſche Codex enthält zwei Geſetze, von denen das eine barbariſcher, das andere wilder Natur iſt. Die Unauflöslichkeit der Ehe iſt ein Ueberbleibſel der Barbarei des Mittelalters, das Verbot, die Vaterſchaft natürlicher Kinder nachzuſuchen, ein Reſultat der verwilderten Civiliſation. Nur die ultramontanen Gelüſte einer, von der „heiligen Allianz" gemachten Reſtauration, haben die Wiedereinführung des erſteren dieſer Geſetze möglich gemacht; das letztere hat der frivole, oft an Wildheit ſtreifende Leichtſinn der franzöſiſchen Nation zu Stande gebracht. In Frankreich hat dieſes Geſetz eine ganz beſondere Bedeutung, die ich zur Charakteriſtik der franzöſiſchen Einzelnaturen (am Felſen der Nationalität wetzen ſich die einzelnen Scharten in der Regel aus,) hier näher entwickeln will. Bekanntlich geſtattet das Geſetz der Unauflöslichkeit der Ehe die ſogenannte Scheidung „von Tiſch und Bett," welche die Unſittlichkeit des Verhältniſſes natürlich nur noch ſteigert: „der Mann geht rechts, die Frau links" und hat eine oder die andere Partei Vermögen, ſo muß ſie einen Theil davon zu einer Penſion hergeben, die gleichſam die Koſten des Rechts- oder Linksgehens beſtreitet. Es ſoll kein bloßer Witz ſein, wenn ich ſage, daß der Franzoſe das ganze Leben nach Renten, geiſtigen und materiellen, berechnet; es iſt dies ganz einfach ein Reſultat ſeiner auf Poſitivität und Genußſucht gebauten Natur. Der Franzoſe arbeitet während der einen Hälfte ſeines Lebens mit bewundernswerther Energie, um die Früchte ſeiner Arbeit während der andern Hälfte ſorgenfrei verzehren zu können. Am reellſten tritt ihm bei dieſer Geiſtesbeſchaffenheit das Ziel ſeiner Wünſche natürlich entgegen, wenn er noch in der Blüthe des Lebens die erwünſchte Rente im angenehmen Schooße der Ehe findet. Hiermit ſteht vollkommen im Einklange, daß in Frankreich mehr, als in irgend einem andern Lande, das Vermögen von der Frauenſeite in die Familie kommt, und die Fälle, in denen reiche Männer arme Frauen heirathen, ſeltener als überall ſind. Trägt nun die Frau die Striemen des Schmerzes über die Untreue ihres Mannes im Herzen, oder die der Schläge des Schlemmers und Trunkenboldes auf dem Rücken und iſt es ihr nach einem koſtſpieligen Prozeſſe, deſſen Koſten natürlich ſie getragen hat, gelungen, die erwünſchte Scheidung „von Tiſch und Bett" zu Stande

zu bringen, so muß sie ihrem lieben Mann eine lebenslängliche Pension „machen," und zwar auf Unkosten ihrer durch das Leben selbst verwaisten, oft durch häusliche Zwietrachtscenen schon halb demoralisirten Kinder, deren Erziehung sie ihrem Vater doch unmöglich überlassen kann, wegen deren sie aber namentlich bei Knaben von dem Herrn Papa, dem es nicht um die Erziehung, sondern um Rache und Exploitation zu thun ist, meisterlich chikanirt wird. Dieses Advokaten-Sabbath-Gesetz, dieser katholische Befruchtungsact einer von der Welt mit Ekel angesehenen Corruption, sollte vor einiger Zeit auf Veranlassung des seitdem abgetretenen Justizministers Crémieux aufgehoben werden; die Republik schreit in den Windeln: „Aus der Klaue den Löwen!" Bei einem zu öffentlichen Demonstrationen so sehr geneigten Volke und bei der Exaltation, welche das Project unter der weiblichen Bevölkerung von Paris hervorgerufen hat, wunderte es mich wenig, daß die Frauen sich damals auf dem Vendomeplatze, vor dem Justizministerium versammeln wollten, um dem Minister für seine Absicht öffentlich zu danken. Der Fall war zu einzig, als daß ich hätte verfehlen sollen, auf den Platz zu gehen. Straßenjungen und Blousenmänner umstanden die Vendomesäule und späheten mit wahren Satyrgesichtern nach den auf den Platz mündenden Straßen. Kleine Gruppen von zwei und drei Weibern aus der niedern Klasse ließen sich blicken, und wie sie Miene machten nach dem Palaste des Ministeriums zu ziehen, wurden sie mit Halloh und Gezisch empfangen, wie Wunderthiere umringt, an den Röcken gezerrt und gestoßen. Pfaffen und andere Leute sollen diese Menschen bezahlt haben. Im Volke kennt man sein Elend gegenseitig und ist überhaupt offenherzig genug zusammenzuhalten und in Masse zu erscheinen; in der sogenannten höhern Gesellschaft erzeugt Bildung und das Gefühl der persönlichen Würde zu viel Scham, als daß man seinen Unstern am hellen Tage zeigen sollte. Ich bemerkte daher, daß wohlgekleidete Frauen nur einzeln dem Platze zuschritten, weniger um an der Manifestation Theil zu nehmen, als um zu sehen, ob andere Leidensgefährtinnen ohne ihr Wissen zugleich auch für sie das Wort ergreifen würden. Diese kamen ohne den beschriebenen volksthümlichen Empfang davon, nur einige hellsehende Straßenjungen steckten wie Spürhunde den Hals vor und murmelten verdächtige Phrasen in die Semmel, die sie eben zum Frühstück verzehrten, gleichsam als wollten sie selbige damit würzen. Hoch über den Gruppen auf eherner, von eroberten Kanonen gegossener Säule, stand das Standbild des Mannes, der die Ehescheidung dazu benutzt hat, sich mit einer Tochter von Habsburg zu vermählen, deren zweiter Mann, wie die neueste Zeitung mir sagt, die Flucht des jetzigen Kaisers von Oestreich leitete. Ich gab dem einarmigen Säulenwächter einen Franken, stieg die schwarze Wendeltreppe hinauf und beschaute nun zu den Füßen Napoleons noch einmal die ganze Gruppe. Wie klein von dieser Höhe! —

Ich hätte hier noch von dem zweiten oben genannten Gesetze zu sprechen, von dem, welches den Müttern verbietet, die Väter ihrer natürlichen Kinder gerichtlich

zu belangen und an deſſen Abſchaffung bisher noch kein Menſch denkt. Wie der Staat Hospitäler hat, in denen Hungrige nur dann aufgenommen werden, wenn der Hunger ſie krank gemacht hat; (ich habe in Paris Aerzte zu Freunden, die hungernden Menſchen gegen alle Wahrheit Krankheitszeugniſſe ausgeſtellt haben, damit ſie in den Spitälern zu eſſen bekommen — die Charlatane! —) ſo hat der Staat auch Findelhäuſer, und wenn die Dirne ihr Kind nicht ernähren will, ſo braucht ſie es Nachts oder auch am Tage nur in den Zugkaſten zu tragen und auf den erſten Schellenſchlag wird der kleine künftige Napoleon oder die kleine künftige Brinvilliere in die menſchliche Geſellſchaft aufgenommen. Will die Mutter ſich ſpäter nach dem Schickſale ihres Kindes erkundigen, ſteht's ihr frei, vorausgeſetzt, daß ſie die verhältnißmäßig nicht unbedeutenden Koſten erlegen kann, die ihr für das Aufſchlagen des Buches abgefordert werden. Beſagte Mutter hat ſogar das Recht, dem Kinde bei der Ablieferung einen Namen zu geben, und wer weiß, ob nicht erlauchte oder berühmte im Buche ſtehen. Darauf kommt es dem Franzoſen aber nicht an. Il en est quitte, und damit Baſta. Vielleicht beruft er ſich zum Beweiſe ſeiner Moralität auch auf Jean Jacques Rouſſeau. Das tollſte an dieſem Geſetze *) iſt, daß ſelbſt in Fällen (und es ſind deren vor Gericht vorgekommen), wo die Vaterſchaft brieflich oder ſonſt ſchriftlich eingeſtanden iſt, die Mutter nicht allein an der Geltendmachung ihrer Rechte verhindert worden, ſondern wie ſich von ſelbſt verſteht, von dem Advokaten des Vaters bei offenen Gerichtsthüren beſchimpft worden iſt. Vielleicht kommt ein Tag, wo die Geſellſchaft von Vorurtheilen ſo gereinigt ſein wird, daß nicht allein die Wittwen lebender Männer, ſondern auch die Opfer der Lebemänner, ſich ungehindert auf dem Vendomeplatze werden verſammeln können, um dem Oberhaupte der Juſtiz für ſeinen menſchenfreundlichen Plan, auch dieſes Geſetz abzuſchaffen, zu danken. Dies wäre eine echt demokratiſche Aufführung von Hebbel's Maria Magdalena. Ich fürchte aber, bis dahin werden in Frankreich noch viele Juſtizminiſter unpopulär geworden ſein.

B — g.

*) Ein franzöſiſcher Rechtsgelehrter, den ich über die Veranlaſſung zu dieſem Geſetze befragt habe, antwortete mir, die Bonnen hätten ihre Patrons zu oft vor Gericht geladen, und ſie mögen nun im Rechte geweſen ſein oder nicht, dergl ch n Fälle ſtören die Familien zu ſehr. Das heißt ſo viel als: das Geſetz protegirt den Ehebruch zur Erhaltung des Familien-Reichthums.

# Zur dänischen Frage.

Statistik der deutschdänischen Sympathien in Schleswig-Holstein. — Glaubensbekenntniß eines Hadersleb'ner Kleinbürgers. — Die Friedensunterhandlungen und die englische Presse. — Dänische Kriegspolitik. — Schwedische Zusagen und welchen Grund sie haben. — Russische Drohungen. — Zwei Friedensfälle. — Abgrenzungslinie in Schleswig. — Neue Hansa!

Während im Frankfurter Reichstag die Ultras der beiden Seiten sich darum erhitzen, ob die Nationalität oder die Freiheit das erste Gut, das höchste zu wahrende Interesse eines Volkes sei, ist dieser Casus belli längst auf dem Gebiete der Wirklichkeit entschieden worden. Die Völker verlangen vor Allem Sicherung und Wiederherstellung ihrer Nationalität und dann, auf diese feste Grundlage erhoben, freie, demokratische Institutionen. Die Herzogthümer Schleswig-Holstein haben den Beweis geliefert. Dort will das Volk gern den König-Herzog beibehalten, gern die alten Lasten auch noch ferner tragen, es will nur deutsch, nur einig und unzerrissen bleiben, will das heilige Recht seines Volksthums gewahrt wissen. Freilich ist nicht das ganze Volk dieses Sinnes, ein großer Theil will lieber dänisch sein als deutsch, aber die Majorität, nicht nur der Kopfzahl, sondern der Geister, die Majorität der Bildung ist in Schleswig-Holstein entschieden deutsch. Holstein zumal hegt nur eine kleine dänische Partei in seinen Handelsstädten, unter seiner Bourgeoisie; in Schleswig kann man annehmen, daß zwei Drittheile der Bevölkerung deutsch sind, ein Drittheil dänisch ist. Es ist dabei nicht außer Augen zu lassen, daß der Norden und Nordwesten des letzteren Landes, also die Aemter Lügumkloster und Hadersleben fast ganz, Apenrade und Flensburg mindestens zu drei Viertheilen, auf Seite des Dänenthums stehen. Nichtsdestoweniger ist auch in diesen Landestheilen das Gefühl der Nationalität nicht untergegangen, sondern es macht sich allenthalben in der Weise geltend, daß es eine Grenzlinie zwischen politischer Gesinnung und vaterländischem Anrecht zu ziehen sucht. Dies ist mir besonders in der Stadt Hadersleben sehr deutlich geworden. Dort ist die intelligente Minderzahl deutsch, die Mehrzahl der Schiffer, Handelsleute und kleinen Bürger ganz dänisch gesinnt. Einen aus der Zahl der Letzteren, einen Insassen der bei allen Deutschen verrufenen Schlachterstraße, lernte ich näher kennen. Der gute Mann legte mir sein politisches Glaubensbekenntniß folgendermaßen ab: „Wir sprechen dänisch, wenn wir gleich deutsch verstehen, sind

von Kind auf in streng monarchischem Sinn erzogen worden und glauben Dänemark vielen Dank schuldig zu sein. Der Handel dahin hat uns reich gemacht, die Lasten seiner Regierung drückten unseren Wohlstand nicht und dieser hat sich in den letztvergangenen fünfzehn Jahren zu einer früher nie gekannten Höhe emporgeschwungen. Warum also sollten wir unsere alten Zustände leichtsinnig vertauschen gegen neue, in Aussicht gestellte, für deren Werth und Ersprießlichkeit uns nicht die mindeste Bürgschaft geboten ist? Nein, wir wollen ferner bleiben, wie und was wir gewesen sind, dänische Unterthanen, welche mit ihrer Regierung zufrieden waren. Aber glauben Sie nur nicht, daß wir Dänen sein oder werden wollten — nein wir sind und bleiben Schleswiger, stolz auf unser Land und unsere alten Vorrechte und wollen lieber sammt und sonders zu Grunde gehn, als den verd— Jüten zugetheilt werden!" So spricht der kleine Bürger in Nordschleswig, welcher natürlich nur sein materielles Interesse im Auge hat und die Segnungen eines langen Friedens unbedenklich der seitherigen Staatsverwaltung zuschreibt.

Obgleich die Ausgleichung in weite Ferne hinausgerückt scheint, so ist es doch nicht anders möglich, als daß sie binnen kurzer Frist erfolgen muß. Ein Monat ist in unserer explodirenden Zeit mehr als ehedem ein Dezennium und es ist gefährlich, lange auf einem Boden zu verweilen, nach welchem von allen Weltgegenden gefüllte Minengänge laufen. Man weiß, daß die Friedensunterhandlungen Deutschlands resp. Schleswig-Holsteins mit Dänemark fortwährend im Gange sind. Da aber unseres lieben Vaterlandes Politik bisher weiter nichts gewesen ist, als ein wesenloser Schemen, so mußte natürlich die hochwichtige Angelegenheit in die Hände einer Großmacht niedergelegt werden. England übernahm die Vermittlung. Die Sympathien zwischen Briten und Dänen sind zwar von jeher nicht besonders groß gewesen, man gedenke nur des in Dänemark noch nicht vergessenen Bombardements von Kopenhagen und seiner Folgen, aber sei es, um altes Unrecht gut zu machen, sei es aus Eifersucht gegen das erwachte Deutschland, welches durch den Anschluß der Herzogthümer die besten Häfen der Welt erhalten würde, die englische Presse stellte sich ganz*) auf Seite der Dänen und fiel mit einer beispiellosen Wuth über deren Feinde her. Es war in der That ergötzlich, die Ausfälle der Times gegen die braven Bundestruppen, gegen die Freischaaren: diese „Horden von Briganden" zu lesen, ihre Schlachtberichte mit den Bulletins der Feldherren zu vergleichen. Die englische Presse gab deutlich Wunsch und Meinung der englischen Politik hinsichtlich der nordischen Frage zu erkennen. Der arglose Deutsche achtete aber nicht darauf. Gleich bei dem Beginne der Friedenspräliminarien gab er willig alle errungenen, mächtigen Vortheile

*) Doch nicht ganz. Unter andern Blättern hat Daily News sich öfters für die deutsche Sache ausgesprochen. D. Red.

auf, zog ſich nicht allein aus Feindes Land zurück, ſondern gab auch einen großen Theil von Freundes Land blos. Vielleicht hatte dies das däniſche Miniſterium blos gewünſcht, als es anfänglich auf Englands Vorſchläge einzugehen ſchien. Seine Truppen verſuchten in wüthenden Ueberfällen ſich für die allenthalben erlittenen Schlappen zu rächen, aber ihre Pläne ſcheiterten an der Tapferkeit des deutſchen Heeres, welches die Dänen zurückſchlug und wieder bis zur Königsau vordrang. Somit ſchienen die Dinge dazuſtehen, wo ſie vor zwei Monaten ſtanden — aber nein, die nordiſche Frage war in eine neue Phaſe getreten. Dänemark hatte einen Miniſterwechſel erfahren, Englands Vermittlung verworfen und ſtützt ſich von nun an auf die Zuſage der Hilfe von Seiten Schwedens und Rußlands.

Vielleicht hält Schweden nur ungern dieſe Zuſage. Sein Staatsſchatz iſt ſo erſchöpft, daß aus ihm die Koſten eines fremden Krieges unmöglich beſtritten werden können und ſeine Regierung betreibt die zögernde Rüſtung des Heeres nur, um den ſcandinaviſchen Sympathien des Volkes Genüge zu leiſten. Anders verhält es ſich mit Rußland — ihm muß daran liegen, weder England noch Deutſchland einen Einfluß in der Oſtſee erhalten zu laſſen, ihm iſt der Wächter des Sundes zugleich der von Kronſtadt. Aber Rußland kann in jetziger Zeit nur mit der höchſten Vorſicht ſich in einen Krieg einlaſſen, deſſen nächſte Folgen durchaus nicht abzuſehen ſind. Es wird daher, vielleicht geſtützt auf die Drohung ſeiner und Schwedens Intervention, eher als Vermittler, denn als ſofortiger Bundesgenoſſe Dänemarks auftreten wollen. Jene Drohung aber kann bei der jetzigen Stimmung in Deutſchland dieſes vielleicht vermögen zur Wahrung der Rechte der Herzogthümer ein Bündniß mit Frankreich, ja wohl auch mit der nordamerikaniſchen Union abzuſchließen. Dahin darf und will es England unter den obwaltenden Verhältniſſen und aus nahe liegenden Gründen nicht kommen laſſen. So iſt es denn höchſt ſpaßhaft, die Verlegenheit zu beobachten, in welcher ſich die Times und andere engliſche Journale befinden. Sie verſuchen einzulenken und wollen ſich doch kein Dementi geben, ſie ſuchen auf alle mögliche Weiſe ehrenvoll dem Dilemma zu entgehen, in welches ſie ſich thöricht ſelbſt gebracht und ſtatt in die Kriegstrompete zu ſtoßen, beginnen ſie nun verſöhnende Friedenshymnen anzuſtimmen. Es läßt ſich aus dieſen Conjuncturen recht gut folgern, daß ein baldiger Frieden zu erwarten ſteht.

Ob aber dieſer Frieden ſo ausfallen wird, daß Deutſchland und die Herzogthümer damit zufrieden ſein können, dies iſt eine neue Frage, deren Antwort leider verneinend ausfallen wird. Die Stimmen des Bundestags und des Parlaments werden tonlos verhallen gegenüber den Machtworten der Großmächte und die Staatenlage Deutſchlands wird es kaum geſtatten, dieſe Angelegenheit ohne Uebereilung zu Ende zu führen. Die Vermittlung läßt nur zwei Fälle denken: Entweder völlige Herſtellung des alten status quo mit Berückſichtigung der Rechte

Schleswigs hinsichtlich der männlichen Erbfolge oder eine Abtretung Nordschleswigs an Dänemark. Der Entscheidung im ersteren Sinn wird sich die Majorität des Volks in den Herzogthümern nur mit dem größten Widerwillen unterwerfen, und thut sie es dennoch, so ist das Feuer nur mit Asche bedeckt worden, bereit, bei jedem neuen Anlaß wieder zur mächtigen Flamme emporzulodern. Die andere Lösung der nordischen Frage ist die wahrscheinlichere, längst vorausgesehene. Sie wird ein Unglück für Schleswig werden, ich fürchte aber, es ist dieses bei den jetzigen Umständen kaum mehr zu vermeiden. Es wird daher nur noch von höchster Wichtigkeit sein, in welcher Weise die Theilung und Trennung Schleswigs vollzogen werden soll. Dänemark wird verlangen: die Aemter Hadersleben, Lügumkloster, Tondern, Apenrade, vielleicht auch Norburg, Sonderburg (beide auf der Insel Alsen) und Nord-Flensburg. Ein großer Theil des schönen Landes, dessen vielen deutschen Bewohnern dann nichts mehr übrig bleiben würde, als auszuwandern, wenn sie nicht Schimpf und Schädigung bis zum Grab ertragen wollen. Natürlicher wäre die Theilung, wenn blos die ganz dänischen Districte zu Dänemark geschlagen würden. Die Grenze derselben wird ziemlich deutlich angegeben durch eine Linie von Mögeltondern an der Westküste bis nach Kolding, der ersten jütischen Grenzstadt im Osten.

Wenn Deutschland sich zur Abtretung eines Theiles von Schleswig versteht, so bekennt es sich nicht allein dadurch für besiegt, sondern auch, daß es gegen Dänemark einen ungerechten Krieg geführt habe. Denn nur um die Deutschheit und Untheilbarkeit Schleswigs haben wir die Waffen ergriffen und jedes Stück, welches von ihm losgerissen und dänisch wird, wirft uns Inconsequenz vor, vernichtet das Princip, welches uns den Kampf beginnen hieß. Aber die eiserne Nothwendigkeit zwingt Staaten und Völker zu Inconsequenzen und Demüthigungen. Wir können den Krieg gegen Dänemark, besonders wenn dieses Bundesgenossen erhält, nicht länger mit Erfolg fortführen. Uns fehlt die deutsche Flotte — das kleine dänische Geschwader verhöhnt die deutschen Landratten, setzt unter dem Schutz seiner Batterien Truppen aus, wo es ihm gefällt und schifft sie wieder ein, wenn der Feind ihnen ernstlich zu Leibe will. Wir sammeln und stimmen zwar fleißig für eine deutsche Flotte, aber zu spät! Außerdem halte ich dafür, daß eine solche nicht durch Steuern und freiwillige Beiträge, sondern nur durch eine Verbündung der deutschen Seehandelsstädte, durch eine neue Hansa, wirkungsreich in's Leben gerufen werden kann. Schon einmal haben wir den Welthandel in Händen gehabt und unserer Flagge beugten sich alle übrigen — es kann diese glorreiche Zeit wieder kommen. Aber die deutsche Einheit muß sich erst aus der Gährung der bunteſten Elemente klar und groß herausgeschieden, in ihr sich die wahre, stark machende Freiheit der Gesittung und Bildung entwickelt haben, dann dürfen wir hoffen, ein mächtiges und unangreifbares Volk zu werden.

Den 23. Juni. W. Hamm.

# Gedanken über das Volk.

Nach Daniel Stern von Emma Niendorf.

Amor mi mosse, che mi fa parlare.
Dante.

Man hat in der neueſten Zeit viel über und für das Volk geſchrieben. Das iſt nicht blos Zufall. In allen wichtigen Epochen der Civiliſation lag für die Denker und Dichter ein gegebener und gleichſam von einer unſichtbaren Weisheit gebotener Stoff vor. Götter, Könige, Vornehme, Alles was die Einbildungskraft beherrſchte, diente bis auf unſere Tage der Kunſt gewöhnlich zum Gegenſtande. Die Romanceros und die Nibelungen ſingen nur Thaten der Fürſten und Liebesabenteuer der Ritter. Ein einziges Gedicht der Vergangenheit macht eine Ausnahme, indem es dem Volke die Hauptrolle ertheilt; dies Gedicht iſt das Evangelium. Jetzt gehorchen Alle, ohne es zu wiſſen, dem geheimen Antrieb des modernen Genius. Alle, ohne zu verſtehen warum, vertauſchen nach und nach in ihrer Schöpfung die Götter, die Könige, die Vornehmen mit dem Volke, weil nach den ewigen Rathſchlüſſen die Einſetzung des Volkes das Werk des 19. Jahrhunderts ſein ſoll.

Es war alſo ein ganz richtiger Inſtinkt, der viele Talente der Gegenwart bewogen hat, neue Eingebungen an den verborgenen Quellen des Volkslebens zu holen. Die energiſchen Leidenſchaften des Volkes, die offenherzige Rauhheit in ſeiner Liebe und ſeinem Haſſe, ſeinen Freuden und ſeinen Schmerzen, zeichnen ſich in kühnen Strichen, in greifbaren Gegenſätzen, in ſcharfen Lichtern und Schatten, die ſich auf merkwürdige Art zur Plaſtik eignen und umſonſt in den gemiſchten Empfindungen der höhern Klaſſen geſucht würden. Ich ſehe die Möglichkeit eines großen Werkes, deſſen Held das Volk wäre. Es müßte einem Manne von Genie leicht ſein, in dieſen mächtigen, noch ſo wenig gekannten Maſſen die Elemente für ein modernes Epos zu entdecken.

---

Es iſt nicht die Schönheit der Diction, noch weniger Fülle und Glätte, die einigen an das Volk gerichteten Werken mangeln, es iſt ein gewiſſer Accent der Seele, den es allein empfindet. Gleich jener Verkäuferin des Theophraſt erkennt

es den Fremden an, ich weiß nicht, welchem unaussprechlichen Etwas, das fehlt und dessen rührende Beredsamkeit ihm durch nichts ersetzt werden kann.

---

Das was dem Menschen eine tiefe und wahrhaft schmerzliche Erschütterung bereitet, ist nicht der Anblick von Macht und Schätzen, die er nicht erlangen darf. Bewunderung und Gehorsam sind Attribute seiner Natur, die ihn nicht demüthigen und ihm nicht schwer werden; sondern es ist vielmehr der Mißlaut zwischen seinem Geiste und seinem Schicksale, es ist die sich ihm so oft aufdringende Unmöglichkeit, für sein und seines Nächsten Wohl die ihm von der Natur geschenkten Kräfte wirken zu lassen. So wie man die Gesellschaft eingerichtet hat, ist diese Möglichkeit, zur völligen Ausübung seiner Fähigkeiten zu gelangen, für Niemand gesichert; denn wenn die untern Klassen weit mehr als die andern durch Elend bedrückt sind, lassen sich die reichen Klassen von solcher Verblendung leiten, daß die meisten natürlichen Berufungen keinen Aufschwung in einer Sphäre gewinnen, wo ihnen doch scheinbar Alles günstig sein müßte. Unsere Erziehungssysteme zwängen die Kinder; unsere Gewohnheiten zwängen die Frauen; unsere Vorurtheile zwängen die Männer. Alle, statt uns den großen von der Vorsehung verhängten Nothwendigkeiten zu bequemen, machen wir uns zu Knechten von tausend willkürlichen, frivolen und widersprechenden Nothwendigkeiten und gelangen so, ohne es zu ahnen, zu einer jammernswürdigen Gleichheit.

---

Wie anders wäre es, wenn wir, ohne nach einer chimärischen Gleichheit zu jagen, unter uns das Reich der Gerechtigkeit zu gründen wüßten; der Gerechtigkeit, die Jedem Wissen, Arbeit und öffentlichen Reichthum nicht in gleichem, aber in genügendem, nach dem Bedürfnisse gewogenem Antheile zuerkennte! Ohne diesen unumgänglichen Bezug zwischen dem innern und dem äußern Leben, der einst, ich bin es überzeugt, aus dem vereinten Streben der Nationalerziehung und der politischen Oeconomie entstehen muß, werden all' unsere angeblichen Gleichheitsreformen nur Angeln sein, unsere republikanischsten Einrichtungen noch die Erwartung durch unerfüllbare Versprechen von übermenschlicher Glückseligkeit täuschen.

---

Sind die wirklich von Wahnsinn befallen, die sich eine Gesellschaft nicht nur möglich, sondern sogar nothwendig denken, welche dem Arbeiter jene Sicherheit und Gesundheitspflege verbürgte, ohne die das Dasein nur ein langes fruchtloses Märtyrerthum ist, wo die Qual des Einen Tages das Elend des Andern voraussieht, ohne es bannen zu können? Sind die wahnsinnig, welche heischen, daß eine Nation, wie die französische, für das Alter und die Gebrechen ihrer industriellen Heere ehrenvolle Zufluchtstätten nach dem Vorbilde jenes majestätischen Asyls gründe, das ein Wink des „großen" Königs einst seinen invaliden Kriegern öffnete? Wäre die von so vielen Gutgesinnten gewünschte Erziehungsmethode unan-

wendbar, die von bürgerlicher Gleichheit ausgehend, in ſtufenweiſen Prüfungen die höherſtehenden, zur Gedankenarbeit beſtimmten Intelligenzen fortwährend zu erwählen und den andern mit den ſpeciellen Gewerbskenntniſſen allgemeine Lehren zu geben verſtünde, die ſie mit einem geiſtigen Band an das Geſammtleben knüpften?

---

Das Volk will nicht, wie man vorgibt, Ueppigkeit und Liederlichkeit im Müßiggange; es verlangt Wohlſein durch Arbeit erkauft; und wenn es heutigen Tages Faulheit, Leichtſinn, Ausſchweifungen zeigt, welche für oberflächliche Urtheile ſeinen erbärmlichen Zuſtand erklären und rechtfertigen, ſo geſchieht es nur, weil ſein angeſtrengteſter Fleiß ſich ungenügend erweiſt und nur eine flüchtige, kaum merkbare Erleichterung den Leiden bringt, für die es keine Abhilfe gibt. Was will es heißen, einen Tag ſich beſſer befinden, für Jemand, der ein ganzes Leben voll Jammer vor ſich hat? Dies iſt, vielleicht nicht die Reflexion, aber doch ſicher der Inſtinkt, welcher den Mann vom Volke in die Herberge treibt, wo er, um mit einem Moraliſten zu reden, Vergeſſen ſeiner Schmerzen trinkt.

---

Ihr ſprecht: „Das Volk iſt ein verdummtes, oft ein reißendes Thier," und erwägt nicht, daß Ihr, bemüht Eure Gleichgiltigkeit zu entſchuldigen, Euch noch ſtrafbarer zeigt. In der That, was den Sohn des Volkes ſo mitleidwürdig macht, iſt weniger, was er als Menſch leidet, als die Unmöglichkeit, in der er ſich meiſt ſieht, Menſch zu werden. Welch niederdrückendes Schauſpiel dieſe unzähligen Maſſen, durch die Schuld einer egoiſtiſchen oder zerſtreuten Geſellſchaft der Vorrechte der Humanität beraubt, mit denen ſie ſo gut wie Jeder von uns geboren werden? Zweifelt Ihr, daß der Proletarier eine zum Lieben empfängliche Seele habe und fähig das Schlimme vom Guten, das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden? Woher kommt es alſo, daß er ein Thier bleibt und daß Ihr nur Widerwillen vor ihm empfindet? Fragt Euer Gewiſſen und antwortet.

---

Wenn Ihr dem Volke häusliche Tugend predigen wollt, ſo beginnt damit, daß Ihr Holz auf ſeinem Heerde anzündet; dann könnt Ihr nach Belieben beredt ſein. Wenn Ihr ihm Familienfreuden rühmen wollt, ſo bringt ſeinen Kindern Brot, damit ihr Geſchrei Eure Vorträge nicht unterbricht, und verſäumt nicht Scheiben in ſeine Fenſter ſetzen zu laſſen, aus Furcht, der Nordwind möchte mit Euch in die Stube dringen und die evangeliſtiſche Moral auf Euren Lippen gefrieren. —

---

Die Gewohnheit der Reinlichkeit iſt eines der erſten Zeichen jener Selbſtachtung, welche Anfang und Ende aller Sitte iſt. So lange das Volk nicht aus der häuslichen Unſauberkeit geriſſen wird, in der es aus Unwiſſenheit verſunken bleibt, dürft Ihr nicht hoffen, es empfänglicher zu ſtimmen für gewiſſe Skrupel

zarter Redlichkeit. So lang es nicht seinen Leib achtet, werdet Ihr umsonst trachten, ihm begreiflich zu machen, daß es seine Seele achten soll.

---

Luft und Wasser sind die beiden überall gegenwärtigen vorsehenden Agenten dieser äußern Reinlichkeit, die ein fast gewisses Anzeichen und wie ein Vorbote der moralischen Reinheit ist. Laßt Luft und Wasser in Euren Städten frei und reichlich kreisen; laßt sie in alle Behausungen dringen, und Ihr werdet staunen, im Laufe weniger Jahre, wenn Ihr erkennt, daß Ihr die Gewissen gereinigt habt, da, wo Ihr nichts anderes zu thun glaubtet, als die Atmosphäre zu reinigen.

---

Die Gewandten sagen, der Haufe spricht es nach, daß, um das Volk zu gewinnen, man seinen verderbten Neigungen schmeicheln müsse und daß alles Geheimniß derer, die seinen Geist beherrschen, darin bestehe, seinen niedrigsten Instinkten zu gefallen. Diese verachtende Weisheit hat nur eins vergessen, das ist: die Geschichte zu Rathe zu ziehen, welche durchaus für das Gegentheil zeugt. Die meisten großen Bewegungen, welche sie entfaltet, die plötzlichen Entschließungen, deren Andenken sie bewahrt hat, sind durch ein großmüthiges Gefühl eingegeben. Ein Wort der Gerechtigkeit ertönt; tausend Rufe der Hingebung antworten ihm. Und wenn die Reinheit des ersten Aufschwungs in dem zu lang gedehnten Kampfe oder im Siegesrausche sich trübt, ist es, weil die Leidenschaften des Volkes so gut als unsere gelehrte Politik unter dem Gesetze der Unvollkommenheiten stehen, das in allen menschlichen Dingen waltet.

---

Die Hingebung ist beim Manne des Volkes nicht wie bei uns ein geistiger Prunk oder ein Gefühlsadel. Bei diesen kräftigen Organisationen, diesen ursprünglichen und herzhaften Naturen hängt sie mit Leib und Seele zusammen, fließt mit dem Blute durch die Adern; es ist eine angeborene Hingebung, die sich selbst unbewußt, aber von Gott gekannt ist.

---

Glücklicher als wir, hat das Volk in seiner energischen Einfachheit Begeisterungen, die uns versagt sind. Es gibt sich ganz dem hin, was es bewundert; es liebt oder haßt wahrhaft von ganzem Herzen; während unsere skeptischen Seelen, innerer Zerrissenheit zum Raube, nicht anders mehr als fragmentarisch lieben und hassen können. Wir sind immer nur durch einen Theil unseres Wesens hingerissen. In Jedem von uns lebt ein innerer Komiker, der die Aufrichtigkeit unserer Hingebung bespöttelt und durch seine Sarkasmen unsere stärksten Leidenschaften zu Eis erstarrt.

---

Was man auch darüber denken möge, das Volk ist nicht neidisch aus Instinkt; wird es nur durch Leiden. Wenn sein Dasein irgend erträglich ist, nimmt

das Volk mit bewunderungswürdiger Vernunft die zur socialen Harmonie nothwendigen Ungleichheiten hin. Es ist geneigt einfach, ohne Rückhalt und fast wie eine Naturscene, die Pracht und den Glanz im Leben der Vornehmen zu genießen. Es hegt leicht Antheil für sie und Mitleid mit ihren Leiden, die es fassen kann, dem Verluste ihrer Nächsten, ihrer Kinder, der Schätze selbst, auf die man es so eifersüchtig wähnt. Für wenig dankbar, zeigt es sich denen treu, die es einmal mitfühlend erkannt.

---

Die Kirche hatte aus dem Ruhetage den Tag des Herrn gemacht, eine heilige und erhabene Ideenverbindung, welche der Laienstaat im Geiste des Proletariers hat zerreißen lassen. Da wo die Arbeit aufhört, beginnt heute zu Tage die Schwelgerei, und es ist traurig sagen zu müssen, daß die geweihte Muße des siebenten Tages, statt den Mann des Volkes zum Gefühl menschlicher Würde zurückzurufen, ihn durch den Einfluß der ihm gereichten groben Zerstreuungen und Schauspiele nur tiefer in das thierische Leben hineindrängt.

---

„Komm etwas Schönes zu sehen," sagte ich einmal, indem ich ein im Zimmer spielendes Kind an das Fenster rief. „Lebt es?" fragte es, bevor es sein Spiel ließ. Ein tiefes Wort der Offenbarung! Das Kind und auch das Volk lieben nur was Leben hat. Wundert euch nicht, wenn eure Predigten, eure Systeme, alle eure pädagogische Scholastik sie zerstreut, unaufmerksam und fast verschmähend findet.

---

Man muß bei der Volkserziehung nicht zu sehr auf Bücher zählen. Der Arbeiter hat wenig Zeit zum Lesen; überdies ist Gelehrsamkeit nicht seine Sache. Wenige gutgewählte Bücher werden immer genügen für die Betrachtungen dieser Geister, welche die That trägt. Wir begehen einen großen Fehler in der Beurtheilung, wenn wir keine andere Erziehungsweise begreifen als die Schulerziehung. Der Staat ist seinen Kindern eine andere schuldig, und vorzugsweise denen, welchen die Muße wissenschaftlicher und literarischer Studien nicht gewährt ist. Es ist die große Erziehung, welche ohne Classiker und Professoren geschieht, durch Adel und Würde der Gewohnheiten im öffentlichen Leben. Es ist die Erziehung, welche das Volk zu Athen und Rom erhielt, durch jenes glückliche Eingehen in die Künste, durch jenen harmonischen Verband von Architektur, Skulptur, Malerei, Musik und Tanz im Parthenon, den Propyläen, den Thermen, im Forum und Capitol, der dem Mittelpunkte selbst, in welchem das Volk lebte, eine gebietende und fast gottesfürchtige Größe verlieh, durch welche der Charakter seiner Sitten gewissermaßen bestimmt ward. Was für Eindrücke will man, daß der Mann des Volks heut zu Tage in jenen Theatern erhalte, wo man nur niedrige und grobe Paraden spielt; in der Winkelkneipe, der schmutzigen und dunklen Höhle, wo nur

die Trunkenheit vergifteter Getränke ſeiner harrt? Welchen Einflüſſen unterliegt er nicht bei dieſen Bällen, wo eine ſchlüpfrige Muſik zu ſchamloſen Tänzen auffordert, und ſelbſt bis in unſern Kirchen, wo der verdorbene Geſchmack eines, den ſchlichteſten Lehren der Aeſthetik fremden Tempeldienſtes, die ſtrenge Schönheit des alten Gepränges durch ich weiß nicht welches frevelhafte Baſtardgemiſch der Sinnlichkeit des Jahrhunderts mit den Myſterien der göttlichen Liebe erſetzt hat?

---

Man erkennt bei uns nicht genug die Macht der Muſik. Man ſcheint nicht zu faſſen, welchen Einfluß ſie auf die Sitten übt. Wir haben das ſchöne Gefühl davon verloren, das die alten Völker beſaßen, die Aegyptier z. B., die bei ſtrenger Strafe verboten, die der Iſis zugeſchriebenen Geſänge zu ändern; die Griechen vor allem, wie man aus Platons erhabenen Geſprächen erſieht, wo er die Geſetze der Choräa in ihrer Beziehung zur Moral ſucht und dem Tonkünſtler räth, in ſeinen Akkorden den Charakter einer mäßigen, ſtarken und tugendhaften Seele auszudrücken.

---

Etwas jedoch ſollte jetzt, wo man ſich ſo mit Recht mit dem Schickſal des Volkes beſchäftigt, der Muſik ein ſehr großes Gewicht in unſern Augen geben. Die Muſik iſt unter allen Künſten die des Volkes, der Arbeiter kennt keine andern; ſie auszuüben bedarf es der Muße, und die Muße fehlt ihm. Aber die Muſik, die ſanfte unſichtbare Gefährtin, verbündet ſich der Arbeit, mindert deren Einförmigkeit, lindert ihre Mühen. Der Rythmus, der Takt verleihen den phyſiſchen Bewegungen eine Art höhere Würde, durch die ſie ſich des thieriſchen entäußern und gleichſam menſchlichen Charakter aneignen. Der Ackersmann ſingt bei ſeiner Furche, um den Eifer ſeiner Stiere und den eignen Muth wieder anzufachen; der Weber ſingt an ſeinem Webſtuhle, deſſen Raſſeln Harmonie wird; der Schiffer ſingt bei ſeinem Ruder und verfolgt wohlgefällig den weithin über die ſchweigende Fluth gleitenden Klang ſeiner Stimme; Alle, bewußtlos ſelbſt, ſind von einem friedlichen Zauber erfüllt, der ſie auf Augenblicke mindeſtens mit der Härte ihres Schickſals verſöhnt.

---

Ich wollte, daß unſere bis zum Uebermaße geglätteten und ſchon etwas verſchäumten Sprachen ſich wieder in die Volksrede tauchten. Sie fänden dort Laute, welche ſie jetzt entbehren und die von der ſinnigſten Kunſt nicht erſetzt werden. Die italieniſche Sprache, urſprünglich vom Hofe entſtammt, wurde lingua cortigiana genannt. Man kann faſt daſſelbe von den meiſten europäiſchen Sprachen ſagen, welche ſich ſo ſehr vom Volke entfernten. Sie verloren ihr offenes Weſen, indem ſie ſich einen edleren, aber gezwungeneren Schritt einlernten, und es geſchieht uns zuweilen, daß wir in Bewunderung ihrer tadelloſen Haltung, die minder correcte Freiheit ihrer urſprünglichen Grazie zurückwünſchen.

# Rundschau im Norden Deutschlands.

(Eine Parteistimme aus Hamburg.)

---

Nicht mehr werden die Stichworte unserer Gesellschaft: Banco, Courant, Cours und Disconto, allein gehört, sondern sie sind um zwei vermehrt worden: Reform und Reaction heißen die beiden lästigen Eindringlinge. Zweifeln wir aber nach den täglich gemachten Erfahrungen nicht daran, daß bei uns die letztere den vollständigsten Sieg davon tragen und Alles beim Alten bleiben werde, da der eine Zeit lang für seine Existenz zitternde Senat zu der Einsicht gekommen ist, daß eben das, was ihm Concessionen abnöthigte, nicht der Zornausbruch der gesammten Bevölkerung, sondern wirklich nur Pöbelaufruhr war, und sich die eigentliche Bürgerschaft, vor Allem aber unsre Geldaristokratie, vor jeder Veränderung fürchtet, eben weil sie sich ganz besonders wohl in dem Sumpfe der alten Verfassung fühlte, weil sie im Verein mit dem Senate alle Macht, alles Ansehen allein in Händen hatte. Diese Geldmenschen haben alle Unbilde, alle Rechtsverweigerungen, ja selbst die schamlose Vergeudung der Staatseinkünfte und die dem Grundeigenthümer auferlegten fast unerschwinglichen Steuern vergessen und sich in compacter Masse um eben den Senat geschaart, auf dessen Treiben und Walten sie früher selbst so manchen Fluch gelegt.

Der Norddeutsche ist überhaupt schwerfällig, unpoetischer Natur; ihm fehlt jenes Feuer, jene Schwungkraft, die allein große Ideen und große Thaten hervorrufen. Einen schlagenden Beweis für diese Behauptung bieten die Zustände in den sämmtlichen norddeutschen Fürstenthümern dar. Fangen wir mit den Herzogthümern Schleswig-Holstein an.

Nachdem man sich Jahre lang auf das, was jetzt eingetreten, hatte gefaßt machen müssen; nachdem man im Augenblick des Ausbruchs des Krieges mit Dänemark geschworen, Leben und Gut an die Freiheit setzen und sie um jeden Preis erringen zu wollen, überläßt man es jetzt Andern, das Leben für die Erringung der höchsten Güter, die man erstrebte, einzusetzen. Keine allgemeine Volksbewaffnung hat statt gefunden; ja selbst die Freischaaren sind größtentheils von Süddeutschen gebildet worden. Die schleswig-holsteinischen jungen Männer,

mit Ausnahme der Studenten, die überall sich auszeichneten, blieben ruhig zu Hause, während sich Andere für ihre Sache schlugen. Zwar ließ man es nicht an Geld- und Lebensmittelsendungen fehlen; zwar legte man im Uebrigen die ehrenwerthesten Gesinnungen an den Tag; allein zu einem begeisterten Handeln, zu einer außerordentlichen Kraftanstrengung kam es nirgends. Man ließ Andere für sich kämpfen und bluten und erwartete sein Heil nicht von sich selbst, sondern vom 10. Bundesarmeecorps und den aus der Fremde zuströmenden Freiwilligen, und ist jetzt sogar empört, daß diese nicht Alles vollbringen, was man von ihnen erwartete. Wären alle Schleswig-Holsteiner wie ein Mann aufgestanden; hätten sie sich, mit Sensen und Knitteln bewaffnet, den Dänen entgegen gestellt, so würden sie das Werk ihrer Befreiung ohne fremde Hilfe vollbracht haben, und ein für sie ehrenvoller Friede wäre längst errungen. Wie dieser jetzt ausfällt, steht bei der Verwicklung der Verhältnisse im übrigen Europa noch dahin. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Königsaue nicht die Grenze zwischen Deutschland und Dänemark bilden, daß man einen Theil Schleswigs an letzteres werde abtreten müssen, um einen allgemeinen Krieg zu vermeiden, der der Entwickelung Deutschlands nachtheilig werden, wenn auch sie nicht verhindern könnte. Hätten die Norddeutschen ihre Zeit verstanden und sich die daraus hervorgehenden Segnungen anzueignen gewußt, so würden wir eine große norddeutsche Föderativ-Republik sich bilden gesehen haben, (?) bestehend aus den Herzogthümern Schleswig-Holstein, den beiden Mecklenburgen, Lauenburg, Oldenburg und den drei nordischen freien Städten.

Lauenburg hat sich gänzlich vom großen gemeinschaftlichen Vaterlande losgesagt und mit Hilfe einiger dänisch gesinnten Beamten so gänzlich dänisirt, daß es von Deutschland gar nichts mehr wissen, dessen große Errungenschaften nicht theilen, seinen Brüdern nicht zu Hilfe kommen und mitten in Deutschland eine dänische Enclave bilden will. Diese betrübende Erscheinung ist nur daraus zu erklären, daß das Ländchen gänzlich unter dem Einflusse des Pietismus, der hier Modesache ist, steht und von pietistischen Predigern und Beamten seit 30 Jahren in einem Zustande der Verdummung erhalten wurde, die es zum Spotte des übrigen Deutschlands machen muß.

Jetzt hat das widerspenstige Lauenburg sein Contingent zur 10. Bundesarmee senden müssen, aber es geschah nur nach wiederholter Drohung von Seiten des tapfern Wrangel, von dem man schon weiß, daß er nicht mit sich spaßen läßt, und so stellt sich das widersinnige Verhältniß heraus, daß, während die lauenburgischen Krieger mit den Dänen fochten, die Beamten des Ländchens keinen andern als dänischen Befehlen gehorchen wollen. Wir verschweigen die Namen der Träger des Dänenthums mit Fleiß, weil wir uns vorgenommen haben, so viel als irgend thunlich, Persönlichkeiten zu vermeiden; auch haben diese Männer für das übrige Deutschland nicht das mindeste Interesse, und hier kennt sie Jedermann.

Was die angrenzenden Großherzogthümer Mecklenburg-Schwerin und M.-Strelitz anbetrifft, so scheint letzteres von einem, wenn gleich höchst unbedeutenden, doch wohlmeinenden Fürsten regiert zu sein; uns ist wenigstens nie eine Klage über Bedrückungen der Unterthanen zu Ohren gekommen, und die Thränen, die er vergoß, als er vernahm, daß sein Volk nicht gänzlich mit seiner Regierung einverstanden sei, daß es gebieterisch die Abbestellung eingerissener Mißbräuche fordere, zeugen wenigstens für ein gutes Herz, so wie das augenblickliche Eingehen auf die ausgesprochenen Wünsche, für einige Klugheit und das Verständniß der großen Zeit. Es dürfte dort auch nicht weiter zu Ruhestörungen kommen, wenn der Fürst nicht etwa fremden Einflüsterungen Gehör geben und das Bewilligte wieder zurücknehmen sollte.

Weit schlimmer sieht es in Mecklenburg-Schwerin aus, von woher uns leicht ein neuer Bauernkrieg kommen dürfte. Fürchterlich rächt sich dort die der Menschheit angethane Schmach der unglaublich lange fortgesetzten Hörigkeit des Bauernstandes; außer Rußland hat kein anderes Land die Sklaverei so lange fortbestehen lassen, als Mecklenburg. Der Bauer ist in Folge davon nicht nur um ein Jahrhundert zurück, sondern steht in geistiger Hinsicht noch auf demselben Fleck, auf dem der süddeutsche zur Zeit des großen Bauernkrieges stand.

Das Beispiel grenzenloser Unsittlichkeit, das durch den Urgroßvater des jetzigen Regenten dem Lande gegeben wurde, hat namentlich auf den Adel verderblich eingewirkt. Dieser Fürst war so liederlich, daß er erst bei der Geburt des hundertsten natürlichen Kindes selbst erklärt haben soll: nun werde es ihm doch selbst zu viel, denn er habe keine Stellen mehr im Lande, um alle u. s. w. gehörig zu versorgen. Außerdem war Friedrich-Franz ein leidenschaftlicher Spieler und vergeudete die Einkünfte des Landes an der Spielbank des von ihm in's Leben gerufenen Seebades Doberan. Hier versammelte er jeden Sommer seinen reichen Adel um sich, und es galt bei diesem für einen Ehrenpunkt, gleich seinem Fürsten sein Vermögen beim Pharo- und Roulettspiel zu verschwenden. Man stelle sich vor, welch' eine Sittenverderbniß nothwendig dieses von Oben herab gegebene Beispiel für das ganze Land, bis in die untersten Schichten der Bevölkerung hinab, in seinem Gefolge haben mußte. — Paul, der Enkel dieses Fürsten und sein Nachfolger in der Regierung, legte bessere Sitten an den Tag, war aber ein höchst unbedeutender Mann, so daß es ihm selbst beim besten Willen nicht möglich gewesen sein würde, irgend Etwas für die Reorganisation der sittlichen Zustände seines Landes zu thun; aber ein gutes Beispiel der Sittenreinheit gab er, indem er weder dem Spiele noch den Weibern ergeben war. Sein noch unmündiger Sohn folgte ihm in der Regierung. In welche Hände dieser Knabe gefallen, dafür möge zeugen, daß der erste Regierungsact des quasi mündig gewordenen Fürsten der Erlaß eines Preßgesetzes war, das an Strenge alle damals bestehenden Gesetze der Art bei weitem übertraf.

Man stelle sich nun vor, welche Wirkung die großen Ereigniſſe und Ideen der neueſten Zeit auf eine ſolche Bevölkerung hervorbringen mußten: auf einen Fürſten, der noch immer, obgleich an Jahren gereift, ein Kind geblieben; auf einen ſittenloſen, hochmüthigen, ſtreng dem Feudalweſen anhangenden Adel, der noch mit allen ſeinen Anſprüchen und Beſtrebungen im Junkerthume früherer Jahrhunderte wurzelte, und endlich auf einen der Thierheit kaum entwachſenen Bauernſtand, deſſen Bildung abſichtlich, durch die jämmerlichſten Schuleinrichtungen, zurückgehalten war, um, wenn auch nicht mehr dem Namen nach, doch de facto, noch Hörige ſich im Bauer zu erhalten! — Zu den Ohren dieſer Unglücklichen drangen nun völlig unvorbereitet, urplötzlich, die großen Worte und Ideen der Zeit: er vernahm zuerſt im Leben, daß auch er wirklich ein Menſch, ein zur Freiheit und zur Gleichheit vor dem Geſetze berechtigter Menſch ſei, er, der ſeither wie ein Kettenhund behandelt worden war! Er richtete ſich auf, ſchaute um ſich und ein grimmiger Haß gegen ſeine Peiniger erfüllte alsbald ſeine Seele. So ſahen wir in Mecklenburg ſich einen Bauernaufruhr organiſiren, der die furchtbarſten Gräuel in ſeinem Gefolge hat und nicht nur das Land ſelbſt mit Verderben, ſondern damit ganz Deutſchland bedroht, da überall Zündſtoff genug aufgehäuft iſt.

Unſre Leſer dürften vielleicht auch aus unſerer Feder eine Aufklärung über die allen Fernſtehenden unbegreiflichen ſchwediſch-norwegiſchen Sympathien für Dänemark wünſchen, und wir glauben ſie geben zu können. Dieſe, bei dem ſeit Jahrhunderten zwiſchen Dänemark und Schweden beſtehenden brennenden Nationalhaſſe allerdings höchſt auffälligen Sympathien ſind das Werk Derer, die eine ſcandinaviſche Union erſtreben, und ihre Zahl iſt ſo groß in allen drei Reichen, auch ſind die Umſtände ſo günſtig für dieſe mächtige Partei, daß ſie höchſt wahrſcheinlich ihr Ziel erreichen werden. — Der Thron Dänemarks iſt, wenn auch noch ſcheinbar beſetzt, de facto erledigt: der König ſowohl, als ſein vermeintlicher Nachfolger, der Prinz Ferdinand, ſind unbeerbt, und es iſt bei allen Dänen ausgemacht, daß der heſſiſche Prinz niemals, ſchon weil er ein geborener Deutſcher, den däniſchen Thron beſteigen ſolle. Aus gleicher Urſache ſind andre Agnaten, z. B. die Auguſtenburger, von der Krone ausgeſchloſſen, und Dänemark gleichſam als ein Wahlreich zu betrachten. Man möchte es wieder zu der alten Macht, zu der frühern Größe, zu dem längſt entſchwundenen Glanze erſtehen ſehen, was allein durch die Vereinigung aller drei Reiche, wie unter der großen Margaretha, bewirkt werden könnte. Man deſignirt König Oscar zum Träger der dreifachen Krone. Um ſich nun auch bei dem Theile der däniſchen Nation, der zur Zeit noch nicht für die ſcandinaviſche Union ſchwärmt, beliebt zu machen, mußten ſowohl Oscar, als ſeine Schweden und Norweger Sympathien zur Schau tragen, mußten beide ſich, dem übrigen Europa gegenüber, in eine höchſt gefährliche und ſeltſame Poſition begeben, in eine mehr als bewaffnete

Neutralität, in einen Zwitterzustand, den selbst gewiegte Staatsmänner kaum zu deuten wissen werden und der nach dänischen Sympathien schmeckt, die man in Wahrheit aber nicht hegt. Die jetzigen, mit unumschränkter Gewalt bekleideten Minister, namentlich Orla Lehmann, von Abstammung ein Holsteiner, sind die Träger der Unionsidee, was Jeder, außer dem Könige selbst, in Dänemark weiß. Diesem Fürsten scheint indeß doch eine Ahnung von dem aufgegangen zu sein, was man mit ihm selbst und mit Dänemark beabsichtigt, da er plötzlich, aus eigener Machtvollkommenheit, den Befehl erließ: „keine schwedische und norwegische Freiwillige mehr in die dänische Armee aufzunehmen.“ Dieses Spiel durchschauend, hält Rußland sich auch vom Kampfe fern, da die skandinavische Union, wenn sie in's Leben träte, unfehlbar den Verlust Finnlands nach sich ziehen würde: es spart also seine Kräfte, um diese ihm bedrohliche Vereinigung sicherer verhindern zu können.

Wenden wir uns von dieser Rundschau im Norden zu den Verhältnissen und Zuständen Hamburgs, das eben dadurch eine so große politische Wichtigkeit besitzt, daß es als Welt- und Handelsstadt ohne Nebenbuhlerin im gesammten Vaterlande dasteht.

Daß in Hamburg die Reaction kühner, als irgend sonst wo in Deutschland, das Haupt erhebt, haben wir schon angedeutet, und daß diese, sofern uns nicht von Frankfurt Hilfe und Segen kommt, den Sieg davon tragen wird, ist eine ausgemachte Sache. Ist doch selbst ein Dr. Baumeister, ein Fr. Stammann, so gänzlich entmuthigt, daß Dr. Baumeister in der sogenannten Reform-Deputation in deren 15. Sitzung darauf antrug, das Verfassungswerk einstweilen ruhen zu lassen, er, der doch sonst nicht der Mann ist, vor Hindernissen zurückzubeben, und auch die wenigen ihm Gleichgesinnten sind als muthig und unverdrossen bekannt. In welchem Grade diese wackern, gesinnungsvollen Männer unerschrocken das sich vorgesteckte Ziel verfolgen, zeigte Fr. Stammann in der schon angezogenen 15. Sitzung der Rath- und Bürgerdeputation, wo er drei unserer Senatoren wegen gröblicher Pflichtverletzung anklagte, sie, bis nach ausgemachter Sache, von ihrem Amte suspendirt und eventualiter bestraft sehen wollte. Man wird sich den Schrecken der ihrem größten Theile nach servilen Anwesenden bei diesem Antrage des kühnen Mannes denken können, zumal die Unrechtfertigkeit der angeklagten Senatsmitglieder am Tage lag. Es mußte indeß Etwas gethan werden, um den Sturm zu beschwören und man griff zu dem Auswege, die Versammlung für incompetent zur Beurtheilung dieser Angelegenheit zu erklären. Das hatte der Antragsteller, der seine Leute kannte, gewiß erwartet; aber trotz dem sah er sich durch die Frechheit des Vorschlags einiger Mitglieder überrascht, der dahin ging, die Anklage nicht mit in das Protokoll aufnehmen und somit nicht mit drucken lassen zu wollen. Das ging aber nicht durch, und so sind diese saubern Sachen, zum großen Schmerze der zunächst Betheiligten nicht nur, sondern

der ganzen Körperschaft des Senats, durch das 15. Protocoll der Raths- und Bürgerdeputation zur allgemeinen Kunde gekommen. Dies beabsichtigte Herr Fr. Stammann auch wohl nur; denn daß die Pflichtvergessenen wirklich unter Anklage gestellt und nach Befinden bestraft würden, erwartete er gewiß nicht, da er die hiesigen Verhältnisse so genau kennt. Trotz diesem und manchem ähnlichen Vorfalle darf sich aber der Senat der Hoffnung hingeben, daß er in seinen seitherigen Verhältnissen bleiben, daß an der bestehenden Staatsverfassung nur wenig geändert werde, da er die sogenannte Erbgesessene Bürgerschaft, die reichen Kaufleute, dadurch für sich hat, daß die Macht dieses Häufleins Bevorrechteter nothwendig zugleich mit der alten Verfassung sinken würde. In der Hand dieser Wenigen lag seither das Schicksal aller Bürger der Stadt und was sie im Vereine mit dem Senate und den sogenannten Collegien beschlossen, mußten sich Alle gefallen lassen: diese sind also die Herren, die Nichtgrundeigenthümer nur die willenlosen Knechte. Um zu einer solchen Gewalt im Staate zu gelangen, bedurfte es weder der Bürgertugenden, noch des Talents, der Intelligenz, nicht einmal des Patriotismus, sondern nur 3000 Mark (etwa 1500 Thaler) freien Geldes im eigenen Erbe in der Stadt und in den Vorstädten der doppelten Summe. Gewinnt der unbedeutendste Mensch heute eine Summe, wofür er sich ein Haus kaufen kann und worin er 1500 Thaler freies Geld hat, so ist er morgen schon ein Mann, der über das Schicksal aller seiner Mitbürger zu entscheiden oder doch seine Stimme abzugeben hat. An diesen Erbgesessenen hat der Senat nicht nun seine größte Stütze und stützt sie aus eben dem Grunde auch wieder.

Was diese hier schon wieder wagen zu dürfen glaubt, dafür mögen einige Artikel des neuen Preßgesetzes, womit uns die Weisheit des ehemaligen Criminal-Actuars Dr. Ascher beglückt hat, Zeugniß ablegen. Man hat wirklich die Naivetät gehabt, dieses Machwerk der Raths- und Bürgerdeputation zur Begutachtung vorzulegen und die nachstehenden §§ sind von ihr, von der wir unsere Reform erwarten sollen, angenommen worden!

Es heißt in §. 11: „Wer durch eine Druckschrift eine Hamburger Behörde oder einzelne Mitglieder derselben in dieser ihrer Eigenschaft oder einen Hamburger Beamten als solchen durch Erdichtung oder Entstellung von Thatsachen angreift oder verhöhnt, oder durch beschimpfende Ausdrücke verletzt, verfällt in eine Geldstrafe von 15 bis 300 Mark oder mit Gefängniß von drei Tagen bis zwei Monaten."

Wir bitten zu bemerken, daß die auf solche Weise Angegriffenen mit zu Gericht sitzen und nach Belieben das Maß der Strafe bestimmen können.

§. 12. „Wer wissentlich falsche, für den Staat nachtheilige oder die öffentliche Sicherheit gefährdende Nachrichten durch eine Druckschrift verbreitet, wird" — Strafbestimmung wie vorstehend.

§. 10. „Wer durch eine Druckschrift zum Aufruhr oder zur thätlichen Widersetzlichkeit gegen eine Hamburger Behörde, oder gegen einen innerhalb der Grenzen seiner Amtsbefugnisse thätigen Beamten zur Nichtbefolgung gesetzlicher Anordnungen oder zur Gewaltthat gegen die Person oder das Eigenthum von Privaten auffordert, wird mit

einer Geldstrafe von 15 bis 1500 Mark oder mit Gefängniß von drei Tagen bis drei Monaten bestraft."

§. 17. bestimmt, daß nicht nur der Verfasser, sondern auch der Verleger, Drucker und Verbreiter einer strafbaren Druckschrift verantwortlich sind und zur Strafe gezogen werden sollen, mithin sind sogar die armen Colporteurs unter dem Henkerbeile. §. 16 befiehlt, mißliebige Schriften zu confisciren und zu vernichten. Nach §. 13 wird mit 15 bis 300 Mark bestraft, wer eine vom Staate anerkannte Religionsgesellschaft angreift. Nach §. 22 hat die Polizei in einigen Fällen die Strafe zu bestimmen. §. 34 bestimmt, daß nichterscheinende Zeugen, wenn sie vorgeladen, in 10 Thlr. Brügge verfallen u. s. w. u. s. w.

Man wird es der Fassung der angezogenen Artikel ansehen, daß man nicht nur ein möglichst strenges Preßgesetz beabsichtigte, sondern vorzüglich durch vage Bestimmungen der Willkür und Deutelei vollsten Spielraum zu gewähren bemüht war, um durch häufige Preßprocesse die Schriftsteller, wenn gleich nicht immer verurtheilen, doch schrecken zu können, was hier als ein um so wirksameres Mittel zur Einschüchterung betrachtet werden muß, da die Prozeßkosten nicht nur außerordentlich groß, sondern es bei unsern Gerichten auch Mode ist, die Kosten zu compensiren.

Auch sind die sämmtlichen hiesigen Schriftsteller, Buchhändler, Verleger, Drukker und Lithographen zuerst am 4., dann wiederholt zusammengetreten, um Protest gegen dieses perfide Preßgesetz — welches die erste Frucht unserer Reformbestrebungen ist, wie es die erste von der blassen Furcht des Senats erpreßte Bewilligung war — einzulegen und alle nur möglichen Schritte zur Beseitigung desselben zu thun. Bis nach Erreichung dieses gemeinsamen Zweckes sollen, so ist beschlossen worden, alle literarischen Streitigkeiten unter den Leidensgenossen selbst aufhören und der als ein Ehrloser und Ausgestoßener betrachtet werden, der einen Andern auf irgend eine Weise angreift. —

Der Groll der untern Volksschichten ist dadurch nicht beschwichtigt worden, auch nicht durch den Umstand, daß die Erbgesessenen erst kürzlich aus dem Beutel des Volks 13,000 Mark — über 5000 Thaler — für die beim Volkscrawall zerschmetterten Fensterscheiben u. s. w. einiger unbeliebten Senatoren bewilligt, obschon die Bürger viele Tage und Nächte vor diesen bedrohten Wohnungen Wache gehalten. Wie uns versichert worden, haben sich ganze Bataillons des Bürgermilitärs Wort und Handschlag darauf gegeben, sich nicht wieder als Wachen vor den Häusern der Millionärs aufzustellen, die durch eigene Verschuldung den Haß des Volks auf sich geladen, sondern dieses gewähren zu lassen. (?) Daß sie, die Bürger, zur Wiederherstellung des durch Jene gebrochenen Friedens erst mit ihrer Person, dann aber auch noch die zerbrochenen Fensterscheiben der Verhaßten aus ihrem Beutel bezahlen mußten, hat sie zur Besinnung über die Zumuthungen der reactionären Partei gebracht und der Reform manchen neuen Freund zugeführt.

Eine andere Begebenheit macht hier ungeheures Aufsehen. Es soll sich herausstellen, daß unsere gegen die Dänen in's Feld gerückte Garnison mit unbrauch-

baren Gewehren verſehen iſt und die Lieferung dieſer Gewehre dem Handlungshauſe des hieſigen Senators Merck zur Laſt fällt, das ſie, in Mexiko „als unbrauchbar“ refüſirt, ankaufte und unſere Krieger damit beglückte. Von Seiten unſers politiſchen Clubs iſt der Dr. Gallois nach Rendsburg delegirt worden, um an Ort und Stelle den Zuſtand dieſer Gewehre durch unbetheiligte Sachverſtändige unterſuchen zu laſſen, und wir werden ſeiner Zeit das Reſultat dieſer Unterſuchung mittheilen. Es folge aber ſchon hier ein ſolches Urtheil von einem hieſigen Sachverſtändigen, das, weil motivirt, nicht zu verdächtigen ſein dürfte.

In unſern „wöchentlichen privilegirten gemeinnützigen Nachrichten,“ Nr. 136 d. J. heißt es: „Die Gewehre der Hamburger Infanterie. In Bezug auf die in letzterer Zeit beſprochene Gewehrangelegenheit möge es Einſender, als einem Sachverſtändigen, der jedoch allen Parteien fremd ſteht, erlaubt ſein, den wirklichen Zuſtand der Gewehre zu ſchildern. So wenig derſelbe den Verkäufern zur Laſt gelegt werden kann (sic?), da ſie für den techniſchen Zuſtand, beſonders nach einer vorgenommenen Veränderung in keiner Weiſe verantwortlich ſein können, eben ſo wenig laſſen ſich die Gewehre vertheidigen. Die nachfolgende Darlegung iſt das Ergebniß des Augenſcheins, den Jeder, der ſich dafür intereſſirt und genügende Kenntniſſe hat, bei den Gewehren hat vornehmen können und hierauf geſtützt, muß Einſender wiederholen, daß es ihn wundert, wie man die Gewehre noch vertheidigen kann. Gut ſind nur die Läufe. Die Schwanzſchraube iſt bei vielen Gewehren ſo undicht, daß Pulverdampf und Waſſer ungehindert durch die Gewinde ziehen. Der Ladeſtock iſt ſo dünn und ſitzt ſo wenig feſt, daß er bei jedem Stoße herausfliegt und fehlt ſelbſt bei vielen Gewehren die Feder, die ihn halten ſoll. Die Bayonnette ſind ſchlecht und die Federn daran ſo lahm, daß manche bei den gewöhnlichen Griffen abfliegen, wenigſtens ſich verdrehen. Das Korn ſitzt auf dem obern Ring und muß durch eine Schraube feſtgehalten werden, die bei jedem Putzen gelöſt, folglich ſelten wieder in die richtige Stellung gebracht wird. Das Schloß iſt jämmerlich und ſind bei einigen zu ſtarken Federn äußerſt viele lahme, die nur bei mehrmaligem Abdrücken das Zündhütchen zerſchlagen. Alle Schrauben am Gewehre ſind entweder zu lang oder zu kurz, ſo daß die Gewinde vorſpringen oder die Muttergewinde nicht ausfüllen und ſind ſo weich und nachläſſig gearbeitet, daß ſie herausfallen. Die Schäfte ſind von zu leichtem Holze und unangenehm beim Zielen. Die Zündkegel ſind von verſchiedenem Durchmeſſer, ſo daß bei manchen die Hütchen abfallen. Was das Treffen mit dieſen Gewehren anbetrifft, ſo hört bei 150 Schritt alle Genauigkeit auf. Für Militärgewehre haben ſie noch den Nachtheil, ungleich geſchäftet zu ſein, ſo daß bei jedem Gewehre Schloß, Ringe, Abzugsbügel u. ſ. w. in verſchiedener Höhe liegen. Die beſte Probe für die Untauglichkeit liefert die Büchſenſchäfter-Rechnung.“

# Eine Friedenspredigt.

Während man in den civiliſirten Ländern allmälig die Ueberzeugung gewonnen hat, daß nur die Unvernunft die Völker in den Krieg geführt hat, ſcheint ſich Deutſchland plötzlich in ein abſtraktes Kriegslager verwandelt zu haben, in welchem die neumodiſchen Agaxe mit wüthenden Bocksprüngen aller Welt das Schwert entgegenſtrecken, ohne Unterſchied des Standes und der Perſon.

Georg Herwegh ſchrieb vor einiger Zeit an den König von Preußen:

Sieh wie die Jugend ſich verzehrt
In Gluthen eines Meleager!
O drück' in ihre Hand ein Schwert,
Führ' aus den Städten ſie in's Lager.
Und frag' nicht, wo die Feinde ſind!
Die Feinde kommen mit dem Wind:
O führ' uns auf das Frankenkind,
Und auf den Czaren, Deinen Schwager!

Wenn ein junger Student ſich in dergleichen Landsknechtphraſen ergeht, wenn er in zärtlichen Elegien oder in tabaksduftigen Burſchenliedern für die ſchönen Zeiten des Fauſtrechts ſchwärmt, wo man mit ſeinem Leibe nichts Beſſeres anzufangen wußte, als ihn ſich zerbläuen zu laſſen, ſo war eine ſolche Berſerkerwuth einfach aus dem langen Stillſitzen zu erklären, zu dem man zehn lange Jahre hindurch auf der Schule verdammt war; nun wollte man ſich eine Motion machen und die bequemſte Methode war natürlich, dem erſten beſten Nachbar eine Maulſchelle zu verſetzen.

Es ſind aber jetzt nicht blos unſere Studenten, es ſind Profeſſoren des heiligen römiſchen Reichs und wohlconditionirte Gemüther ähnlicher Art, denen plötzlich das deutſche Wodansblut in die Beine gefahren iſt, daß ſie in fieberhafter Bewegung nach rechts, nach links, nach oben, nach unten, hin und zurück ſpringen und in den wilden Schrei ausbrechen: Feuer! Feuer! die Welt iſt gegen uns verſchworen, laßt uns die ganze Welt todtſchlagen, damit man ſieht, daß auch wir grauſam und blutgierig ſein können.

Guter Michel! ehrlicher Tanzbär! dein würdevoll ſentimentales Brummen in der kühlen Waldnacht der Romantik kleidete dich beſſer, als dieſe neumodiſchen

Pas à la Napoleon; und die Jakobinermütze auf dem zottigen Haupt sieht zwar burschikos genug aus, aber in guter Gesellschaft würdest du auf diese Weise nicht passiren. Du bist noch schlaftrunken, Michel! dein Kriegstanz ist eine Art Somnambulismus! gib dir Mühe, ernstlich zu erwachen und dich umzusehen in der Welt, die du durch deine mehr genialen als graziösen Sprünge aus den Fugen zu heben glaubst! Sie hält noch ziemlich fest, das alte Gebäude, und du könntest mit deinen ungeschickten Sprüngen anstoßen und Schaden nehmen an deinem Leibe.

Man muß gestehen, daß die kriegerischen Aspecten unseres guten Vaterlandes die Napoleonischen Reminiscenzen weit hinter sich zurücklassen. Ein leichter Ueberblick wird uns unsere Lage vergegenwärtigen. Fangen wir mit Oestreich an.

Die italienischen Provinzen Oestreichs benutzen die günstige Lage der Revolutionszeit zum Abfall. Der italienisch-patriotische Enthusiasmus bemächtigt sich der ganzen Halbinsel; der König von Sardinien stellt sich an die Spitze der Bewegung, der Papst kann seine eigenen Unterthanen nicht mehr verhindern, ihren Landsleuten zu Hilfe zu ziehen, und auf alle Fälle sind die französischen Republikaner gerüstet, ihren Prinzipien und ihrem Interesse im Kampf gegen den alten Erbfeind Geltung zu schaffen.

Oestreichs schon an sich schwierige Lage in diesem Kampf wird noch dadurch verwickelt, daß in Deutschland, ja in Oestreich selbst die lebhaftesten Sympathien — nicht für den Charakter, aber für die Berechtigung der Italiener sich regen; daß die große Majorität des deutschen Volkes einem Kriege gegen Frankreich entschieden abgeneigt ist. Es kommt hinzu, daß die Hilfsquellen des Staats sich mehr und mehr verringern, daß Ungarn sich mehr und mehr vom Staatsverband ablöst, daß die unsinnigen Umtriebe der Czechomanen die dauernde Entwickelung einer Streitmacht in Böhmen, daß die polnische Gährung die strengste Aufmerksamkeit nicht nur auf die Provinz Galizien selbst, sondern auch auf die russische und französische Grenze nothwendig macht.

Es ist schwer zu sagen, ob und wo hier ein Fehler begangen ist. Ein genialer Staatsmann hätte unmittelbar nach Metternichs Sturz in einer Proklamation den italienischen Provinzen die neue Stellung des Staats auseinandergesetzt, hätte augenblicklich einen italienischen Reichstag einberufen und mit demselben die friedliche Trennung der beiden Länder und die Ausgleichung der gegenseitigen Ansprüche vereinbart. Man zauderte, bis es zu spät war.

Freilich gibt sich's leichter Rath vom Schreibtisch aus, als im Drange der Ereignisse. Es ist die Frage, ob nicht noch jetzt ein glücklicher Ausgang zu finden ist.

Der Augenblick ist günstig. Die östreichischen Waffen haben die Ehre des Volkes auf eine glänzende Weise wieder hergestellt. In der Person des Königs von Sardinien — wenn man nur nicht das Gemüth in die Politik mischen und sich durch die gerechte Abneigung gegen Alberto la Spada von einer Verständigung

mit dem Haupt der kriegführenden Macht will abhalten lassen — bietet sich wenigstens eine positive, legitime Macht, mit der man in Unterhandlung treten kann.

Soll aber diese Unterhandlung von Erfolg sein, so muß vor allen Dingen die alte Eroberungspolitik des Hauses Oestreich, das unselige Erbtheil der Hohenstaufischen Zeit, aufgegeben werden. Oestreich muß erkennen, daß es in seinem eigenen Interesse liegt, Italien frei und wo möglich unter einer fest constituirten Regierung zu sehen. Man muß aufhören, die Italiener als Rebellen zu betrachten. Der Erfolg hängt endlich von der Schnelligkeit, der Bestimmtheit und der Aufrichtigkeit der ersten Schritte ab.

Wenn der Mailändische Krieg uns in einen zwecklosen Kampf mit Frankreich und Italien zu verwickeln droht, so ist der Schleswig-Holsteinische trotz seiner scheinbaren Unbedeutenheit noch gefährlicher und wo möglich noch zweckloser. Wir sind unfähig, ihn mit Ernst zu führen, denn wir haben keine Flotte und können Dänemark nicht beikommen; unser Handel leidet die größten Nachtheile und wir müssen jeden Augenblick erwarten, nicht nur Skandinavien, sondern auch Rußland in den Reihen unserer Feinde zu sehen. Finden sich doch unsere Nationalitätsschwindler schon jetzt ermäßigt, mit Ansprüchen auf die deutschen Ostseeprovinzen hervorzutreten.

Und um was handelt es sich eigentlich? Nicht um eine Losreißung der beiden deutschen Provinzen von dem jetzigen König von Dänemark, denn dazu liegt auch nicht der Schein eines rechtlichen Grundes vor, sondern einfach um die Frage: wieweit soll Schleswig staatsrechtlich zum Herzogthum Holstein, wieweit zu Jütland gehören?

Sollte diese Frage in der That groß genug sein, um die Gefahr eines allgemeinen Weltbrandes auf uns zu laden? eines Brandes, der unsere neu errungene Freiheit leicht verzehren könnte? oder soll das mittelalterliche Ehrgefühl noch gelten, daß wir mit dem alten Fortinbras um ein Dorf, weil es sich um unsere „Ehre" handelt, Hunderttausende in den Tod schicken und die Entwickelung der Cultur gewaltsam hemmen wollen?

Von der dritten Seite die Polen. Die eine deutschthümelnde Partei will mit aller Gewalt einen Krieg gegen Rußland hervorrufen, um dem jungen Adler die Uebung seiner Schwingen zu gestatten; die andere, die beständig Heißhunger hat, ohne daß es ihr auf den Stoff ankommt, will die Polen ausrotten, weil sie sich Deutschland nicht anschließen wollen. Die guten Radikalen würden nicht einmal bis in die Schneefelder dringen, auf denen die Gebeine der großen Armee bleichen.

Ganz zu geschweigen von den Slaven, die in Oestreich ein neues Reich gründen, von den Jakobinern, die allenfalls mit Hilfe der Franzosen die Potentaten entthronen und die Eine und untheilbare Republik Deutschland gründen wollen; ganz

zu geſchweigen von den Demagogen à tout prix, die für die Revolution an ſich ſchwärmen, ohne weitern Zweck.

Eine bunte Wirthſchaft! und in der man den Kopf ſehr zuſammenhalten muß, um nicht confus zu werden. Unter dieſen Umſtänden, lieber Michel, wäre es gut, etwas mehr Vernunft und etwas weniger Poeſie zu entwickeln. Ich glaube, daß wir unſere Freiheit entwickeln können, ohne ganz Europa den Fehdehandſchuh hinzuwerfen.

Den Deutſchthümlern ſei es geſagt, daß die Größe einer Nation nicht in dem Umfang ihrer Beſitzungen, ſondern in ihrer geſetzlichen Freiheit, in ihrem Wohlſtand und in ihrer freien Entwickelung beſteht.

Und die Radikalen, welche die Fahne der Revolution mit Gewalt gegen den barbariſchen Oſten tragen wollen, ſei es an's Herz gelegt, daß jede Propaganda, auch die der Freiheit, zur Herrſchaft Einer beſtimmten Macht, zum Despotismus führt. Frankreich ſcheint aus den Revolutionskriegen mehr gelernt zu haben, als Deutſchland.

† †.

# Tagebuch.

## I.

### Aus dem Versailles in der Mark!

Versailles in der Mark! — Ein Epitheton ornans? Schwerlich, nachdem das eigentliche Versailles in der Geschichte wiederholt seine Aburtheilung fand, aber doch ein Epitheton und vielleicht ein bezeichnenderes als die Oase der Mark.

Sie wissen, wovon ich spreche; von der stillen Stadt an der schönen tiefblauen Havel, mit ihren schattigen orangenduftenden Gärten, wo sich aus dunklen Baumalleen die weißen Marmorbilder erheben und im bleichen Mondesschimmer die hohen Wasser plätschern, wo die Romantik aus allen Zweigen lugt, und ihr liebster Dichter, ein greiser Hofrath, mit der welken Schönheit heimlich noch immer coquettirt.

Seit dem 18. März ist es hier noch romantischer denn früher geworden, und unser Versailles completirt sich von Tag zu Tag. Die mittelalterliche Pickelhaube ist häufiger zu sehen, — eine Zeit lang hatten wir das Glück, die Bataillone, welche die Hauptstadt ausgestoßen, in edler Gastfreundschaft zu beherbergen. Der hohe Adel verläßt schaarenweise Berlin, — wo soll er anders hin, als in die Stadt der treuen Garden, wo der Beamte des alten Systems mit dem Kamerad Hand in Hand geht, wenn beide auch eben nicht ihr Jahrhundert in die Schranken fordern. Die Logis werden theurer und seltener; aber man schränkt sich ein, man lebt quand même, und muß sich accommodiren.

Das Blut steigt Euch in die Adern, wenn Ihr diese Clique auf den Promenaden seht, mit dem ewigen Lächeln auf dem Antlitz, die Windhunde und die Lieutenants im Gefolge, die Tagesereignisse mit einem Anfluge von Humor bespöttelnd. Wenn sich so alte Bekannte aus Berlin auf den Straßen treffen, so ist die Freude unendlich, denn die gute Gesellschaft wird immer sicherer; und so können sich jene Herrschaften ungestörter ihren Plänen überlassen, wonach das Alles, wie es jetzt ist, doch ein Ende finden wird und muß, da *sie* es nicht gemacht haben.

Mit Recht! Potsdam ist die Essenz der Reaction und in Hinter-Pommern können die schwarzen und weißen Fahnen, der Wahlspruch „mit Gott für König und Vaterland" keine treueren Anhänger haben; nicht als ob ich diesen Emblemen und Wahlsprüchen überhaupt die Reaction zumessen wollte, ich vindicire es blos den aus ihnen fließenden Consequenzen. Diese finden aber hier ihr bestes Terrain. Ruhig kann die feudale Welt ihnen huldigen, denn sie findet Unterstützung in allen Schichten unserer Gesellschaft, im Bürger, unter denen fast der dritte immer ein Hoflieferant ist, in der niederen Volksklasse, die bewundernd die Treffen der Unteroffiziere anstaunt und eine

preußiſche Parade als den Vorgeſchmack des Himmels betrachtet. Das ſind die Leute, welche in die Hände klatſchen, wenn auf öffentlichen Plätzen jetzt bei jeder Gelegenheit die alte Leier „ich bin ein Preuße“ oder „Heil dir im Siegerkranz“ ertönt, das ſind die Leute, welche bei der allerdings noch ziemlich ſparſamen Illumination für die Rückkehr des Prinzen von Preußen, um die Statue des verſtorbenen Königs ſich ſchaarten und antiquirte Volkshymnen ſangen.

Dieſe Reaction iſt, das muß man ihr zum Lobe nachſagen, eine ziemlich offene. Wenigſtens iſt ſie es geworden. Gleich nach den Märztagen freilich trat ſie bedächtig auf — ihre Verfechter namentlich, der magnifique Kamerad von der Garde du Corps, traten nach 11 Uhr Abends in kleineren Kreiſen Gleichgeſinnter in der Bahnhofsreſtauration zuſammen, um dort ihrer Wuth Luft zu machen — faſt hielt man dies bereits für überflüſſig; liebenswürdig plaudert und ſcherzt man über die Tagesereigniſſe in unſerer Hofconditorei des Vormittags und ſchlürft nach Tiſche ſeinen Kaffee in einem Blumengarten vor dem Thore, wobei man ſich denn — wie notoriſch — umarmt, wenn die neueſten volksbeglückenden Nachrichten Ferdinands II. aus Neapel einlaufen. Dies Nachmittagscaſino iſt dann überhaupt der Typus unſeres reactionären Treibens, hier ſammelt ſich Alles, was ihm anhängt, der Lieutenant, der adelige Regierungsreferendarius und der bebänderte Geheimerath.

Wie unter ſolchen Verhältniſſen ein conſtitutioneller Club beſteht, könnt Ihr Euch denken. Anfänglich erregte er gute Hoffnungen. Ein Mann hatte ihn gegründet, der bei vielen Abſonderlichkeiten ſeines äußeren Lebens, die allgemeine Achtung der Stadt genoß, zumal er als Märtyrer des alten Regimes bekannt war. Der ehemalige Schulrath Rättig hatte ſich in Gumbinnen zu deutlich als ein Freund des Staatsminiſters v. Schön und des Paſtor Rupp bewährt. Man fand es daher für gut, ihm bei der hieſigen Regierung eine Rathsſtelle zu ertheilen, wo ihm obliegt, Chauſſeebauten zu controliren. Dieſer Mann gründete einen Verein gegen Reactionäre und anarchiſche Umtriebe, um ſo, wie er ſich ausdrückte, nach zwei Seiten hin Front zu machen. Er lebt noch dieſer Club — ſcheint aber ſeinem Ende unaufhaltſam entgegen zu gehen, da er an einem unheilbaren Fehler, der Langeweile laborirt. Wenn er noch nicht entſchlummert iſt, ſo verdankt er dies zwei bis drei Männern, die ſich in jeder Sitzung undenkliche Mühe geben, ihm Lebenskraft zu verſchaffen, die aber nichts ausrichten werden, einestheils weil ſie die einzigen ſind, die ſich bei Debatten betheiligen, anderntheils weil ihr Auftreten meiſtentheils ein unentſchiedenes iſt.

Dagegen hat in neuerer Zeit ein anderer Club die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich gelenkt, der politiſche Verein. Er nannte ſich früher politiſcher Verein junger Wehrmänner, da es urſprünglich mit in ſeiner Abſicht lag, ein bewaffnetes Corps jüngerer Leute zu bilden, ſpäter aber gab er dies auf, weil das politiſche Treiben in ihm die Oberhand gewann. Er beſteht meiſtentheils aus Geſellen, Arbeitern, vielen freiſinnigen Bürgern, Aerzten und Gerichts-Referendarien. Seine Tendenz iſt eine demokratiſche; — man hat ſie auch eine republikaniſche genannt, ich möchte aber bezweifeln, ob dieſe den Abdruck des Vereins geben würde. Wenn der conſtitutionelle Club ſchläft, ſo wacht und handelt der politiſche und ein edles Feuer der Begeiſterung und Liebe für die gute Sache trägt und nährt ihn. — Er proteſtirte gegen den Miniſtererlaß betreffend die Rückkehr des Prinzen von Preußen, ſo wie gegen den vorgelegten Verfaſſungsentwurf, er drückte den braven Männern ſeinen Dank aus, er ſchloß ſich der Berliner Demonſtration nach dem Friedrichshain durch Abſendung von Deputirten an. Die Erbitterung der Bourgeoiſie gegen ihn war eine heftige. Seine erſten Sitzungen wurden

durch das brutale Benehmen mehrerer Schlächter, Tischler und Uhrmacher gestört — da diese Leute aber später einsahen, daß der Verein in Verfolgung seiner Ansichten ruhig und entschlossen fortfuhr, mußten sie beschämt ihr rohes Auftreten unterlassen. Der politische Verein zählt 411 Mitglieder. In der Person des Herrn Anton Ascher hat er neuerdings einen Deputirten zum Frankfurter Demokratencongreß entsandt — eine Wahl, die von vielen mißbilligt wird, welche die Privatverhältnisse mit dem politischen Charakter dieses Mannes in Verbindung bringen, anderntheils aber eine Wahl, die einen Mann getroffen hat, der durch seinen Verstand und große Rednergabe wohl verdient, als ein Talent bezeichnet zu werden.

## II.

## Zwei Prinzen und zwei Dynastien.

### 1.

### Der Prinz von Joinville.

Die Presse hat kürzlich anziehende Briefe vom Herzog von Joinville veröffentlicht. Existenzen wie die seinen gehören zu den Blumen, welche in der großen Mahd von der Sense der Geschichte zerschnitten werden. Auch er ist, vielleicht ohne Verschulden, dem Verhängnisse der Orleans verfallen. Auch er muß Vergehen sühnen, von denen sein Herz nichts wußte. Er ist verbannt, fern dem Vaterlande, dem Ziele seiner Begeisterung und Jugendträume, muß eine Schmach theilen, die dem Jünglinge fremd geblieben. Denn hat er nicht Hand und Stimme erhoben gegen das System des Geizes und der Lüge, nicht eine Schrift gegen die Regierung veröffentlicht, und fanden ihn die Februartage nicht in der Ungnade seines Vaters? So ist der Prinz von Joinville doppelt zum Märtyrer geworden.

Schon seit einem Jahre hatte ich ein günstiges Vorurtheil für ihn gefaßt und zwar durch eine Anekdote, die mir aus den besten Quellen von einer Pariserin erzählt wurde. Damals unterhielt man sich von der Naivetät der jungen Herzogin von Joinville, der brasilianischen Prinzessin. Man fragte sie, ob sie gern in Paris sei und wie es ihr überhaupt in der neuen Heimath gefalle. „Je m'ennuie en France, je déteste les Francais mais j'aime Joinville" — war die Antwort. Morgens fand gewöhnlich „reception" in den Tuilerien statt, Empfang des Hofzirkels, wobei immer die ganze königliche Familie erschien. Einmal kam aber die junge Herzoginn nicht. Die Königin sagte nachher zu ihr: „Mon enfant, pourquoi n'êtes Vous pas-descendu?" — „Je ne le puis." — „Pourquoi?" — „Cela embête." — Mais qui Vous dit donc ces expressions là?" — C'est Joinville qui le dit, et il a raison, oui cela embête." — „Ja, es verdummt." — Der Prinz hat also die Luft, welche in jenen Räumen weht, um jene Gesichter, Stimmen, Mienen und Geberden weht, die ganze lähmende Atmosphäre von Langeweile und Ermattung, wohl erkannt und sich vor der Ansteckung zu wahren gesucht. Damit sage ich aber nicht, daß ein Sohn des Bürgerkönigs nicht als Prätendent eine Unmöglichkeit in Frankreich ist.

### 2.

### Der Prinz Napoleon von Montfort.

Es gibt schon diesseits eine Vergeltung in den Schicksalen der Völker und Familien. Die Dynastie Louis Philipp's hat das Verbannungswort gesprochen über die Napoleoniden und heute schon sitzen zwei Bonapartes in der Nationalversammlung, welche

den letzten Zweig der Bourbons für immer („à perpetuité“) dem Exile weiht und aus solcher Ironie der Geschichte keine Moral zu ziehen weiß. Die Augen des ganzen Convents blickten nach dem Neffen des Kaisers, dessen Züge an dieser Stätte doppelt ergreifen mußten. Ich kann mir das scharf und feingeschnittene, marmorweiße Cäsarengesicht, das von der italienischen Abstammung etwas Antikes behielt und in diesem Manne wieder jung geworden ist, noch lebhaft vorstellen, wie es mir in Deutschland vor mehreren Jahren oft begegnet, eine wandelnde Erinnerung an den modernen Prometheus. Die Aehnlichkeit mußte täuschend sein, gerade mit der Kaiserperiode, weil der jüngere Montfort wenigstens damals wohlgenährter schien, als man es sonst in seinem Alter zu sein pflegt.

Auf einem Maskenballe, wo er einen blauen Domino trug, der lang niederwallend in weichen Falten, der Gestalt einen höhern Styl gab, war das Bild vollkommen. Ich habe nicht vergessen, wie der Prinz sich gleich einem Kinde freute, fast vor Vergnügen hüpfend, da ich ihm, unter der Verhüllung meiner Kapuze, zum Scherz als sein eigen Conterfei eine fingerlange Statue des Kaisers von Eisen reichte, welche wirklich selbst in den kleinen Linien das verwandte Gepräge, das nämliche Profil dessen zeigte, welcher das Figürchen gleichsam als ex voto in den Händen hielt und sich nicht mehr davon zu trennen versprach. Er nahm es wie ein gutes Zeichen, eine Verheißung, denn er ist nicht ohne Ehrgeiz; und wie könnte man es auch sein, wenn man diese Züge, diesen Namen trägt? Vielleicht auch nicht ohne Aberglauben, ohne Erbtheil vom Fatalismus des Siegers der Pyramiden?

Der Prinz galt uns für lebhaft und geistvoll. Er beschäftigte sich und hatte wissenschaftliches Streben. Zu der Zeit wo ich ihn kannte fesselte ihn die Phrenologie — vielleicht eben auch der angestammte Drang nach Schicksal und Wunder — die Phrenologie, welche damals in voller Mode war. In der altersbraunen Kirche eines Nachbarstädtchens hatte man an einem Gruftgewölbe Ausbesserungen gemacht und dabei viele vergessene Schädel zu Tage gefördert. Der Prinz wählte die Kirche im Rebenthale zum Ziele seiner Spazierfahrten und brachte nicht selten so viel Todtenköpfe als der Wagen fassen mochte, zu Studien nach Hause. Auf den Schlachtfeldern seines Oheims hätte er eine reiche Erndte von Forschungen machen können.

Wenn Napoleon Montfort dem Kaiser Napoleon glich, so war die Aehnlichkeit des älteren Prinzen von Montfort mit dem Consul Bonaparte überraschend. Ein Portrait des Letzteren in der auch an Familienreliquien so reichen Gallerie Leuchtenberg zu München, wenn ich nicht irre von Appiani gemalt, erinnerte sehr an den jüngern Jerôme, besonders durch einen gewissen feinen Zug am Munde. Prinz Jerôme war graziös im Salon, und Franzose genug, sich mit leichter Anmuth in der Plauderei zu bewegen. Nicht ohne Wehmuth hörte ich den Jüngling mit den Zügen des mächtigen Corsen, mit seinem Rabenhaar, seinem Lavaauge, von der Zukunft sprechen, die mit einer Königskrone über seiner Wiege schwebte. Was blieb ihm übrig? Schöne arabische Pferde nach dem Tacte reiten zu lehren. „Une épaulette de plus ou de moins — voilà tout!“ sagte er herb mit wegwerfendem Achselzucken. Sie hat ihn umgebracht diese épaulette. Wenn der Prinz im Strudel der Zerstreuungen versank, war es nicht die thatenlose Leere und Hoffnungslosigkeit seines Daseins, die ihn zu dieser Selbstzerstörung trieb? So bleibt von all der verheißungsvollen Jugend nichts als ein frühes einsames Grab. Man wird wenigstens jetzt unserer Zeit nicht mehr vorwerfen können, daß man in ihr aus Mangel an Handlung stirbt. Im Augenblicke wo ich dieses schreibe, zuckt ein Blitz aus dem Kaiserreiche durch ganz Paris, das

Ludwig Napoleon zur Nationalhalle leitet. Wird der Stern des Kaisers noch einmal über Frankreichs Geschicke entscheiden? So wenig, glaube ich, als im Alter noch einmal die Sonne der Jugendliebe aufgeht.

E. N.

## III.

## Wochenbericht aus Wien.

Die Arbeiter und die Radikalen. — Ein demagogischer Koch. — Entstellung der Prager Vorfälle. — Der Sicherheitsausschuß und direkte Wahlen. — Der Reichstag. — Die Finanzen. — Der östreichische Buchhandel.

Rechnen wir die Prager Ereignisse ab, von denen wir hier nur den Eindruck zu berichten haben, so ist diese Woche ziemlich still, doch darum nicht bedeutungslos vorübergegangen. Zwar hatten sich am Montage die Arbeiterunruhen wieder erneuert und ein Theil derselben war auf die früheren unstatthaften Forderungen zurückgekommen; dies aber gab nur Gelegenheit, den eingeschlagenen Weg der Festigkeit auf's Neue zu bewähren. Die Nationalgarde wurde aufgeboten und blieb den ganzen Tag unter den Waffen; die störrischen Arbeiter beruhigten sich zuletzt wieder. Diese Vorgänge fanden jedoch nicht statt, ohne Mißstimmung von beiden Seiten zu erzeugen. Die Arbeiter klagten über die unnöthig erscheinenden Demonstrationen und stellten es in Abrede, daß ihre Forderungen und Zusammenrottungen dergleichen hinreichend begründet hätten. Bürger und Nationalgarden hingegen waren ungemein aufgebracht, auf's Neue ihren Geschäften entzogen zu werden, um während des ganzen Tages auf dem Glacis den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt und auf ein ruhiges Zusehen angewiesen zu werden. Sie erklärten, einmal ordentlich darein feuern zu wollen, um all' der Aufhetzerei und Ungebührlichkeit ein Ende zu machen, und es wurde bei dem Sicherheitsausschuß dergestalt laute, bittere Klage über das gebotene passive Verhalten geführt, daß man sich dort sogar zu dem etwas unbedachten Versprechen verleiten ließ, es sollte ihnen bei irgend einer Erneuerung solcher Vorfälle der gehörige Gebrauch ihrer Waffen nicht weiter versagt werden; nun, man wird sich diese Sache noch etwas überlegen und dürfte durch genaue Diagnose des Uebels des stets bedenklichen Heilmittels der bleiernen Pillen doch noch zu entrathen wissen. Es ist für den ersten Augenblick wohl auffallend, woher diese steten Arbeiterunruhen herrühren, insbesondere wenn man das jetzige Loos des Arbeiters mit dem früheren oder mit dem anderer Stände, z. B. der Soldaten vergleicht. Während der Umschwung der Zeit allen andern Ständen die schwersten Sorgen und härtesten Entbehrungen auferlegt, scheint es beinah, als ob man diesem das so lange angethane Unrecht nun mit Zinsen und Zinseszinsen vergüten wollte. Allein diese plötzliche Enthebung aller Sorge und des drückenden Mangels führt bei Vielen auch den Uebermuth herbei; dazu kommt, daß man aus der zugewiesenen Arbeit mehr Spaß und Unterhaltung als Ernst macht und dadurch auch sehr viel Gesindel herbeilockt: dadurch geräth man jetzt in die Nothwendigkeit, eine strengere Ausscheidung vorzunehmen und namentlich thut es Noth, die vielen liederlichen Weibsbilder, die sich herandrängten, fortzuschaffen, doch wären unsers Erachtens die Arbeiter nicht nur nach den Provinzen ihrer Zuständigkeit, sondern auch nach den Gemeinden, wohin sie gehören, zu verweisen und dort auf deren Kosten ihnen Arbeit zu verschaffen. In jedem Fall ist es der ärgste Mißgriff, der sich wohl denken läßt, zahlreiche Schaaren von Arbeitern, Männer und Weiber unter einander gemengt, im Prater oder der Brigittenau gleichsam wie auf Kirchtagen oder wie zu Wallfahrten zu versammeln und allerlei Unfug Thür und Thor

damit zu eröffnen; weiterhin ist nicht zu übersehen, daß bei der Mühe, die man sich gibt, den Arbeiter allseitig zu bilden, nichts ihm so lehrreich geworden ist, als die neueste Geschichte — der Regierung, welche darauf hinauslief, daß sie seine eigene ward. Das ist nun wohl auch, wie wir schon in früheren Berichten darthaten, hinreichend eingesehen und verbessert worden, und der Sicherheitsausschuß, der sich jetzt so wenig wie früher zu irgend einer Concession verstand, hat den Arbeitern sehr ernstlich bedeutet, wie die Nationalgarde entschlossen sei, weiterer Ungebühr ein Ziel zu setzen. Fragen Sie jedoch über all' dieses unsere Radikalen, so werden sie Ihnen sagen, daß der Sicherheitsausschuß Unrecht hat, eben so die Bürger und Nationalgarde, und es lägen nur Hetzereien der Aristokraten zu Grunde, um Bürger und Arbeiter mit einander zu entzweien. Diese Argumentation erhielt auch ihre Bekräftigung durch die Verhaftung eines ehemaligen Kochs des Grafen Fiquelmont, der das Volk aufgewiegelt haben soll. Fürwahr die Art und Weise, wie diese Herren ihre Brillen färben, macht ihnen die nächsten Gegenstände in ihrer Umgebung noch unkenntlicher, als es ehemals den Aristokraten und Bureaukraten mit den ihrigen geschehen. So wird rücksichtlich der Prager Vorfälle jetzt unisono gegen Czechenfresserei und Militärdespotismus auf den Bericht der Wiener Deputation hin gepredigt. Ich vermuthe, daß Ihre directen Berichte aus Prag Ihnen den Hergang der Dinge in ein anderes Licht stellen. Unbefangene und Wohlunterrichtete schildern uns dieselben in der Art, daß, hätte die Swornost die Oberhand erhalten, die Czechen wahrlich nicht über den Leichen des Militärs ihren deutschen Brüdern die Hand gereicht haben würden, wir glauben vielmehr aus guter Quelle versichern zu können, daß den Letzteren Mord und Plünderung zugedacht war. Allein unsere Ultrademokraten sehen und hören nichts weiter als Reaction, und in dem Gedanken, daß Barrikaden vom Volk errichtet, durch den verhaßten Windischgrätz zerstört wurden, erstirbt jede weitere Betrachtung.

Der Czeche, der seinen Ingrimm so wenig zu bergen wußte, daß er ihnen die deutsche Cocarde vom Leibe riß und mit Füßen trat und ihnen am eigenen Heerde Spottlieder sang (wie sie diese Blätter selbst in No. 23 wiedergeben), ist ihnen nun ein lieber Bruder geworden und sie nehmen am Ende den Russen als dritten im Bunde auch noch dazu, wenn er ihnen einredet, daß es nur dem östreichischen Adel und Militär gelte. Eine unwillkürliche Ideenassociation läßt uns hierbei anführen, daß, wie uns aus zuverlässiger Quelle angegeben wird, viel russisches Geld den Geldwechslern dargeboten wird. Ehre den Vorkämpfern des Volkes im März und im Mai, allein wie jetzt die Dinge stehen, scheuen wir uns nicht zu bekennen, daß wir mehr Loyalität und Patriotismus in jenen verfehmten Reihen des Adels und des Kriegerstandes, als unter den Demagogen und ihren Mirmidonen finden. Zum Glück sind diejenigen, welche die Zügel jetzt halten, bessern Sinnes und zum Glück halten sie sie straffer, als sie früher gethan; so hat die Festigkeit des Sicherheitsausschusses auch eine wohlthätige Rückwirkung auf das Ministerium geäußert, und ungeachtet des Drängens und Treibens, den gemachten Concessionen im Wahlact noch die der directen Wahl hinzuzufügen, blieb dasselbe diesmal standhaft und ließ die Brandung der radikalen Presse an sich heranstürmen. Hoffentlich gehen wir hiermit auch einem geregelten Zustande immer mehr entgegen, und der ersehnte Zeitpunkt der Reichsversammlung, der wohl nur auf sehr kurze Zeit aufgeschoben ist, führt uns dazu. Daß Erzherzog Johann als Stellvertreter des Kaisers berufen war, dieselbe zu eröffnen, ist ohnedies bekannt. Wir können uns hierzu nur Glück wünschen, wie sich dies in unseren früheren Aeußerungen über diesen Prinzen genugsam ausspricht. Ein wichtiger Act steht uns noch bevor: die Wahl der

Abgeordneten; es war in dieſer Hinſicht der lobenswerthe Antrag geſtellt worden, die für Wien beſtimmten Wahlmänner zuſammen und nicht nach Bezirken zuſammen zu rufen, wodurch es kaum zu beſorgen geweſen, daß es zur Erwählung unwürdiger Candidaten kommen könne, allein das Miniſterium verſagte ſeine Zuſtimmung. Diejenigen, welche Wien kennen, werden über die Frechheit derjenigen ſtaunen, welche ſich in der Candidatenliſte vorfinden. — In den äußeren Verhältniſſen hat der Erfolg unſerer Waffen nach Venedig hin die Hoffnung auf denjenigen der eingeleiteten Unterhandlungen bedeutend verſtärkt; letztere haben insbeſondere die Stimmung unſerer Börſe auf eine ſo überwiegende Weiſe beherrſcht, daß weder das ferne Bombardement von Prag, noch die nahen Trommeln des Generalmarſches in Wien ſelbſt, die vorwaltende Tendenz zu beirren vermochte. Die Börſe iſt gewiſſermaßen darin wie die Demokratie und blickt nur immer nach einem Fleck; nichts deſtoweniger ſieht es nach andern Richtungen bedenklich und hinſichtlich der Finanzen kläglich aus. Erſparniſſe werden wohl von allen Seiten eingeleitet und ſchon jetzt wird den Beamten von 1000 Fl. Gehalt an 5 pCt. und von 3000 Fl. an 10 pCt. Abzug auferlegt; allein wie wir hören wird hiermit noch keine halbe Million erzielt werden. Leider iſt der Zopf nirgends länger und dicker als bei unſerer Finanzverwaltung ſtehen geblieben: dem öſtreichiſchen Buchhandel, ohnehin durch die Journaliſtik und die allgemeinen Einſchränkungen halb und halb ruinirt, ward durch das Silberausfuhrverbot, der Gnadenſtoß gegeben; das Anſuchen zur Abfuhr von 200,000 Fl. hinſichtlich der nothwendigſten Saldi des geſammten Wiener Buchhändlergremiums ward unnachſichtlich verweigert und kein Zweig der Induſtrie liegt jetzt in Oeſtreich ſo ſehr danieder, als eben der Buchhandel, welchem das freie Oeſtreich eine neue Aera verhieß. P.

## IV.

## Die böhmiſche Verſchwörung.

(Aus Prag.)

„Tauſend Mal lieber die ruſſiſche Knute als die deutſche Freiheit!" Hawliczek.

Auf das tolle Getreibe des kurzen Slavenreichstags und auf den Kanonendonner der Schreckenstage iſt jetzt eine unheimliche Stille gefolgt. Die rothen Hoſen und violetten Mäntel des Panſlavismus, die ſarmatiſchen Pelzmützen und die blauweißrothen Leibbinden ſind plötzlich wie ein böſer Spuk von den Straßen verſchwunden; ſogar die Töchter des Bierwirthes Faſter und ſeine gewaltigen Mägde, welche Libuſſa's und Wlaſta's goldenes Zeitalter wieder heraufbeſchwören wollten, haben Piſtolen und Meſſer niedergelegt und die mörderlich kurzen Amazonenröcke mit der gemeinen Tracht des 19. Jahrhunderts vertauſcht. Es iſt um den Verſtand zu verlieren oder am Verſtand dieſes Volks zu verzweifeln, wenn man denkt, daß Bomben und Granaten dazu gehörten, dieſem Mummenſchanz ein Ende zu machen. Die ſchweren Geſchütze, die vom Hradſchin herabdrohen, und das Standrecht werden eine Wiederaufführung der czechomaniſchen Tragikomödie verhindern, aber viel Waſſer muß noch die Moldau hinunterfließen, ehe Prag die Nachwehen des Sturmes verwunden haben und das Gefühl der Sicherheit vollſtändig zurückkehren wird. Die verſprengten Swornoſtritter bemühen ſich die ſinnloſeſten Gerüchte auszuſtreuen. Bald ſoll Windiſchgrätz abgeſetzt und der Banus Jellaczicz vom Kaiſer zum Oberſtburggrafen ernannt ſein, bald wieder rückt ein ruſſiſches „Befreiungsheer" durch Schleſien und Mähren heran, um Böhmen zu „ſchützen," und

endlich heißt es, daß die Wiener Studenten sich mit dem „demokratischen" Czechenthum gegen die Reaction verbündet hätten und eine Schlacht am weißen Berge schlagen wollten*). So lächerlich diese Erfindungen aussehen, tragen sie doch dazu bei, die schwüle Stimmung noch schwüler zu machen; dazu gibt der stockböhmische Pöbel seinen Ingrimm durch das feinste Mienenspiel zu erkennen. Unter den Deutschen herrscht deshalb noch Angst und Furcht vor meuchlerischen Anfällen, anonyme Brandbriefe drohen mit blutiger Rache und ich möchte wirklich manchen Leuten nicht rathen, des Abends ohne Begleitung über den weiten Viehmarkt oder durch's Karolinenthal spazieren zu gehen. Die Luft riecht, so zu sagen, ein wenig nach Posenschen Zuständen. Dieses Souvenir haben uns unsere lieben polnischen Gäste hinterlassen, diese geheimen Confusionsräthe aller europäischen Revolutionen, die Taufpathen aller Krawalle und die flinken Todtengräber jeder vernünftigen Freiheit. Sie halten es für ihre heilige Pflicht, den politischen Neulingen überall mit ihren „Erfahrungen" an die Hand zu gehen. Es gelingt ihnen auch, bald da, bald dort einen Sprühteufel voreilig anzustecken und sich gewöhnlich selbst dabei die voreilige Nase zu verbrennen. Sie reisen in Revolution, wie andere Leute in Wolle oder Wein, und als Verschwörer von Profession verderben sie mit ihrer kleinen Pfiffigkeit und ihrem bodenlosen politischen Unverstand jedes gute Spiel und jede ehrliche Bewegung. Ich möchte aber vor Allem die Revolutionärs aller Länder vor ihrer Kameradschaft warnen; denn wer sich mit den Polen einläßt — das lehrt die Geschichte von einst und jetzt — hat unfehlbar Unglück.

Indeß haben die Czechomanen ihre geistige Verwandtschaft mit dem Polenthum glänzend bewiesen und sich wo möglich noch verrätherischer und zugleich sinnloser als jemals die Posener gezeigt. Ihre Schilderhebung trägt durchaus den Stempel der Verschwörung gegen Oestreich und des gegenseitigen Verraths unter den Theilnehmern. Die adeligen und die sogenannten demokratischen Swornostbrüder suchten einander gehörig zu dupiren. Die kleinen Wallensteins — die Thuns, die Nostize und die Wurmbrands — wollten vorerst nur das deutsche Ministerium stürzen, Prag über Wien erheben und schrittweise die slavischen Majordomusse der Monarchie werden; die demagogischen Einfaltspinsel, auf deren Schultern sie emporzusteigen dachten, wären leichten Kaufs abgefertigt und die ganze östreichische Revolution ein reiner Profit des Adels geworden. Einzelne waren kindisch genug, sich im Geiste schon als Woywoden oder Könige Böhmens zu sehen. Solcher Prätendenten in spe gab es mehrere zugleich, ohne daß Einer von den Plänen des Andern wußte. Villani's Bekenntnisse sollen darüber pikante Details geben. Anderseits wollten die demokratischen Czechomanen den Adel so lange gebrauchen, bis es zum Bruch mit dem Kaiserthum und zur Bildung des neuen westslavischen Reiches käme. Bei ihrer unglaublichen Naivetät in politischen Dingen schien ihnen das ein Kinderspiel und so überstürzten sie sich. Zum Glück für die Deutschen also wuchs die Bewegung schon in der Mitte des Maimonats den intriguanten Cavalieren über den Kopf. Bei der Kunde vom 15. Mai aus Wien wollte die Swornost losschlagen. Graf Thun dagegen versprach sich die Losreißung Böhmens auf anderem Wege; er ließ die Haupthähne der Swornost zu sich kommen und machte sie für die Ruhe Prags verantwortlich. Wenn die Stadt, sagte er, nur eine Stunde

*) Den jesuitischen Emissären der Swornost scheint es in der That gelungen zu sein, einem Theil der Wiener Jugend ihren Kampf als einen demokratischen und „brüderlichen" darzustellen. Wir Deutschen sind so gläubig! In Pariser Blättern erzählen die slavischen Correspondenten, die heldenmüthigen Tschèkes hätten die Republik ausgerufen, natürlich die demokratisch-synthetisch-analytische Republik! —

lang in ihrer loyalen Haltung gestört wird, so hängt Ihr beim nächsten Morgengrauen vor Euern Hausthüren! — Wie so? — Weil Ihr Alles dadurch verderben würdet. Wenn sich Prag jetzt durch Patriotismus und Loyalität auszeichnet, so gelingt mein Plan und binnen sechs Wochen stehen wir am Ziel unserer Wünsche. Mein Kopf bürgt dafür. — Nun wurde durch Adressen und Deputationen Alles aufgeboten, den Kaiser nach Prag zu bekommen. Es mißlang, großentheils durch die entschiedene Einsprache des Magyaren Pulßky. Die After-Wallensteins bissen sich auf die Lippen und versuchten es mit der provisorischen Regierung. Als auch diese vom Kaiser nicht bestätigt wurde, war die Swornoſt nicht mehr zu halten. Der Aufstandsplan wurde wie ein öffentliches Geheimniß besprochen und Thun unter eigenthümlichen Umständen gefangen genommen. Eine Deputation der Swornoſt begab sich zu ihm und stellte ihm vor, daß sein Leben gefährdet sei und daß Attentäter ihm auflauerten, er müsse sich daher unter ihren Schutz begeben. Der Graf, der die gemüthliche Natursprache der Slaven verstand, antwortete mit größerer Offenheit: Ich sehe, daß Ihr mir mißtraut, ich will Euch aber zeigen, daß ich Euch traue. Und er ließ sich in ihre Festung, die Aula, abführen. — Den weitern Verlauf der Ereignisse kennen Sie. Daß der Kampf mit einem Meuchelmord eingeweiht wurde, ist jetzt außer allem Zweifel. Die Kugel, welche die Fürstin Windischgrätz in ihrem Zimmer traf, war für den Fürsten bestimmt gewesen. Von den Greuelthaten der Panslaviſten, die nun Jedermann mit eigenen Augen gesehen haben will, von den Ohren und Nasen und Händen, die sie ihren Gefangenen abhackten u. s. w., will ich vor der Hand so wenig als möglich glauben; wichtiger scheinen mir folgende Charakterzüge:

Während des Kampfes der tschechischen Demokratie gegen den deutschen Servilismus ist gestohlen worden und zwar nach Noten und ohne Unterschied der Nationalität; deutsches und czechisches Eigenthum wurde mit merkwürdiger Unparteilichkeit behandelt. Ferner haben die czechischen Studenten, welche das Landvolk zum Sturm auf Prag führen wollten, Argumente gebraucht, welche an die Beredsamkeit der Posenschen Propaganda erinnern; die modernen Hussiten wandten sich an die katholische Bigotterie der Bauern und forderten sie zum Schutz der heiligen Jungfrau und ihrer Religion auf. Diese Taktik hat unter Andern auch der jetzt gefangene Arnold befolgt; derselbe Czechomane, der noch vor Kurzem durch seine populären Broschüren gegen die Jesuiten sich bekannt gemacht. Aehnliche Trugmittel, wie bei der Aufwiegelung gegen die Parlamentswahl, wurden außerdem auch nicht gespart; glücklicher Weise ohne Erfolg. Polnisch war auch ihr Sanguinismus. Gelang es der Swornoſt, sich Prags zu bemächtigen, so konnte sie vielleicht galizische Szenen in der Stadt und auf dem Lande gegen deutsche Herrschaften und Bürger hervorrufen, bis nach kurzer Frist ein Paar bairische, sächsische und preußische Regimenter, im Verein mit den östreichischen, die Bande erdrückt hätten. Das Blutvergießen und die Zerstörung wären zehnmal größer gewesen. Dieses Unglück hat der tapfere Windischgrätz abgewendet. Man bete aber nicht der Swornoſt nach, die sich einbildet, sie hätte Deutschland auf's Haupt schlagen und Oestreich auffressen können, — wenn nur eben der verd— Windischgrätz nicht gewesen wäre. — Ueber den Proceß gegen die Gefangenen, der mit großer Heimlichkeit geführt wird, nächstens. Wir fürchten die Schwäche der Regierung. Man wird die kleinen Diebe hängen und die großen laufen lassen. Die letztern haben hohe Verwendung für sich, die erstern werden sich bei den Wiener Radikalen einschmeicheln und beweisen, das „freie Czechenthum sei nothwendig als Vormauer Deutschlands gegen" — Windischgrätz. Ungefährlicher sind die aufrichtigen Deutschfresser, die mit Hawliczek brül-

len: „Tausendmal lieber die russische Knute, als die deutsche Freiheit!“ und wir möchten ihnen die Erfüllung dieses frommen Wunsches nicht mißgönnen, — für ihre Person nämlich. —

## V.

## Das Ministerium Camphausen und die Nationalversammlung.

Binnen einem Vierteljahre haben wir nun zwei Ministerien den Weg alles Fleisches gehen sehen: das Arnimsche und das Camphausensche. „Das kommt von solchen Pöbeltumulten! Das Militär wird am Ende doch wieder die Kastanien aus dem Feuer holen müssen,“ rufen die Reactionärs — „wir treten aus dem Regen in die Traufe,“ schreien die Radikalen. Alle Parteien sind am Ende darüber einig, daß Camphausen's Rücktritt ein Unglück ist. Nicht, als ob seine geistigen Fähigkeiten unersetzlich wären: sondern weil ein Mann von seiner allgemein anerkannten Honnêteté nicht leicht zu finden sein dürfte, weil das feste Vertrauen in seine Rechtschaffenheit sich schwer auf einen andern wird übertragen lassen. Wir bedürfen aber in diesem Augenblicke fast noch mehr bewährter Charactere, als eminenter Talente. Dem Mißtrauen, dieser trefflichen Handhabe für die Zwecke der reaktionären, wie der wühlerischen Partei, muß der Boden entzogen werden. —

Sie kennen wohl schon die neueste Kombination: Präsident Auerswald, Schreckenstein für den Krieg, Rodbertus Kultus, Kühlwetter Inneres, Märker Justiz, Milde Handel, Gierke landwirthschaftliche Angelegenheiten, Hansemann Finanzen. —

Der Letztere soll sich viel darauf zu gute thun, daß es ihm gelungen ist, ein Kabinet aus allen Fraktionen zusammenzusetzen: als ob diese unglückselige Vermischung der fremdesten Elemente nicht eben mit ein Hauptgrund zum Sturze des vorigen Ministeriums gewesen wäre. Hat der Finanzminister vielleicht selbst eine Ahnung von dem Schicksale seines neuesten Machwerkes, da er es wahrscheinlich ablehnt, demselben zu präsidiren, und sich wieder in den kühlen Schatten der Geldangelegenheiten zurückzieht? Wenn man sein zurückhaltendes Benehmen in allen bisherigen politischen Lebensfragen beobachtet, sollte man fast glauben, er wolle eben nur mit allen Parteien auf freundschaftlichem Fuße stehen, um unter jeder Regierungsform Raum für seine finanziellen Operationen zu gewinnen. —

Man sagt, das neue Ministerium habe dem Könige die Bedingung gestellt, daß die Potsdamer Kamarilla ihren Einfluß gänzlich aufgeben müsse, daß die königlichen Adjutanten von den Ministern ernannt würden und er selbst 4 Tage jeder Woche in Berlin zubringe. Was hilft das Alles, wenn noch immer der Verdacht bleibt, daß die Kamarilla im Ministerium selber steckt? — Daß der König wieder nach Berlin kommt, scheint nothwendig: schon aus dem einfachen Grunde, weil man ihn sonst mit Gewalt holen würde. Schon ist dieser Plan aufgefaßt, schon schreien die „anständigen Gassenjungen“: der König muß nach Berlin vor een Sechser. Natürlich, der Revolution geht sonst die bewegende Kraft aus. Eine Zeit lang rollte sie weiter, durch die vis inertiae — dann gewann sie neuen Aufschwung, als ihre brandenden Wogen gegen das Zeughaus schlugen — jetzt herrscht hier die gräßlichste Apathie: man muß für einen neuen Stein des Anstoßes sorgen. — Auch der Reaction, die bei den Ereignissen vom 14. eben so thätig war als die Anarchie, wäre ein weiterer Zusammenstoß ganz angenehm. Kamarilla und Wühler säen Haß, Zwietracht und Mißtrauen, um die Sache zum Klappen zu bringen; die Mittel beider Parteien sind, wie immer dieselben, so verschieden ihre Endzwecke sind. Den Rechtlichen in der Mitte aber

fehlt vor allen Dingen Energie und Rührigkeit, zum Theil eben, weil sie keine grob egoistischen Absichten im Auge haben. — Ich gestehe offen, daß ich die zerfressenden Wirkungen jenes künstlichen Mißtrauens bei weitem mehr fürchte, als wirklichen Verrath. Ein Bund mit Rußland zur Herstellung des Absolutismus scheint mir undenkbar.

Camphausen's schneller Sturz ward hauptsächlich dadurch begründet, daß er zu früh Minister ward. Daß Arnim's Kabinet fallen und zwar schleunigst fallen mußte, verstand sich von selbst. Es wäre aber besser für das Land gewesen, wenn es sich bis zum Zusammentritt der Nationalversammlung gehalten hätte, um dann durch Camphausen gestürzt zu werden. Dann wäre dieser, gehoben und getragen von einer bedeutenden Fraktion der Constituante, durch das souveraine Volk, nicht durch königlichen Ruf Ministerpräsident geworden: er wäre nicht vom Fürsten an die Spitze eines selbstfabrizirten Kabinets gestellt, sondern hätte sich sein Kabinet gebildet. Von vorn herein hätte er dann die Verhältnisse in anderm Lichte gesehen und sie hätten auch wirklich anders gelegen. —

Es war ein Irrthum, wenn Camphausen und die übrigen Mitglieder des alten Kabinets sich für verantwortliche Minister hielten. Als solche durften sie ein so gemischtes Ministerium, wo die verschiedenartigsten Elemente des alten büreaukratischen und des neuen volksthümlichen Lebens sich nicht unterstützen, sondern nur gegenseitig die Hände binden konnten, sich nicht gefallen lassen; durften sich nicht vom Könige einen Verfassungsentwurf aufdringen lassen, an dessen Annahme oder Verwerfung sie nach ihrem eignen naiven Geständnisse ihre Existenz zu knüpfen nicht gesonnen waren; durften sich nicht im weißen Saale in Uniform stecken lassen und hundert andere Dinge mehr. —

Ja, ein verantwortliches Kabinet war überhaupt, gleich nach dem 18. März noch eine Unmöglichkeit — schon weil kein Gesetz existirte, das man der Verantwortlichkeit zum Grunde legen konnte, weil überhaupt der Rechtsboden des Absolutismus zerbrochen war, auf dem die streitenden Parteien, König und Volk, bisher gestanden und ein neuer erst geschaffen werden mußte. Es war nur die Wahl denkbar zwischen einer provisorischen Regierung und einem Ministerium im alten Style, mit mehr oder weniger reaktionären Elementen. Um sich auf die Dauer zu halten, mußte man offenbar den ersten Weg einschlagen. Man mußte festhalten an den Sätzen: wir sind eine unmittelbare Geburt der Revolution — das Volk hat sich in der Nacht vom 18. März für die Fortdauer des Königsthums ausgesprochen, indem es am Throne inne hält, sich selber eine Grenze setzte — wir sind berufen, mit der Nation die neue Verfassung auszuarbeiten und sie dann dem Könige mit der Krone zugleich zur Annahme oder Ablehnung darzubieten. Das wollte das Ministerium nicht: Camphausen hat es selbst in der Nationalversammlung ausgesprochen. Man zog es vor, fortzuregieren mit den Mitteln des alten Systems, so viel davon noch übrig war und die Löcher durch volksthümliche Elemente möglichst zu stopfen. Statt auszurotten und festzustellen, wollte man „transigiren und vereinbaren," hier ein Stückchen abnehmen und dort ein Stückchen zusetzen, bis endlich ein Flickwerk von Juste Milieu zu Stande käme. Man läugnete die Revolution nicht, aber man wollte sie auch nicht anerkennen — man hatte den richtigen Takt, den König in den Hintergrund zu schieben, aber man gestattete ihm den unmittelbarsten Einfluß auf die wichtigsten Erlasse. Man mochte sich der Souveränität des Volkes eben so wenig entziehen als der fürstlichen: man dachte zweien Herren zu dienen und das war der ganze Unterschied von den frühern Ministern, die nur Einen gekannt. Natürlich zerfiel man dabei mit beiden Parteien. —

Die Folgen dieſes unſeligen Schwankens ſind bekannt genug: ſie liegen in Poſen und Schleswig klar vor aller Augen — ſie zeigen ſich in der freiwilligen Anleihe, in der ungebrochnen Macht des Junkerthums, der Büreaukratie und des Geldſackes, unſrer dreifachen Reaktion, in dem ungeordneten Zuſtande der Nationalgarde und in tauſend andern Dingen. Ein Miniſterium Arnim hätte uns bis zum 22. Mai nicht *mehr* ſchaden können. Doch gehen wir hinweg über jenen Zeitraum voll Mißgriffen vom 18. März bis zum Zuſammentritt der Nationalverſammlung, zumal da in dieſen Tagen, ohne Stützen *in* und aus dem Volke, wohl Wenige den Muth gehabt hätten, *die* Verantwortlichkeit zu übernehmen, welche Camphauſen von ſich ablehnte. Aber mit dem 22. Mai änderte ſich Alles: jetzt hatte das Miniſterium die Deputirten der Stadt um ſich — jetzt konnte man mit Recht erwarten, daß es ſich mit ihnen zuſammen als proviſoriſche Regierung betrachten würde. Statt deſſen blieb es auch jetzt auf dem alten Wege der „Transaction" und das iſt der Vorwurf, der es mit Recht trifft. —

Dieſe Verſammlung muß doch nun einmal — faute de mieux — die Vertreterin des Volkswillens vorſtellen. Es iſt die Schuld des alten Regimes, daß eine aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene Conſtituante eben nicht beſſer ausfallen *konnte*: der Regierung iſt dabei wahrlich kein Vorwurf zu machen. Das Volk war politiſch verwahrloſt, ſo ungebildet, daß es an vielen Orten die Bedeutung der Wahlen nicht begriff, ja Scherz und Spott mit ihnen trieb: und man hatte keine Gelegenheit gehabt, wirklich befähigte und zugleich charakterfeſte Staatsmänner kennen zu lernen, wenn ſolche überhaupt unter der alten Büreaukratie herangewachſen waren. Was man kannte, das waren einige ci devant Liberale: man wählte ſie und wunderte ſich, daß Liberalismus vor und nach dem 19. März zwei ganz verſchiedne Dinge ſind — einige Oppoſitionelle à tout prix: man war erſtaunt, daß ſie ſich nicht als Genies erwieſen und, mit der wirklich errungnen Freiheit, gleich unſern politiſchen Dichtern, alle Spitzen und Pointen verloren hatten — einige Beamte und Pfarrer, die mit dem alten Syſtem ſchlecht geſtanden. Unwiſſenheit der Maſſe und Mangel an bekannten politiſchen Größen — die natürlichen Folgen des alten Syſtems — haben all die jetzigen Klagen über unſere Conſtituante veranlaßt: nicht die indirecten Wahlen (?). Im Gegentheil haben die Provinzen zum großen Theil es gerade dieſen zu verdanken, daß ſie doch noch leidliche Stellvertreter erhielten. So wenigſtens in Altpreußen. —

Wenn aber auch die ganze Verſammlung leider nicht eine einzige bedeutende politiſche Capacität aufzuweiſen hat (Jacoby iſt kein Redner), ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß die Linke in vieler Beziehung im Vortheil iſt. Sie ſind den neuen Zuſtänden mit Leib und Seele ergeben; ſie wollen eine ſtarke demokratiſche Conſtitution: der ganze Unterſchied iſt der, daß die äußerſte Linke durch die Verfaſſung die Republik anbahnen, das Centrum das Königthum fixiren will. Im linken Centrum ſitzen Communalbeamte, Bauern, Lehrer und einfache Bürger. Auf der äußerſten Linken haben ſich vorzüglich alle diejenigen verſammelt, die unter dem alten Gouvernement recht eigentlich „mißliebige Subjecte" waren — einige Zeltenredner, daneben auch einzelne Bauern. Der übrige Theil der Linken neigt ſich der Rechten ſo ſtark zu, daß er kaum davon zu unterſcheiden iſt: er iſt meiſt von königlichen Beamten beſetzt. — Die Rechte zerfällt in zwei Reactionen. Die äußerſte, mit ihren Geheimeräthen und andern Trümmern der alten Zeit, denkt wohl noch an eine Wiederkehr der ſchönen Tage von Aranjuez: die übrigen, Prediger und Juriſten, ſind preußiſch geſinnt. — Gänzlich bedeutungslos iſt das Centrum. Außer einigen katholiſchen Geiſtlichen ſitzen hier Bauern, die immer aufſtehen, wenn Gelegenheit dazu iſt: häufig ſogar bei der Abſtimmung und der Gegenprobe.

Das Miniſterium mußte ſich nun offenbar auf das linke Centrum ſtützen: damit hatte es zugleich die äußerſte Linke für ſich gewonnen, da beide Fractionen noch Hand in Hand mit einander gehen. Es brauchte deshalb kein pater peccavi zu beten, ſondern das einfache Geſtändniß Camphauſen's genügte, man habe ſich vor dem Zuſammentritte der Verſammlung zu kräftigen revolutionären Maßregeln nicht für ermächtigt gehalten. Es beging aber den großen Fehler, auf die zahlreichere Rechte ſeine Hoffnungen zu ſetzen und zugleich mit der katholiſchen Geiſtlichkeit zu unterhandeln. Das war eben ſo unrecht, als unrichtig. Die Linke blieb nur ſo lange in der Minorität, als es ſich um Prinzipienfragen handelte, ſobald praktiſche zur Debatte kamen, erhielt ſie zahlreiche Unterſtützung aus den Reihen der Rechten, von allen denen, die je unter dem Drucke der alten Verhältniſſe zu leiden gehabt. — Eben deshalb bemühte ſich das Miniſterium auch, die Linke in rein theoretiſche Fragen zu verwickeln und bereitete ihr durch die Adreßdebatte die erſte Niederlage.

Eine zweite verſchuldete die Linke ſelbſt durch den Antrag von Berendt auf Anerkennung der Revolution. Der Zug nach Friedrichshain vom 1. Juni hatte auch Leben in die öden Verhandlungen der Nationalverſammlung gebracht: am 8. und 9. folgten die bekannten Debatten. Statt die Linke zu unterſtützen oder mindeſtens ruhig zu bleiben, that beſonders Hanſemann Alles, die Anerkennung zu hintertreiben. Wem gehörte denn nun aber die Majorität von 19 Stimmen, die ſo mühſam errungen war? Nicht dem Miniſterium, ſondern der Reaction. Für ſie war es in's Feuer gegangen: ihr blieb der Sieg — die Schlappen, welche aus der neuen Stellung des Kabinets zur Rechten unausbleiblich folgen mußten, trafen das Miniſterium. Es fiel eigentlich ſchon an jenem Tage. In welchem Boden wollte es denn wurzeln? denn der Revolution hatte es ſich ſelbſt entzogen — an die Reaction mochte es ſich nicht anſchließen — eine Transactionspartei aber iſt ein Widerſpruch in ſich ſelbſt: und auf einer Partei muß ein Cabinet doch am Ende fußen.

Die Reaction hob nun mächtig ihr Haupt. Auf jede Weiſe wurde der Vorfall mit Sydow und Arnim von ihr ausgebeutet. Die Verſammlung für unfrei zu erklären, Bürgerwehr und Volk zuſammenzuhetzen, endlich durch Militär und Pöbel zu triumphiren — das waren ihre Abſichten. So ward der Sturm auf's Zeughaus am 14. bei den Haaren herbeigezogen (??). Natürlich ſoll die Thätigkeit der Anarchiſten damit nicht in Abrede geſtellt werden, wenn ich in dem Wühlen der Camarilla den eigentlichen Hebel jener Ereigniſſe ſehe. Nun war am 15. die Transaction zu Ende: es gab nur noch Reaction und Revolution. Anſchluß an die erſtere hätte dem Miniſterium Nichts geholfen; denn nur die äußerſte Rechte ſchwört zu ihrer Fahne. Uhlich's Antrag, unterſtützt von allen chriſtlich-gemüthlichen Kanzelrednern, ging durch — und ſo erkannte man die Revolution praktiſch an, wie man ſie theoretiſch geläugnet. — Nun folgte die Waldeck-Wachsmuth'ſche Vorlage und jetzt, da es ſich nicht mehr um eine rein prinzipielle Frage handelte, hatte ſich die miniſterielle Majorität von 19 Stimmen plötzlich in eine Minorität von 16 verwandelt. Auch hier konnte das Miniſterium durch Schweigen erklären, daß der vorgelegte Verfaſſungsentwurf nicht der ſeinige wäre — daß alſo ſeine Exiſtenz von der Annahme oder Verwerfung deſſelben nicht abhänge. Aber Camphauſen ſchwankte nach alter Weiſe. Er erkannte die Unvollkommenheit jenes Machwerkes an — verlangte aber dennoch ausdrücklich, daß die Kammer es bei ihren Debatten als Grundlage benutze. Erſt durch dieſe Halbheit wurde die Debatte zu einer Lebensfrage für das Kabinet.

Dennoch trat Camphauſen jetzt noch nicht zurück, ſondern erſt als er die Ergän-

zung seines Ministeriums unmöglich fand. Natürlich zu einem Transactionsministerium hatte Niemand Lust. Die Reaction aber hatte den braven Mann nicht deshalb in's Feuer gejagt, um ihm nachher unter die Arme zu greifen, mit der Revolution hatte er selbst gebrochen.

Trotz der trefflichen Haltung der Linken und trotz ihrer Siege in der Kammer, hat die Camarilla durch die Ereignisse vom 14. Grund und Boden im Volke gewonnen. Die neue Emigration macht sich sogar an der größeren Oede der Straßen bemerkbar; die letzte Hoffnung auf Erwerb ist dem Kleinbürger verschwunden; man hat seit der unglückseligen Plünderung das gute Gewissen verloren; kurz es herrscht die gräßlichste Apathie. Einen günstigeren Augenblick kann die Reaction kaum finden; sollte sie ihn nicht benutzen? — Man möchte gerne auch den Herren von der Camarilla ein menschliches Herz zutrauen, aber wenn man die Gespräche der Potsdamer Offiziere anhört, wenn man sieht, wie die Ostgrenze entblößt daliegt, die Rheinprovinz dagegen mit Militär vollgestopft wird — dieser Punkt, der doch nur dann gefährlich ist, wenn die Reaction ihr va banque auszuspielen gedenkt; dann ist es einem ehrlichen Manne wahrlich nicht zu verdenken, wenn ihm allerlei neapolitanische Phantasien im Kopfe herumgehen. V. H.

## VI.

## Aus Leipzig.

Republikaner, Quartiermacher und Kosaken.

Die Feier des Johannistages schloß bei uns mit einer eben so neuen als eigenthümlichen Belustigung, einer Art von großartigem Blindekuhspiel auf dem Markte, ausgeführt von der Communalgarde einerseits und der „republikanischen" Partei andrerseits. Sie sehen, ich schließe, um Irrthümer zu vermeiden, das Wort „republikanisch" mit Gänsefüßchen ein; man muß bei unsern Johannisnachtrepublikanern nicht etwa an die Männer vom Rütli und ähnliche antiquirte Gestalten denken; im Gegentheil sie gehörten größtentheils dem zarten Alter an, in welchem man sich die Tyrannei höchstens mit einem Birkenreise bewaffnet zu denken pflegt, und ihre ganze republikanische Wirksamkeit beschränkte sich darauf, daß sie von Zeit zu Zeit ein unartikulirtes Geschrei ausstießen, das eben so wohl Zufriedenheit als Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen ausdrücken konnte und wahrscheinlich keins von beiden ausdrücken sollte. Weshalb man diese juvenilen Bürger gerade Republikaner nennt, weiß ich nicht; es scheint, daß wie bei einer Pest alle gewöhnlichen Krankheiten aufzuhören pflegen, während einer politischen Krisis alle Privatdummheiten aufhören, weil man sie wohl oder übel einer Partei in die Schuhe schiebt. Wie dem auch sei, die Communalgarde ging endlich auf das vorgeschlagene Spiel ein, aber die „Republikaner" waren viel zu klug, um sich haschen zu lassen, sondern gingen geschwind nach Hause. Die Communalgarde erbarmte sich einer Anzahl von Zuschauern, die über die rasche Beendigung des Spiels untröstlich waren, steckte sie zur Unterhaltung auf ein Paar Stunden in die Wache und damit endigte die „republikanische" Schilderhebung. So unterhaltend aber ein solches Spiel für die Zuschauer auch sein mag, wäre es doch im Interesse der Communalgarde wünschenswerth, daß es nicht öfter vorkäme, was am leichtesten zu erreichen wäre, wenn jeder, der nicht activen Antheil zu nehmen wünscht, fein ruhig nach Hause ginge; die große Masse der neugierigen Zuschauer allein ist es, die es möglich macht, daß bei einer solchen Gelegenheit die ganze Stadt zwecklos alarmirt wird. — Gegenüber diesem leichtfertigen modernen Treiben kamen

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064469305



indessen doch noch einige rührende Züge vorsündfluthlicher Bürgertugend vor, die mitunter einen fast idyllischen Eindruck machen. So hat Jemand kürzlich, wenn ich nicht irre im Tageblatt, dessen Inserate überhaupt einen trefflichen Barometer unserer öffentlichen Zustände abgeben, man solle doch jetzt, wo von allen Seiten Krieg drohe, der leicht feindliche Heere in's Herz Deutschlands führen könne, bei Zeiten die nöthigen Vorkehrungen treffen und deshalb — nun was meinen Sie? Etwa einen Landsturm rüsten oder dergleichen? Weit gefehlt! Man solle über den besten Modus der Einquartirung berathschlagen und Männer zu Rathe ziehen, die sich noch von den Zeiten der Schlacht bei Leipzig her darauf verständen! Das nenne ich Vorsicht! Einige weiße blumenstreuende Mädchen werden sich ja wohl auch noch besorgen lassen und dann können wir ruhig dem Einmarsch des russischen Czaren nebst Kosaken entgegensehen; im Nothfall würde er sich wohl durch eine Deputation bewegen lassen, noch ein Paar Tage zu warten, damit ja alles recht hübsch wird. Ich glaube nicht, daß diese friedfertige Stimmung und die gemüthliche Ruhe, mit der unser Patriot dem feindlichen Eindringen als einem unabwendbaren Fatum entgegenzusehen scheint, in Deutschland sehr verbreitet ist; wahrscheinlich ist jene Stimme von einem eifrigen und gläubigen Zeitungsleser, der sich durch die Gerüchte von dem Anrücken der russischen Heere hat erschrecken lassen. Ich habe diese Gerüchte zum Gegenstand einer speziellern Beobachtung gemacht und bin zu dem allerdings erstaunlichen Resultat gekommen, daß bereits acht russische Kaiser mit circa sieben Millionen Soldaten auf verschiedenen Wegen gegen uns im Anmarsche sind, ganz abgesehen von zwei Reservekaisern, die in Petersburg an verschiedenen Krankheiten darniederliegen und einem dritten, der incognito mit ungefähr siebenmalhunderttausend Mann nach Paris gegangen ist, um uns auch gleich von der andern Seite beizukommen. Es ist diese Gerücht- und Geheimnißkrämerei ein trauriges Erbtheil aus unserer frühern Zeit, in der die Presse zum Theil darauf angewiesen war, von Winken „hochgestellter" Personen zu leben, weil Alles, was man offiziell erfuhr, so langweilig war, daß es Niemand lesen mochte; jetzt sind, wie es scheint, die hochgestellten Personen sammt ihren Winken abgekommen und an ihre Stelle betrunkene russische Wachmeister, hin und wieder auch mystische Generals mit unaussprechlichen Namen auf ski und owitsch getreten. Rußland hat alle Ursache sich vor einem Kriege mit Deutschland zu hüten und seine Regierung weiß das wahrscheinlich eben so gut wie wir; sie würde dem Rufe der Schlauheit, in dem sie wahrhaftig nicht ohne Grund steht, schlecht entsprechen, wenn sie nicht so weit von der Stimmung in Deutschland unterrichtet wäre, um einzusehen, daß es kein besseres Mittel gäbe, um Deutschland einig zu machen, keinen einfacheren Weg, um die verhaßten Freiheitsideen in Rußland einzuführen, als einen russischen Einfall in Deutschland; trotzdem ist ein Angriff von Seiten Rußlands immer möglich, wenn auch vorläufig gerade nicht wahrscheinlich, und wir müssen jedenfalls auf unsrer Hut sein. Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß jene übertriebene Russenriecherei, wie sie einige unserer Blätter en gros betreiben, irgend etwas nützt; sie nützt eben so wenig gegen die Russen, wie die Jesuitenriecherei ihrer Zeit gegen die Jesuiten genutzt hat, im Gegentheil sie schadet sehr viel; es wird so lange „Wolf" gerufen, bis Niemand mehr darauf achtet, und was weit schlimmer ist, es sieht so aus, als ob wir einen russischen Angriff fürchten, wenn unsere Presse die lächerlichsten Gerüchte mit der größten Sorgsamkeit beobachtet und drei Monate lang hinter einander für den folgenden Tag den Einmarsch der Russen ankündigt, mit derselben Steigerung in den Ausdrücken, die ein reisender Künstler von der schlechtern Sorte für seine ewig wiederholte letzte Vorstellung anwendet. Mögen sie kommen, wenn sie wollen; sie werden einen heißen Empfang und schlechte Quartiere finden.

**Kurt.**

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Inter. Redacteure: J. Kaufmann u. Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

nycg97i 3044

Digitized by Google

Digitized by Google